

Velhagen & Klasings Monatshefte



Der Märchenerzähler. Gemälde von Prof. Otto Sein-München.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 5, Januar 1905.

Heilige Tage.



Bist Du in Öde und Alltagsstaub
Das liebe Jahr lang gegangen?
Lag Deine Seele wie blind und taub
In tausend Sorgen gefangen?

Hast Du vom Morgen bis Mitternacht
Nichts als Klage und Plage?
Arme Seele, nimm Dich in acht!
Es kommen seltsame Tage!

Du spürst ihr Nahen schon wunderbar,
Ein holdes heimliches Treiben!
Die Sterne winken Dir groß und klar
Von oben her durch die Scheiben,

Und Englein huschen am Gartenzaun,
Krausköpfig Flügelgesindel,
Und tuscheln leise im Abendgrau'n
Von Christkinds Krippe und Windel.

Verstohlen schleicht es wie Tannenduft
Dir nach auf Treppen und Gängen,
Ein Singen geht durch die Winterluft,
Das bleibt im Ohre Dir hängen, —



Ach, alte Lieder von liebem Klang,
Die Mutter ſang ſie vor Zeiten —
Und es pocht das Herz Dir ſo ſelig bang,
Als müſſe das Chriſtkind läuten!

Und es kommt ein Abend, da bricht's heraus,
Da kannſt Du nicht mehr entrinnen,
Da iſt ein Jauchzen von Haus zu Haus,
Ein Leuchten draußen und drinnen.

Und Glocken ſingen von jedem Turm
Über den Schnee der Gaſſen —
Da wird der heilige Liebesſturm
Auch Dir die Seele erfaſſen,

Und der Schrei der ſchluchzenden Sehnſucht bricht
Dir heiß von zuckender Lippe:
Zünde auch mir Dein Himmelslicht,
Heiliges Kind in der Krippe!

Lulu von Strauß und Torney.



Hans Kamp.

Roman von

Adeline Gräfin zu Rantzau.

(Abdruck verboten.)

„Der ist noch nicht König, der der Welt gefallen muß,
Nur der ist's, der bei seinem Tun
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen."
Schiller (Maria Stuart).

1. Kapitel.

So, mein Junge, ich hoffe, ich habe Dich nun gründlich überzeugt und Du siehst ein, daß Du auf diese Art und Weise nicht weiter kannst, nicht wahr? Mit diesen Arbeiten, die Du da liegen hast, wirst Du niemals Geld machen, sie sind viel zu schlicht, zu unauffällig, das mußt Du mir doch zugeben!"

Mit diesen Worten wies der Kommerzienrat von Potzinger mit dem Spazierstock auf einige Ölskizzen und Farbenstudien, die in dem ärmlichen, kleinen Atelier auf dem Fußboden herumlagen, und blickte sein Gegenüber fragend an. Würde der Junge sich denn niemals entschließen zu antworten? Seit einer halben Stunde schon setzte Herr von Potzinger ihm nun in der dringlichsten Weise auseinander, daß ein Maler, der nicht verstünde, seine Kunst in Geld umzusetzen, ebenso untauglich wäre, wie ein Kaufmann, der seinen eigenen Vorteil nicht im Auge hätte, und Hans Kamp hatte doch schon so hübsche Erfolge zu verzeichnen mit seinen netten kleinen verkäuflichen Bildern! Aber wenn er sich nun statt dessen auf diese schlichten, großen — unmöglichen Landschaften werfen wollte, dann war er eben verloren, und das mußte der junge Mann doch einsehen!

Der junge Mann stand aber noch immer stumm da. In seinem blassen Gesicht zuckte es. Er drehte einen großen Borstenpinsel nervös zwischen den Fingern und starrte auf die Skizzen, die auf dem Fußboden herumlagen. Er hatte sie dort ausgebreitet, um sie besser sehen zu können, und dabei hatte sein väterlicher Freund und Wohltäter ihn überrascht und hatte ihm diese lange Rede gehalten, der er ziemlich verständnislos gelauscht hatte. Nur das eine hatte er verstanden, — die Hand, die viel für ihn getan, wollte sich zurückziehen, gerade jetzt, wo für ihn so viel auf dem Spiel stand. Er hob plötzlich den Kopf und sah den Kommerzienrat an. In seinen Augen lag eine Frage, eine letzte, brennende —, aber nein, es war unmöglich. Er hatte dies ja alles schon kommen sehen, lange, lange, er konnte nicht noch einmal bitten. Er fuhr mit der Hand über das Gesicht.

„Jawohl, Herr Kommerzienrat, wie Sie wünschen," sagte er hastig und leise. Er fühlte, daß es sinnlos war, was er da sagte; aber was sollte er dem guten Mann antworten?

Der Kommerzienrat war befriedigt.

„Ich will Dich nicht überstürzen, lieber Freund," sagte er, „laß Dir Zeit. Komm heute abend um acht zum Diner zu uns, und nachher bei einer guten Zigarre besprechen wir Deine weitere Zukunft. Du weißt, daß ich Dir wohl will und daß, hm, daß ich immer eine offene Hand für Dich habe."

Damit streckte er ihm eine große, wohlgepflegte und beringte Hand hin. Der Maler legte seine langen, mageren Finger einen Augenblick hinein, und dann war er allein. Er hörte den Wohltäter schwerfällig die fünf Treppen hinuntersteigen; er hörte die Haustür zufallen, nun die Wagentür, das Getrappel der Pferde, und lautlos rollten die Gummiräder über das Straßenpflaster dahin.

‚Gott sei Dank, daß er fort ist,' dachte Hans Kamp, während er mechanisch seine Skizzen aufsammelte und mit Heftzwicken wieder an der gelblichen Kalkwand des Ateliers befestigte.

‚Euch kann er mir nicht nehmen,' fuhr er in seinem Gedankengang fort, ‚euch kann mir niemand nehmen! Und wenn dann auch alles aus ist, ihr seid mein!'

31*

‚Mein!‘ wiederholte er noch einmal und starrte seine Arbeiten an.

Wie heiß es hier oben war!

Er zog die Jacke aus und stand nun in Hemdsärmeln am Fenster und sah über die Dächer und Schornsteine der Stadt hinweg.

Es lag ein feiner Dunst über allem, und vor seinen Augen gestaltete sich, was er sah, im Nu zum Bilde. Aber er konnte nicht arbeiten, es hatte sich wieder einmal eine kalte Hand auf sein Herz gelegt und seine Schaffenskraft gelähmt.

Und doch war es die Hand seines Wohltäters, des Freundes seines längst verstorbenen Vaters, der sich des Knaben von früh an angenommen hatte, der auch seine Mutter und seine Schwester unterstützte und so viel, so viel für die Familie Kamp tat.

Es war die alte Geschichte gewesen.

Die Familie Kamp wollte, daß der Junge Kaufmann werden sollte, und der Junge wollte Maler werden. So ein Unsinn, bei dieser Konkurrenz heutzutage und bei diesen traurigen Kunstzuständen überhaupt, wo gerade die Malerei in gänzlichem Verfall sich befand. Kein anständiger Mensch konnte ja mehr die Ausstellungen besuchen, denn die Bilder waren ja nicht zu verstehen. Und da wollte nun dieser mittellose Knabe sich hineinstürzen. Und da war Herr von Potzinger es gewesen, der ihm geholfen hatte!

Hans Kamps Vater war Pfarrer in einem großen Dorf der Lüneburger Heide gewesen. In der Heide hatte Hans seine Kindheit verlebt, und sie, die große, stille Zauberin hatte den Knaben mit all ihren Reizen an sich gefesselt, er gehörte ihr mit Leib und Seele, er kannte sie, und sie kannte ihn. Stundenlang hockte er unter den wilden Wacholdern und starrte über das endlose, rotschimmernde Land und träumte die schönsten Märchen und erlebte die wunderbarsten Geschichten mit Kaninchen und Vögeln und Heimchen. Alle ihre Schlupfwinkel kannte er, ihre Gewohnheiten, Freuden und Leiden; er war einer von ihnen.

Dann kam der plötzliche Tod des Vaters, und mit Mutter und Schwester mußte Hans nach Lüneburg ziehen. Er ging dort mit den anderen Kindern zur Schule; aber er war immer ein Einsamer, seine Seele verzehrte sich vor Heimweh. Und da fing er zuerst an, in seiner freien Zeit, Bilder von der Heide zu malen. Niemand bekam diese grotesken, naiven Gemälde zu sehen, sie waren meistens mit bunten Bleistiften ausgezeichnet, oder nur mit Kohle und Kreide, aber ihm selbst waren sie Heiligtümer, und von nun an stand es fest bei ihm: ein Maler wollte, mußte er werden!

Seine Mutter war außer sich, als er ihr nach seiner Einsegnung diesen Wunsch mitteilte und verweigerte ihm jede Hilfe, aber Hans arbeitete in der Stille unermüdlich weiter. Und dann geschah das Unglaubliche, — eine kleine Kohlenzeichnung, die er von dem alten Kloster Lüne gemacht hatte, wurde bei dem Buchhändler für zehn Mark verkauft, und gerade an diesem Glückstage reiste zufällig Herr von Potzinger mit seiner Tochter Irene durch Lüneburg und suchte die Witwe seines Freundes auf. Und da wurde das Schicksal des jungen Kamp besiegelt. Während nämlich Herr von Potzinger bei der Pastorin Kamp saß und sie ihm ihre Not klagte, gingen die beiden jungen Leute durch Lüneburg, und im Rathaus, vor all den herrlichen, alten Schätzen beschlossen sie, daß Hans ein großer, großer Künstler werden müsse.

Irene von Potzinger war schon einmal, als zehnjähriges Kind, bei Kamps längere Zeit in der Heide gewesen. Sie war damals zart und fand in der kräftigen Luft ihre Gesundheit wieder, — gleichzeitig fand sie einen Freund fürs Leben, den kleinen, achtjährigen, stillen Hans, der vom ersten Tage an für sie durchs Feuer ging.

Nun war sie eine elegante Weltdame geworden, und er ging schüchtern und doch sehr stolz neben ihr durch die altertümlichen Straßen Lüneburgs. Die Idee, daß er Künstler werden wollte, begeisterte sie. Sie war das Lieblingskind ihres Vaters, gewöhnt alles durchzusetzen, was sie wollte, und sie w o l l t e ihm helfen.

Schon am Abend dieses Tages hatte sie erreicht, daß der Papa großmütig die ganze Sache in die Hand nahm und versprach, für Hans' künstlerische Ausbildung zu sorgen. Die Pastorin Kamp war gegenüber dieser unerwarteten Wendung im Lebensschicksal ihres Sohnes sprachlos und widerstandslos, denn wenn der reiche

Kommerzienrat in Berlin sich ihres Kindes annahm, so war ja dessen Zukunft gesichert. Und so kam Hans nach bestandenem Abiturientenexamen nach Berlin auf die Akademie und begann mit Feuereifer sein Studium.

Es zeigte sich, daß er wirklich Talent hatte, er machte große Fortschritte, und seine Lehrer bauten die schönsten Hoffnungen auf ihn.

Potzinger war jetzt sehr stolz auf seinen Schützling.

Als die ersten Studienjahre verflossen waren, machte er einen der ersten Porträtisten Berlins auf den jungen Kamp aufmerksam, und Hans kam ganz in dessen Hände.

In seiner brennenden Begier zu lernen, folgte er seinem Lehrer, dem Professor Krüser, blindlings und galt bald für dessen besten Schüler. Er durfte die Bilder des Meisters untermalen, ja er durfte manchmal, was zwar niemand wußte, auch dessen Bilder fertig machen, und schon riskierte er eigene Kompositionen „à la Krüser“, wie seine Kameraden ihm warnend sagten, aber Hans verstand sie nicht und Potzinger stand hinter ihm nnd trieb ihn an und brachte ihn vorwärts.

Krüsers „Farbensymphonien“ mit den grotesken Verzeichnungen wurden damals in Berlin sehr gekauft. Potzinger selbst besaß eine ganze Galerie Krüser, auf die er sehr stolz war, aber in der Stille hoffte er, daß bald sein Schützling, der junge Kamp, den Meister übertreffen werde.

Kamp war wie Sohn im Hause bei den Potzingers. Er durfte die beiden Töchter Irene und Hildegard malen, in Schlangenlinien natürlich — vielleicht in rotem Gewande gegen blauen Hintergrund —, er durfte auch mit ihnen musizieren und durfte in allen Dingen ihr dankbarer treu ergebener Sklave sein. So wurde er in einem Atem ausgenutzt und vorwärts getrieben und in aller Harmlosigkeit und mit bestem Wohlwollen zugrunde gerichtet. Sie merkten das gar nicht.

Und er merkte es auch nicht, bis er dann einmal, plötzlich einem dunklen Drange folgend, mit einem kleinen Verdienst in die Heide geflohen war und angefangen hatte zu landschaftern.

Da wurde er sehend. Mit einem Mal. Da erkannte er endlich seine Bestimmung. Es war ein Todesschreck und ein plötzliches Erwachen.

Wie er nun arbeitete! Mit Verzweiflung, mit Begeisterung, mit nie geahnter Kraft, mit allen Fasern des Gemüts und der Seele.

Mit Schätzen beladen kehrte er nach Berlin zurück.

Dort wollte niemand von diesen Schätzen etwas wissen.

Mein Gott, es war ja überhaupt nichts drauf auf diesen Skizzen, nur Heide meistens, grau in grau, so dunkel, so unscheinbar — was sollte man sich dabei denken?

Herr von Potzinger war wütend.

„Wenn Du umsattelst, zieh ich mich von Dir zurück,“ sagte er wiederholt.

Es half aber nichts.

Seit seiner Rückkehr aus der Heide kam Hans sich vor wie ein „Gezeichneter“, er konnte nicht mehr unter Krüser arbeiten und verschlechterte sich von Bild zu Bild. Er dachte an nichts mehr als an seine Heide und fing an, nach seinen Skizzen riesengroße Bilder zu komponieren. Er war dieser Aufgabe noch lange nicht gewachsen, aber seine übervolle Seele mußte sich ausströmen und gewann Gestalt in ungeheuren Heidebildern, die in ihrer Herbheit und Wahrheit etwas Grandioses hatten, aber niemals als fertige Gemälde gelten konnten und namentlich seine zeichnerische Unvollkommenheit klar zutage treten ließen.

Das fühlte er selbst, und da Herr von Potzinger ihm nicht mehr helfen wollte, und seine Rechnungen für Farben und Leinewand ins Riesenhafte wuchsen, so war er nah am Verzagen.

Ja, so ging es nicht weiter. Entweder alles aufgeben, oder alles erreichen. — Und nun war heute Herr von Potzinger wieder bei ihm gewesen, und er stand hier noch immer am Fenster und dachte an das, was der Wohltäter ihm gesagt hatte.

„Ihr knechtet mich!“ sagte er plötzlich laut, „ich muß mich befreien.“

Er wandte sich rasch um und trat mit verschränkten Armen vor seine Skizzen hin. Das waren erst seine Werke, seine Kinder! Sein Herzblut klebte daran. Unter welchen Ängsten und Qualen hatte er sie geschaffen, — da das Stück aus der sonnigen Heide und die große aufsteigende Wolke darüber.

Himmel, war das schön! Ja, das war sein Fach, das mußte er malen, er mußte, und er konnte es auch! Seine kleine, schlanke Gestalt reckte sich plötzlich; er ging aufgeregt im Atelier hin und her. Er fühlte, er war verloren, wenn er jetzt wieder in die alte Manier verfiel. Dann lieber die Kunst ganz aufgegeben! Aber er, und die Kunst aufgeben? Lieber sterben! Mochten sie ihn alle verlassen und verstoßen, mochte er verhungern, es war alles gleich, nur malen, malen! —

Tausend Gedanken und Pläne schwirrten ihm durch den Kopf. Der kleine Raum war ihm plötzlich wie angefüllt mit Gestalten und Bildern; und er schuf und schuf. In Gedanken versunken blieb er jetzt stehen. Da stand ein altes Stillleben an der Wand; er setzte es auf die Staffelei und fing mechanisch an mit der Spachtel darauf herumzukratzen; es entstanden so merkwürdige Sachen daraus.

Während der Arbeit flogen seine Gedanken zu Irene Potzinger. Was wohl aus ihr einmal werden würde? Sie war so anders als ihre ganze Familie; sie paßte da nicht hinein — mit diesen merkwürdigen, unergründlichen, schönen Augen und mit dieser Begabung für Musik. Wie schön sie sang; sie ahnte es selbst nicht einmal. Sie müßte sich ausbilden lassen, aber das schickte sich ja nicht für sie. Sie war zu vornehm und vor allen Dingen zu reich; wozu sollte sie da studieren? Neulich Abend, wie hatte sie gesungen! Es klang ihm immer in den Ohren; er summte es im Schlafen und Wachen vor sich hin: „Weite Wiesen im Dämmergrau, die Sonne verglomm —" Er nahm plötzlich Palette und Pinsel, schloß die Augen halb und fing an zu malen. Eigentlich war es nur ein Spielen in Tönen über das abgekratzte Stillleben hinweg. Erst entstand ein Chaos, ein wogendes Meer von Tönen, aber dann wuchs das Bild geheimnisvoll und märchenhaft daraus hervor, wie mit Zauberfäden aus der Tiefe des Meeres gezogen: eine Wiese im Dämmergrau, weit, weit; und fern am Horizont ein dunkelrot glühender Streifen Abendrot, die Luft so dunkel. — Man spürte den Abendwind, man hörte das leise Rauschen der Blätter, dort in jenen dunklen Büschen, wo der Jasmin so stark und berauschend duftete; ein Dach dahinter, kaum zu sehen, und am Saum des Waldes, an der dämmerigen Wiese entlang, schreitet eine Gestalt, ein Mann. Es ist alles nur wie eine Vision, gleich wird die Sonne sinken, dann steigen die Sterne, und die Gestalt verschwindet.

Hans Kamp ließ die Pinsel sinken. Er hatte Stunden und Stunden gemalt, ohne es zu wissen. Es wurde dämmerig im Atelier; er saß jetzt mit geschlossenen Augen da, ahnungslos, daß er ein Kunstwerk voll der geheimnisvollsten Poesie geschaffen hatte. Er merkte gar nicht, daß die Tür sich öffnete und sein Freund und Studiengenosse, der Bildhauer Otto Finzenthal eintrat.

Erst als eine Hand sich auf seine Schulter legte, fuhr er auf und blickte wie abwesend in das Gesicht des Freundes. Dessen Augen hingen starr an dem Bilde, und jetzt faßte er Hans Kamp heftig am Arm.

„Mensch, Junge, was hast Du da gemacht! Das ist ja überhaupt schön!"

„Still!" flüsterte Hans, die Hand über die Augen legend. Einen Augenblick lehnte sein Kopf gegen die Schulter des Freundes.

„Meinst Du wirklich," fragte er dann ängstlich, beinahe kindlich, „daß etwas dran ist? Ich habe nur so — nur so — gemalt — weißt Du!"

„Ich kann mich gar nicht so schnell fassen, Hans. Es ist sehr fein; und wie Du die Wiese im Ton getroffen hast und die Stimmung im ganzen! Es ist ein Gedicht."

„Es ist ein Lied," sagte Hans. „Ich mußte es malen!"

Sie schwiegen beide. Mit glänzenden Augen und vor Erregung blassen Gesichtern standen sie umschlungen vor dem Bilde.

„Du Glücklicher! Und wer sagte gestern, er wolle nie mehr malen?"

„Ja, was soll ich auch machen. — Ich gehe ja doch zugrunde."

Er wandte sich ab und ging heftig im Atelier hin und her.

„Otto, Potzinger war heute bei mir, und —"

„Zum Donnerwetter, so schmeiß doch die Potzingers endlich mal über den Haufen; Du willst ja doch nicht Potzingerscher Hof- und Leibmaler werden. Du mußt Dich selbständig machen, Hans; Du mußt! Diese neuste Schöpfung hier vor Dir, die fordert es einfach von Dir, Du mußt Landschafter werden und vor allen Dingen Dich von

Krüser lösen. Ich habe es Dir ja immer gesagt."

„Ja, Du hast leicht reden."

Die Stimme des Malers bebte. Er hatte die Palette wieder zur Hand genommen und fing an die Farben herunter zu kratzen.

„Es ist schon so dunkel," sagte er, „bitte, Otto, mach Licht. Da in der Ecke beim Ofen steht ein Licht. — Ich werde es doch aufgeben müssen; ich bin ein elender Stümper. Was nützt es alles, ich müßte so malen können — wie ich eben muß; dabei bin ich gebunden, an — allen Ecken und Enden."

„Hans, ich habe Dir etwas zu sagen, willst Du mich anhören?" sagte Otto sehr ernst.

„Schieß nur immer los, da — setz Dich auf meinen guten Stuhl," er schob ihm mit dem Fuß eine Kiste hin — „ich kann allerdings nur knapp heute noch eine Moralpredigt vertragen."

Finzenthal setzte sich auf die Kiste und zog seinen Freund neben sich.

„Sie hält uns doch wohl beide?" meinte er lachend, aber Hans stützte den Kopf in die Hände und antwortete nicht.

Beide saßen einen Augenblick in Gedanken versunken.

„Es ist die merkwürdigste Sache, die ich noch je erlebt habe," begann Otto leise. Plötzlich schlug er Hans auf die Schulter, daß dieser beinahe zur Erde gerollt wäre.

„Junge," rief er mit Stentorstimme, „wir sind gemachte Leute."

„Was — meinst Du —?"

„Ja, wir sind aus aller Not, und das ist alles Mutter Schnappke."

„Mutter Schnappke," wiederholte Hans fassungslos. Das war die Aufwartefrau von Otto, bei der er nun seit sieben Jahren lebte. Sie war auch seine gute Freundin, aber was konnte sie ihnen helfen?

„Denk es Dir, diese grandiose Frau, sie liebt mich ja rührend, aber so was, ne so was — sie hat dreißigtausend Mark in der Lotterie gewonnen, und gestern abend hat sie mir feierlich erklärt, daß sie es mir vermachen wollte. Sie hat keine Familie mehr — und damit sie die Freude noch erlebte, soll ich es jetzt schon haben, denn sie wüßte nicht, wo ich sonst das Geld zum Studieren hernehmen sollte, hat sie gesagt, und sie kennte mich ja nun, und weil ich ihr abends noch immer Gute Nacht gesagt hätte, wäre ich ja wie ihr Sohn. Sie selbst will nichts davon haben, sie ist ja siebzig und will aus ihrer kleinen Wohnung im Hinterhaus nicht heraus und kurz und gut, den ganzen Morgen haben wir verhandelt, und die Sache ist nun abgemacht, — sie kennt ja alle meine Wünsche und Pläne, und so wird sich mein Traum erfüllen — ich gehe nach Paris, — aber nicht allein, denn Du, Hannes, Du mußt mit!"

„Wie soll ich!" stammelte Hans, vor Erregung bebend.

„Du gehst einfach mit, Junge, — Mutter Schnappke sagte gleich: ‚Was Sie Ihr Zwilling ist, das muß natürlich mit.'

„Otto —" Hans war aufgesprungen. „Otto, das kann ich doch nicht annehmen!"

„Nicht annehmen? Mensch, mach' doch keine Redensarten, möchtest Du es lieber von Potzinger nehmen?"

„O Himmel, nein."

„Na, siehst Du, — weißt Du, was ist Geld überhaupt? Es ist doch nur da, damit man es ausgibt und sich etwas Schöneres dafür eintauscht, — meine Alte ist glückselig bei dem Gedanken, daß wir nun studieren können, und denke doch, Paris! Rodin und Bartholomé und die famosen Akademien da, da kannst Du endlich zeichnen lernen. Na, schlägst Du ein und sagst topp?"

Er war auch aufgestanden und hielt dem Freunde die Hand hin.

„Otto," sagte Hans nur, „Otto."

Ihre Hände umspannten sich in eisernem Druck.

„Also abgemacht, — kein Dank — Du für mich wie ich für Dich — Junge; ich muß jetzt ein Rad schlagen, sonst berste ich vor Glück. Was werden Deine Mutter und Schwester sagen? Weißt Du, jetzt soll die Welt schon sehen, was wir leisten, und die Kunst wird von uns bezwungen, und wir beide werden mit der Natur ringen, wie mit einem ungefügen Riesen und ihm die Braut entreißen, die er bewacht. Kunowsky sagt das ja wohl, famoser Mann. — Bomben und Granaten, ist das Leben schön."

Hans konnte gar nichts sagen. Er war totenblaß. Mit der einen Hand streichelte er nur leise Ottos Ärmel.

„Dreißigtausend Mark!" fuhr Otto

strahlend fort, „tausend haben wir gleich an Hornemann gegeben, damit er sich endlich einmal ordentlich satt essen kann, weißt Du, so mal acht Tage Beefsteak mit Ei, und dann soll er seine Skizzen einrahmen und ausstellen, und dann soll er nach Schweden reisen, um einmal sorglos arbeiten zu können. Und weißt Du, Deine Schwester muß doch einen Flügel haben, das fand Schnappkechen auch —"

„Komm mit zur Alten," unterbrach ihn Hans, „ich muß sie abknutschen und — Junge, was ist denn die Uhr?"

„Es ist in zehn Minuten acht. Aber was ist Dir denn? Wie siehst Du aus!"

„Ich soll um acht bei Potzingers dinieren, und nun sieh mich an, — kann ich in zehn Minuten bei ihnen sein?"

„Du schwimmst in Öl, Lieber; aber wenn wir nur ein Licht auftreiben können, wollen wir Dich in fünf Minuten schon rein machen, — Donnerwetter, da liegt ja eins im Malkasten. So, nun: putz Dich, wasch Dich, mach Dich rein —"

„Gib mir das Licht, ich muß erst noch mal mein Bild beleuchten, — Du, es ist viel zu matt, verschwommen, es taugt also gar nichts."

„Hans, ich verbiete Dir bei Todesstrafe noch einen einzigen Strich weiter daran zu tun. Verschwommen? — Ich rieche die Luft förmlich, die Büsche da sind Jasmin, nicht wahr? Aber nun rate ich Dir —"

Hans fuhr aus seiner gebückten Stellung auf.

„Diese verwünschte Putzerei! Wie können die Menschen nur so unbarmherzig sein, uns arme Maler zum Diner im Frack einzuladen? Hat man sich den ganzen Tag geschunden und soll nun noch Konversation machen, — Otto, Engel, bürste mir den Rock da ab. Riecht er auch nicht zu sehr nach Terpentin?"

„Na, er könnte ja besser riechen," lachte Otto. „Aber nun man rin, bald schlägt ja die Befreiungsstunde von Potzinger & Co."

„Was werden sie sagen! Sie werden mich steinigen, alle, aber — adieu Otto. Morgen früh komme ich — adieu."

Er sprang mit wenigen Sätzen die Treppe hinunter; gleich darauf war er wieder oben, packte Otto an beiden Schultern, schüttelte ihn und sagte: „Du alter, greulicher Mensch Du."

Dann war er verschwunden.

2. Kapitel.

In der Potzingerschen Wohnung, Potsdamerstraße 12, hatte das Souper bereits begonnen. In dem prunkvollen, ziemlich überladenen Eßzimmer, um den reich mit Blumen und Silber bedeckten Tisch, war die Familie mit ihren Gästen versammelt. Diese bestanden aus zwei älteren Damen, Schwestern der Hausfrau, verschiedenen Leutnants, einem Geistlichen und dem Baron Jahrendiek, Vetter der Hausfrau, Abgeordneter im Reichstage und Gutsbesitzer in Preußen. An der Spitze der Tafel saß der Hausherr, würdevoll mit weißer Weste, dicker goldener Uhrkette, einen angenehmen Duft von Reinlichkeit und Wohlleben um sich verbreitend, ihm gegenüber seine Gattin, eine geborene Jahrendiek, eine stille, vornehme, kühle Erscheinung, und zwischen den Gästen die beiden Töchter des Hauses, Irene und Hildegard.

„Hör mal, liebste Sophie," wandte der Kommerzienrat sich an seine Frau, „ich hatte eigentlich den jungen Kamp auf heute abend geladen, wir müßten wohl noch einen Stuhl heranrücken."

„Na, was verstehst Du unter ‚eigentlich einladen'," sagte der Abgeordnete breit lächelnd. Er galt für einen gewandten Politiker und hervorragenden Landwirt, und bildete sich auf beides nicht wenig ein.

„Na, hör mal," lachte Potzinger, „das ist doch mit dem kleinen Kamp ganz sans conséquence, ob er kommt oder nicht, wir haben ihn ja alle paar Tage zu Tisch."

„Ist es denn schon so spät?" fragte Irene mit tiefer, klangvoller Stimme. „Wir hätten doch gut mit Anfangen warten können."

„Irene, auf solche Leute kann man doch nicht warten. Gustav, wo soll Dein Protegee sitzen?"

„Natürlich neben Irene," antwortete Potzinger, „die kann immer noch am besten mit ihm fertig werden."

„Ja, es ist recht schade, daß man von dem Verkehr mit Künstlern so wenig Vergnügen hat. Entweder sie sind ganz stumm oder sie sind zu laut," sagte die eine Tante. „Übrigens war neulich ein älteres Fräulein bei uns, Malerin, malt allerliebste, kleine Pastelle, und war so gebildet, man merkte ihr die Künstlerin doch nicht ein bißchen an. — — Ja, wenn sie alle so wären"

„Ja, es sind meistens wunderliche Leute, und nur weil sie sich belieben ‚Künstler‘ zu nennen, wollen sie auch zart behandelt sein.“

„Herr Kamp,“ meldete in diesem Augenblick der Diener, die Tür zum Flur öffnend.

„Nur immer herein,“ rief der Hausherr freundlich, „da, setze Dich neben Irene.“

Hans machte eine kurze Verbeugung gegen die Gesellschaft und nahm dann hastig Platz. Er saß zwischen Irene und der einen Tante. Irene gab ihm die Hand; er sah sie strahlend an. In seinen Augen war sie das Schönste und Lieblichste das es auf Erden gab. Blickte ihr Auge heute kalt? Er war sehr sensitiv und sofort ging es wie ein Schatten über seine Züge. Wie konnte er auch zu spät kommen!

„Verzeihen Sie,“ bat er leise.

„Warum?“ sagte sie erstaunt, „es ist ja erst eben nach acht Uhr. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie kämen — —“

„Irene, der Baron sagte Dir etwas.“

„Gleich,“ erwiderte Irene kühl und wandte ihr feines Gesicht wieder dem Maler zu.

„Sie sehen überarbeitet aus, Hans,“ sagte sie jetzt freundlich.

„Ja, ich habe riesig geschafft,“ antwortete er, „und nachher muß ich Ihnen etwas erzählen.“

Potzinger hatte die letzten Worte gehört. Gewiß hatte seine Rede vom Morgen Früchte getragen. Man sah es dem Jungen ja an, daß er einen Entschluß gefaßt hatte. Er hatte so etwas Befreites. — —

„Prost, Hans,“ sagte er freundlich. „Hören Sie mal, Sie junger Künstler“ rief Jahrendiek, „wollen Sie mich morgen einige Tage nach Schlebdorf begleiten? Ich hätte da 'ne kleine Arbeit für Sie. Altes Porträt meines Großonkels, meine verdammten Bengels haben danach Scheibe geschossen, das wäre zu reparieren —“

„Ich habe leider keine Zeit,“ war die bestimmte Antwort. „Meine Arbeit —“

Der Baron wurde ärgerlich.

„Arbeit, Arbeit! Nennt mir doch bloß nicht dies Pinseln und Schmieren von heutzutage Arbeit. Von Mühegeben ist gar keine Rede mehr bei der Malerei. Ihr schmiert alle Regenbogenfarben durcheinander auf eine Leinwand und dann nennt Ihr Euch Sezessionisten oder Gott weiß was und — — ne, das ist kein Arbeiten, da pflügt mir nur erst mal ein paar Felder runter, dann wißt Ihr, was Arbeit ist.“

Der Stein war ins Rollen gekommen; alle sprachen plötzlich auf einmal. Die „moderne Kunst“ war ein sehr beliebtes Konversationsthema. Baron Jahrendiek meinte mit gutem Fug und Recht so einmal ordentlich darüber herziehen zu können, aber als er sogar wagte, die heiligen „Krüsers“, welche die Wände zierten, anzugreifen, verwies Herr von Potzinger ihn mit einem ziemlich scharfen: „Lieber Vetter, Krüser ist der gesuchteste und bestbezahlte Maler heutzutage.“

„Ach, diese schreckliche Sezession,“ sagte die eine Tante. „Gehören Sie auch dazu, Herr Kamp?“

„Ich will von den Kerls nichts hören,“ rief der Baron unbeirrt. „Wirklich gute Maler gibt's heute doch nicht mehr!“

„Herr Kamp, nennen Sie mir einen wirklich guten Maler!“

Vor einem halben Jahr hätte Hans vielleicht noch „Krüser“ gesagt, jetzt sagte er mit schwacher Stimme: „Thoma.“

„Hüte Dich bloß davor, Thoma zu imitieren, mein Junge,“ sagte Potzinger streng.

„O Papa, der süße Geiger!“ rief Hildegard, „den hat doch jetzt jede von uns in ihrer Stube!“

„Die Antike,“ meinte jetzt der Geistliche mit wohltönender Stimme, „ist doch das einzig Wahre. Wenn die jungen Leute sich nur an die Antike mehr anlehnen wollten, dann wäre vielen geholfen, denn in der Antike ist eben das Große, daß sie persönlich ist, ohne individuell zu wirken.“

Man verstand ihn zwar nicht ganz, aber es ließ sich wenig dagegen sagen.

Herr von Potzinger und der Pastor unterhielten sich jetzt des längeren über die Unterschiede zwischen der alten und der neuen Kunst; und dieses schwierige Problem wurde mit einer so erstaunlichen Leichtigkeit behandelt, als hätten die Herren ihr Leben lang Kunst studiert. Sie erzielten aber großen Beifall bei der Tischgesellschaft, und je paradoxer und verwickelter sie die allergewöhnlichsten Gemeinplätze vorbrachten, um so mehr wurden sie bewundert. Nur Hans hörte ihnen mit starrem Erstaunen zu, und der Gedanke durchfuhr ihn, was

diese Menschen wohl sagen würden, wenn er jetzt eine Ansprache über Geschäftsführung oder Gesetzgebung und Theologie hielte. Aber er sagte nichts. Er wurde nur immer stiller. Er war wie eine Schnecke, die bei der ersten Ahnung einer feindlichen Luftströmung ihre Fühlhörner einzieht und sich in ihr Gehäuse verkriecht. An und für sich war ihm nichts so verhaßt, als die Kunst, der er mit Hingebung, mit Aufbietung aller Kräfte seines Geistes und seiner Seele, der er mit Gebet und Ehrfurcht diente, zum Konversationsthema herabgewürdigt zu sehen; noch dazu von Leuten, denen, wie er immer deutlicher erkannte, das wahre Wesen der Kunst ein Buch mit sieben Siegeln war.

„Das Traurige ist," sagte die Frau des Hauses jetzt, „daß es so furchtbar viele Künstler gibt. Das ist das Elend. Es gibt viel zu viel Maler, und darum ist der Verdienst so gering!"

Hans Kamp blickt starr vor sich auf seinen Teller. Er sagte nichts. Wäre doch Otto da gewesen. Der wäre imstande gewesen und hätte den Leuten die Wahrheit gesagt; aber er konnte das nicht; er war wie gelähmt, und dann verstummte er. Er kam sich plötzlich vor wie unter ein Volk Hühner geraten, die planlos auf alles lospicken, was ihnen unter den Schnabel kommt. Wehe dem harmlosen Wurm oder Käfer, den die Sonne ans Tageslicht lockt, er fällt ihnen bedingungslos zum Opfer.

„Es gibt überhaupt zu viel Menschen," sagte jetzt Irene mit etwas zitternder Stimme. „Die vielen Künstler tun der Welt doch eigentlich nichts zuleide; aber die viel zu vielen mittelmäßigen Pastoren, die richten doch Unglück an. Nicht wahr, Herr Pastor?"

„Irene," sagte der Kommerzienrat streng. Der Geistliche blickte seine Nachbarin konsterniert an.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er dann würdevoll, „dieses ernste Thema wird besser von reifen Männern an passendem Orte verhandelt, als hier bei Tische in Gesellschaft liebenswürdiger Damen und eines jungen Künstlers. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Nicht wahr, lieber Kamp?"

Hans Kamp dankte Irene mit einem strahlenden Blick.

„Umgekehrt, Herr Pastor," sagte er. „Ich finde das Leben schön, und die Kunst groß und ernst."

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

„Ja, ja, wenn man die Sorgen des Lebens noch nicht kennt."

„Aber, Herr Pastor, Ihnen geht's doch ganz gut," krähte Hildegard von gegenüber.

„Kinder, Ihr schweigt jetzt still," sagte der Hausherr, „Ihr versteht alle nichts davon; lieber Herr Pastor, achten Sie mal auf diesen Wein; Sie sind ja Kenner. Komm Hans, gib auch Dein Glas her. — Ich bin dafür, daß wir uns den materiellen Genüssen zuwenden, denn dazu ist das Mittagbrot doch da."

Hans goß das Glas Wein in einem Zuge herunter.

„Ich habe jetzt plötzlich einen Mordshunger," flüsterte er Irene zu. „Vorhin, da konnte ich gar nicht essen."

„Nein," sagte die Tante, die ihm zur anderen Seite saß, „die beiden Herren sprachen ja auch so wundervoll über die Antike, daß man das Essen ganz vergaß. Wie denken Sie darüber, Herr Kamp?"

‚Mein Himmel, geht es wieder los,' dachte der Unglückliche. „Mir war's zu hoch!" antwortete er.

Sehn Sie wohl, wir anderen verstehen oft mehr von Kunst, als die sogenannten Künstler von heutzutage. Ja, ja, das können Sie nicht leugnen!"

„Haben Sie Kanarienvögel, gnädiges Fräulein?" fragte Hans verzweifelt.

„Wie?"

„Tante Martha, er fragt, ob Du einen Kanarienvogel hast," prustete Hildegard.

„Ich habe allerdings verschiedene Vögel," sagte Fräulein von Jahrendiek sehr pikiert.

In diesem Augenblick hob der Hausherr die Tafel auf, und man begab sich in den Salon nebenan.

„Es ist unglaublich, was für ungebildete Bemerkungen so die Künstler machen," sagte Tante Martha zu ihrer Schwester. „Was meinte er eigentlich mit den Vögeln?"

„Liebe Martha, Du mußt von dem jungen Kamp nicht erwarten, daß er so gebildete Konversation macht, wie wir es gewohnt sind. Er lebt doch ausschließlich seiner Kunst, und mein Mann, der ja ungeheuer viel von Kunst versteht, tut viel für ihn, aber größtenteils verkehrt er doch nur mit Leuten seines Standes. Hast Du übrigens gehört, daß der Landrat Tatzleben sich nächstens verloben wird?"

„Ach, ist er nicht mit den Tinkeuburgs verwandt?"

„Ja, er ist der dritte Sohn zweiter Ehe. Seine Mutter war eine geborene von Jahrendiek. Diese Jahrendieks sind auch weitläufig mit den Potzingers verwandt. Eine Schwester meines Mannes hat einen Dodenhund geheiratet, Uradel aus dem dreizehnten Jahrhundert. Und Tatzleben —"

„O, Sophie! Ich hoffte auf ihn für Irene."

„Ach, Irene ist er lange nicht gut genug."

„Irene ist wirklich reizend, Sophie. Sieh, wie sie da mit Kamp steht. Ich finde aber, er hat einen recht freien Ton mit ihr."

„Nimmst Du ein Täßchen Kaffee? Hier. Ich beziehe meinen Kaffee jetzt von Gnesen, viel billiger wie bei Tunte, und sehr gut. Der Mann kann nicht viel dabei verdienen, aber uns schmeckt der Kaffee vortrefflich. — Weißt Du, wir kennen den kleinen Kamp seit seiner Kindheit. Mein Mann tut unglaublich viel für ihn; des verstorbenen Vaters wegen. Und Irene — sie ist ja fast zwei Jahre älter wie er. Sie ist immer sehr freundlich für ihn und hat seit jeher einen protegierenden Ton mit ihm, und er kann doch nur von ihr profitieren. In manchen Dingen ist er ihr dann wieder recht bequem. Er tut alles für sie. Wirklich, sie könnte sich keinen beflissenеren ‚Laufjungen' halten. Und darum nimmt sie manchmal etwas stürmisch seine Partei."

„Na ja, wenn man so gut für ihn ist wie Ihr, will man doch auch etwas von ihm haben. All diese Gemälde hat er doch für Euch kopiert, nicht wahr?"

„O bewahre, Gustav kauft nur Originale und von den ersten Künstlern, aber wir haben alle einmal Kamp aus Freundlichkeit gesessen, und manche Künstler fanden seine Bilder sehr gut. Mein Mann hat ihm dann auch noch etwas dafür gegeben. Wir hoffen, daß es sich alles noch mal einbringt, was wir an ihn gewandt haben. — Was macht denn Euer Basar?"

In einer Fensternische standen Irene und Hans Kamp. Er wollte ihr von seinen Plänen, seinem großen Glück erzählen, aber irgend etwas schnürte ihm die Kehle zu, und er brachte kein Wort über die Lippen. Hätte sie ihn nur gefragt, sie war aber erfüllt von anderen Erlebnissen, die sie ihm eifrig erzählte.

„Wollen Sie mir nicht noch einmal das Lied singen?" bat er plötzlich weich.

„Ja, gern, kommen Sie mit."

Er folgte ihr ins Musikzimmer. Es war sehr geschmackvoll eingerichtet, dank der eifrigsten Bemühungen des jungen Malers. Hans setzte sich sofort in eine verschwiegene Ecke, und Irene blätterte in ihren Noten. Er folgte jeder ihrer Bewegungen mit Entzücken. Wie schlank, wie schmiegsam sie war. Wie das durchsichtige schwarze Spitzengewebe ihre Glieder umfloß! Wie leuchtete die dunkelrote Rose an ihrer Brust. Und ihre Augen strahlten immer in einem anderen Glanz, bald hellblau, wie kalter Stahl, bald dunkel und unergründlich, wie die geheimnisvollste Nacht. Jetzt ließ sie sich nieder und sang ihm sein Lieblingslied, „Den Traum durch die Dämmerung."

Weite Wiesen im Dämmergrau;
Die Sonne verglomm, die Sterne ziehn,
Nun geh ich hin zu der schönsten Frau,
Weit über Wiesen im Dämmergrau,
Tief in den Busch von Jasmin.

Durch Dämmergrau in der Liebe Land,
Ich gehe nicht schnell, ich eile nicht,
Mich zieht ein weiches, samtenes Band,
Durch Dämmergrau in der Liebe Land,
In ein mildes, blaues Licht.

Er schloß die Augen und träumte. Eine grenzenlose Sehnsucht ergriff ihn plötzlich nach der Liebe Land. In weiter Ferne lag es noch für ihn, wie mußte er noch wandern, mühsam und lange. Ein endloser Weg, in Dämmerung gehüllt. Und das Ziel?

Als sie endete, stand er auf und trat an sie heran. Seine Augen glänzten. Er faßte zaghaft ihre Hand, küßte sie leise und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Der Wind pfiff durch die Straßen; Hans eilte wie im Traum dahin. Jetzt hatte er seine Wohnung erklommen. Er tappte vorsichtig nach der Stelle hin, wo das Licht stand, zündete es an und stellte es so, daß der Schein voll auf sein Bild fiel. Und dann saß er davor und starrte es an. Zum erstenmal in seinem Leben taten sich die goldenen Pforten einer großen, schönen Zukunft vor seinem inneren Auge auf. Mit weit geöffneten Augen saß er da. Das kleine Licht brannte herunter,

er merkte es nicht, er sah in weiter, weiter Ferne das helle Licht, nach dem er wanderte; aber wer hielt die Leuchte in der hoch erhobenen Hand? Wer zog an seiner Seele mit dem unsichtbaren und doch so unzerreißbaren Band? Er wußte es nicht, er fühlte nur die große Macht und hörte die unbekannte Stimme, die ihn rief.

Potzingers waren über sein plötzliches Verschwinden sehr erbittert. Irene begriff es auch nicht recht. Sie hatte ihm noch viel singen wollen; aber wenn der gute Junge fortlief — Sie sind doch wie die Kinder, diese Künstler, nur dem Drange des Augenblicks folgend.

Am andern Morgen erhielt der Kommerzienrat einen Brief seines Schützlings, in welchem dieser ihm seine neuesten Pläne mitteilte. Er war außer sich.

„Hat man je etwas ähnliches erlebt? Ich bin jetzt fertig mit ihm! Das ist die Frucht all meiner Reden, die ich an den dummen Bengel verschwendet habe. Das ist der Dank für alles! Der undankbare Kerl der!"

„Was schreibt er denn, Gustav?"

Mit vor Zorn bebenden Fingern reichte er den Brief seiner Gemahlin.

„Es ist eigentlich ein rührender Brief," sagte diese. „Undankbar ist der Mensch nicht, aber verrannt und leichtsinnig."

„Wahnsinn ist es, höherer Wahnsinn! Er war auf dem besten Wege ein zweiter Krüser zu werden, nun stürzt er sich planlos in eine neue französische Manier! Und wie will er denn den verrückten Bildhauer je auszahlen, frage ich Dich?"

„Ach, aber wenn der es ihm nun anbietet?"

„Ach was, von armen Leuten nimmt man doch nichts an. Nachher sollen wir die Hungerleider nur wieder satt päppeln. Ne, mein Junge, daraus wird nichts."

„Lasse ihn Dir doch kommen, lieber Mann, und rede ihm die Sache aus."

„Ja, prost die Mahlzeit! Das Jüngelchen ist wohlweislich ausgekratzt. Er schreibt es ja. Zu seiner armen, alten Mutter ist er gereist, und der wird nun alles mögliche vorgeschwindelt. — — — Der könnte ich ja noch einmal schreiben."

„Ja, tue das. Mehr können wir dann auch nicht tun. Wenn er in sein Verderben rennen will, dann laß ihn."

Der Brief an die verwitwete Pastorin Kamp in Lüneburg hatte aber unerwarteterweise keinen Erfolg. Statt einer Antwort trat nach zwei Tagen Hans selbst in das Privatzimmer des Herrn von Potzinger. Der Kommerzienrat empfing ihn, am Schreibtisch sitzen bleibend, sehr kühl.

‚Der Mensch sieht ja jetzt geradezu verwegen aus,' dachte er, als sein Blick die jugendliche Gestalt des Künstlers überflog. Hans hatte in der Tat etwas Freies, Kühnes in seinem Wesen, das ihm früher gefehlt hatte.

„Herr von Potzinger, seien Sie mir nicht böse!"

„Ich bin sehr böse. Ich hatte das nicht von Dir erwartet. Wirst Du zur Vernunft kommen?"

„Ich habe Ihnen ja alles geschrieben. Ich bin ganz fest entschlossen, mehr kann ich nicht sagen."

„Und Deine Mutter?"

„Meine Mutter und meine Schwester — —, freuen sich für mich, und sie wollen mir helfen, so gut sie können."

„Bravo! Also zu allem Undank und Dünkel kommt auch noch, daß man seine alte Mutter ruinieren will, wie?"

„Herr Kommerzienrat!"

Kamps Augen flammten.

„Ja, mein Junge. Es ist nicht anders." Potzinger stand auf. „Du stürzest Dich blindlings in Schulden und Not. Ich verstehe auch gar nicht, wie Du das von dem Bildhauer annehmen magst. Du kannst es ihm doch niemals wiedergeben! Hast Du denn kein Ehrgefühl im Leibe? Wo hat Finzenthal denn diese Erbschaft her?"

Kamp war totenblaß geworden, aber seine Augen sprühten Funken.

„Seine alte, treue Haushälterin hat es in der Lotterie gewonnen, und sie wünscht, daß wir beide davon studieren, und —"

„Die Frau hat gewonnen? Wieviel?" Herr von Potzinger schnappte nach Luft.

„Das darf ich nicht sagen. Aber wir —"

„Und Ihr beiden Bengels wollt mit dem Reichtum der Alten durchbrennen? Seid Ihr denn ganz verrückt? Ihr müßt sie ja vollständig beschwatzt, hypnotisiert haben, sonst ist es ja ganz unmöglich. Von mir will ich gar nicht reden, aber alles, was ich Dich bis jetzt habe lernen lassen, willst Du

nun einfach über den Haufen werfen! Und wie kannst Du das überhaupt annehmen? Von der alten Frau?"

„Tausendmal, tausendmal lieber nehme ich es von Otto an," rief Hans heftig, „als von Ihnen und Ihrer Familie. Es ist wahrhaftig schwer genug Wohltaten annehmen zu müssen, aber am allerschwersten von reichen Leuten. Das weiß Gott! Otto kann ich mehr wiedergeben, als Ihr ahnt, und viel Wertvolleres als das schreckliche Geld, das er mit mir teilen will, wie ich es mit ihm teilen würde, wenn ich's hätte. Aber von Euch, da muß man sich immer beschenken und beschenken lassen und soll noch Euer dankbarer Sklave dadurch werden! Nein, frei will ich sein, frei! frei!"

Potzinger war so erschrocken über diesen plötzlichen Ausbruch, daß er im ersten Augenblick keine Worte fand. Doch langsam stieg ihm die Zornesröte in die Wangen, in die Stirn, und jetzt wies er sprachlos vor Wut mit der Hand nach der Tür.

Hans Kamp stand ganz still. Das Herz lag ihm schwer wie Blei in der Brust. Er sah seinen Wohltäter verzweifelt an; dann verbeugte er sich stumm und ging hinaus.

Draußen auf der Straße stand Otto und faßte ihn unter den Arm.

„Na, war es schlimm?"

„Ach, Otto, es ist doch scheußlich. — Seit Jahren esse ich sein Brot —" Hans' Stimme bebte.

„Ja, es ist scheußlich für Dich, ich verstehe, aber Du mußt das Opfer bringen, Hans. Du wirst noch viele, viele Opfer bringen müssen, wenn Du Deine wahre, innerste Bestimmung erfüllen willst. Diese Potzingers — — —"

„Sie haben von klein auf nur Gutes für mich getan, Otto. Sie haben nun doch auch Rechte an mich."

„Mein Gott, was für Rechte?"

„Nun, das Recht der Liebe, der Rücksichtnahme!"

„Bleibe mir mit den Rechten der Liebe vom Leibe. Was nennt sich nicht alles Liebe! Dieser Götze und besonders dieser sentimentale Familienkultus, der nichts ist als Eigenliebe, hat schon manche Existenz zu Grunde gerichtet. Ein Künstler, der nicht frei arbeiten kann, ist und bleibt ein Krüppel, und die Menschen, die ihn daran hindern, sind nicht seine Wohltäter und Freunde. — — Still, still, — — Potzingers haben es nicht besser gewußt, das will ich glauben; aber Du mußt Dich jetzt befreien, Hans. Laß sie Dich für undankbar, für einen Schuft halten, Du bist es ja nicht. Im Gegenteil, was haben sie von Dir, wenn Du so'n ewiger Stümper, so'n zeitweiliger Modemaler, so'n halber Mensch bleibst, anstatt, daß Du ihnen später fest und sicher gegenüberstehst. Glaube mir, ein fester Entschluß, ein ehrliches Opfer zwingt immer den Menschen Achtung ab. Komm! Lasse alles dahinten und denke daran: Aus heißem Eisen wird das kalte Schwert geschmiedet. Nun geht es in den Kampf. Wir wollen morgen reisen. Zu packen ist ja nichts, also los!"

„Ja los!" wiederholte Hans. „Los von allem, auch von Irene."

„Gewiß, wenn Du schaffen willst, mußt Du innerlich ganz frei sein. — Ich frage Dich nie nach Dingen, die mich nichts angehen, aber gib mir die Hand darauf, Hans, daß Du jetzt alles Törichte und Hoffnungslose dahinten läßt."

Hans blickte in das klare Auge des Freundes. „Da hast Du sie," antwortete er dann.

Sie gingen bis Hansens Wohnung zusammen; da trennten sie sich. Die Abreise war auf den nächsten Abend verabredet.

Als Hans allein war, ging er die Straße wieder hinunter und blickte lange sehnsüchtig in einen Blumenladen. Er zog sein Portemonnaie. Es war nicht mehr viel darin. Seine Rechnungen waren alle beglichen, und von morgen abend an bezahlte ja Otto. Es blieben also noch fünfzig Pfennige für das heutige Abendbrot und für den morgigen Tag eine Mark. Das war alles, alsolut alles. Aber die Rose da drinnen, die dunkle, lebensvolle — —

„Ach was, ich bin gar nicht hungrig heute abend," murmelte er vor sich hin. Gleich darauf trat er in den Laden.

„Was kostet die Rose?"

„Fünfundsiebzig Pfennige, mein Herr."

„Bitte geben Sie sie mir."

Die Rose war sein. Er sah sie liebevoll an. Bis zur Dunkelheit ging er spazieren, immer die Rose vorsichtig hütend,

und dann schlich er sich zur Potzingerschen Wohnung.

Der Diener maß ihn mit erstaunten Blicken.

‚Dummer Kerl, über Dich brauch' ich mich nicht zu ärgern,' dachte Hans und laut und kalt sagte er: „Ich möchte Fräulein Irene Potzinger sprechen."

„Die Herrschaften sind noch beim Souper."

„Das ist ja nicht wahr!"

„Wilhelm!" wurde drinnen heftig gerufen.

Der Diener verschwand.

Hans stand im dämmerigen Flur mit seiner Rose.

Da hörte er eine Schleppe rauschen. Er erkannte ihren Schritt. Sie war es.

„Um Gotteswillen, Hans. Der Papa ist wütend," redete sie ihn an.

„Sie auch?" fragte er leise.

„Ja, warum haben Sie mir nichts davon gesagt und warum sind Sie so unartig geworden? Der Papa hat's doch gut mit Ihnen gemeint. Und am Ende hat er doch recht; es ist doch alles so ungewiß jetzt. Hans, wollen Sie wirklich fort? Gewiß hat Sie nur dieser Finzenthal verführt! Überlegen Sie es sich doch noch einmal! Sie stürzen sich ins Unglück, denn nun hilft der Papa Ihnen gewiß nie wieder!"

Sie empfand Mitleid mit ihm. Er sah in diesem Augenblick so recht verhungert und ärmlich aus.

„Ich wollte Ihnen noch eine Rose bringen, Irene!" war seine ganze Antwort.

„O Hans, eine so schöne; aber die sind so kostspielig jetzt. Das hätten Sie nicht tun sollen. Haben Sie denn ordentlich zu Abend gegessen?"

„Massenhaft," erwiderte er mit erstickter Stimme. — „Leben Sie wohl, ich muß fort, und haben Sie Dank, aber ich muß es versuchen —"

„Hans!" sagte sie, „das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!"

Er schwieg.

„Wenn Sie denn nicht anders wollen," sagte sie plötzlich rasch, „so habe ich eine große Bitte an Sie. Wollen Sie sie erfüllen?"

„Bitten Sie."

„Wenn es Ihnen einmal schlecht gehen sollte, Hans, wenden Sie sich an mich. Sie wissen es ja, ich habe selbständiges Vermögen — Ich —"

‚Mein Gott, immer dies Geld und dies Geld,' dachte er verzweifelt.

„Danke," antwortete er ernst. „Sie meinen es gut, Gott segne Sie dafür, aber — meinetwegen werfen Sie alles Geld, das Sie haben, zum Fenster hinaus — Adio."

Die Tür schlug hinter ihm zu. Er war fort.

3. Kapitel.

Den Boulevard Montparnasse entlang gingen eiligen Schrittes zwei Männer. Der eine groß und breit, den Schlapphut kühn im Nacken, der andere kleiner von Gestalt, schlank und elastisch. Beide trugen große Mappen unter dem Arm und bogen jetzt in die enge Rue de Vichy ein, wo das Ziel ihrer Wanderung, die kleine Crèmerie Bouvet lag.

„Willst Du wirklich heute noch in die Abendklasse, Hans?" sagte der Größere im Eintreten zu seinem Kameraden.

„Ich muß, Otto — — Madeleine steht."

„Ach so, — — und darum mußt Du?"

„Ach, laß mich mit Madeleine in Ruhe," antwortete Hans, seinen Hut abnehmend und mit der Hand das krause, dunkelblonde Haar zurückstreichend.

Es lag etwas so Mildes in seinem Ton, daß Otto den Freund besorgt anblickte. Wie blaß und abgemagert er aussah. Die blauen Augen lagen noch tiefer als gewöhnlich in ihren Höhlen. Dadurch sprang die Nase noch mehr hervor und die Stirn wirkte mächtiger. Schön war er nicht, aber interessant sah er aus.

„Junge, ich muß Deinen Kopf noch einmal haben. Du hast einen zu famosen Schädel," sagte Otto plötzlich.

„Schädel oder nicht; wenn ich nur erst meinen ‚Chateaubriand' im Magen hätte. Da witscht Gabriele vorbei, erst müssen die Russen etwas haben — — — ici, ici, Mademoiselle Gabrièle!"

„Ja, Arbeit macht Hunger. Heute das Modell war übrigens famos; aber schwer. Na, man hörte ja auch keine Maus piepsen die ganze Zeit."

„Nein, es wurde atemlos gearbeitet.

Ich mußte plötzlich an die haarsträubende Tischunterhaltung bei Potzingers denken vor zwei Jahren! Ich sage Dir, es war das reine Kunstgemüse. Es ist zu merkwürdig, daß gerade über Kunst alle Laien eine maßgebende Meinung haben zu müssen glauben, und dabei ist das wahre Verständnis heutzutage gerade mangelhafter denn je."

„Erbittere Dich doch nicht, Junge. Wenn alle Leute etwas von Kunst verständen, dann wäre es ja fürchterlich. Wo bliebe da unser Privilegium, das gottbegnadete Künstlertum?"

„Ja, darin hast Du recht. Liebe und damit Verständnis für die Kunst, das läßt sich nicht erlernen, weil es im Menschen selbst sein muß, und darum haben wir armen, hungernden, unbekannten und vielleicht hier auf Erden ewig unbekannt bleibenden Künstler der ganzen übrigen Menschheit doch etwas voraus — —" er stockte. — „Otto, Junge," fuhr er dann plötzlich fort, „die ganze Welt gehört nämlich uns und ist nur für uns da! Wir sind die Könige!"

„Das ist ja ein höchst angenehmer Zustand," mischte sich hier eine dritte Stimme hinein. Ein deutscher Maler, der in Paris sich bereits einen guten Ruf erworben hatte, setzte sich zu den Freunden. Sie machten ihm etwas mißgestimmt Platz. Er ließ sich aber gar nicht stören.

„Haben Sie die Bilder von Leneuf bei Beval gesehen, Finzenthal?" wandte er sich an den Bildhauer, da Hans Kamp bei seinem Erscheinen sofort in ein feindliches, stilles Vorsichhinbrüten versunken war.

„Nein," antwortete Otto. „Lohnt es?"

„Aber, mein Bester! Gestern eröffnet, heute hat der Kerl bereits für zwanzigtausend Franken verkauft. Na, der versteht's, — — diese feinen Töne."

Hans rückte nervös auf seinem Stuhle herum.

„Der große Ton," sagte er dann plötzlich spöttisch.

Herr Passau überhörte ihn würdevoll. „Jawohl, dies Zusammenspielen von gelb und blau; es ist superbe."

„Recht interessant, aber seine Werke kommen mir immer wie Kunststücke vor, nicht wie Kunstwerke."

„Was wollen Sie. Der Mann kann eben rasend viel."

Hans konnte nicht mehr an sich halten. „Ja, es ist so richtig diese französische, kalte Verstandeskunst. Elegante Mache, raffinierte Töne und Harmonie in allem, aber wo ist Tiefe des Gemütes? Kalt, kalt ist alles."

„Lieber Freund, sind Sie schon lange in Paris?"

„Zwei Jahre, und ich gebe zu, daß man nirgends in der Welt so gut zeichnen lernt, aber in der Farbe — — — Ich gebe die ganzen Pariser gegen eine einzige kräftige, saftige Sezession in München. Das ist doch noch Luft und Leben! So'n blaues Wasser mit den schnatternden, weißen Gänsen von Schramm oder allein der Hildebrandtsche Brunnen; mein Gott, welche Kraft und Größe! Ich habe Heißhunger danach."

Otto sah seinen Freund belustigt an. Passau zuckte die Achseln und erwiderte lächelnd: „Sie sind noch viel zu kurze Zeit in Paris, um über die hiesige Kunst urteilen zu können. Gehn die Herren heute abend noch aus?"

„Nein; ich muß auch jetzt fort. Adieu, Otto, adieu Herr Passau."

Hans war aufgesprungen und verließ mit seiner Mappe das Lokal.

Es war schneidend kalt draußen, ein eisiger Wind blies ihm entgegen; aber er war so erregt von dem letzten Gespräch, daß er des Wetters nicht achtete. Jetzt bog er in eine dunkle, enge Gasse ein, und nun schritt er durch einen ganz finstern Torweg, in dem es von den fragwürdigsten Gestalten wimmelte, lauter Modellen, die eine Anstellung erhofften. Hans bahnte sich seinen Weg. Im Hinterhof befanden sich die großen Ateliers der Akademie Ribeau. Er stieg eine endlose, steile Treppe hinan und betrat dann ein sehr großes Atelier, in dem sich bereits dreißig bis vierzig Künstler befanden und wo ein heftiger Kampf um die Stellung des Modells tobte.

Alle Nationen waren unter den Studierenden vertreten. Alles sprach durcheinander, und jetzt begann das Suchen nach einem Platz. Mit Staffeleien bewaffnet, drängte alles wild durcheinander, und kaum stand einer still und äugte mit schräg gehaltenem Kopf nach dem Modell, so stellte sich gelassen ein anderer davor, und der Kampf begann von neuem. Endlich, end-

lich trat Ruhe ein, ja tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Geräusch der über das Papier fahrenden Kohle.

Hans hatte sich noch einen guten Platz erobert, er arbeitete angestrengt bis zehn Uhr abends, dann begab er sich vollständig ermüdet nach Hause. Er und Otto bewohnten gemeinschaftlich zwei kleine Dachstübchen, sechs Treppen hoch, am Boulevard Montparnasse. In dem einen schliefen sie, das andere etwas größere war als Atelier eingerichtet, wo sie in den Mußestunden Skizzen und Kompositionen entwarfen. Der Bildhauer hatte sein Atelier einige Häuser davon zu ebener Erde. Otto war es in den zwei Jahren in Paris sehr gut gegangen. Er hatte mehrere Preise in der Akademie errungen, und sein letztes Werk „Der Wanderer", zu dem das lebensgroße Tonmodell fast vollendet in seinem Atelier stand, hatte gute Aussicht, in der Frühjahrsausstellung im Salon angenommen zu werden.

Es war eine sehr gute Arbeit, kraftvoll und realistisch ausgeführt. Gegen einen Felsenstein gelehnt, ruhte sitzend die Gestalt eines sterbenden Mannes. Die dürftige Kleidung, die abgemagerten Glieder, alles zeugte von dem langen, entsagungsreichen Weg, den der Wanderer, der nicht mehr zum Ziel gelangen sollte, zurückgelegt hatte. Die eine Hand umkrampfte den Wanderstab, die andere hatte den Hut soeben vom Kopfe genommen. Der Kopf war weit zurückgelehnt gegen den Stein, die Augen geschlossen und eingesunken, die Schatten des Todes um Stirn und Schläfen; aber um die halbgeöffneten Lippen spielte ein Lächeln, als sähe der Sterbende im Geist die grünen Fluren seines Heimatdorfes, das von Bäumen halbverdeckte Strohdach, die alte Frau am Fenster, die blühenden Geranien. Ein großer Zug ging durch das Ganze. Es war dem Beschauer, als spürte er die leisen Atemzüge, und als würde nun gleich der letzte kommen und dann unter der ehernen Hand des Todes auch das letzte, leichte Lächeln verschwinden.

Hans fand den Kameraden in der Wohnung vor.

„Mach mir noch einen Tee, Otto," bat er im Eintreten, seine Mappe gegen die Wand lehnend.

„Ja, gleich. Du bist wohl ganz ‚ab'? Wie war's? Zeig her!"

„Es war nichts. Ich habe mich vergeblich geschunden. Aus mir wird niemals was. Du gehst so stetig und sicher Deinen Weg und nußt mich auch noch mitschleppen. Ich —"

„Still, gleich bekommst Du Tee. Diese Sorte Malkater ist oft nur leiblicher Hunger."

Hans erwiderte nichts, blickte aber den Freund, der neben dem summenden Teekessel stand und fortwährend den Deckel lüftete, um zu sehen, ob das Wasser noch nicht sprang, liebevoll an.

„Mir fällt was ein," rief Otto plötzlich. „Da ist noch ein Rest Kognak. Ich mache Dir einen steifen Grog, das bekommt Dir besser."

„Aber Du! Der Rest sollte ja bis zur nächsten Krankheit aufgehoben werden."

„Was da, Malkater ist die teuflischste aller Krankheiten, und Du schleppst Dich jetzt schon drei Wochen mit ihr, und nebenbei ist es ansteckend. Ich haue nächstens meinem Wanderer eins um die Ohren, daß der ganze Kerl zu Brei zerrinnt. — Was meinst Du, wenn wir nächstens mal ein paar Wochen hinausgingen? Fontainebleau oder Robinson? Paris fängt an, auch mich zu erdrücken."

„Aber mein Bild für den Salon?"

„Wie weit bist Du denn damit?"

Hans stand auf. Gegen die Wand lehnte eine große Leinwand; er drehte sie um, und beide Freunde traten davor und betrachteten prüfend das Bild.

Es war ein echt deutsches Motiv, nach einer seiner früheren Skizzen komponiert: ein geschlossener, kleiner Hof, in den hinein die vollen, warmen Strahlen der Mittagssonne fielen, eine blendend weiße Häuserwand, ein kleiner Kirschbaum, und in dessen Schatten eine alte Frau am Spinnrad. Das ganze Bild glitzerte und flimmerte von Licht und Leben. Es war breit und flott gemalt.

„Junge, was willst Du eigentlich! Es ist ja ganz famos; Du mußt nur keinen Strich mehr daran machen."

„Es ist Stückwerk. Ich bringe es nie fertig."

„Was sagt denn Gerard?"

„Viel zu brutal, gewöhnlich, nichts für hier."

„Na, dann schickst Du's eben nach München. Man ist doch nicht an eine einzige Stadt gebunden."



Madonna. Gemälde von Filippo Lippi im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.
(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

„Ja, man ist ja drunterdurch, wenn man hier nicht ausstellt," sagte Hans bitter. „Ich hasse diese ganze Wirtschaft. So einem Kerl wie Passau glückt natürlich alles. Der hat eben Geld, und es wird doch alles mit Geld gemacht."

„Mich soll wundern," sagte Otto nach einer Weile ernst, „was aus Dir noch einmal wird! Berlin war nichts, Paris ist nichts — wo wirst Du noch einmal enden und wie?"

„Otto, entweder — oder —"

„Ja, ja, natürlich. Aber Du bist ein sonderbarer Kauz. Wenn Du doch nur diese Idee mit dem Ausstellen aufgeben wolltest; damit gräbst Du Dir Dein eigenes Grab. Das Bild ist vorläufig so gut, wie es sein kann; aber nun gehe nicht mit Pariser Porzellanmalerei darüber hin. Hole Dir hier nur die Anregung und dann —"

„Anregung? Es ist alles hohler Schein und Mache, von wahrer Kunst ist nirgends mehr die Rede auf der Welt, weder unter den Künstlern, noch unter dem Publikum. Es ist ein oberflächlicher Massenbetrieb von kunstvoll abgestimmten Bildern, ein raffiniertes Zusammenpinseln von Farben, und dann sind da die Juden und die Amerikaner, die die ‚Namen' kaufen und uns Kleine tot machen. Es gibt keine Kunst mehr, keine heilige, große Volkskunst! Und da soll einem das Herz nicht bluten?"

Sie disputierten noch die halbe Nacht. Hans hatte solche Kopfschmerzen, daß er die Morgenklasse versäumte; aber um ein Uhr ging er in die Kopfklasse zum Malen.

In der Pause saß er tiefsinnig vor seinem Gemälde. Da trat einer seiner Freunde herein und setzte sich zu ihm.

„Wir bekommen Damenbesuch, Kamp."

„Wieso?"

„Ja, unten im Hof wimmeln so'n paar Amerikanerinnen von der tollsten Sorte herum, ein paar Gören mit niedlichen Gesichtern. Aber Hüten! Feuerroter Turmbau zu Babel und noch ein blühender Kirschbaum oben drauf. Sie wollen sich wohl die Ateliers ansehen."

„Es sollte polizeilich verboten werden," murmelte Hans wütend.

„Ach was, es ist sehr scherzhaft, und mit ihren wüsten Schleppen fegen sie uns hier einen ganzen Batzen Dreck mit weg. — Da rauschen sie schon auf der Stiege. Eine alte Lady ist auch dabei."

„Wenn die Pause 'rum ist, müssen sie 'raus," sagte Hans und blickte im nächsten Augenblick den eintretenden Damen fassungslos, sprachlos entgegen. War es — nein, es war nicht möglich, — und doch es war —

„Irene," stammelte er.

Sein Kamerad drückte sich schleunigst beiseite.

In der Tat, Irene Potzinger nebst Schwester und der einen Tante, Baronesse Jahrendiek, standen vor ihm.

„O wie interessant, daß wir Sie hier gleich treffen, Hans. Wir sind schon seit acht Tagen hier und wollen alles sehen. Wie geht es Ihnen?"

„Seit acht Tagen," wiederholte er wie im Traum.

„Ja, ich wußte Ihre Adresse nicht, und wir hatten so viel zu tun mit Einkäufen und mit unserer Toilette. Wir sind mit Tante Anna hier. Hotel Campbell wohnen wir. Nun können Sie mich recht in Paris herumführen, ich dürste nach Kunst und Theater und allem. — Wie geht es Ihnen eigentlich?"

„Gut, danke."

„Warum haben Sie mir nie geschrieben?"

„Ich — hatte keine Veranlassung dazu."

„So! Wo ist Ihr Atelier? Haben Sie hier denn schon viel verkauft?"

„Nein, ich — habe nur gezeichnet."

„Alle die Jahre? Ach, wie schade! Aber ich sagte es Ihnen ja damals gleich: Ich will alles sehen in Paris. Kommen Sie morgen zum Souper um acht. Nur wir allein. Wollen Sie?"

„Danke, sehr gern."

„Das ist schön. Wir haben viel zu besprechen. — Wie geht es der guten, alten Schnappke?"

„Sie ist vor drei Monaten gestorben."

„Ach! Aber das ist doch eigentlich eine Erleichterung. Nun entbehrt sie das Geld nicht mehr, und Sie können es ruhig genießen."

„Wir haben beide eine Mutter verloren," antwortete Hans mit unsicherer Stimme.

Irene hörte nicht mehr, was er sagte.

„O, ist das das Modell?" fragte sie. „Das arme Ding. Darf man es anreden?"

Das war wieder ganz Irene. Sein Auge folgte ihr bewundernd, wie sie jetzt

neben dem Modell, einem armen, blassen Mädchen mit geheimnisvollen Augen und rötlichem Haar, stand und so einfach mit ihm redete.

‚Worin besteht nur dieser Zauber, der von ihr ausgeht?' dachte Hans. Er sah, wie das gleichgültige Gesicht des Modells sich erhellte, und wie bereitwillig Irenes Fragen beantwortet wurden. ‚Sie trifft eben immer das Zauberwort,' dachte er weiter, ‚und die Welt fängt an zu singen.'

„Wenn Irene sich nur keine Krankheit von dem Geschöpf holt," sagte die Tante.

„C'est l'heure," ertönte jetzt eine energische Stimme.

Die Maler sammelten sich um ihre Staffeleien, das Modell nahm seine Pose ein und der Damenbesuch rauschte aus der Tür.

Hans stand wie im Traum. Hatte er Irene wiedergesehen? War sie es gewesen? Er hätte sie kaum erkannt in dieser ultramodernen Pariser Toilette, wenn nicht ihre Augen gewesen wären und ihre Stimme.

Er konnte nicht mehr malen. Er raffte seine Sachen zusammen und stürzte in Ottos Atelier.

„Irene ist da," sagte er, sich auf einen Schemel setzend.

„Was? Potzingers?"

„Die Töchter mit der Tante."

Eine Pause entstand. Der Bildhauer hörte auf zu arbeiten und sah Hans an.

„Nun laß Dich man nicht wieder ins Schlepptau nehmen. Bleiben sie lange?"

„Ich ahne es nicht. Morgen abend soll ich bei ihnen essen."

Otto fing an zu pfeifen.

„Na, denn man los. Eigentlich ist es doch recht hübsch für Dich, Junge, nicht wahr?"

„Sehr hübsch."

Wieder eine Pause.

„Na adieu, Otto, ich muß weiter. Kommst Du bald nach?"

„Bald, geh nur immer voraus."

Hans verschwand.

„Na, nu geht der Tanz wieder los," murmelte Otto. „Woll'n sehn, wie der Kleine sich da heraus wickelt. Am Ende —" er pfiff weiter, „am Ende hat er's nötig. Er muß vor große Sachen gestellt werden, um groß zu sein. Woll'n sehn! Diese Irene will ich mir auch mal ansehn."

Otto bekam recht. Der „Tanz" begann.

Täglich fast mußte Hans zu Potzingers. Entweder bei ihnen essen oder mit ihnen in die Museen oder Galerien, in die Ateliers zu den großen Meistern. Alles, alles wollten die Damen sehen, und Hans wurde mit seiner Zeit und Kraft erbarmungslos in Anspruch genommen. Er ging fast gar nicht mehr in die Akademie. Des Vormittags arbeitete er zerstreut und unruhig an seinem Bilde, die Nachmittage verlebte er mit den Damen, und des Abends war er müde und schweigsam. Otto beobachtete ihn scharf, sagte aber vorläufig nichts.

Eines Tages kam Hans sehr aufgeregt und meldete dem Freunde, die Damen wollten sie in ihrem kleinen Künstlerhome besuchen. Otto fluchte eine Stunde lang; aber es half ja nichts. So schmückten sie ihr Heim, holten entsetzlich viel Kuchen, machten kohlschwarzen Tee und empfingen die Damen aufs festlichste. Irene trat zuerst herein. Ein Duft von Veilchen und Frische verbreitete sich, und Hans stellte mit Stolz „seinen Freund, den Bildhauer Finzenthal", vor.

„Ich freue mich, Sie endlich kennen zu lernen," sagte Irene, ihr großes, kaltes Auge voll auf ihn heftend und ihm die Hand schüttelnd.

Er maß sie ebenfalls mit gespannten Blicken. Das war sie also! ‚Schön, interessant, kühl,' war sein rasches Urteil.

„Nun, wo sind Ihre Arbeiten?" wandte sie sich dann an Hans. „Ich, als Ihre älteste Freundin, habe ein Recht, alles zu sehen. — — Denken Sie, ich war heute früh bei Herrn Passau im Atelier, den Sie mir neulich im Theater vorstellten. Der kann aber was! Nun, Hans?"

„Passau," antwortete Hans, „wollen Sie nicht lieber erst Tee trinken?"

„Nein, erst der geistige, dann der leibliche Genuß. Wo ist das Ausstellungsbild?"

„Ich bin noch ganz unentschieden, ob ich es überhaupt einschicken werde," sagte Hans nervös. „Hier ist es."

Er stellte seine Sommerlandschaft vor sie hin. Angstvoll hingen seine Augen an ihren Zügen, als ob Leben und Tod von ihrem Urteil abhinge.

Irene Potzinger hatte ein sehr gutes und kluges Urteil; aber gewöhnlich behielt der Verstand das Übergewicht über das Herz.

Sie blickte lange auf das Bild.

„Es ist schön,“ sagte sie dann leise und freundlich, „aber,“ fuhr sie fort, „hier paßt es gewiß nicht her. Schade, daß es kein Mondschein ist, den würden Sie eher anbringen und verkaufen. Aber einschicken müssen Sie es doch. Bitte, bitte, ich wünsche es mir so.“

„Sie sagen ja selbst, daß es nichts für hier ist. Ich bekomme nur einen Refus!“

„Nein, nein, es muß gelingen. Sie sollen doch groß und berühmt werden.“

„Mir ist die Hauptsache —“ sagte Hans.

„Daß es gut ist? Natürlich!“

„Nein, daß Sie das finden.“

„Bin ich Ihnen so maßgebend?“

„Ja,“ antwortete er einfach.

Sie ließ ihr Auge über die Bilder und Skizzen an der Wand gleiten. Ihn blickte sie nicht an.

Plötzlich wandte sie sich wieder zu ihm.

„Ihr Freund, finde ich, sieht sehr interessant aus. Dürfen wir ihn auch einmal einladen?“

„O ja, tun Sie das,“ sagte Hans erfreut.

„Herr Finzenthal,“ redete sie Otto gleich darauf an, der Tante Anna bereits die vierte Tasse Tee vorsetzte, weil sie immer als zu „stark“ zurückgewiesen wurden, „dürfte man nicht auch einmal Ihren berühmten Wanderer sehen?“

„Bei Hans und mir ist er ja allerdings sehr berühmt, gnädiges Fräulein, sonst aber eine unbekannte Größe und nichts für Sie, glaube ich.“

„Warum für mich nichts?“

„Er ist nämlich auch nichts für Paris, und durchaus unverkäuflich,“ war die lachende Antwort. „Das würde Herr Passau Ihnen auch sagen.“

Irene war starr. Sie verstand den Bildhauer nicht ganz, weil er so herzlich lachte, daß man ihn nicht für boshaft halten konnte. Hans lachte krampfhaft mit.

„Nun will ich ihn aber sehen,“ sagte sie bestimmt. „Wir kommen morgen vormittag ins Atelier, Herr Finzenthal!“

Otto verbeugte sich und sagte etwas unsicher: „Der Raum ist zu klein für — für viele Menschen —“

„O, dann komme ich allein — Tante Anna, ist es hier nicht reizend?“

„Ja, sehr nett, mein Kind. Aber, Herr Kamp, wie erleuchten Sie diesen Raum?“

„O,“ fiel Otto ein, „wir haben uns eine Lampe für zwei Franken gekauft, und die stecken wir an, wenn's dunkel wird.“

„Was für entzückende Tassen,“ rief Hildegard, die wie ein Wiesel von einer Ecke zur andern des Ateliers witschte und alles mit der größten Neugier ansah.

„Die Tasse kostet zwanzig Centimes,“ sagte Hans stolz.

„O,“ riefen die Damen, „zwanzig Centimes!“ Das war eine unfaßliche Summe.

Kaum war man beim Kuchen angelangt, da kam der Potzingersche Diener die Treppen herauf gekeucht und meldete den Wagen.

„Jetzt wollen Sie schon fort?“ sagte Hans enttäuscht.

„Ja, wir dürfen den Wagen nicht warten lassen. Kommt, Kinder.“ Die Tante erhob sich rasch.

„Das kommt davon, wenn man einen Wagen hat,“ sagte Otto, „dann ist man der Sklave seines Wagens. Sind Sie nie auf dem Omnibus gefahren, gnädiges Fräulein?“

„Nein, niemals.“

„O, Sie Arme,“ rief Hans aus tiefster Seele.

„Ach, das könnten wir gar nicht,“ fiel Hildegard wichtig ein, „mit unsern guten Kleidern und Hüten. Und was würden Papa und Mama in Berlin sagen.“

„Adieu, meine Herren, vielen Dank. O bitte, Herr Finzenthal, die Treppe ist wohl zu eng zum Führen. Wollen Sie morgen abend bei uns essen?“ sagte die Tante liebenswürdig.

„Danke verbindlichst. Ich habe leider keine Zeit.“

„Doch, doch, Sie müssen kommen;“ Irene legte die Hand leicht in seinen Arm. „Also auf morgen? Addio, Hans! Allez, Louis!“

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte davon. Hans und Otto stiegen wieder die sechs Treppen hinan. Vor der Tür blieb Hans stehen.

„Otto, was sagst Du zu Irene?“

„Eine — energische junge Dame,“ erwiderte Otto. „Komm herein. — Was hat man nun von einem solchen Besuch,“ fuhr er seufzend fort, indem er das Schlachtfeld überschaute. „Da stehen fünf Tassen mit Tee,

gegessen haben sie nischt. Wir können acht Tage von altem Kuchen leben. Und kaum eine halbe Stunde hat das Fest gedauert, für dessen Gelingen wir den ganzen köstlichen Arbeitsmorgen geschwänzt haben. — Was für'n Leben führen sie, diese armen, reichen Leute! Deine Irene ist ja interessant, aber tausendmal vornehmer sähe sie aus in einfacher Kleidung. Ne, Kinder, so was!"

Er warf sich gähnend auf den Diwan und zündete sich eine Zigarette an. Hans fing wortlos an aufzuräumen.

„Morgen also," sagte er.

Otto blickte ihn von der Seite an. „Glaubst Du wirklich, daß sie kommt?"

„Bestimmt, Otto, — sie unternimmt das meiste hier allein; denn Hilde und die Tante sind zu faul, und Irene — erreicht ja alles, was sie will!"

„Hör mal, Hans," sagte Otto nach einer Weile ernst. „Eins muß ich Dir noch sagen. Wenn Du Dir jetzt etwa von den Leuten in Dein Bild hineinreden läßt, dann kriegst Du es mit mir zu tun."

„Otto," antwortete Hans scharf. Eine Glutwelle schoß in sein Gesicht.

„Ich will Dich nicht ärgern — — aber — ich sehe Dir an der Nasenspitze an, daß Du bereits Lust hast, Deine Mittagsruhe in eine Mondscheinsonate zu verwandeln. So befahl es doch Irene, nicht wahr?"

„Otto, für was hältst Du mich?"

„Für das, was Du bist. Eine äußerst sensitive Seele, ein ebenso zart besaitetes Instrument, wie Deine Zither da an der Wand, die bei der geringsten Erschütterung leise klingt. Man kann sich auch solchen Eindrücken gar nicht entziehen. Die Urteile der Menschen sind einem nicht gleichgültig."

„Ich würde doch nichts gegen meine Überzeugung tun, Otto."

„Das sagst Du so. Aber Irene — —"

„Sie hat ein sehr gutes Urteil, finde ich!"

„Trotz alledem ein laienhaftes. Und diese Leute haben einen ganz andern Maßstab als wir. — — Hans, male nicht mehr an Deinem Bilde — — Du kannst es nur verschlechtern."

„Das heißt also," antwortete Hans mit bebender Stimme, „daß Du es eben schlecht findest, — ich kann es ja auch in den Ofen stecken."

„Mensch, sei doch kein Kind! Ich warne Dich ja nur."

„Nein, Du willst mich reizen. Findest Du das Bild schlecht? Antworte mir."

Otto sah ihm fest und ruhig in die Augen.

„Jetzt ist es gut, aber wenn Du weiter daran malst, wird es schlecht werden. Verlaß Dich auf mich."

Hans konnte dem Blick des Freundes nicht standhalten. „Wir werden ja sehen," murmelte er bitter, „und morgen —"

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Emil Brack-München.

„Ja, morgen muß der Wanderer die Kritik der hohen Göttin ertragen, so gut und schlecht es geht. — — Du — kommst doch hin? oder bist Du in der Akademie?"

„Ja, ich bin in der Klasse, das heißt, ich kann ebensogut um elf wie um zwölf aufhören. Es würde mich doch interessieren, was sie —"

„Aber natürlich, Junge, Du mußt kommen." Dann schwiegen beide, und jeder ging seiner Arbeit nach.

Am andern Tag ging Otto von zehn Uhr ab nervös in seinem Atelier herum. Punkt elf erschien Hans, und etwas vor zwölf Uhr sauste das elegante Kupee wieder den Boulevard Montparnasse entlang, hielt vor dem Atelier, und Irene allein stieg aus.

Hans eilte an den Wagenschlag.

„Sie sind auch da?" sagte sie obenhin. „Ich komme wohl etwas spät? Meine Schneiderin war seit neun Uhr bei mir. Ich bin ganz hin."

„O, Sie Ärmste," platzte Hans heraus.

Sie blieb einen Augenblick stehen und sah ihn an, nicht sehr freundlich.

„Das verstehen Sie nun wirklich nicht, Hans. — — Ist hier das Atelier?"

„Ja, hier."

Und dann stand sie vor dem „Wanderer".

„Wie schön!" rief sie aus.

In diesem Augenblick war sie selbst seltsam schön.

Sie war tief ergriffen; sie stand lange stumm vor der Statue. Niemand sagte ein Wort. Und der sterbende Mann mit den geschlossenen Augen lächelte. — — Er hatte es gut, er hatte den langen Weg hinter sich, und sie standen alle drei noch am Anfang und sollten sich noch durchkämpfen, ein langes Leben lang, vielleicht — — —

Irene wandte sich stumm an den Bildhauer und hielt ihm die Hand hin. Diesmal schüttelte er sie herzlich.

Dann zeigte er ihr seine anderen Sachen, und sie unterhielt sich eingehend und angeregt mit ihm. Eine Stunde floß im Nu dahin.

„Finden Sie nicht auch," sagte sie plötzlich, „daß Hans — —, wo ist denn Hans?"

Er war fortgegangen.

„Wie sonderbar er ist," bemerkte sie mit einem halben Lächeln. „Warum ist er fortgegangen? — Wenn er doch so arbeiten könnte, wie Sie! So energisch, so —"

„Man muß nie vergleichen, gnädiges Fräulein. Aber ich erwarte noch Wunder von Hans."

Sie brach das Gespräch ab, indem sie ihn dringend zum Diner einlud. Dann geleitete er sie an den Wagen. Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand Hans da. Er hatte eine Rose in der Hand und reichte sie ihr in den Wagen.

„Ich hatte meine Rose auch schon vermißt," sagte sie freundlich. „Auf Wiedersehen."

Otto zog Hans mit ins Atelier. Er war seltsam erregt und ging unruhig hin und her, während Hans sich auf einen Hocker kauerte und den Wanderer anstarrte.

„Heute hat sie mir sehr gefallen, sehr," sagte Otto endlich. „Donnerwetter, feiner Kopf, und die Augen — — Heute habe ich alles begriffen, was Du mir immer von ihr erzählt hast, und — sie — Ihr — steht Euch wohl fast wie Geschwister?"

Hans antwortete nicht.

„Sie ist zwei Jahre älter als Du, nicht wahr?"

„Zwei Jahr. — — Otto, kommst Du mit zum Dejeuner?"

„Ich komme gleich nach, mein Junge. Aber Du bist verstört. Wo fehlt's?"

„Mir fehlt ganz und gar nichts. Was meinst Du?"

„Nun denn — — à bientôt."

Am Abend dieses Tages aßen beide Freunde bei Potzingers. Und es dauerte nicht mehr lange, da wurde Otto auch ganz mit in den Potzingerschen Kreis gezogen. Er wollte sich anfangs dagegen wehren; aber dann erklärte er lachend, Irene wäre zu schön; er fühle sich als Künstler verpflichtet, sie anzustarren, und er müßte ihren Kopf modellieren. Sie hatte nur leider keine Zeit, ihm zu sitzen. Da machte er sie nach dem Gedächtnis, und Hans entdeckte eines Tages im Atelier mehrere Statuetten von Irene in den verschiedensten Stellungen, modern und antik aufgefaßt. Einmal als Sphinx.

„Bravo," sagte er, „aber sie selbst ist noch in keiner drin."

„Ne," erwiderte Otto obenhin. „Ihre Seele, von der Du träumst, habe ich auch noch nicht entdeckt. Ich glaube, sie hat keine."

„Otto, Du sollst nicht so leichtfertig von ihr sprechen. Das dulde ich nicht."

„Verzeih, ich wollte Dich nicht kränken; aber ich denke manchmal — —“

„Da ist nichts zu denken,“ sagte Hans. „Ich habe Dir tausendmal gesagt, daß ich — daß Irene — daß wir uns wie Bruder und Schwester stehen, und — —“

„Na, dann ist ja alles gut. Rege Dich doch nicht so auf. Du bist so nervös jetzt; Du mußt Dich wirklich etwas zusammenreißen.“

Die Freunde harmonierten in dieser Zeit nicht so recht; aber sie sprachen sich nicht darüber aus, es lag ein unbestimmtes Etwas zwischen ihnen, das sie sich nicht zu erklären vermochten. Sie vermieden es sogar manchmal, allein zusammen zu sein, und das war auch nicht so schwer, denn nun, da das schöne Wetter anfing, mußten sie fast täglich mit den unermüdlichen Potzingers Touren unternehmen oder abends in Theater und Konzerte. Sie hatten beide die verflossenen Jahre so ernst gearbeitet, daß die Lebenslust sie jetzt ergriff und unwiderstehlich mit sich fortriß. Der Maler Passau, dessen sehr französisch angehauchte Kunst Irene imponierte und der in seinem reich und luxuriös ausgestatteten Atelier kleine intime Feste mit viel Blumen und viel Sekt gab, war jetzt auch oft mit dabei, und eine Partie und eine Festlichkeit folgte der andern.

Einmal, an einem besonders schönen Sonntag, fuhren sie alle zusammen nach Robinson hinaus, einem sehr romantisch und interessant gelegenem Dorf, eine Stunde außerhalb Paris. Hans hatte diese Tour mit Feuereifer ins Werk gesetzt. Er hatte solche Sehnsucht, Irene sein geliebtes Robinson zu zeigen, und hoffte, dort im Freien, einmal wieder ein ruhiges Wort mit ihr zu sprechen. Die letzten Male hatte er sie immer nur im großen Kreise gesehen und wenig mit ihr gesprochen, und Irene liebte es, immer einen großen Kreis guter Freunde um sich zu haben. Sie beherrschte diesen Kreis dann bedingungslos; denn ihr Charme übte seinen Einfluß auf jeden, mit dem sie zusammen kam. Auch Otto war jetzt diesem Zauber erlegen. Freilich ging seine Bewunderung nur so weit, wie sein klarer Verstand und sein ruhig klopfendes Herz es erlaubten. Er bildete sich das wenigstens ein. Der Maler Passau war ganz entzückt, er bewunderte alles: ihre Toilette hauptsächlich, und ihren Reichtum; aber auch ihre Persönlichkeit faszinierte ihn.

Früh um neun Uhr fuhren sie alle zusammen per Bahn nach Robinson. Hans hatte durchaus per Omnibus hingewollt, aber Otto und Passau fanden das mit Damen ganz unmöglich. Und so unterblieb es. Im letzten Augenblick, ehe der Zug abging, kam das Potzingersche Kupee. Irene sah entzückend aus. Ein kleiner, weicher, hellgrauer Filzhut aufs dunkle Haar gedrückt, ein schlichtes dunkelblaues Kleid, — aber Hans bemerkte sofort, daß sie etwas nachdenkliches unfreies hatte. Sie sagte ihm zerstreut guten Tag, und damit fing die ganze Tour an für ihn eine Enttäuschung zu werden. Es legte sich wie ein Schleier über das Ganze.

Sie kamen nicht alle in ein Kupee; Hans fuhr mit der Tante und Passau, Otto mit den jungen Damen.

‚Ach, die Fahrt ist bald vorüber,‘ tröstete sich Hans. Aber es kam nicht besser. In Robinson hing Hildegard sich an seinen Arm und flehte ihn an, ihr zu einem Eselritt zu verhelfen, dem Ziel ihrer Sehnsucht. Und während er und sie um einen Esel handelten, und es immer noch ein „süßeres Vieh“ sein sollte, sah er mit halbem Auge, wie Otto ein zweirädriges Wägelchen bestieg. Forderte er Tante Anna auf? Ja, er tat's, — — aber die alte, schändliche Person schien sich zu weigern. Und jetzt — — Irene setzte sich neben ihn und sie fuhren fort — — Passau engagierte mit Würde ein sicheres vierrädriges Vehikel für Tante Anna und sich. Hans blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls einen Esel zu besteigen und mit Hildegard zu folgen. Irene sah sich strahlend um und winkte ihnen mit der Hand.

So fuhren und ritten sie stundenlang. Es war weiche, verheißungsvolle Frühlingsluft. Auf der Höhe des Berges stiegen sie ab, pflückten Veilchen und grüne Zweige, und sahen in die endlose Ebene hinab und auf das große, unendliche Paris.

Hans berauschte sich an der Natur. Er folgte mit sehnsüchtigen Blicken den weißen, ziehenden Wolken. Eine grenzenlose Sehnsucht nach seiner Heimat in der Lüneburger Heide erfaßte ihn. „Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel“ summte er und

besann sich vergebens, wo die Worte und die Melodie herrührten. Erinnerungen aus seiner Kindheit überkamen ihn. Das kleine, weinumrankte Pastorat, die Stimme seiner Mutter. Er war zurückgeblieben und hatte sich an einen blumigen Abhang gesetzt. Da kam ein junges Mädchen im Sonntagsstaat gewandert, und führte einen Knaben mit blödem Gesichtsausdruck an der Hand. Er erkannte sie, und plötzlich war es ihm, als hätte er eine verwandte Seele gefunden.

Es war Madeleine Lemonier, das Modell der letzten Woche. Er begrüßte sie freundlich, und sie setzte sich zu ihm und erzählte ihm eifrig ihre Erlebnisse.

Der Himmel blaute und die Vögel sangen süß und laut.

„Hans!“ rief eine Stimme.

Wie ein elektrischer Schlag traf es ihn. Er sprang auf. Da drüben, am Saum des Holzes, da standen sie alle und sahen zu ihm herüber, und Irene rief: „Hans! Hans!“

Er reichte Madeleine schnell die Hand, und ihre Augen folgten liebevoll dem cher monsieur, der jetzt mit langen, elastischen Schritten über die Wiese hin zu seinesgleichen eilte. Drüben hatten sie sich gelagert und ein Picknick arrangiert. Hans ließ sich ins Gras neben Hildegard fallen, die ihn gespannt ansah.

„Wer war die Dame?“ fragte sie neugierig.

„Mit dem Worte ‚Dame‘ gehen Sie nur etwas vorsichtiger um, mein gnädiges Fräulein,“ bemerkte Passau lächelnd.

„O, man hat viele Sorten Bekanntschaften in Paris,“ schaltete Otto halb lachend ein und schenkte Irene ein Glas Rotwein ein.

Hildegard ließ aber nicht nach.

„Na, Hans, was für 'ne Sorte Bekanntschaft war es denn, mit der Sie da im Gras saßen?“

Hans sah über die Wiese zurück. Es fing an abendlich zu werden.

„Das war ein Modell,“ sagte er ruhig.

„Wie schrecklich,“ rief Tante Anna.

Passau räusperte sich kaum merklich und Otto rief laut: „Na, man sagt solchen Würmern doch auch mal ein freundliches Wort.“

„Ich dachte, Modelle wären ganz etwas Unmögliches,“ platzte Hildegard heraus. Tante Anna fing an erregt zu werden.

„Hildegard, Du verstehst nichts davon; aber es ist allerdings unmöglich, daß diese unglücklichen Geschöpfe anständige Menschen bleiben können. Darum war es sehr freundlich von Herrn Kamp, dieser Person — —“ sie schwieg, denn sie wußte eigentlich nicht recht, was sie hatte sagen wollen.

„Es ist aber ein anständiges Mädchen,“ fuhr Hans unbeirrt fort.

Diesmal hustete Passau laut und Otto wurde ärgerlich.

„Komm, Hans, trink eins, und lassen wir dies unerquickliche Thema. Du sollst uns lieber etwas singen oder rezitieren,“ fuhr er freundlich fort, da Hans ihn erstaunt ansah. „Wir haben ja heute noch gar nichts von Dir gehabt.“

„O ja, bitte, sagen Sie ein stimmungsvolles, kleines Gedicht, Hans.“

Es war das erste, was Irene sagte. Einen Augenblick ruhte sein Auge auf ihr und umfaßte die geliebte Gestalt mit einem fragenden Blick, — dann sagte er: „Ja gerne. Ich lese allerdings schlecht französisch, aber ich habe ein kleines, reizendes Lied, — wenn Sie es hören wollen?“

Er nahm ein Notizbuch, zog ein kleines bedrucktes Blatt daraus hervor und las ein kurzes französisches Gedicht.

Seine Zuhörer waren entzückt. Er mußte noch eins sagen, das er auswendig wußte.

J'appelle et j'attends te bonheur.
Ma vie est pleine de douleur,
Ma solitude point ne cesse;
Dieu, m'aurait-Il donné une âme
Brûlant d'ardeur comme une flamme,
Pour l'éteindre dans la tristesse?

Qu'il est dûr de toujours souffrir!
De ne pas avoir un souvenir
Pas une espérance de joie.
Mais mon âme, sèche tes pleurs,
Console toi! des âmes sœur
Ont parcouru la même voie.

Oui, bientôt nous verrons l'aurore
De l'amour du grand Dieu éclore
Sur la nuit de notre chemin.
Et ce sera la délivrance
De tout mal, de toute souffrance.
Et nous serons heureux enfin.

„Alfred de Musset?“ fragte Passau, als Hans geendet.

„Beinahe,“ lächelte Hans.

„Es ist volkstümlich,“ sagte Irene mit

bewegter Stimme. „Wenn es deutsch wäre, würde ich sagen, es wäre von einer Ambrosius. Hans, sagen Sie mir, wer so schön dichtet."

Wieder blickte er sie an.

„Ein gewisses Modell, mit dem ich vorhin sprach," antwortete er.

„Nicht möglich! Ach, wie interessant! Ist das wahr!" Alle sprachen durcheinander.

„Hans," sagte Otto ungemütlich, „Du bist heute abend zu sonderbar."

„Ein gewisses, armes, versemtes Modell," fuhr Hans fort, in den sich rot färbenden Abendhimmel blickend. „Ein Modell, dessen reine, kindliche Seele dichtet und Göttliches schafft, während es Modell steht. Ich habe einmal ihren verklärten Ausdruck bemerkt, als ich sie, ihrer schwierigen Stellung wegen, bemitleidete, und ihr dann ihr Geheimnis entlockt. Sie steht Modell, weil sie zart ist und keine andere Arbeit findet, und weil ihre Eltern Modell gestanden haben und ihre ganze übrige Familie auch, und sie muß einen kleinen, schwachsinnigen Bruder ernähren, und außerdem muß sie diese Perlen und Edelsteine hier," er sah liebevoll auf das Gedicht, „für ein paar lumpige Mark an Zeitungen verschachern. Es ist eine Schande."

Ein tiefes Schweigen folgte.

„Es wird so merkwürdig kühl," sagte Tante Anna, „wir wollen aufbrechen."

Man erhob sich.

„Nein, Sie sollen meine Jacke nicht tragen, Hans." Irene stand neben ihm.

„O bitte," sagte er.

Sie blickte ihn lächelnd an.

„Wie soll man solch bittenden Augen widerstehn! Sie sind doch ein ganz schlimmer Mensch. Kommen Sie, wir wollen voraus gehen. Und so gingen sie nebeneinander durch den rauschenden, knospenden Wald, und dann durch den kleinen Ort, zur Bahnstation. Lange gingen sie stumm.

„O Hans, Sie sind so gut!" sagte sie plötzlich leise und sehr ernst.

„Ich bin ein Taugenichts," erwiderte er. „Wenn ich denke, wie gut ich es habe, und wie schlecht ich arbeite, und solche göttliche Poesie muß sich im Staube quälen; — es ist furchtbar, — begreifen Sie das?"

„Ja, es ist furchtbar, — Hans. Wir müssen etwas für die Dichterin tun."

Hans blieb stehn.

„Irene," sagte er erregt, „das wäre schön! Wenn Sie das wollten!"

„Ich will. — Kann ich sie aufsuchen?"

„Gewiß. Morgen gehen wir zu ihr. O Irene — —"

„Still, sagen Sie nichts. Die Gedichte haben mich ergriffen, und ich bin Ihnen dankbar, Hans."

Wo war der lange, trübe Tag geblieben? Er versank mit der Abendröte hinter den Bergen, und alle Sterne fingen an zu strahlen und zu glitzern.

4. Kapitel.

Am nächsten Tage suchten Irene und Hans zusammen Madeleine in ihrer elenden Wohnung auf, und nun verwandelte sich die Erde in ein Paradies für diese, denn ihr höchster Wunsch sollte sich erfüllen: Ihre Gedichte sollten im Zusammenhang als Buch erscheinen. Sie brauchte nicht mehr Modell zu stehen, sie sollte eine Anstellung finden. Und alles so plötzlich, und alles durch die engelgleiche Fee, die plötzlich erschienen war und sie bescherte.

Hans strahlte. Er nahm alles in die Hand. Er suchte den Verleger, er brachte den kleinen Bruder bei guten Leuten unter und fand mit Irene eine passende, leichte Stellung für Madeleine.

Das waren Tage des Glücks, da er und Irene wie zwei gute Kameraden in gleichem Schritt und Tritt gingen. Aber er arbeitete fast gar nichts mehr. Die „Mittagsruhe" stand eingerahmt im Atelier. Der Termin zum Einschicken rückte immer näher. Hans konnte und konnte sich nicht entschließen. Mit Otto konnte er nicht mehr über das Bild sprechen, denn er wußte, daß Otto damit unzufrieden war. So bat er eines Tages Irene, und sie kam des Morgens früh und sah es sich an. Es war ihr noch nicht „hübsch" genug. Sie überredete ihn, noch einige Änderungen vorzunehmen, und dann sollte er ihr versprechen, es einzuschicken.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" sagte er.

„Aber Hans, denken Sie an den Erfolg. Es ist doch für Ihre ganze Zukunft von Wichtigkeit. Was wird Ihre Familie sagen, und die meinige, wenn Sie ein Bild im Salon haben — und dann verkaufen Sie es, und dann können Sie Ihren Otto auszahlen, und dann —"

„Ach, seien Sie still!"

Aus unserer Bildermappe:



Heilige Nacht. Gemälde von Prof. Hans Thoma-Karlsruhe.

„Hans, Sie sinken in meiner Achtung, wenn Sie es nicht tun." Sie war ganz blaß vor Zorn, als sie dies sagte.

Es durchfuhr ihn wie ein Schreck, daß sie so ehrgeizig für ihn war. Er sah sie lange an. Es lag wie eine stumme Bitte in seinem Blick; aber kalt und ruhig glänzten ihre Augen ihn an.

Da gab er ihr die Hand und versprach es.

Als Irene bestimmt wußte, daß er das Bild tatsächlich eingeschickt hatte, lud sie sich Herrn Passau ein.

„Herr Passau, können Sie nicht etwas tun, daß Kamps Bild durchkommt! Ich wollte es ihm so gönnen, und Sie haben ja so viele Beziehungen zu allen Künstlern, nicht wahr?"

Passau lächelte sarkastisch.

„Das läßt sich alles machen, meine Gnädigste. Die jungen Künstler von heutzutage haben nur ein so — — so — — so übertriebenes Ehrgefühl und wollen nichts von Protektion wissen, daß es sehr schwer ist, ihnen zu helfen."

„Ich finde das sehr töricht. Hans sollte sich nur öfter von Ihnen raten lassen."

„Sie nehmen — — sehr lebhaften Anteil an Kamp?"

„Ich! O, er ist mein Jugendfreund, schon seit der Kindheit."

„So, so. Diese — mittellosen jungen Leute sollten lieber ein Handwerk ergreifen, anstatt sich so à tout prix in die Kunst zu stürzen. Mir sind diese halbverhungerten Künstler mit ihren kahlen Ateliers und ihren schäbigen Toiletten etwas Widernatürliches. Kunst muß doch von Schönheit und Glanz strotzen. Das Atelier eines großen Künstlers muß der Mittelpunkt und Sammelpunkt der ganzen Geistesaristokratie sein, nicht wahr? Und in entsprechender Weise müßten alle Räume auf das kostbarste eingerichtet, jedes Möbel ein Kunstwerk, jede Stube ein Kunsttempel sein, in welchem der Maler und seine Gattin wie König und Königin hausen. — — Zu einer solchen Königin würden Sie übrigens gut passen."

„Wer weiß," lächelte Irene. Sie sah das ganze Bild vor sich, und sie wußte es, sie paßte da gut hinein. Ihr wurde ganz beklommen zumute.

„Ich habe leider eine Verabredung, Herr Passau; aber wenn Sie mir diesen großen Gefallen tun wollen, — — ich wäre Ihnen sehr dankbar."

„Bitte sehr," er küßte ihr die Hand. „Ich will das schon besorgen, meine Gnädigste."

Einige Wochen später ging es in der Abendklasse unter den Künstlern sehr lebhaft zu. Die verschiedenen Annahmen und Ablehnungen der Jury wurden besprochen.

Finzenthals Statue war angenommen. Natürlich! Hans hatte noch keine Nachricht. Auch in der nächsten Zeit erhielt er weder Ab- noch Zusage. Seine Nervosität steigerte sich von Tag zu Tag; aber es widerstand ihm, Erkundigungen einzuziehen.

„Na, wißt Ihr, wie Long es macht, um hereinzukommen?" sagte einer seiner Kameraden eines Tages im Atelier.

„Na, wie denn?"

„Der besticht den Concierge, und der rückt seine Sache über Nacht zwischen die angenommenen, und nachher weiß keiner von den unglücklichen Herren der Jury, wer es angenommen hat. Kurz, — das Ding hängt im Salon, und irgendeine Medaille wird er sich wohl auch noch kaufen. Ja, Geld regiert die Welt!"

Hans hatte dem Sprecher starr zugehört. Daß es so etwas gab! Ihm wurde einen Augenblick ganz elend zumute. Er beeilte sich, fortzukommen.

Er und Otto sollten die Annahme der Statue bei den Potzingerschen Damen feiern. Otto strahlte. Er hatte ehrlich gearbeitet aber er hatte auch am Erfolg eigentlich nicht gezweifelt.

Am nächsten Tage, einige Stunden vor Beginn des Festes, ging Hans aus, um Rosen für Irene zu kaufen. Unterwegs begegnete ihm Passau.

„Ich komme von der Ausstellung," sagte er eifrig. „Ihre ‚Mittagsruhe' ist durch."

„Nicht möglich," sagte Hans gepreßt.

„Doch, doch. Es ist ein Versehen vorgekommen. Ihre Einladung zur Vernissage ist wohl liegen geblieben. Das Bild hängt bereits. Doch! ich hab' es hängen sehn, — Saal 24, — bißchen dunkel, aber drin ist es. Ich gratuliere!"

„Danke," erwiderte Hans. ‚Zu Irene!' war sein nächster Gedanke. ‚Gleich jetzt.'

Er ging wie auf Wolken. Er hatte

also gesiegt. Was würde sie sagen? Wie anders würde sie ihn ansehen. Er war ja im „Salon" vertreten. Er, Hans Kamp.

Seine Gedanken flogen noch schneller, als er ging. Er wurde berühmt und sie wurde sein, mußte ja sein werden! Er dachte an die letzten glücklichen Tage. Da war er von dem Gefühl durchdrungen gewesen: sie ist Dir gut! Sie war ihm ja immer gut gewesen, — warum sollte sie ihn auch sonst, von seiner frühesten Jugend an, so mit ihrer Freundschaft bevorzugt haben. Natürlich, er mußte erst ein ganzer Mann sein. Aber er kam ja auch vorwärts, er hatte ein Bild im Salon, also war er ein gemachter Mann. Hatte er auch keinen zu niedrigen Preis daran gesetzt? Gleichviel. Das nächste Bild gab er nicht unter tausend Mark her. Und dann — und dann —

„Ist Fräulein von Potzinger zu Hause?"

„Jawohl, Herr Kamp. Die Damen sind oben im Salon."

Hans saß im Lift, die Rosen auf seinen Knieen, und jetzt stand er vor ihrer Tür. Der Diener verschwand im Zimmer, ihn anzumelden.

Er hörte ihre Stimme und Hildegards. Es dauerte so merkwürdig lange, bis der Diener wiederkam — — es paßte wohl nicht — er wurde nervös — ein unbehagliches Gefühl erfaßte ihn, als kröche eine Spinne über ihn hin — er wollte fortgehen und konnte sich doch nicht entschließen.

Endlich kam Heinrich heraus.

„Die Damen lassen bitten."

Hans trat ein.

Er sah gerade noch, wie Irene in das Nebenzimmer verschwand, Hildegard stand vor ihm und begrüßte ihn verlegen.

Da war etwas geschehen. Ein feindliches Etwas lag in der Luft.

„Ich störe," sagte Hans unsicher, „ich gehe sofort wieder, — ich wollte nur Ihrer Schwester — diese Blumen —"

„Schon wieder?" antwortete Hildegard. Sie nahm ihm die Blumen ab und ordnete sie in einer Vase.

„Die alten waren noch gar nicht verblüht, und da stehn noch Herrn Passaus und Herrn Finzenthals Nelken. Aber Sie bringen die meisten, Hans. Sie müssen sich ja einfach ruinieren."

„Warum auch nicht?"

„Aber Hans, das ist unrecht. Irene findet das auch."

„Irene — Ihre Schwester — so, hat sie das gesagt?"

„Wieso gesagt, — ich — meinte nur —"

„Hat Ihre Schwester es nicht gern, wenn ich ihr Blumen bringe?"

„Das habe ich nicht gesagt, Hans, aber ich glaube wirklich, Hans —"

„Nun, was denn?"

„Sie bringen zu viel!"

„Nun — ich werde es mir merken."

„Hans, Sie sind beleidigt. Ich bin auch zu ungeschickt. Aber es ärgert mich so, daß —"

„Was kann Sie ärgern? Da ist doch nichts zum ärgern dabei?"

„Doch, ich ärgere mich! Ich weiß, Sie geben Ihren letzten Groschen aus, um Irene eine Freude zu machen, und Irene — verdient das gar nicht."

Sie stampfte mit dem Fuß.

Hans stand noch immer auf demselben Fleck und sah Hildegard an.

‚Sie soll mich hinrichten,' dachte er, ‚und es wird ihr nicht leicht. Was ist nur geschehen?"

„Kann ich Ihre Schwester einen Augenblick sprechen?"

„Nein, sie ist weggegangen. Das heißt, ich glaube, sie kommt wohl bald wieder, oder auch nicht, sie ist —"

„Sie ist doch nicht krank?"

„Krank — bewahre. Himmel, was machen Sie nun wieder für ein Gesicht! — Hans, bitte, bitte — wie soll ich es nur sagen!"

„Sie wollen mich etwas bitten? Das tun Sie nur ruhig; Sie wissen, nichts was Sie mir sagen, kann mich kränken!"

„Sehn Sie wohl! Das hab' ich ja immer gesagt, Sie sind viel zu gut, und wenn Sie so zu Irene sind, dann verderben Sie sich eben einfach alles! So, da haben Sie den Salat!"

Hans fühlte seine Hände kalt werden, aber er sagte ganz ruhig: „Ich verstehe Sie nicht ganz. Ihre Schwester ist immer sehr gütig gegen mich gewesen, und wenn ich mich — unpassend betragen habe —"

„Ach was, reden Sie doch nicht so! Irene gütig? Sie hat überhaupt kein Herz, sage ich. Nicht so viel —"

Sie schnippte mit den Fingern. „Und gut —? Eben noch haben wir uns mächtig

gezankt, gerade über Sie nämlich, und da nahm ich mir gleich vor, es Ihnen einfach zu sagen, weil ich es nicht mehr länger aushalten kann. — Alles tun Sie für uns, alles, ganz Paris haben Sie auf den Kopf gestellt für uns, und dann sagt Irene —"

„Es tut ja nichts, daß sie — was sagt," antwortete Hans rasch.

„Doch tut es was, wenn einer einen Menschen springen läßt wie 'nen Hampelmann und nachher sagt — aber Hans, versprechen Sie mir, es Irene nicht merken zu lassen, daß ich es Ihnen gesagt habe."

Hans antwortete nicht.

‚Hampelmann!' tönte es ihm vor den Ohren, ‚Hampelmann!'

„Ich freute mich, wie Sie sich melden ließen, aber sie wollte Sie nicht sehen, weil — ihre Nerven — weil sie behauptete, Sie machten sie noch ganz nervös mit Ihrer Anbeterei und den ewigen Blumen —"

„Hat sie das gesagt?"

„So ähnlich wenigstens. Ich weiß nicht ob wörtlich — aber —"

„Sagte sie, ich machte sie nervös?"

„Habe ich das gesagt? Nein, sie sagte wohl, Sie gingen ihr so auf die Nerven, — und darum sollten Sie sie nicht so verwöhnen. Nehmen Sie die Blumen nur wieder mit, ich ärgere mich sonst halbtot in Ihrer Seele."

Sie drückte ihm die Rosen wahrhaftig wieder in die Hand. Er nahm sie ganz mechanisch.

„Seit wann ist das eigentlich alles?" fragte er leise.

„Ach, Sie merken doch auch gar nichts. Ich weiß nicht, seit wann es ist, und ich weiß auch nicht, ob es dauern wird. — Sie wissen ja, wie Irene ist — lassen Sie sie ganz links liegen und — —"

„Adieu, Fräulein Hildegard, ich muß fort."

„Adieu, Hans. Sie sind mir doch nicht böse? Ich — ich wollte Ihnen wirklich helfen! Aber lassen Sie sich nur nichts merken, sonst ist alles verloren. Adieu. Sie kommen ja heute abend! Sie müssen kommen, denn sonst merkt Irene etwas, und dann wird's ganz schlimm."

„Gewiß, ich komme, Fräulein Hildegard."

„Ach, ist das wahr? Es ist ja auch in Wirklichkeit nichts passiert."

„Nein, es ist gar nichts passiert," wiederholte Hans. Und damit war er hinaus.

Er wußte nicht, wie er aus der Stube, aus dem Hause kam. Aber er kam heraus, und ehe er sich's versah, war er in seiner Wohnung wieder angelangt, die Rosen noch immer in der Hand haltend. Otto war nicht da. Gottlob! Er warf den Hut fort, legte die Rosen mechanisch auf einen Stuhl und sah sich mit leeren Blicken um.

Ein Gefühl von innerer Öde und Kälte überkam ihn. Er machte ein paar Schritte vorwärts und sah sich plötzlich im Spiegel. War das sein eigenes Gesicht?

‚Warum sehe ich so aus?' dachte er. „Was ist geschehen? Nichts ist geschehen, nur — — eine kleine Enttäuschung," sagte er halblaut. „Weiter nichts."

Er stand regungslos. Es war so still um ihn herum, still und tot alles. Fremd sah die Stube ihn an, die wohlbekannten Sachen, und er selbst stand wie ein Fremder, ganz anderer darin. Eine Uhr schlug sechs. Um halb acht sollte er bei Potzingers essen. Er nahm seinen Rock, der an der Wand hing, und fing an ihn abzubürsten, ganz mechanisch. ‚Es ist ja gar nichts passiert,' sagte er sich immer wieder, ‚die beiden Schwestern haben sich gezankt. Irene hat gesagt — aber was sagt man nicht alles, wenn man sich zankt. Es ist nur eine kleine Enttäuschung für mich,' murmelte er, ‚weiter nichts.' Und doch, er fühlte es, mit ihm in derselben Stube, da war etwas, bereit, sich über ihn zu stürzen, wie ein Raubtier, um ihn zu Boden zu werfen, es starrte ihn mit drohenden, unerbittlichen Augen an; aber er wollte es nicht sehen, es sollte ihn nicht bezwingen. Er sah nicht rechts, noch links. „Ich will nicht," sagte er jetzt laut. „Es ist nichts geschehen."

Um halb sieben kam Otto. Er stieß die Tür auf und sah Hans in Hemdärmeln stehen und seinen Rock abbürsten.

Otto war von einer schweren Arbeit grenzenlos erschöpft. Er sah nach der Uhr; es war halb sieben; er hatte noch etwas Zeit, sich auszuruhen, und warf sich aufs Sofa.

Er hatte die glückliche Anlage, daß er, wenn er müde war, stets schlafen konnte, wenn auch nur für zehn Minuten; aber dann stand er erfrischt wieder auf.

So auch jetzt.

Aus unserer Studienmappe:



Russisches Gespann. Studie von Prof. Peter Paul Müller-München.

Er schloß die Augen und schlief ein. Als er erwachte, dehnte und reckte er sich behaglich. Wie lange hatte er geschlafen? Eine kleine halbe Stunde. Es war Zeit zum Ankleiden. Er begab sich ins Nebenzimmer. Da stand Hans, noch immer mit dem Rock und der Bürste in der Hand.

„Junge," sagte Otto, sich schlaftrunken die Augen reibend, „was machst Du eigentlich da mit Deinem Rock?"

„Er hat Flecken," antwortete Hans lakonisch, „sie müssen herunter."

Otto gähnte laut und warf seine Joppe ab.

„Hans, Du bist so still und feierlich — was ist los?"

Hans drehte sich jetzt um. Er stand gegen das Licht, Otto konnte seine Züge nicht sehen.

„Otto," sagte er, „jetzt ist es doch drin — das Bild."

„Dein Bild — — — angenommen? Himmelkreuzdonnerwetter na! Und Du? — Junge, bist Du krank?"

Er faßte ihn heftig an den Schultern, und sah jetzt plötzlich das Gesicht seines Freundes. — — Hatte er schon längere Zeit diese scharfen, alten Züge? Was hatte der Mensch?

„Otto, Du weißt doch, wie ich nun einmal bin — — Ich hätte es nie einschicken dürfen; es war unfertig — — Die Kritiker werden mich abschlachten, und ich bin ein toter Mann."

„Du bist der reinste Till Eulenspiegel und weiter nichts — — Dir tut 'ne Pulle Sekt nötig. Mensch, Esel, nun ist ja Dein Wunsch erfüllt. Nun freu' Dich doch. Woher weißt Du's?"

„Passau begegnete mir."

„Passau! — — Der Kerl weiß doch immer alles. — — Du, es wird höchste Zeit. — Na, was wird sie sagen? Kinder, wir wollen uns mal einen fidelen Abend machen. — — Du siehst übrigens wahrhaftig elend aus!"

„Die Emotion, — — ich bin nun einmal so — — Es reibt mich schon lange auf."

„Na, nun wird ausgespannt. Komm, komm."

Hans zwang sich zu einem Lächeln; dann machten sie eilig Toilette, und bald darauf saßen sie im Tram zur „Place de l'Etoile". Als sie im Hotel Campbell die Treppe hinaufstiegen, hatte Hans ein Gefühl von Schwindel; aber er faßte sich schnell wieder. „Ein Hampelmann" wollte er denn doch nicht sein.

Der Potzingersche Salon war glänzend erleuchtet. Überall Blumen, von Irene kunstvoll arrangiert. Die Tür zur Veranda stand auf. Von draußen strömte eine regnerische, weiche Frühlingsluft herein und vermischte sich mit dem Duft der Blumen. Und dann öffnete sich die Tür und sie selbst kam herein. Mit raschen, schwebenden Schritten, strahlenden Augen und ausgestreckten Händen ging sie direkt auf Hans zu.

„Ich weiß es schon, und ich gratuliere," sagte sie weich.

Hans beugte sich wortlos über ihre Hand und küßte sie.

Sie war schöner denn je. In dunkelblauen Sammet gekleidet, hatte sie einen Stern von Brillanten vorn am Halse, sonst keinen Schmuck.

Otto legte seinen Arm Hans um die Schulter.

„Unser Künstler ist so erschüttert; — wir müssen ihn ordentlich aufmöbeln, nicht, Fräulein Irene?"

Nannte er sie schon lange so? Hans besann sich vergebens, wann er es zuerst gehört hatte.

„Ja, das wollen wir. Ich bin heute in high spirits, und wir haben schnell noch andere Leute eingeladen. Und nachher — singe ich Ihnen, Hans!"

Sie rauschte durch die Stube. Oder flog sie?

Sie nahm rote Nelken aus der Vase. „Heute wollen wir uns alle schmücken. Hier, meine Herren. Jeder bekommt eine Nelke ins Knopfloch. — Hans, Sie dürfen wählen. Hier diese — — was für ein prachtvolles Rot. — — Herr Finzenthal, eigentlich bin ich Ihnen noch etwas böse — wegen neulich. Sie wissen schon?"

Otto verbeugte sich lächelnd.

„Aber heute, Hans zu Ehren, dürfen Sie auch eine Blume tragen — — hier. Ach da kommt mein neuester Freund. — Ein reizender Mann, Doktor Blöcker."

Während ein gutmütig und angenehm aussehender, älterer Mann eintrat, den Irene mit Verve begrüßte, fragte Hans, indem er mit unsicheren Fingern seine Nelke ins Knopfloch steckte: „Hattest Du etwas mit Irene?"

„Du bist wohl eifersüchtig?" lachte Otto. „Sie hielt mir eine lange Rede über Dich und Deine Kunst usw., und ich sagte, was ich Dir auch immer sage, du müßtest mehr aus Dir herauskommen und freier und froher arbeiten — — Kurz, es ärgerte sie, daß ich es wagte, ihr Schoßkind zu bekritteln und — die Göttin zürnte. Voilà! Hildegard sieht heute auch süß aus. Da kommt sie."

„Das ärgerte sie," wiederholte Hans. Träumte er oder wachte er?

Es traten noch mehrere Gäste aus dem Potzingerschen Bekanntenkreise ein, eine Doktorin Clüwer aus Berlin, deren Mann krank im Hotel lag. Sie schwelgte aber trotzdem in „Paris", war aber im übrigen eine liebenswürdige, harmlose Dame.

Als letzter erschien Passau.

Man ging zu Tisch. Tante Anna versuchte aufgeregt eine Tischordnung zu arrangieren, aber Irene nahm die Sache sofort in die Hand.

„O, Tante Anna, ich gehe heute mit Hans. Er ist der Festkönig."

‚Auch das noch,' dachte Hans.

Leicht wie eine Elfe schwebte sie neben ihm her.

Hatte sie von ihm gesagt, daß er ihr auf die Nerven ginge? Was dachte Hilde sich eigentlich, ihm so etwas zu erzählen! Und wenn sie es gesagt hatte, konnte es nicht eine vorübergehende Stimmung gewesen sein? Wer kennt nicht solche Augenblicke, wo einem die liebsten Menschen plötzlich feindlich und fremd erscheinen? Und ebenso schnell wie es kommt, geht es wieder.

Aber konnte man denn so etwas sagen, wenn man jemand wirklich liebte?

Ja, mein Gott, warum sollte sie ihn denn eigentlich lieben? Hatte er sich wirklich auch nur eine Sekunde einbilden können, daß sie, Irene, ihn liebte? Nein, niemals. Eine wahnsinnigere Illusion konnte es kaum geben.

„Hans, Sie sind wirklich ein bißchen schwer anzufeiern," sagte sie jetzt.

Er blickte sie so wahrhaft kummervoll an, daß sie sofort einen anderen Ton anschlug.

„Ich verstehe Sie gut. Es ist eine große Sache, der erste wirkliche Erfolg; aber vergnügt sollten Sie doch sein."

„Das Bild ist nicht gut," antwortete er stockend.

„Ach," erwiderte sie ein wenig ungeduldig, „es ist nun aber doch drin, und darauf kommt's doch allein an. — — — Herr Passau, wie viele von Ihren Sachen sind eigentlich drin?"

‚Ich gehe ihr auf die Nerven,' dachte Hans, und goß ein Glas Wein hinunter.

„Kollektion," antwortete Passau. „Zwölf Stück."

„Sieben davon habe ich gesehen. Erzählen Sie mir von den anderen."

Passau begann mit Ausführlichkeit seine Werke zu beschreiben, und Hans saß still da. Einmal hielt Irene ihm ihr leeres Glas hin, und er goß Rotwein hinein. Natürlich tropfte etwas von dem leuchtenden, roten Getränk auf das Tischtuch. Sie haßte so etwas, das wußte er. Er blickte ängstlich zu ihr hin, aber sie beachtete ihn gar nicht, ihr Auge hing an Passaus Gesicht, der sehr interessant zu erzählen wußte. Hans stellte schnell ein Salzfaß über den kleinen roten Tropfen. Es kam ihm plötzlich vor, als wäre es sein Herzblut. Unwillkürlich blickte er auch Passau an, fand ihn vornehm aussehend, und bewunderte seine Redegewandtheit. Er kam sich dadurch nur noch mehr wie ein ungeschickter, hilfloser Schuljunge vor. Passau sah gar nicht aus wie ein Künstler, sondern ganz wie ein Weltmann. Er war groß und hager, trug einen spitzen Vollbart und hatte große, sehr weiße, wohlgepflegte Hände, mit spitzen, langen Fingernägeln. Gerade diese Hände fielen Hans jetzt auf. Passau beschrieb Irene ein Gemälde und gestikulierte dabei elegant. Die Horizontlinie wurde gezogen, die geballten Wolken angedeutet, das leichte, zitternde Gras.

‚Greuliche Hände,' dachte Hans. ‚Der wäscht sicher nie seine Pinsel selbst.'

Die Unterhaltung wurde allgemeiner und animierter und schwirrte um ihn herum. Jetzt ließen Otto und Irene ein Feuerwerk von Witzen und Bemerkungen los, und er hatte nur den einen heißen Wunsch, daß dieses schreckliche Fest bald vorüber wäre. Er konnte nichts essen; die vielen eleganten, raffinierten Speisen ekelten ihn an.

Endlich stand man auf. Im Salon wurde der Kaffee genommen und geraucht. Hans war mit Herrn Blöcker in ein wissenschaftliches Gespräch vertieft. Da trat Irene wieder zu ihm.

„Hans, ich muß Sie wohl erst daran erinnern, was ich Ihnen vorhin versprochen habe. Ich dachte, S i e würden mich bitten!"

„Das Lied!" sagte Hans.

„Ja, ja, unser Lied! Oder ist es zuviel für Ihre Nerven?"

„Wie können Sie so etwas sagen, Irene?"

„Ich spreche im Ernst — — — Ich weiß, daß alle Ihre Gedanken bei dem Bilde im Champs de Mars sind. — — Ich dachte, mein Gesang wäre Ihnen vielleicht zuviel."

„Niemals!"

„Oder — — — Sie sind jetzt so erfüllt von dem eigenen Erfolge, daß Sie andere Leistungen nicht mehr würdigen; wie?" Aus ihren vor Vergnügen funkelnden Augen blitzte ihm eine schelmische Siegesfreude entgegen.

„Singen, bitte singen!" tönte es jetzt von allen Seiten.

Hans bot Irene den Arm und führte sie zum Flügel; aber dann zog er sich wieder in eine entfernte Ecke des Zimmers zurück.

Irenes Stimme hatte in den zwei Jahren, seit er sie nicht gehört, an Fülle und Liebreiz gewonnen. Sie sang erst Mignon, dann das Lied von der ewigen Liebe, und jetzt schlug sie die wohlbekannten Takte „seines" Liedes an. Er erhob sich und ging leise auf die Veranda hinaus. Die Fenster waren geöffnet, zu seinen Füßen lag das große zauberische Paris, und das Gebrause der Millionenstadt schlug dumpf an sein Ohr, und drinnen sang Irene: „Weit über Wiesen im Dämmergrau — —"

Jedes Wort schnitt ihm in die Seele. Es tat ihm körperlich weh, ihre Stimme zu hören; er hätte weinen mögen wie ein Kind; aber er stand stumm und still da.

Als sie geendet, trat Otto zu ihm heraus. Er faßte ihn an der Schulter, Hans bebte.

„Junge, was hast Du nur?"

„Ich bin so furchtbar — — — glücklich," sagte Hans.

„Na ja. Dies muß Dich nun anspornen, noch ganz anders und besser zu arbeiten. — Nun, Fräulein Hildegard?"

„Ach bitte, lassen Sie Irene nicht den ganzen Abend singen; ich habe so furchtbare Lust, noch etwas zu unternehmen, — — — mal Paris bei Nacht — — — in ein Café chantant, das wäre zu schön!"

„Ja, das wäre was," antwortete Hans plötzlich laut. „Kommen Sie, wir wollen gleich losgehen!"

„Fräulein Irene," rief Otto lachend, „hier wollen zwei durchbrennen."

„Wer?" Irene stand im Rahmen der Tür; mit leuchtenden Augen und geröteten Wangen.

„Ja, Hans und ich," antwortete Hilde eifrig, „Du mußt mit, und die andern."

„Wir gehen ins Odéon," sagte Hans.

„Kinder," sagte Irene, „das ist eigentlich ein famoser Gedanke. Nur Tante Anna muß unschädlich gemacht werden; aber Frau Clüwer muß mit als Chaperonne. — Ja, wir wollen einmal feiern."

Der Plan kam in kürzester Zeit zur Ausführung. Tante Anna erklärte in Verzweiflung: „Irene ist hier in Paris so entsetzlich selbständig geworden." Aber das war auch alles. Ehe sie die Sachlage recht verstanden hatte, war die Gesellschaft wie eine Schar Vögel davongeschwirrt. Auch Herr Blöcker, angesteckt durch den Feuereifer der jungen Damen, folgte willenlos dem frohen Zuge.

Unten auf der Straße hieß es dann in wirrem Durcheinander:

„Ja, wo wollen wir nun hin?"

Jeder wollte nämlich durchaus und unter allen Umständen in ein anderes Lokal als das, welches gerade vorgeschlagen wurde. Es schien ein hoffnungsloser Fall zu werden.

In diesem Augenblick rasselte ein Omnibuswagen vorbei, und ehe die andern sich besinnen konnten, hatte Irene dem Kutscher gewinkt und kletterte bereits die Treppe zum leeren Verdeck des Wagens hinauf. Jauchzend folgten Hildegard, Hans und Otto. Dann wurde die etwas schwerfällige Frau Clüwer unter Lachkonvulsionen ihrerseits und schweren Anstrengungen seitens Herrn Blöckers hinaufbugsiert. Passau blieb unten stehn und sagte: „Ich passe auf," und fort fuhren sie.

Wohin? Niemand ahnte, wohin der Omnibus fuhr, und Irene hielt sich beide Ohren zu und wollte es auch gar nicht wissen, nur fahren wollte sie in der lauen Sommernacht durch die interessante Stadt, hoch über den Droschken und dem Menschengewühl schweben, in die Fenster der Häuser gucken und sich tausend Geschichten ausdenken und die verschiedensten Bilder an sich vorüberziehen lassen. — — Da! eine niedrige, große Stube, mangelhaft beleuchtet; zwanzig Näherinnen über ihre Arbeit gebeugt —. Vorbei. Ein bequemer Salon, das Abendbrot unter der Hängelampe auf dem Tisch, eine junge Dame macht den Tee. Für wen? Für wen? — Jetzt cent mille chemises — cent mille chemises — es hört nicht auf. Nun: ein spitzer, altertümlicher Giebel, ein Balkon; ein junges Paar lehnt umschlungen an der Balustrade und schaut lachend auf den vollen Omnibus hinunter. — Hans schwenkte plötzlich seinen Hut und rief: „Vive l'amour!"

„Hans," sagte Otto und schlug ihn aufs Knie. Die junge Dame oben lachte, der Mann winkte mit der Hand. — — — Vorbei.

„Irgendwo müssen wir doch wohl aussteigen," sagte Irenes Stimme jetzt.

Passaus Kopf, im hohen Zylinder, tauchte aus der Tiefe auf.

„Ich mache den verehrten Festgenossen einen Vorschlag: Wir sind hier in der Nähe des Gare Montparnasse. Da ist ein allerliebstes Restaurant L'Avenue, — — ich habe die Ehre, die Herrschaften auf ein Gläschen ‚Kalte Ente' einzuladen."

„L'Avenue — — Bravo, Passau! — — das ist gut. Da gibt's Musik."

„Musik?" rief Hildegard, „wie entzückend. Komm Irene. Ich gehe mit Hans, Du kannst mit Herrn Finzenthal gehen. Rasch hinunter."

In L'Avenue wurden sie vom wohlbeleibten Oberkellner sehr feierlich in ein elegantes Hinterzimmer geführt, wo in einer blumigen Nische vier Musiker saßen und einen sehnsuchtsvollen, gedämpften Walzer aufspielten. An einem Tisch saßen zwei Pärchen, sonst war alles leer.

Sie nahmen an einem großen Tisch Platz, erregt und fröhlich. Die vier frem-



Nordweststurm. Gemälde von Prof. Friedrich Kallmorgen-Berlin.

den Leute waren auch ausgelassen lustig; jedenfalls konnten die beiden Damen sich vor Lachen kaum auf ihren Stühlen halten, und Hilde fühlte sich sofort geneigt, in dies endlose, planlose Gekicher mit einzustimmen.

Irene versuchte einen ernsten Ton anzuschlagen, aber sie war bald selbst nicht mehr im stande ernst zu bleiben. Nun trat Herr Passau mit seiner „Kalten Ente" an, und alle ließen es sich ausgezeichnet gut schmecken.

Schon nach einiger Zeit fing Frau Clüwer an laut mitzusingen, und Hans und Hildegard schlugen unentwegt den Takt mit ihren Obstmessern auf den Tisch. Hans war plötzlich wie umgewandelt. Er machte die tollsten Witze mit ernstester Miene, gab Rätsel auf, wie: „Warum der arme Herr Krause keine Haare hat?" Weil nun doch die Neger einmal und endgültig krauses Haar haben u. dgl. Gedichte wurden rezitiert, und man fing bereits an, über den allerkleinsten Witz bis zu Tränen und fassungslos zu lachen. Herr Blöcker erzählte endlose Geschichten von seinem Großvater und sagte unentwegt: „Ja, ja, mein Großvater war ein feiner Kopf," worauf alle immer nur mit „ja, ja, jawohl," antworteten.

„Ich nehme meinen Hut ab," sagte Hildegard. „Prosit, Herr Passau!"

„Aber Hilde!"

„Ach was, Irene, hier sind ja endlich, endlich mal keine Bekannten. Ich muß auch singen. Und wo wollen wir morgen hin?"

„Morgen? Es gibt kein Morgen. Alles ist Heute," antwortete Hans, und plötzlich kroch der Tiefsinn wie eine Spinne wieder an ihn heran und umspann ihn mit seinen feinen, unzerreißbaren Fäden. Wenn diese verdammte Musik nicht gewesen wäre und dies berauschende Getränk! Wozu gab es solche kaltherzige, reiche Leute wie Passau, die sich ein Vergnügen daraus machen, arme, solide Arbeiter plötzlich mit Champagner zu traktieren, um sich dann über sie lustig zu machen. Er wollte nicht mehr. Er wollte heraus aus dem allen.

„Hans," rief Irene, „erzählen Sie noch mehr von Herrn Krause!"

Es war nach Mitternacht, als sie endlich aufbrachen. Die Damen wurden an eine Droschke geleitet, und man sagte sich Lebewohl.

„Irene," sagte Hans, ihre Hand festhaltend.

„Nun, was denn?"

„Ich, ich — weiß nicht, was ich sagen wollte. — — — Gute Nacht."

„Hans, Sie können einen geradezu nervös machen mit diesen halben Reden. Bon soir, messieurs." Sie sprang in den Wagen.

Otto machte den Schlag zu und fort rollte der Wagen.

„Jetzt woll'n wir noch bummeln gehn," sagte Passau, der selbst am meisten seiner „Kalten Ente" zugesprochen hatte. Er schob die Hand in Kamps Arm. „Kommen Sie, Sie junger Aussteller, Sie."

„Ich bin müde, ich will ins Bett," war die schroffe Antwort.

„Na, na, man nicht so happig. Wissen Sie, so ganz ohne den Allerweltskerl, den Passau, wären Sie doch nicht hineingekommen."

„Was meinen Sie eigentlich?" gab Hans zurück, der mit seinen Gedanken noch bei Irene war.

„Na, nehmen Sie's mir nicht übel, aber ich meine nur, undankbar brauchen Sie auch nicht zu sein. Das ist nämlich so 'ne verteufelte Sache mit der Ausstellerei. Wenn man da nicht so 'n bißchen flüssiges Metall hat und läßt das fließen. Aber man hat's ja, und ist darum König über alle, und da macht's denn Spaß, so 'n Anfänger — so 'n strebsamen Künstler wie Sie — — — auch mal so auf die Beine zu helfen. — — Bitte, bitte, keine Antwort, keinen Dank."

Hans war stehen geblieben.

Leichenblaß, sprachlos starrte er den Sprecher an, dessen schwere Zunge ihm soeben ein furchtbares Geheimnis enthüllte.

„Es ist doch nicht möglich," sagte er wutbebend, „daß Sie mein Bild — —"

„Was?" antwortete Passau nun auch mit erhobener Stimme. „Sie, Sie wollen mich noch anfahren, weil ich, ich Ihnen zu Ihrem ‚Glück' verhelfe? Sie glauben doch nicht etwa, daß so 'n Anfänger, daß Sie so von allein reinkommen in den Salon? Sie, mit Ihrer grasgrünen Mittagsgeschichte, oder wie das Ding heißt. He?"

Außer sich hob Hans den Arm und hätte losgeschlagen, wenn nicht Otto, der zurückgeblieben war, in diesem Augenblick dazwischengetreten wäre.

Er packte die Hand des Freundes.

„Hören Sie!“ fauchte der gänzlich aller Fassung beraubte Passau. „Da will er noch nicht einmal danken, wo ich — —“

„Passau! Ruhe. Morgen erledigen wir alles. Heute sind wir nicht zurechnungsfähig. Hier eine Droschke. Fahren Sie nach Hause. Ich komme morgen zu Ihnen.“

Ottos ruhige Stimme ernüchterte Passau etwas. Skandal auf der Straße war ihm verhaßt. Er murmelte etwas von „Undank“, und bestieg dann die Droschke.

Otto führte den ins Innerste getroffenen Hans nach Hause. Vergeblich versuchte er, ihn zu beruhigen. Er selbst hatte einen heißen Kopf und war todmüde. Schließlich wußte er auf Hansens unaufhörliches „Ich bin zugrunde gerichtet“ nichts mehr zu sagen. Er tröstete, fluchte und scherzte abwechselnd, so lange und so gut er konnte, aber endlich fielen ihm doch die Augen zu. Er sank in einen schweren Schlummer und hörte, wie aus weiter' Ferne, noch die bebende Stimme des Freundes: „Durch Bestechung hat er es hineingebracht. Es ist eine scheußliche Geschichte. Nun ist mir alles genommen.“

Hans kam in dieser Nacht nicht ins Bett.

Als der Morgen anfing zu dämmern, erhob er sich mühsam von dem Stuhl, auf den er gesunken war. Er sah, daß Otto fest schlief; so ging er leise in das kleine Atelier nebenan und machte die Tür hinter sich zu. Er öffnete das Fenster und sog begierig die Morgenluft ein. Noch lagen die Schleier der Nacht über den Dächern der Großstadt, aber es waren durchsichtige, leichte Schleier, die der junge Tag bald siegreich und leuchtend durchbrechen würde. — Aus der Brust des jungen Künstlers stiegen schwere Seufzer auf. In seiner Seele tobte derselbe Kampf zwischen Nacht und Licht. Noch sah er freilich kein Licht für sich, aber er kam doch zur Ruhe in dieser stillen Morgenstunde, und faßte einen Entschluß, wenn auch einen verzweifelten.

Ein frischer Luftzug drang herein, es durchschauerte ihn kalt. Er schloß das Fenster wieder, und dann setzte er sich an den Tisch und fing an zu schreiben:

„Lieber Otto!

Ich sage Dir Lebewohl. Ich muß abreisen. Du wirst mich verstehen, und Du wirst mich in Frieden lassen, bis ich — mein Gleichgewicht wieder habe; denn Du bist mein Freund. Sorge Dich nicht um mich, Otto, es wird schon alles wieder gut. Ich verkaufe eins von den Dingern. Du weißt schon. Der Händler bot mir ja damals viel dafür, und dann reise ich in die Heimat, in die Heide. Mein Kamerad! Mehr kann ich nicht sagen. Wenn Du aufwachst, bin ich fort.

Dein Hans.“

Er kuvertierte und adressierte den Brief, und dann saß er noch lange da. Vor ihm auf dem Tisch lag noch ein weißer Briefbogen. Er hatte die Feder noch immer in der Hand.

„Irene,“ schrieb er dann langsam und bedächtig, fast, als malte er die Buchstaben.

„Irene, Irene,“ mehr nicht.

Er seufzte noch einmal tief auf, dann zerriß er diesen Briefbogen in lauter ganz kleine Stücke, stand schnell auf und fing eilig an, seinen Rucksack zu packen. Otto schlief.

Als Hans mit dem Ordnen seiner Sachen fertig war, holte er aus einer großen Mappe eine Skizze hervor und rollte sie auf.

Er warf noch einen langen Blick um sich — — — und dann ging er fort.

Es war nun völlig Tag geworden. Er brachte seine Sachen an die Bahn, und von dort ging er zum Ausstellungsgebäude.

Einige Leute vom Personal waren schon da, und trotz der frühen Morgenstunde gelang es ihm, durch Geld und gute Worte hineinzukommen.

„Führen Sie mich zum Saal 24,“ bat er. Der Mann wies ihm den Weg, und er schritt allein durch die vielen Säle, wo die Gemälde so stumm und feierlich hingen. Wie drohende Geister kamen sie ihm vor.

Nun stand er vor seinem Bilde.

Er verschränkte die Arme über der Brust und sah es starr an.

„Es ist meine gesunde Strafe,“ sagte er nach einer langen Weile zu sich selbst, „so mußte es kommen.“

„Das Bild taugte gar nichts! Und ich selbst, als Künstler, tauge auch noch gar nichts!“ Eine Wut auf das Bild erfaßte ihn. „Du bist schlecht, schlecht,“ sagte er laut. „Du gehörst nicht hierher. Törichter Ehrgeiz und Ruhmsucht und Spekulation auf Erfolg haben dich hierher gebracht, —

— und ich, — — ich — —" Er ballte die Faust.

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er selbst hatte seine Kunst herabgewürdigt und sie in den Dienst all dieser Empfindungen und Gefühle gestellt, die doch dem innersten Wesen der Kunst so fern stehen, und an diesem Felsen abprallen müssen, wie die Wogen des Meeres von dem starren, unbeweglichen Stein, den sie vergeblich umspülen. Warum hatte ihm soviel daran gelegen, in den Salon zu kommen? Weil Irene es wollte! Nun war das Bild angenommen, aber auf welche Weise. Und was hatte er nun davon? Nur die Erkenntnis, daß es da nicht hingehörte, und das war seine Strafe — — und vielleicht sein Glück.

Er ging zu den anderen Gemälden und verglich und kritisierte, und dann ging er wieder zurück zu seinem eigenen, und erkannte mit etwas mehr Ruhe, daß es nicht so schlecht war, wie er anfangs gedacht. Aber es war verquält, und besonders, er hatte sich beeinflussen lassen durch die Pariser Malerei, durch Irene, durch Passaus Erfolge. Seine Natur, seine Seele, war nicht in dem Bilde.

Hätte er nicht zuviel daran gemalt, hätte er auf Ottos Rat geachtet, beizeiten aufgehört, so hätte das Bild noch eine Berechtigung gehabt, wenn es sich auch unter den übrigen, mit Eleganz und Sicherheit ausgeführten Gemälden des Salons wie eine wilde Ente unter lauter zahmen ausgenommen hätte.

Ein Gefühl von intensiver innerer Selbstverachtung übermannte ihn.

„Schande über dich, Schande!" sagte er laut.

Er nahm sein Taschenmesser heraus, und mit ein paar raschen, energischen Schnitten hatte er das Bild aus dem Rahmen geschnitten. Und jetzt noch ein kräftiger Schnitt, ein Riß, — — da lagen die Fetzen auf der Erde. Er hob ein Stück Kreide von der Erde auf, und schrieb auf den dunkelroten Stoff, der als Hintergrund diente, in den Rahmen hinein: „Je retire ma toile. H. Kamp." Dann winkte er einen Bediensteten herbei.

„Ich kann den Rahmen nicht schleppen. Bringen Sie ihn an diese Adresse. — Hier ist Geld. Sie können bezeugen, daß ich das Bild selbst zurückziehe."

Der Mann war starr.

„Und gerade dies Bild hat schon so viel Geld gekostet, mein Herr. — Sie haben es ja nicht nehmen wollen. Und dann ist einer von den großen Herren gekommen und hat an Maboeuf 50 Franken gegeben. — — Ich würde so etwas ja nie annehmen, aber Maboeuf hat's über Nacht unter die Angenommenen gestellt, und dann ist's mit aufgehängt. Und nun schneiden Sie's heraus! Haben Sie es denn selbst gemacht?"

‚Die 50 Franken zahle ich Dir aber noch einmal heim,' dachte Hans grimmig.

„Verbrennen Sie diese Lumpen," sagte er zu dem Mann und ging dann rasch hinaus.

Es war ihm zumute, wie nach einer gewonnenen Schlacht. Er ging zu dem ihm bekannten Kunsthändler und verkaufte eine seiner liebsten Skizzen, einen Mondscheinsee mit Elfen; und nun hatte er soviel Geld, daß er reisen konnte. Aber es war noch zu früh. Er irrte planlos durch die Straßen. Übermüdet, wie er war, konnte er doch nirgends Ruhe finden.

Da traf ein tiefer, machtvoller Glockenton sein Ohr. Er war in der Nähe von St. Sulpice, diesem herrlichen, großen Gotteshause mit der wunderbaren Orgel. Oft in Stunden der Not und des Kummers hatte Hans hier seine Zuflucht gefunden.

Er war Protestant; aber wo findet der Protestant ein „Haus Gottes" in des Wortes einfachster Bedeutung? Wo er die Last, die ihm das Herz beschwert, hineintragen kann und seinem Gott zu Füßen legen, wo er sich sammeln kann und Ruhe finden, und ungestört beten in andachtsvoller, stimmungsvoller Umgebung? Er hat keins. Er hat nur eine verschlossene, oft kahle und ungepflegte Kirche, wo er allsonntäglich eine Predigt anhören kann, von Leuten, die oft alles besser verstehen, als das Wort Gottes den Menschenherzen nahe zu bringen, wo er nach der Schnur beten, singen und zuhören muß, wo er sich gut kleiden muß; während der Katholik, und wenn er der ärmste und niedrigste und tiefstgesunkene Bettler ist, zu jeder Stunde, wie er ist, bestaubt und beschmutzt, sein Handwerkszeug unter dem Arm, unbeachtet

in das Gotteshaus treten und dort finden kann, was er sucht, sofern er es ehrlich meint.

Hans dachte darüber nach, als er unter den brausenden Orgelklängen in die Kirche trat. Das Herz war ihm so voll und schwer. Wo sollte er hinfliehen mit seinem Kummer! Hier fand er wenigstens Ruhe.

Er ging durch das Seitenschiff, an den Altar der Mutter Gottes. In einer großen Nische, von steinernen Säulen umgeben, schwebt die Marmorfigur der Maria, das Jesuskindlein auf dem Arm. Sie wird von steinernen Wolken getragen. Das Ganze hat etwas Großes, Geheimnisvolles. Hans setzte sich und focht den Kampf in seinem Innern weiter. Er erkannte sich selbst und sein Leben, sein falsches Streben, und allmählich wurde es heller in seiner Seele. Er sah das hohe Ziel, welchem er zugestrebt, wieder dämmern. Bevor er die Kirche verließ, ging er noch an den Altar, wo die Marmorfigur des Heilandes steht, mit den ausgebreiteten Armen und dem Sonnenherzen. Ein altes Mütterchen kniete da und betete unter heftigem Schluchzen, während ihre zitternden Finger den Rosenkranz drehten. Wie lange hatte Hans nicht gebetet! Er dachte an seine Mutter, die es ihn in der Kindheit gelehrt, und unwillkürlich kniete er neben der alten Frau hin. Aber er fand keine Worte, nur zwei heiße Tränen rollten über seine Wangen. Er brauchte sich ja hier der Tränen nicht zu schämen. Erleichtert stand er auf und strich sich das Haar aus der Stirn. Die erste Ahnung von wirklicher, innerer Freiheit zog durch seine Seele. Er verstand jetzt alles, was Otto ihm so oft gesagt hatte, das vom Opfern — —; er wollte keinen Erfolg, keine Liebe, er wollte nichts mehr, nur arbeiten. Er mußte hinaus, in die Natur, ja, er wollte frei sein! frei! frei! frei! Und plötzlich kniete er wieder hin, und wie ein Schrei rang sich aus seinem Innern das Gebet: ‚Mache mich frei!‘

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter.

Von

Georg Busse-Palma.

Ein Jünger Apollos komm ich gezogen,
In rytmischer Sanftmut schreitet mein Ross.
Doch neben der Leier trag ich den Bogen,
Und locker im Köcher klirrt mein Geschoss.

Melodisch ertönen zu Kämpfen und Spielen
Die Saiten, die Phöbus Apoll mir vertraut.
Ich leite die Krieger zu leuchtenden Zielen
Und singe den heimlichen Jubel der Braut.

Ich ehre den Fürsten und freu mich der Blüte,
In Armut und Staub hab ich beide gesehn.
Ich lobe die Schönheit und Schönheit ist Güte,
Und Phöbus Apollo sieht alles schön.

So komm ich in Friede und Freundschaft gezogen,
Nur einem sei Feundschaft und Friede verwehrt:
Das ist der Philister, der fett und verlogen
Die leuchtende Gottheit in Demut nicht ehrt!

Auch Phöbus, der Scharfschütz, erzog mich zur Wehre,
Und heb' ich den Bogen, dann flieht euch das Heil.
Wir sammeln nur Kränze für seine Altäre.
Drum ehret die Leier und fürchtet den Pfeil!

Das Gedächtnis der Sage.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Eine Meile östlich von Schwerin liegt das Dorf Peckatel. Bei diesem erheben sich auf der großen flachen Ebene des Dorffeldes drei nachbarliche Kegelgräber aus der älteren Bronzezeit. Von dem einen dieser Grabhügel, dem Rummelsberge, erzählte seit Menschengedenken die Sage, dort wohnten „Unterirdische" und mitunter hielten sie mit Kessel und seltsamen alten Messern aus den Hügeln Trunk und Schmaus. Sagen variieren; in jüngeren, aufgeklärteren Versionen heißt es auch, sie liehen den Brankessel beim Bauern Ziercke. Aber der Kessel ist unter allen Umständen dabei.

Als man die von der Ortssage umsponnenen Hügel aufgrub, kam tief drinnen im Rummelsberge nebst anderem, was zur alten Bronzezeit gehört, der Kessel zum Vorschein. Ein mächtiges, gebranntes Gefäß, zwischen zwei merkwürdigen, aufgeschichteten „Altären" oder Tischen eingestellt. Über die Deutung dieses Arrangements im Totenhügel ist es gescheiter, nichts ganz Bestimmtes zu sagen. Aber den Kessel hatte man nun! Zum nicht geringen Erstaunen der Prähistoriker. In Robert Beltz' Vorgeschichte von Mecklenburg, die nicht so amüsant, aber zuverlässiger als Fritz Reuters „Urgeschichte" und immer noch interessant genug ist, wird darauf hingewiesen, daß sich also hier eine mehr denn zweitausendjährige Kunde von Geschlecht zu Geschlecht der Anwohner fortgepflanzt zu haben scheine. Und zwar durch allen Wechsel der Bevölkerung hindurch. Wer immer an dieser Stelle die älteren Bronzemenschen waren, sicher wohnten vor und nach Christi Geburt in Mecklenburg Germanen. Dann drangen Slawen, die Wenden, ins Land, und diese verdrängte seit Heinrich dem Löwen wieder deutsche, niedersächsische Kolonisation.

Wechsel der Bevölkerung vernichtet aber für gewöhnlich das örtliche Wissen nicht. Noch heute tragen der Rhein und alle seine Nebenwässer ihre keltischen Namen. Und in Mecklenburg trägt die Warnow den Namen von den Germanen, die vor den Slawen waren. Es passiert wohl mal ein Irrtum bei solchem Herübernehmen. Zum Beispiel gab es im Breisgau, als die Gegend noch keltisch war, eine Siedlung mit dem häufigen Namen Noviomagus (Nymwegen 2c.), was nichts anderes als Neu-Ort, Neustadt bedeutet. Das haben die einwandernden Alamannen mißverstanden und nannten statt des Ortes das Flüßchen so. Daher plätschert heute dort ein freundlicher „Neumagen" mit seinen Schwarzwaldwassern dem Allvater Rhein entgegen. Aber mit und ohne Irrtum, das örtlich Überlieferte einer Gegend wird von den zuwandernden neuen Herren erkundet. Alt und neu geschieht es überall.

Die Gedächtnistreue von Peckatel würde an sich nichts beweisen, wenn sie ganz vereinzelt dastände. Aber wir kennen die Gedächtnisstärke der Schriftlosen überall, kennen sie von unseren märchenlauschenden Kindern und aus jeglicher Ethnographie. In unserer Vielschreiberzeit, wo man sich beruhigt, daß alles in den amtlichen Registern, Kirchenbüchern usw. steht, weiß der Durchschnitt kaum mehr, wer sein Urgroßvater war und wo er lebte. Und die Geschichte ist, der mündlichen Überlieferung genommen, ein Stück der künstlichen Bildung geworden.

Ganz anders die schriftlosen alten Germanen. Tacitus bemerkt es wohl, wie die bei Thingmal und Fest in peinlich konservierender Treue und in sich einprägender Form vorgetragenen epischen Überlieferungen die „Annalen", die Geschichtsbücher dieser Völker seien. Noch im VI. Jahrhundert n. Chr. in Italien wußten die Goten, daß sie einst aus Skandinavien gekommen, daß sie von Hause aus ein ausgewanderter Überschuß der dortigen Goten seien; sie wußten auch noch Einzelheiten über skandinavische Völkerverhältnisse anzugeben. Das sind Festhaltungen, die über ein Jahrtausend hinausgehen. Die Goten wissen auch noch mehr, nämlich daß noch andere Völker (als Ostgermanen faßt sie die Philologie

zusammen) aus Skandinavien gekommen seien. Diese große Halbinsel, sagt der nach seinen Gewährsmännern berichtende Gotenbischof Jordanes, sei wie eine Völkermutter (officina gentium, vagina nationum), wobei er nun aber nicht an Pangermanen oder gar Indogermanen, wie manche auslegen, sondern eben an die Ostgermanen denkt, Burgunder, Wandalen, Heruler und solche.

Der wohlgeschulte Historiker schiebt diese mündlichen Volksüberlieferungen beiseite. Er fragt: was sagen die gebildeten Römer? Was ergibt die Sprachwissenschaft? Sie ergibt in diesem Falle, daß unter den kontinentalen Germanen die sogenannten Ostgermanen eine alte Sonderverwandtschaft mit den Nordgermanen hatten, eine so erhebliche, daß man schon Ostgermanen und Skandinavier als Einheitsgruppe den Westgermanen oder Deutschen hat entgegenstellen wollen. Er fragt ferner, wenn er klug ist, das Recht, das noch viel zäher, überlieferungstreuer, fremdwehrender ist, als die sich im lebendigen Leben aus- und angleichende Sprachentwicklung. Und der vergleichende Rechtshistoriker sagt ihm: im Familienrecht der Ostgermanen — Familienrecht, Erbrecht, Eherecht, diese Dinge sind immer die altertümlichsten und konservativsten — gibt es Urbestandteile, die genau so eigentümlich bei den schwedischen Göten und anderen Skandinaviern sich wiederfinden. Noch die westgotischen Altertümlichkeiten in den mittelalterlich-spanischen Fueros decken sich mit Weistümern aus jenem Götarike, das heute ein Bestandteil der schwedischen Monarchie ist. Auf solche Anzeichen und auf positive Quellennachrichten wagt der Historiker, die Annahme skandinavischer Herkunft der Ostgermanen zu bauen. Dann erst sagt er gnädig: Es sei nebenbei bemerkt, daß auch die Sage diese Herkunft meldet.

Wie realberechtigt aber und zweckbedacht in ihrem Wissen derartige Volkssage war, sehen wir daraus, daß solche ausgewanderte Volksteile noch jahrhundertelang Beziehungen zu ihren alten sitzengebliebenen Stammgenossen pflogen und sich jeweils ihre Wiederaufnahme und einen Ackeranteil bei etwaiger Heimkehr vorbehalten hatten. Dies wird immer ausgemacht, auch von jeder neuen Etappe aus, und nun versteht man erst: die in den Volkszusammenkünften quasi amtlich vorgetragenen Überlieferungen sind ganz etwas anderes als bloße historische Pietät. Sie entsprechen vielmehr dem mittelalterlichen Vorlesen der rhythmisch abgefaßten öffentlichen Rechtsurkunden von der Kanzel.

Die Heruler waren Ostgermanen, die vorher eine Zeitlang die guten Ackerstriche des südlichen Schwedens bewohnten, dort aber von den nördlich nachdrängenden Dänen vertrieben wurden, welche sich dann auch der Inseln bemächtigten. So kamen die Heruler bis aufs Festland und machten redlich alles ostgermanische Herumgeschiebe und die uns halbverhüllten internen Germanenkämpfe der Völkerwanderung mit. Sie hatten viel Ungemach, denn sie waren die letztgekommenen und weichsten dieser Ostgermanen, die überhaupt aus weicherem, schwedischerem Holz sind, als die von Römerkriegen erzogenen Deutschen: treuherzig, leichtsinnig, aufbrausend, zäh und fremder Volksart noch viel zugänglicher. Einmal rotten die Heruler ihr Königsgeschlecht aus; dann reut es sie wieder, führerlos zu sein. Sie lassen sich also wieder einen König kommen, und zwar, da sie selber jetzt eben nur Freie, keine Edelsippe haben, aus — Skandinavien. Und im Jahre 494 geben sie ihre Völkerwanderungsexistenz überhaupt auf. Die einen gehen zu den Byzantinern und helfen später dem Belisar und Narses das Ostgotenreich zerstören; andere gehen zu den Thüringern, welche Ostmarkenpolitik treiben, Ansiedler brauchen gegen die bereits über Elbe und Saale westwärts vordringenden Slawen; und die dritten endlich kehren nach so langer Zeit heim zu ihren Blutsfreunden in Skandinavien. Aber sie wünschen die Mienen der Dänen nicht zu sehen, diese Dinge sind unvergessen. Sie ziehen durch Mecklenburg und Angeln bis Jütland, dort schiffen sie sich ein, fahren übers Kattegat und werden im südlichen Schweden wieder aufgenommen, wo sie nachmals unter den Göten verschwinden. Das alles wissen wir nicht aus der Sage, sondern aus Nachrichten sehr kundiger Oströmer, deren methodische Bildung etwa der eines heutigen Kolonialschriftstellers entspricht.

Man darf es nicht schelten, wenn die historische Kritik sich gegen die Sage zuknöpft, fast bis zu altjüngferlich ängstlicher Prüderie. Die ernsthafte Geschichte, die

Reinheit des Wissens hat lange Zeit nur allzuviel Trübung durch leichtherzig aufgegriffene Sage erfahren. Besonders dadurch, daß man glaubte, alle Epik sei verwertbar, wenn man das Wohlmögliche herausdestilliere. Das ist die allerfalscheste Methode. Und die geschichtliche Wahrheit erleidet diese Attentate durch die von Dilettanten gehandhabte Überlieferung noch fortwährend. Schließen sich diesen die wissenschaftlich ernsten Zeitschriften zu, so tummeln sie ihre urgermanischen, indogermanischen und verwandten Steckenpferde desto lustiger in den nationalen oder sonst für Deutschtum und Vorzeit interessierten Tagesblättern, wo sie außerdem sicherer sind, daß die Argusaugen der gründlichen Forschung sie nicht bemerken oder daß die letztere denkt: dort schadet's nicht. Es schadet aber doch. Denn das kommt auf diese Weise an viel mehr gutes Publikum, als die im großen und ganzen Inzucht treibende Fachwissenschaft.

Wie vorsichtig man mit der Sage sein muß, ganz besonders mit nicht altüberlieferter, dafür nur wieder ein Beispiel, auch hier statt vieler. In demselben Bande mecklenburgischer Volkssagen, gesammelt von dem verstorbenen Professor K. Bartsch, dem ich vorhin den Kessel der Unterirdischen von Peckatel entnahm, findet sich, und zwar aus mehrerer Zeugen Mund, die ganze Gudrunerzählung berichtet. So wie Volksmärchen erzählt werden, meist ohne Namen und bestimmte Örtlichkeit, und alles obenhin modernisiert; es kommen Spinnräder und Gefängnis und Gärtner vor, und die Szene vom Meeresstrand wird zum Verbot des Strümpfeanziehens in der Kälte. „Da war einmal ein König in dem Reich, der war sehr reich und lebte mit seiner Frau zufrieden und glücklich. Die hatten eine einzige Tochter, und die war schöner als rc." Nun hat ein Forscher von dem hohen germanistischen Ansehen Karl Bartschs diese mündliche Überlieferung zu verzeichnen vermocht als eine, die „mit der Gudrunsage am nächsten verwandt ist". Müht sich ernsthaft um Lokalisierung der Herkunft und weist auf die mehrfachen Spuren aus Hagenow und Umgegend hin, mit jener halben Zurückhaltung, wie es wissenschaftlicher Stil ist. Es kann aber kein Zweifel sein, daß diese mecklenburgische Gudrun eine Rückbildung aus der Lektüre zur umlaufenden mündlichen Erzählung ist. Es sind denn auch nicht in allen Versionen die Namen ganz verschwunden; das eine Kindermädchen wußte doch noch vom ‚Wulpensann' (Wülpensand) und vom alten Wad' aus Stormland.

Aber die Hauptsache ist immer in solchen Fällen die „innere Kritik". Die kann keinerlei eingepaukte Methode im historischen Seminar geben. Die beruht auf bis ins Unbewußte verarbeiteter Beobachtung und Vielerfahrung und auf von vornherein vorhandener Feinfühligkeit, kurzum auf jenen Fähigkeiten, die der mit groben Allgemeinausdrücken zufriedene Mensch Instinkte nennt. Was die „äußere" Kritik anlangt, so sind es ziemlich hölzerne Werkzeuge, mit denen man den durchschnittlichen Historikus auf seine Dissertation und nachfolgenden unsterblichen Werke losläßt. Und darum ist es ganz gut, wenn man ihm sagt: laß die Finger von der Sage. Dafür muß man aber wohl erleben und mit ansehen, wenn hier und da ein ganz feiner und mit zartesten Sieben arbeitender Forscher echte Goldkörner aus der Sage wäscht, daß ihn dann jene vorsichtig Instruierten mit ihren Plumpkeulen totschlagen: das Werk ist verfehlt, es operiert mit der Sage! Es ist eben kaum eine subtilere Aufgabe, als den Mann, der außerhalb der ausgefahrenen Geleise etwas erringt, vom sprunghaft unbekümmerten Amateur zu unterscheiden.

So die Geschichtsforschung. Anders die Germanistik. Denn die Fachwissenschaften marschieren so gut wie getrennt und denken durchaus nicht beständig an das vereinte Schlagen. Viele tragen den Kuhfuß, und bestenfalls alle hundert Jahre ist ein Moltke. Der unablehnbare Zwang, sich auch mit der Sage zu beschäftigen, der für die Historie fehlt, ist für die Germanistik durch die breite epische Literatur und durch die Volkskunde gegeben. Die Germanistik hat sich daher schon seit ihrem Entstehen mit der epischen Sage ernsthaft beschäftigt und hat allmählich den Satz bewiesen, den Jakob Grimm zwar mit verfehlten Belegen, aber aus den „Instinkten" des echten Forschers aussprach: daß immer ein historischer Hintergrund vorhanden sei. Hierfür sind seitdem die kräftigsten Belege vorgebracht und erläutert worden. Und man hat es auch systematisiert, wie die Sage verfährt, was

sie aus ihrem historischen Kern zu machen pflegt. Alles das, was auch moderne Legendenbildung mit ihren Kernen macht. Erstlich kommt es der Sage nie so ganz genau auf die Eigennamen an. Der bekanntere Name ist besser als der ursprüngliche, dieser wird „berichtigt“. Die früher auf Friedrich den Großen erzählten Anekdoten kamen zum Teil auf Friedrich Wilhelm IV.; beglaubigte Sarkasmen von letzterem wurden nachmals dem beliebten Kronprinzen Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich) nachgesagt, wenn sie auch gar nicht zu dessen Anlagen paßten. Das allein Stabile ist die Anekdote, die Erzählung an sich. In Frankreich saugt Karl der Große das Eigentum von Karl Martell, Karl dem Kahlen und von Karlmann (Charlemagne) auf. In Skandinavien ersetzt man auch im Siegfried- oder Sigurdstoff Krimhild durch die den Meervölkern bekanntere Gudrun. Ganz ebenso geht es mit der Lokalität; ins Morgenland, anstatt gegen die Sarazenen in Spanien, fährt Karl der Große auf den Kreuzzug. Dann werden ferner die Zeiträume leichtherzig zusammengeschoben. Am Hofe Etzels steht der erheblich jüngere Dietrich von Bern.

Weiter liegt es in der Kunst jeglichen Erzählens, pointenhaft, abgerundet und verständlich zu sein. In diesen drei Adjektiven ist das innere Wesen der Sage gekennzeichnet. Sie dramatisiert in der Richtung auf das Packende, Glänzende oder Schreckhafte, behält übrig, was ihr dafür paßt: weite Heerfahrten, ganze Volkswanderungen, vernichtend entscheidende Kriege, aufopfernde Treue oder Arglist und Rache in größten Dimensionen, immer das menschlich Grandiose, das Kühne und das Seelengrauen in ihnen. Sie bringt auseinanderliegende Geschehnisse zusammen, um den epischen Konflikt oder die menschliche Pointe herauszubekommen. Der Große Kurfürst bei Fehrbellin tauscht mit einem Reitknecht das Pferd, Froben fällt, der Kurfürst läßt ihn stattlich begraben, und in ein paar Tagen haben die flinken Berliner die Sage fertig. Umgekehrt scheidet die Sage aus, was von tatsächlichen Wahrheiten den Effekt der Zusammenhänge nur zu belasten und zu stören scheint. Und drittens liegt ihr nichts an noch so echter Altertümlichkeit. Diesen Sinn haben erst wir verkünstelten Gebildeten. Sie kleidet keine jungen Gedankengänge in alte Brokate, sondern macht ihre alten Bilder modern. Damit sie dem naiven, ungelehrten Menschen glaubhaft und verständlich sind. Drum redet sie feinste höfische Zucht der Staufenzeit im Nibelungenlied, durch das doch alle wilde, rücksichtslose Furchtbarkeit der Völkerwanderung nachzittert, und macht die sich höchst unhöfisch scheltenden Königinnen, die man sich am Zaun des heidnischen Königshofes zu denken hätte, zu pagengeleiteten frommen Kirchgängerinnen. Drum auch weiß sie in Peckaiel nichts mehr davon, welche Rolle einst zur Zeit der Warnen und anderer Vorgermanen der Braukessel bei Thing und Totenmahl und jeglicher Kultusfeier gespielt hat und läßt die Unterirdischen vom Rummelsberg den Kessel, auf den es ankommt, vernünftigerweise beim Bauern Ziercke leihen, der — wahrscheinlich den besten oder meistgebrauchten im Besitz hatte. Aber damit kämen wir, verehrter Leser, nun schon wieder ins Gebiet der dem Historiker nicht erlaubten Konjektur. Wir müßten zuverlässige Zeugnisse, etwa Rechnungen über Frau Ziercke Aussteuer archivalisch erkunden, nach Memoiren der Peckateler forschen, vielleicht eine etwas angeheiterte Inschrift an Ziercke lehmverputzter Hauswand entdecken. Nicht jedes Historikers Beflissenheit reicht für alle Aufgaben aus, die in der Wissenschaft vorkommen. Verzichten wir auf die Konjektur! Sie ist nebensächlich.

Was in jeder Sage, großer wie kleiner, das Bleibende, das unter Umständen Jahrhundertebeständige und Unverwüstliche ist, das ist derjenige Inhalt, wegen dessen man sie überhaupt erzählt. Form, Einkleidung oder auch Verkleidung, dekorative Ausschmückung, sie sind für die historische Kritik das Geringwertige, wenn sie auch zu noch so hoher epischer Pracht erhoben worden sind. Wer das feine Gerät und den Takt hat, sie abzuschälen und den echten Kern zu finden, der hat nicht nötig, alle Sage schnellfertig unter die Schlacken zu werfen. Freilich sie und außerdem reife Erfahrung und sehr viel prüfend umschauendes Wissen gehören dazu.



Weihnachtsmette. Gemälde von Edmond Bille.



Der Hof der Königin Luise.

Von

Herman v. Petersdorff.

Mit zwei Beilagen und zweiundzwanzig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Der Bund, der am 4. September in Gelbensande zwischen dem Kronprinzen Wilhelm und der Herzogin Cecilie geschlossen worden ist, ruft nicht nur Erinnerungen an die mannigfachen verwandtschaftlichen Beziehungen wach, die zwischen dem Hohenzollernhause und den Nachkommen des Obotritenfürsten Niklot seit der Verlobung der preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig mit den mecklenburgischen Prinzessinnen Luise und Friederike zu Frankfurt a. M. im März 1793 geknüpft worden sind, sondern auch an das reizende Freundschaftsverhältnis zwischen Friedrich Wilhelm III. und seiner Gemahlin mit der schönen, früh verstorbenen Erbprinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, der Ältermutter der Herzogin Cecilie; und vor dem Auge des Historikers steigt alsbald das Bild jenes unschuldigen und schließlich so vom Unglück mitgenommenen Hoflebens auf, dessen Mittelpunkt die Königin Luise gewesen ist.



König Friedrich Wilhelm III. Stich von Tielker.

Der Monarch, der an der Spitze jenes Hofes stand, hat gar nichts Heroisches an sich, und seine Gemahlin zählt gewiß nicht zu den universal gebildeten oder gar durch Genialität des Geistes ausgezeichneten Frauen. Nichtsdestoweniger wird dies Herrscherpaar nicht nur wegen seiner Schicksale immer die größte menschliche Teilnahme erwecken. Als Heinrich von Kleist seinen König, dessen Schwächen ihm ebensowenig entgehen konnten, wie ihm die Schwächen

seiner angebeteten Königin entgangen sind, im Jahre 1809 bei der Rückkehr nach Berlin mit den begeisterten Worten begrüßte:

Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben
Und Sieger wärst Du auf dem Schlachtfeld blieben,

da gab er damit dem allgemeinen Respekt vor der sittlichen Reinheit Friedrich Wilhelms III. Ausdruck. Vornehmlich weil Friedrich Wilhelm III. und seine hohe Gemahlin ihrem Volke ein hehres Beispiel edler Menschlichkeit gaben, fand die preußische Nation, verstümmelt wie sie war und aus tausend Wunden blutend, doch die Kraft, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, und sich gegen die Fremdherrschaft zu erheben. In diesem schlichten und tugendhaften Königspaar, vor allem aber in der Königin, lag etwas, das insbesondere gerade die Massen in höchstem Maße zur Opferwilligkeit anzuspornen vermochte. So ist es geschehen, was sich kaum je sonst ereignet hat, daß ein Monarch, der schier aller seiner Macht beraubt war, von seinem treuen Volke fast gegen seinen eigenen Willen in den Kampf gerissen wurde, in dem er seine ehemalige Stellung wiedererlangte, auf daß das hoffnungsvolle Wort der Königin Luise erfüllt wurde, das jenem Kleistschen entgegengehalten werden darf: „Es kann nur gut werden durch die Guten."

Worin Friedrich Wilhelms III. Regierung anfangs fehlte und was ihre Vorzüge waren, das lehrt das Hofleben jener Jahre kaum minder wie die politische Geschichte von damals. An allen Höfen wird es verschiedenartige Elemente geben. So bunt gemischt wie am Hofe des Nachfolgers König Friedrich Wilhelms II. ist die Hofgesellschaft indes doch wohl selten gewesen. Wie so ganz anders als seine Vorfahren war der hochgewachsene Hohenzoller, der siebenundzwanzigjährig im November 1797 den vornehmlich durch rein polnische Provinzen vergrößerten friderieianischen Staat zu regieren übernommen hatte. Jene Schüchternheit und Trübheit, die ihn vor allem kennzeichnet und die Folgeerscheinung einer seltsamen und unerfreulichen Jugend darstellt, stimmte wenig zu dem Wesen eines preußischen Militärs, wie es der große König als Ideal hingestellt hatte. ‚Timide Offiziers', so hatte er erklärt, wollte er nicht dulden. Die weichlich humanitäre Zeitströmung und Jahre zweckloser Kriegführung hatten den dritten Friedrich Wilhelm, obwohl er persönlich tapfer war und zweifellos



Die Königliche Familie von Preußen im Jahre 1797.
Titelkupfer von Chodowiecki zur ersten Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea" im Taschenbuch für 1798, Berlin, bei Friedrich Vieweg dem Älteren.

militärisches Verständnis besaß, mit einer kaum überwindlichen Abneigung gegen die Kriegführung erfüllt. Seinem großen Oheim waren solche humane Gefühle auch nicht fremd, wie wenig aber hatte er sich von ihnen beeinflussen lassen! Als drittes negatives Merkmal im Wesen Friedrich Wilhelms tritt uns eine frappierende Nüchternheit und Schwunglosigkeit entgegen, die vom Wesen Friedrichs II. und auch Friedrich Wilhelms II. grell absticht. Dafür hatten sich aber in ihm ein auffälliger Gerechtigkeitssinn und echt hohenzollernsche Pflichttreue, eine unbestechliche Wahrheitsliebe und eine tieffromme Rechtschaffenheit entwickelt, Tugenden, die gepaart mit jener eigentümlichen, mehr oder minder bei fast allen Hohenzollern anzutreffenden Verständigkeit in ruhigen Zeiten bei einem Herrscher ganz darnach angetan waren, einem Mittelstaat ein gutes Gedeihen zu verbürgen. Und da sich zu diesen Eigenschaften eine starke Abneigung gegen den Zwang der Etikette, ausgesprochene Vorliebe für schlichte Bürgerlichkeit, ein Familiensinn, wie er seit dem Großen Kurfürsten in Preußen nicht auf dem Thron erlebt war, und warmes Empfinden für die Nöte des kleinen Mannes gesellte, so war Friedrich Wilhelms Popularität von vornherein gesichert. Zum ersten Male ward er sich bewußt, daß seine Untertanen ihn wirklich liebten, als er im September 1800 mit dem Pferde stürzte und sich dabei im Volke rege Anteilnahme äußerte. Friedrich Wilhelm empfand darüber große Freude. Der Finanzminister Struensee, ein Bruder des dänischen Abenteurers, durfte nicht ohne Wahrheit den Franzosen sagen: Er ist Demokrat auf seine Weise. Es hieß sogar, daß ein Jakobiner geklagt hätte: „Dieser Fürst verdirbt uns die Revolution!"



Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise im Jahre 1798.
Stich von F. W. Nettling nach H. Campe.

Das Leben, das Friedrich Wilhelm an der Seite seiner Gemahlin lebte, erregte die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt. „C'est un ménage charmant et le modèle des ménages de l'Europe," berichtete in den ersten Jahren der Regierung des Königs der französische Gesandte Beurnonville an seinen Chef Talleyrand in Paris mit einer gewissen Begeisterung über den Hofhalt, den König und Königin führten,



Friedrich Christian Ludwig, genannt Prinz Louis Ferdinand. Stich nach G. Boettger sen.

und er setzte hinzu: „Die Folge ist, daß an diesem Hofe ein Ton der Güte, der Einfachheit und der Leutseligkeit herrscht, der denen, die mit ihm in Berührung kommen, das Leben nur höchst angenehm machen kann.“ Mit dem Auge des Sehers verfolgte Novalis die glückliche Ehe: „Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken“ rief er. „Wer den ewigen Frieden sehen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin.“ Die holde hoheitsvolle Königin war allerdings die Seele dieses Hofes. Seitdem die Forschung, allen weit voran Paul Bailleu, durch Ermittelung aller auffindbaren Zeugnisse an Briefen der Königin und Mitteilungen ihrer Zeitgenossen über sie es uns ermöglicht hat, die ganze Tiefe dieses königlichen Frauengemüts zu würdigen*), liegt es am Tage, welches Kleinod der junge Kronprinz Friedrich Wilhelm seinem Volke zuführte, als er sich mit der jugendlichen mecklenburgischen Prinzessin vermählte. Es ist bei jenen Forschungen — und die aus der Feder von Bailleu über kurz oder lang zu erwartende größere Biographie der Königin wird es vielleicht noch mehr erweisen — anders gegangen, wie es sonst oft zu sein pflegt: Das Bild der Königin Luise hat bei näherer Betrachtung nur gewonnen. Freilich ist auch sie nicht ohne Schwächen gewesen, Schwächen, die im Wesen der Frauen begründet sind, die aber bei einer Königin mehr ins Gewicht fallen und bei der Gattin Friedrich Wilhelms III. sich bitter rächten. Allein wir möchten diese Schwächen um keinen Preis in ihrem Bilde missen, so liebenswürdig und so natürlich scheinen sie uns. Als Friedrich Wilhelm die Braut heimführte, war sie noch das reine Kind, so ausgelassen, so vergnügungs- und putzsüchtig, so ungeregelt in ihrem Treiben, so sorglos in den Tag hineinlebend, wie es nur sein konnte, und dazu in ihrer Bildung durchaus nicht auf einer Höhe, wie es wohl für eine Königin wünschenswert war. Aber die sonnige Fröhlichkeit, die ihr ganzes Wesen ausströmte, gewann ihr das Herz ihres Gemahls und half die verdrießlichen Stimmungen, die sich seiner nur zu oft bemächtigten, verscheuchen. Dann bezeigte er wohl jene ihm eigentümliche „heimliche Freundlichkeit“, durch die sein Wesen etwas außerordentlich Gewinnendes erhielt. Immerhin sollte Luise bald erfahren, wie schwer ihr Gemahl zu nehmen war. Da hat sie sich überwunden und seinen Pedanterien, seinen Nörgeleien und seiner Kleinlichkeit ein Paroli geboten durch Nachgiebigkeit und unverwüstlich gute Laune. Es war der erste Teil der Mission, die sie zu erfüllen hatte. Einstweilen beschränkte sich dabei ihre Wirksamkeit auf den engeren Familienkreis. Wer die Dinge aus der Nähe betrachten konnte, dem entlockte ihre Sanftmut wohl einen Ausruf ungeheucheltester Bewunderung. Friedrich Wilhelm seinerseits wirkte auch erzieherisch auf sie ein, indem er darauf hinarbeitete, daß sie ihre vielfach allzu mädchenhafte und unbedachte Art ablegte, und sie in kritischen Lagen ernst und sicher geleitete. So überaus harmonisch im allgemeinen die beiden miteinander lebten, so wird man doch nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß es namentlich in den ersten Jahren ihrer Ehe manches gab, was zwischen ihnen nicht stimmte. Der leidende Teil ist im wesent-

*) Ich darf mich an dieser Stelle auf meine kleine Schrift „Königin Luise“ beziehen, die im vorigen Jahre als erstes Stück der von Hanns v. Zobeltitz herausgegebenen Sammlung „Frauenleben“ bei Velhagen und Klasing erschien. Mein jetziger Aufsatz, der wie das Buch über die Königin einer Anregung des Herrn v. Z. seine Entstehung verdankt, mag als Ergänzung jener kleinen Schrift dienen.

lichen Luise gewesen. Darum fühlte sie sich, wie wohl gesagt werden kann, am glücklichsten nicht als Gattin, sondern als Schwester und daneben als Mutter. Ihr Herz strömt immer über von Glücksgefühl und Zärtlichkeit, wenn sie an ihre Geschwister schreibt.

Die größte Kluft zwischen dem königlichen Ehepaare bestand in den geistigen Interessen. Friedrich Wilhelm war mehr oder minder amusisch, wenn seine literarischen und künstlerischen Abneigungen auch lange nicht die schroffe Härte zeigten, wie wir sie bei seinem großen Ahn Friedrich Wilhelm I. gewahren. Luise dagegen war von einem rastlosen Bildungstrieb beseelt, der dem Könige gar nicht sehr an ihr gefiel. Er hatte nur Sinn für heitere Lektüre. Die Versuche seiner Frau, ihn zur Beschäftigung mit ernsteren literarischen Studien zu veranlassen, scheiterten in der Hauptsache. Ihm schien das Leben von jeher zu düster, um es sich noch durch ernste oder gar traurig stimmende Lektüre schwerer zu machen.

Glücklicher ist die Königin gewesen in der Beeinflussung der Entschlußlosigkeit ihre Gemahls. Nachdem sie lange harmlos die Dinge in der Politik hatte gehen lassen wie sie gingen, ersah sie plötzlich mit feinem Gefühl, daß ihr Preußen, für dessen eigentümliche Größe sie bald Verständnis gewonnen hatte, in eine verzweifelte Lage kam, und seitdem hat sie auf den König geradezu meisterhaft einzuwirken gewußt, um seinen Kleinmut zu bekämpfen. Freilich wurde anfangs zu spät gehandelt, und sie hat dann wohl Vorwürfe wegen ihres Eingreifens in die Politik zu hören bekommen, obwohl sie als Frau und Mutter ein hohes Recht hatte, ihrem zaudernden Gemahl ergänzend zur Seite zu treten. In ihrem Innern hat sie sich trotz solcher Vorwürfe in dieser Beziehung stets frei von Schuld gefühlt. In den Jahren des Leids machte sie um so segensreicher ihren Einfluß auf die Entschließungen des Königs geltend. Die endgültige und dauernde Berufung Hardenbergs an die Spitze der Geschäfte und die Zurückweisung jeglicher Abtretungen in Schlesien ist ihr eigenstes Werk.

Dem Königspaare reihen sich die übrigen Mitglieder der königlichen Familie an. Aus der großen Zeit Preußens ragten noch die beiden Brüder Friedrichs II., Heinrich und Ferdinand, in die Regierung Friedrich Wilhelms III. herein. Jener lebte einsam und empfindlich, weil sein Rat nur wenig gehört wurde, in Rheinsberg und trat selten am Hofe hervor. Doch wissen wir, daß auch er zu den Bewunderern der jungen Königin gehörte. Etwas mehr gesehen ward der kränkliche Prinz Ferdinand, von dem der französische Diplomat Bignon damals einen sehr charakteristischen Zug nach Haus meldete: Ferdinand weigerte sich, während einer Krankheit das Bett zu verlassen, da er wegen seines Zustandes nicht Uniform und Reitstiefel anziehen durfte. Bignon konnte nicht unterlassen, dazu zu bemerken: „Welch ein Unterschied zwischen den Prinzen dieses Hauses und denen der anderen Herrscherfamilien in Europa!" Ferdinands Sohn war der geniale Prinz Ludwig Ferdinand, der populärste unter allen Prinzen des Hauses Hohenzollern, der bei Saalfeld den Heldentod starb. Von Anfang an war er bei den Offizieren und dem gemeinen Mann unendlich beliebt, „tapfer bis zur Tollkühnheit, freigebig bis zur Verschwendung, verzehrt von unruhigem Tatendurst, widerstandslos von den Aufwallungen eines stürmischen Charakters hingerissen", wie sein Biograph Bailleu über ihn urteilt. Er schien „zu allem Herrlichen geboren". Schon in ihrer Brautzeit



Fürstin Luise Radziwill, geb. Prinzessin von Preußen. Lithographie von Weener nach F. Krüger.



Prinzessin Friederike, Schwester der Königin.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

erregte seine Persönlichkeit die Aufmerksamkeit Luisens. Später hat es eine Zeit gegeben, wo er der Königin und noch mehr ihrer Schwester Friederike gefährlich wurde. Noch gelang es glücklich Unheil abzuwenden. Niemand war froher wie Louis Ferdinand, als Luise den preußischen Stolz und die Tatkraft ihres Mannes zu wecken und ihn zu veranlassen suchte, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Ihm gleich gestimmt war seine Schwester Luise, die sich mit dem talentvollen Komponisten Fürst Anton Radziwill vermählte. Sie war sechs Jahre älter als die Königin und viel gesetzter in ihrem Wesen als diese, der sie insbesondere in der Leidenszeit nach Tilsit herzlich nahe trat. Reiner und ebenso edel, aber nicht so bedeutend als Louis Ferdinand war der jüngste Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, ein stattlicher, aber schweigsamer Mann mit schwermütigem Gesichtsausdruck, der sich einen Platz in der Geschichte gesichert hat durch einen Beweis höchsten Edelmuts, indem er sich bei Napoleon als Geisel für die Preußen auferlegte unerschwingliche Kontribution anbot. Ihm ebenbürtig war seine Gemahlin Marianne, eine Prinzessin von Hessen-Homburg, ohne Frage die erste Frau im königlichen Hause neben der Königin selbst. Obwohl neun Jahre jünger als diese, erwies sie sich ihr in der Folge geistig in mancher Beziehung wohl überlegen; jedenfalls war sie durchgebildeter als Luise. Sie hatte das Glück gehabt, von ihrem Vater, dem Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg, früh mit Bildungsinteressen und patriotischen Gedanken erfüllt zu werden. Marianne wurde eine besondere Freundin des Freiherrn vom Stein, der auf sie große Stücke hielt und sich von ihr mehr versprach als von der Königin, zu der sein Feuergeist ja niemals dauernd das rechte Verhältnis zu gewinnen vermochte. Nach Luisens frühem Hinscheiden versah Marianne bei den jungen königlichen Prinzen gleichsam Mutterstelle. „Minnetrost“ nannte sie wohl der junge Kronprinz. Weniger hervor als Prinz Wilhelm trat der kränkliche andere Bruder des Königs, Prinz Heinrich, der unverheiratet blieb. Eine heitere Figur war seine Schwester Wilhelmine, genannt „Mimi“ oder „Misebrätchen“, die an den Prinzen Wilhelm von Oranien, den späteren König der Niederlande, verheiratet war. Eine zweite Schwester, Auguste, hatte als Gemahlin des hessischen Kurprinzen Wilhelm, des Gliedes eines vermorschenden Herrscherstammes, ein höchst unglückliches Los.

Diesen Angehörigen des Königs gesellten sich die Geschwister der Königin, vor allem ihre Schwester Friederike, die erst den früh verstorbenen nächstältesten Bruder des Königs, Louis, später den



Friedrich Wilhelm Carl, Prinz von Preußen.
Lithographie von Oldermann nach F. Krüger.

Prinzen Wilhelm von Solms-Braunfels und , endlich den König Ernst August von Hannover heiratete. In der Zeit, wo Luise Königin war, tritt sie uns hauptsächlich als Prinzessin Solms entgegen. Friederike ist, das darf wohl als ausgemacht gelten, die schönste aller damaligen Prinzessinnen Europas gewesen. Zwei Jahre jünger als Luise, stand sie dieser im Herzen am nächsten. In ihrer Fröhlichkeit und Harmlosigkeit glich sie ihr auffallend. Aber in ihrer Anmut wohnte nicht zugleich jene Hoheit, durch die Luise so bezaubernd wirkte; sie gewann auch nicht so festen Halt in sich wie die Königin, die mit den Geschicken stetig wuchs, während ihre geliebte „Ika“ ihr nicht zu folgen vermochte. Die beiden andern Schwestern der Königin, Charlotte Herzogin von Hildburghausen, die Freundin Jean Pauls, „Lolo“ oder die „Singelotte“ genannt, und Therese Fürstin von Thurn und Taxis, beide älter als Luise, weilten in den Friedenszeiten viel am preußischen Hofe und trugen dazu bei, die harmlose Fröhlichkeit an diesem zu vermehren. Nächst Friederike stand der Königin ihr Bruder Georg, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, am nächsten, ein liebenswürdiger, beweglicher, etwas schwerhöriger Prinz, der nachmals mehr als ein halbes Jahrhundert sein Ländchen regiert hat. Seine Schwärmerei für seine Schwester Luise drückt sich in einem Worte aus, das von ihm überliefert ist: „Wer sie mit jemand anders vergleicht, den morde ich.“



Marianne, Prinzessin von Hessen-Homburg, vermählt mit Prinz Wilhelm von Preußen. Stich von F. Bolt nach W. Schadow.

Unter den Personen des Hofstaates nahmen zwei einen Hauptrang ein, die Oberhofmeisterin Sophie Gräfin von Voß, geborene v. Pannwitz, und der Hofmarschall Valentin v. Massow. Eine Mecklenburgerin von Geburt, war die seelengute Oberhofmeisterin wie ihre Herrin eine Stockpreußin geworden. Ihre Schönheit hatte einst in dem Prinzen August Wilhelm, dem ältesten Bruder des großen Königs, eine heiße Leidenschaft geweckt, der sie sich durch ihre Heirat zu entziehen wußte. Als sie vierundsechzigjährig ihre Funktion als Oberhofmeisterin übernahm, schien sie der jungen Kronprinzessin viel zu alt; sie wußte sich aber eine Position zu verschaffen, und im Laufe der Jahre, nachdem es allerdings viel Mißverständnisse zwischen beiden gegeben hatte, entwickelte sich ein überaus herzliches Verhältnis zwischen der Königin und ihrer Dienerin, die wie eine Mutter und nicht ohne Eifersucht über der jungen Frau wachte und alles bittere Leid mit rührender Hingebung mit ihr trug. Noch als Greisin war sie von einer Rüstigkeit, die der Königin immer neues Erstaunen abnötigte. In ihrer stattlichen Grandezza kam sie dem Oberst Boyen, dem späteren Feldmarschall, wie ein immerwährendes Menuett vor. Manches Mal bereiteten die jungen Hofdamen ihr schwere Stunden. Vor allem konnte sie deren Ausgelassenheit ebenso wie der Lärm der heranwachsenden königlichen Kinderschar aus allem Gleichgewicht bringen, und oft schlugen die kecken Dämchen ihr wohl ein Schnippchen. Dann gab es lebhafte Szenen, denn die Voß oder „Voto“, „Comtessinchen“, „Madamchen“, „die Poschen“, wie sie abwechselnd von der Königin angeredet wurde, konnte sehr deutlich ihre Meinung sagen. Ja sie verriet oft große Heftigkeit. Zuweilen rief sich die würdige Wächterin der Hofsitte in der Stille selbst zur Ordnung; so bezeichnet sie es einmal in ihren Tagebüchern als Pflicht einer Oberhofmeisterin, nicht zu streng gegen die Jugend zu sein und nicht

zu vergessen, daß auch sie einst jung war und die Macht der Liebe gefühlt habe. Der Hofmarschall Valentin v. Massow, früher Major beim Regiment des Kronprinzen, war ein wohlbeleibter Herr von guter literarischer, namentlich französischer Bildung, dem es Spaß machte, die würdevolle Oberhofmeisterin durch harmlose kleine Streiche, manchmal auch durch ärgeren Schabernack zu reizen. Nützlicher erwies er sich als Vorleser französischer Romane. Dadurch söhnte sich die Voß wieder mit ihm aus. Von den Hofdamen war die namhafteste Henriette v. Viereck, die einst die Tochter der „alten Lisbeth in Stettin“, der geschiedenen ersten Frau Friedrich Wilhelms II., Prinzessin Friederike, nach England zu deren Hochzeit mit dem Herzog von York begleitet hatte. Sie wurde in ernsten und kritischen Lagen eine treue und kluge Beraterin der Königin. Weniger war dies der Fall bei ihrer Schwester Doris, die lebenslustig und harmlos war. Diese — übrigens wie auch Henriette schon bei Antritt ihrer Stellung als Hofdame weder jung noch hübsch — führte den Spitznamen Dondon und gab oft Anlaß zu Neckereien. Andere Hofdamen der Königin waren die Gräfin Moltke, die den späteren wackeren Führer der Feudalen Ludwig v. d. Marwitz heiratete, „eine exzellente Person“, wie Luise wiederholt von ihr sagte, die lebenslustige Gräfin Lisinka Tauentzien, die gern Kartenorakel befragte, die schalkhafte Gräfin Bertha Truchseß, die zum Schrecken der Königin von einer heftigen Leidenschaft zu dem Großfürsten Konstantin, dem Bruder des Zaren Alexander erfaßt wurde, die schöne Sächsin Lindenau, Gräfin Hardenberg, Fräulein v. Heinitz. Fast alle diese jungen Damen sind mit der Königin berühmt geworden, weil auch auf sie ein Teil der Glorie fällt, von der Luise umgeben ist. Der Oberstallmeister v. Lindenau galt bei Personen von geringerem Range als eitel und hochmütig. Von den Kammerherren tritt am meisten der burschikose Herr v. Schilden hervor, der stets zu lustigem Scherz und kleinen Intrigen aufgelegt war, sich aber auch ein Verdienst erwarb, indem er den talentvollen Kammerdiener der Königin, Christian Rauch, den nachmals so berühmten Bildhauer, förderte. Aber auch der Kammerherr v. Buch ist in der Zahl der Getreuen der Königin nicht zu vergessen. Von den Kammerfrauen ist die Schwester des Bildhauers Schadow zu erwähnen, deren Tod in Memel die Königin tief betrübte, von den Dienern außer Rauch noch Timm; und auch der Sekretär der Königin, Fontane, der Großvater des Dichters, soll genannt sein. Eine höchst unglückliche Rolle spielten bei den Teeabenden und den sonstigen Hoffesten die Erzieher der Prinzen, Delbrück, der Lehrer der beiden ältesten Söhne des Königs, und Reimann, der Erzieher des Prinzen Friedrich, des Sohnes des Prinzen Ludwig. „Der Kammerdiener hält es unter seiner Würde mir den Tee zu reichen“, bemerkt Delbrück gelegentlich unmutig in seinen ungemein wertvollen Tagebüchern, die G. Schuster herauszugeben begonnen hat. Von den Ärzten ist Hufeland am meisten zu Ruf gelangt. Der Erzieher des Kronprinzen schildert ihn als steif und kalt.

Von der näheren Umgebung des Königs taucht am häufigsten der General v. Köckritz in den Zirkeln des Hofes auf. Er war von rührender Bedeutungslosigkeit. Die Gräfin Voß übersah ihn weit. Ihn beseelte hauptsächlich der Wunsch nach Ruhe und Frieden. Etwas ganz Unfaßbares war es ihm, daß ein Edelmann wie Heinrich v. Kleist sich herbeilassen konnte, „Verse zu machen“. Friedrich Wilhelm schätzte den strammen Militär aber, weil er treu und verschwiegen war und weil er in ihm einen edlen, überaus hilfreichen und uneigennützigen Menschen erkannt hatte. Engen Geistes war auch ein anderer Vertrauter des Königs, General v. Zastrow, und durch große Gewandtheit gelang es einem Manne in mehr subalterner Stellung, dem sehr französisch gesinnten und höchst sophistisch angelegten Kabinettssekretär J. W. Lombard, nicht nur in den politischen Geschäften, sondern auch im Hofleben Geltung zu erlangen. Tüchtiger als diese Männer, aber Gegner einer umfassenden Reform, war der Minister v. Voß, ein Neffe der Oberhofmeisterin. Köckritz, Zastrow, Lombard, und Voß wurden von den Ereignissen des Jahres 1806 hinweggespült. Die bedeutenden Männer, deren großen Gaben und glühendem Patriotismus es gelang, die Erhebung Preußens zu organisieren, faßten im allgemeinen erst spät in der Zeit



Königin Luise. Gemälde von Angelika Kauffmann.



Herzogin Therese von Mecklenburg-Strelitz, Fürstin von Thurn und Taxis.
Lithographie von Gille nach Gutekunst.

der höchsten Not festeren Fuß bei Hofe. Am meisten kann dies von Hardenberg gesagt werden, dem sich vor allen bald die ganze Gunst der Königin zuwandte. Er war für Luise schließlich nur der „herrliche Mann". Neben seinem Patriotismus nahm die vornehme ruhige Art dieses feinen Diplomaten, der es meisterhaft verstand, mit fürstlichen Personen umzugehen, die Königin für ihn ein. Wenn Hardenberg ins Zimmer trat, dann fühlte sich jedermann durch seine ungewöhnlich distinguierte Erscheinung im schneeweißen Haare und seine ruhige und edle Haltung sympathisch berührt. Er verstand es vortrefflich, aufmerksam und geduldig zuzuhören „und dann bekamen seine Augen und Gesichtszüge häufig den Ausdruck einer innigen Teilnahme". Er hatte sich viel mehr in den preußischen Geist gefunden als der Freiherr vom Stein, der ihn ja im übrigen weit überragte, aber nicht geschaffen war, die Menschen geschickt zu behandeln, am wenigsten die Fürsten. Königin Luise ängstigte sich geradezu vor Steins Formlosigkeit und Leidenschaftlichkeit, so sehr sie sich an seiner Größe und dem Schwunge seiner Seele erheben konnte. Auch die moralische Reinheit des Reichsfreiherrn in seinem Lebenswandel wird ihr angenehm aufgefallen sein neben dem anstößigen Treiben, das sich um Hardenberg breit machte und über das die Voß sehr die Nase rümpfte. Luise hätte gern Steins Sturz im Anfange des Jahres 1807 verhindert, und als der Freiherr im Herbst desselben Jahres wieder die Geschäfte übernahm, da hat sie lange zwischen den beiden entscheidenden Instanzen, dem Könige und dem Minister, vermittelt, dabei unterstützt von ihrer vertrautesten Freundin, der klugen und hochgebildeten Frau v. Berg, geb. v. Häseler, die mit Stein eng befreundet war. Es war eine der größten Taten so Steins wie Friedrich

Wilhelms, daß sie vergaßen, was um die Wende des Jahres 1806 zu 1807 zwischen ihnen beiden vorgefallen war und sich zu gemeinsamer Arbeit an der Wiederaufrichtung des zertrümmerten Preußens abermals zusammenfanden. Neben Hardenberg und Stein spielte von den Patrioten der General Rüchel eine gewisse Rolle, ein etwas unklarer, tatendurstiger Mann, dem die Königin ebenfalls viel Vertrauen schenkte. Hin und wieder tauchten auch geistige Zelebritäten in den Hofzirkeln auf, so Alexander v. Humboldt, der Historiker Johannes v. Müller, der Kantianer Kiesewetter, auf den Luise viel hielt. Der Erzieher des Kronprinzen mokierte sich über diesen „thersitischen Philosophen". In der Zeit des Ungemachs ist bekanntlich Süvern mit der Königin in Berührung gekommen. Nicht ohne Einfluß auf die geistige Richtung des Hofes war der Prinzenerzieher Delbrück, der nach zehnjähriger Tätigkeit seine Stellung aufgeben mußte, weil man doch erkannte, daß er zu sehr weicher Gefühlsmensch und allzu unpolitisch angelegt war. Über ihn äußerte Luise gelegentlich zu dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin launig: „Delbrück erzieht Mutter und Sohn." Das Leben am preußischen Hofe war geistig nicht sehr angeregt zu nennen. Luise gab sich viel Mühe, die militärische Eintönigkeit, die oft vorherrschte, zu mildern, aber mit wenig Glück. Die offiziellen militärischen Essen bereiteten ihr manche Pein. Zuweilen gelang es ihr, dem rauhen Militarismus, der erst in den Reformjahren wesentlich vermenschlicht wurde, mit Erfolg im Interesse der Humanität entgegenzutreten. So verklagte sie am 10. Mai 1800 bei dem Könige einen Offizier, der einen Soldaten unmenschlich behandelt hatte, und gab dadurch dem Erzieher Delbrück Mut ähnliche Klagen vorzubringen.



Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz.
Stich von C. Mayer nach Krüger.

An den höfischen Teeabenden herrschte gar oft Langeweile, wenn Karten gespielt, Kupferstiche betrachtet oder jeux d'esprit veranstaltet wurden, die der Oberhofmeisterin recht „espritlos" vorkamen. Ein besonderes Vergnügen verursachte es der Königin spazieren zu reiten, am liebsten im Tiergarten zum Hofjäger. Die Berliner hatten gar häufig das schöne Schauspiel, ihr Königspaar hoch zu Roß zu sehen. Im Winter verschlangen die Festlichkeiten viel Zeit. Ihre fröhliche Natur ließ die Königin daran oft leidenschaftlicher teilnehmen als gut war, und im stillen hat sie sich schon in der Zeit des Glücks zuweilen nachträglich deswegen Vorwürfe gemacht. Natürlich mußte sie nach solchen lang ausgedehnten Festabenden oft bis spät in den Tag hinein im Bett bleiben, „um sich Kräfte herbeizuschlafen". Ihr und ihrer Schwes-



Hofmarschall von Massow.
Stich von Meno Haas.



Oberstallmeister Graf von Lindenau.
Stich von Meno Haas nach Schröder.



Christian Rauch. Lithographie nach Krüger.

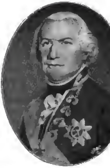
ter Friederike Tanz wurde allgemein bewundert, und es war nicht nur die hohe Ehre, durch die die jungen Offiziere beglückt wurden, wenn sie mit den erlauchten Frauen tanzen durften, sondern sie entzückten sich auch an der graziösen Bewegung ihrer Tänzerinnen. Davon wußten der Flügeladjutant Graf Henckel-Donnersmarck, der schöne Leutnant von Quistorp und andere zu erzählen. Es ist auch bekannt, daß der jugendliche Husarengeneral Blücher öfter mit der Königin, „dem Stolz der Weiber“, wie er sagte, getanzt hat. Gar manche Woche verging damals mit der Einübung von Quadrillen; und ernster gerichteten Frauen wie der geistreichen Gräfin Sophie Schwerin und der frommen Gräfin Friederike Reden schien das oft gar nicht richtig, zumal als kurz vor dem Aufbruch ins Feld im Jahre 1806 ähnliche Festlichkeiten veranstaltet wurden. Eine jener Quadrillen, die im Jahre 1802 aufgeführt wurde, stellte einen Markt von Sklaven aller Nationen dar und — seltsame Ironie, die niemand voll empfunden zu haben scheint — der Sekretär der französischen Gesandtschaft pries die Ware an „mit einer unbeschreiblichen Feinheit“, wie Friedrich Wilhelm schrieb. Dann und wann waren Aufführungen beliebt, an denen die Mitglieder des königlichen Hauses mitwirkten. So wurde am 29. Geburtstage der Königin die Hochzeit Alexanders des Großen mit der Tochter des Darius gegeben. Luise stellte die junge Braut dar, ihr Schwager Prinz Wilhelm den König der Mazedonier. Ein ander Mal führten die Königin, die Brüder und Schwestern des Königs und einige sonstige Mitglieder des engsten Hofkreises unter der Regie des Herzogs von Braunschweig eine Parodie der Iphigenie Racines auf. Am meisten glückte es der Königin, die Geselligkeit zu heben durch Pflege der Musik. Sie selbst tat dazu vielleicht das Beste. Schon in ihrer Brautzeit entzückte sie ihren Verlobten durch ihren fröhlichen Gesang. Später, so hören wir, fand sie an den leichten Kompositionen Himmels Gefallen. Daneben sang sie auch wohl französische Romanzen, und in der Zeit des Leids, wie wir vernehmen, hat sie Lieder aus des Knaben Wunderhorn besonders gern gesungen, so den „Jäger von Kurpfalz“, oder „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus“. Sie spielte auch die Harfe. In den Jahren der Not stimmte sie oft religiöse Lieder an, „Jesus, meine Zuversicht“ und „Befiehl du deine Wege“ werden genannt. Ein belebendes Element der Gesellschaft war, wie sich denken läßt, der musikalische Fürst Anton



Geheimer Kammerer des Königs C. Timm.
Nach Krüger.

Radziwill. Luise war stets ganz besonders freudig gestimmt, wenn es zu einem Feste bei dem polnischen Vetter ging und sie dazu von Potsdam nach ihrem lieben Berlin „rollen“ mußte. Ein Hauptvergnügen bereitete es ihr, sich zu putzen. Darüber kann man mancherlei Drolliges in ihren Briefen lesen. Wußte sie doch, wie trefflich sie diese Frauenkunst verstand. „Je veux enchanter le général Wintzingerode,“ erklärte sie einmal bei solchen Vorbereitungen mit köstlicher Siegesgewißheit. Als sie am 6. Juli 1807 vor den Bezwinger Europas trat, da hat sie mit feiner Berechnung ihr ganzes Können in dieser Kunst gezeigt, um bei diesem schweren Gange auch hierdurch zu wirken. Neben dem hehren Wesen dieser Frau war es ihre blendende Erscheinung, die den Imperator in Verwirrung setzte.

Einen Hauptraum nahm in der Friedenszeit auch in dem Leben dieses Hofes der Besuch des Theaters und der Konzerte ein. Viel leichte Sachen, besonders Stücke Kotzebues, des Blumenthals seiner Zeit, daneben Reichardtsche Opern gab es damals zu hören. Zuweilen wandte sich Friedrich Wilhelm von der Frivolität der Stücke voller Widerwillen ab, so als im Oktober 1802 in Charlottenburg eine Parodie auf Hamlet aufgeführt wurde. Er erklärte, nie wieder dorthin gehen zu wollen, „das ist eine so gemeine Farce, daß man nicht einmal lachen kann“. Öfter gaben die Aufführungen interessante Gesprächsstoffe. So erfuhren Luise und die Voß durch Kotzebues Bayard zum ersten Male von dem Ritter ohne Furcht und Tadel. Aber auch der Erzieher des Kronprinzen hatte bis dahin noch nichts von Bayard gewußt, und freute sich, als er einen Schmöker fand, aus dem er seiner Gebieterin über den Helden Bescheid sagen konnte. Anregung gewährten dem königlichen Hofe ferner die Aufführungen Haydnscher oder Mozartscher Kompositionen, so der „Vier Jahreszeiten“, der „Schöpfung“, des „Figaro“. Dem Könige freilich behagte auch hier das ernste Genre weniger. Er beeilte sich dafür so bald wie möglich irgendeinen untergeordneten lustigen Roman vorzunehmen, bei dem er sich vor Lachen ausschütten konnte. Luise strebte unablässig nach höherer Bildung. Allmählich wurden ihr die deutschen Klassiker vertraut, so Klopstock, auch Bürger, zuletzt



Generaladjutant Karl Leopold von Köckritz.
Stich von Laurens nach Darbés.



Leibarzt Dr. Hufeland. Stich von Fr. Müller nach F. Tischbein.

gewährte ihr Goethe Labsal. Es ist nicht nötig, hier hervorzuheben, welche Wirkung der Wilhelm Meister auf sie ausgeübt hat. Den höchsten Genuß fand sie bald an den Aufführungen der Stücke Schillers, des Wallenstein, der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, des Tell. Das war immer ein Fest für sie, wenn ein neues Drama des großen Dichters über die Bretter ging. Dann sprachen sie und ihre Hofdamen kaum von etwas anderem. Die Stücke und auch andere Werke Schillers, wie der Dreißigjährige Krieg und der Abfall der Niederlande, wurden in kleinem Zirkel vorgelesen, und man lauschte im Anschluß daran seine Ansichten aus. Oft entzückte sich Delbrück an dem Geist, mit dem die Königin über die Dichtungen ihres Lieblingspoeten sprach. Man weiß, daß Luise ihren Gemahl zu Schritten vermocht hat, die darauf ausgingen, Schiller für Berlin zu gewinnen, daß sich diese Versuche aber zu ihrem Leidwesen zerschlugen. Bald lebte und webte Luise in Schillers Dichtungen. In den trüben Jahren der Knechtschaft erquickte sich ihre Seele immer aufs neue an ihnen.



Staats- und Kriegsminister Otto Karl Friedrich von Voß
Stich nach Lauer.

Das große Glück des Königs und der Königin machten ihre heranwachsenden Kinder aus. Wieder einmal ward jetzt einem preußischen Herrscherpaare reicher Segen in dieser Beziehung beschieden. Nachdem im ersten Jahre der Ehe eine tote Prinzessin geboren war, schenkte Luise ihrem Gemahl in der Folge noch fünf Söhne und vier Töchter, die Prinzen Friedrich Wilhelm, Wilhelm, Karl, Ferdinand und Albrecht, sowie die Prinzessinnen Charlotte (die spätere russische Kaiserin), Friederike, Alexandrine (die spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin) und Luise. Die Prinzessin Luise, nachmals mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande vermählt, wurde noch im Jahre 1808, Prinz Albrecht gar erst im Oktober 1809 geboren. Zwei der Kinder, Friederike und Ferdinand, starben früh; um so glücklicher und schöner entfalteten sich die übrigen Blumen dieses Kranzes. Die ältesten waren beim Hinscheiden der Mutter schon fast dem Kindesalter entwachsen, Friedrich Wilhelm und Wilhelm beinahe Jünglinge zu nennen. Mit rührender Liebe hing die königliche Mutter an ihren „Schätzen". Sie verging oft vor Sorge, wenn eins der kleinen Wesen durch Krankheit zu leiden hatte. Auch der König fühlte sich glücklich in dem munteren Kreise; es will uns gar nicht ihm ähnlich scheinen, daß er inmitten der Kleinen recht ausgelassen lustig sein konnte. Und doch war es so sehr der Fall, daß Delbrück, der von dem Kronprinzen leidenschaftlich geliebte Erzieher, von „Ausbrüchen unehrerbietigen Scherzes" zu berichten hatte, zu denen des Königs Lustigkeit die Kinder verleitete. „Mutwillig, wie ein junges Füllen" nannte der Erzieher den Kronprinzen schon im Jahre 1801 und bemerkt dabei von dem vierjährigen Prinzen Wilhelm mit geradezu auffälligem Scharfblick in einem Briefe an



Staatsminister C. A. Fürst von Hardenberg.
Stich aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts.

die Gräfin Reden, er komme ihm vor wie der Genius naiver Biederherzigkeit.

In der Zeit des Friedens kannten beide Gatten kein schöneres Dasein als die stille Zurückgezogenheit in Paretz und auf der Pfaueninsel, wo sie vor allen Dingen ohne die lästigen Rücksichten auf die Etikette leben konnten. Friedrich Wilhelm bezeichnete Paretz geradezu als ein irdisches Paradies, und auch Luise hat, wie jedermann weiß, bekannt, daß sie sich am wohlsten als „gnädige Frau von Paretz" fühlte. Bei der Oberhofmeisterin fand das idyllische ländliche Leben des Hofes dort weniger Beifall.



Staatsminister Freiherr vom Stein.
Stich von Bollinger nach Ringklacke.

Große Abwechslung brachten in das höfische Treiben zuweilen die Besuche fremder Fürstlichkeiten. Der russische Hof nimmt dabei bei weitem die Hauptrolle ein. Zuerst war es die poetische Gestalt der jungen Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Helene, einer Schwester des Zaren Alexander, die am preußischen Hofe eine nie dagewesene Bewegung hervorrief. Die schöne und heitere Großfürstin, wie eingangs bereits bemerkt, die Ältermutter der Braut des deutschen Kronprinzen, übte eine ähnliche bezaubernde Wirkung wie Königin Luise auf die Menschen aus. Der Erzieher des preußischen Kronprinzen konnte nicht umhin Vergleiche zwischen ihr und dem Eindrucke, welchen die schöne Helena auf die Greise von Troja gemacht hatte, zu ziehen und daran die Bemerkung zu knüpfen: „Es ist etwas Hohes und Liebliches um solche Triumphe der Schönheit." Die Erbprinzessin hat vor allem in dem preußischen Könige selbst eine bei ihm ganz ungewöhnliche Begeisterung und Freudigkeit des Wesens ausgelöst. Das beweisen die von Bailleu veröffentlichten Briefe Friedrich Wilhelms an sie. Kaum je war er glücklicher gestimmt, als wenn „Höhutchen," wie die mecklenburgische Hoheit im Kreise der königlichen Familie hieß, zu Besuch erschien. Ihretwegen verschob er einmal die Feier des Erntefestes in Paretz, weil es ihm am schönsten schien, mit ihr zusammen dies harmlose Fest zu feiern. Helene ist es gewesen, die das Freundschaftsbündnis zwischen Friedrich Wilhelm und Zar Alexander zustande brachte. Ein Jahr darauf (1803) wurde sie bereits aus dem Leben gerufen. Neidlos, ja voll Freude sah Luise zu, wie Helenens sonniges Wesen dazu beitrug, trübe Stimmungen ihres Gemahls zu verscheuchen. Auch ihr ward die Großfürstin eine liebe Freundin. Noch mehr aber begeisterte sie sich für deren Bruder, den Zaren Alexander, dessen Wesen damals ja alle Welt berückte, nicht nur die Gräfin Voß, sondern auch den König selbst und sogar den Freiherrn vom Stein. Die Tage in Memel im Juni 1802, in denen Luise den schönen und schwärmerischen Mann kennen lernte, bezeichnen den Höhepunkt der Jahre, die sie sorgenfrei auf dem Throne verlebte. Davon legen ihre von Bailleu veröffentlichten Aufzeichnungen aus jenen Tagen und ein Brief an ihren Bruder Georg Zeugnis ab. Welch ein Überschwang der Gefühle liegt darin, wenn sie diesem über Alexander schreibt: „Ich sah zwar keine Alpen, aber ich sah Menschen, oder vielmehr einen Mensch, im ganzen Sinne des Worts, der durch einen Alpenbewohner ist erzogen worden und dessen Bekanntschaft mehr wert ist als alle Alpen der Welt. Denn diese wirken nicht, aber jener wirkt, verbreitet Glück und Segen mit jedem Entschluß."

Jener Brief an den Erbprinzen Georg

schloß mit den vertrauensvollen Worten: „Alles ging erwünscht und wird immer so gehen." Fünf Jahre darauf lag Preußen geknebelt zu Füßen Napoleons, und Luisens Hoffnungen auf den Zaren waren zerschellt wie ein Glas am Felsen. Da war es aus mit den rauschenden Festlichkeiten, den Theateraufführungen und Bällen. Der preußische Hof war durch die Not der Zeit gezwungen, sich auf das äußerste einzuschränken. Der König selbst zeigte sich am opferwilligsten. Er gab das goldene Tafelgeschirr seines großen Oheims Friedrich im Werte von mehr als einer Million zur Einschmelzung in die Münze, desgleichen das königliche Silbergeschirr, auch im Werte von Millionen. Ebenso wurden die Juwelen der Krone im Werte von acht Millionen veräußert; nur der Schmuck der Königin wurde zurückbehalten.



Generalleutnant Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel.
Stich von Bollinger nach Schröder.

Auch sonst schränkte sich der Monarch auf das äußerste in seinen schon ohnehin geringen Bedürfnissen ein. Besonders hochherzig zeigte sich ferner sein Bruder Prinz Wilhelm, der freiwillig ein Drittel seiner Apanage dem Staate opferte. Auch Prinz Heinrich gab verhältnismäßig ebensoviel hin. Am wenigsten Neigung sich einzuschränken zeigte die Prinzessin Solms, deren Etat Stein am liebsten gestrichen hätte, da der preußische Hof durch nichts verpflichtet war, sie zu unterhalten. Die lebenslustige Prinzessin fand aber eine Stütze in der Königin, die sich nicht in die Trennung von der geliebten Schwester zu finden vermochte. Schließlich war Friederike bereit, jährlich 3000 Taler zum Besten des Staates zu opfern. Leichteres Spiel hatte Stein, als er die Streichung von drei Kammerherren, vier Kabinettsbeamten, sechs Hofärzten, ja sogar der außerordentlichen Zuwendungen für die verschiedenen Gardetruppen vorschlug. Bitter fiel es, daß auch zahlreiche milde Stiftungen, die vom Hofe unterstützt worden waren, jetzt nichts mehr erhalten konnten. Die Mahlzeiten wurden so einfach hergerichtet, daß die Königin klagte: „Wir leben von Luft." Auch der Erzieher des Kronprinzen wurde, wie die Offiziere, auf Halbsold gesetzt und bekam statt 1200 Talern nur noch 600, eine Summe, die um so geringer war, als in Ostpreußen damals große Teuerung herrschte.

So lebte der Hof in Memel und Königsberg in der größten Stille und Eingezogenheit. Dem Könige sagte dies damals viel mehr zu als seiner Gemahlin, die sich auch wegen der Kälte aus diesen



Helene Pawlowna, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Großfürstin von Rußland.
Stich von Fr. Arnold nach Schröder.



Das Landhaus Paretz, der Lieblingssitz der königlichen Familie

Gegenden fortsehnte und selig war, als sie im Dezember 1809 wieder nach dem ihr ans Herz gewachsenen Berlin zurückkehren konnte. Bald erkannte sie, daß Frau Sorge sie dorthin ebenfalls, und zwar beharrlicher denn je, verfolgte. Nicht geringe Unruhe bereitete ihr das seltsame Wesen ihres ältesten Sohnes, dessen reiche Gaben offen zutage lagen, der aber schon damals häufig genug Spuren krankhafter Veranlagung verriet. In der Angst und Beklemmung ihrer Seele suchte Luise, nachdem sie Hardenbergs Rückberufung und die Verweigerung der geforderten Abtretung Schlesiens durchgesetzt und ihrem Sohne Friedrich Wilhelm in Ancillon, wie sie und auch Stein glaubten, einen würdigeren Lehrer als Delbrück bestellt hatte, Ruhe und Frieden in ihrem Vaterhause und fand ihn.

Nimmer sollte es dem preußischen Volk vergönnt sein, ihren Geburtstag mit dem Liede zu feiern, das Altmeister Goethe für den 10. März dichtete und bald nach dem letzten Geburtstage der Königin der Berliner Liedertafel einsandte:

Was sollen wir sagen zum heutigen Tag?
Ich dächte nur: Ergo bibamus.
Er ist nun einmal von besonderem Schlag,
Darum immer aufs neue: Bibamus.
Er führet die Freude durchs offene Tor,
Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor,
Da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches vor,
Wir klingen und singen: Bibamus.

Der romantische Sinn jener Tage aber versetzte Luisens „göttliches Bild" unter die Sterne. Ihre leuchtende Gestalt wies den Freiheitskämpfern den Weg zum Siege.

Château d'amour.

Von Wil Vesper.

Das ist das Haus, da unsre Liebe lebt,
Wo ein Kastanienwald die breiten Türme
Am Tag in sommerblaue Lüfte hebt,
Und in den Nächten, wenn im Arm der Stürme
Die Erde laut in Angst und Lüsten schreit,
Liegt da die Stille vor der Türe breit.
Kaum drückt ein Ast sich tiefer auf das Dach,
Kaum springt der Rauch den wilden Lüften nach.
In den Kastanienwald hin geht ein Tor;
Es hängt ein grüner Efeufall davor.
Dahinter wo die Bäume dunkel steigen,
Auf Blumen wiegt, auf Wiesen liegt das Schweigen,
Geht wer vorbei, der mag in Lauschen warten,
Hört er ein Lachen silbern durch den Garten
Hinperlen, sieht er lichte Quellen
Durch dunkle Wipfel in die Sonne schnellen,
Und steht und lächelt und sinnt nach,
Was ihn so süß verwirren mag.



Oberhofmeisterin Sophie Gräfin von Voss. Gemälde von Friedrich Georg Weitsch.

Enterbte.

Von Hermine Villinger.

Hildegard Stein stand auf dem Messingschild der kleinen Hofwohnung. Ein niedliches Nestchen, alles neu und klein beisammen. Es roch noch nach frischen Tapeten und Fußbodenlack. Vom schmalen Vorplatz ging's links in die Küche, rechts in die Wohnstube. In einem der kleinen Schlafstübchen dahinter stand ein halb ausgepackter Koffer, dem ein eigentümlicher Seegeruch entströmte, der das ganze Zimmer erfüllte. Die Betten waren frisch überzogen, überall an den Wänden hinter Bildern und Spiegel angenehm duftende Tannenzweige.

Hildegard Stein befand sich in ihrem Wohnzimmer; sie war sehr unruhig, sah nach der Uhr, öffnete die Tür und lauschte hinaus, stellte sich ans Fenster und schaute in den engen, durch eine Laterne erleuchteten Hof. Kam da nicht jemand, ertönten nicht Schritte? — Sie stieß einen leisen Schrei aus und eilte zur Kommode, wo sie mit zitternden Händen ein paar Wachslichtchen anzustecken suchte.

Eine kleine Krippe stand hier, wo sich Hirten mit ihrer Herde auf grünen Anhöhen verteilten. Unten war der Stall mit dem Jesuskind, darüber der Stern, dem die heiligen drei Könige gravitätisch entgegenwandelten. Aus dem Kripplein heraus wuchs der Baum, an dem Hildegard Stein die Lichter angesteckt hatte. Wieder umsonst, niemand kam. Sie beschloß, die Wachskerzen brennen zu lassen, das Warten im Dunkeln wurde ihr unerträglich. Gesenkten Hauptes stand sie unter dem Weihnachtsaufbau ihrer Kindheit, in liebevoller Betrachtung der kleinen, wohlbekannten Gestalten. Ein verträumtes, verblichenes Gesicht, ohne alle Schärfe, die Augen weich, die Haltung anlehnungsbedürftig.

Die Ecken des Raumes lagen im Dunklen; wo das gedämpfte Licht der Wachskerzen hinfiel, war alles schön, behaglich — der hübsch gedeckte Tisch mit dem silbernen Teekessel und den beiden vergoldeten Tassen, das altmodische Kanapee mit der geschnitzten Lehne. — Und aus dem Helldunkel an der Wand die großen, reich umrahmten Ölbilder, die auf das jetzt im Zimmer auf- und abwandelnde Mädchen hernieder zu schauen schienen. Plötzlich blieb sie stehen und sah zu dem mittlern, dem größten der Bilder empor, zu der schönen, schlanken alten Dame, deren weißes Haar sich als lichtester Punkt von dem Dunkel der Wand abhob.

„Wenn Du jetzt Dein Schwärzle sehen könntest," flüsterte Hildegard, „ach Großmutter, Großmutter — kann es irgendwo einen glücklichern Weihnachtsabend geben als hier in diesem Stübchen — wenn Lena erst da sein wird?"

Sie wischte sich rasch die Augen — nein, sie wollte nicht weinen. — Nachdem sie sich so lange in der Geduld geübt, sie jetzt verlieren?

Sie löschte die Lichter wieder aus, auch die Flamme unter dem Teekessel. In die kleine Schlafstube ging sie, wo der Koffer stand. Das Licht von der Laterne draußen fiel schräg über das Bett hin. Hildegard fuhr mit der Hand über die Kissen.

„Sie wird gut schlafen in unsern feinen Sachen," murmelte sie, „wundern wird sie sich, wie schön alles erhalten ist —"

Sie ging in das Wohnzimmer zurück und setzte sich in den Lehnsessel am Fenster. Hier konnte sie am besten aufpassen, hier hörte sie jeden Schritt im Hofe. Ganz ruhig wollte sie sitzen und sich gedulden.

Auf ihre Schwester wartete sie, die sie seit beinahe dreißig Jahren nicht gesehen. Sie hatte Hildegard gebeten, nicht an die Bahn zu kommen, es sei ihr unerträglich, ein Begegnen unter fremden Menschen nach so langer, langer Trennungszeit.

Und Hildegard fügte sich, wie sie das auch in jungen Jahren der so viel energischern Schwester gegenüber getan hatte.

Als junges frisches Mädchen war Lena hinausgezogen in die Welt, um ihr Brot zu verdienen. Denn all diese schönen, nach Wohlhabenheit aussehenden Dinge in diesem Raume, es waren die Reste eines einst-

maligen Reichtums, der durch einen gewissenlosen Vater vergeudet worden war. Hildegard zählte zwanzig Jahre damals, Lena dreiundzwanzig. Sie hatten ein wenig Klavier gelernt, ein wenig singen und sprachen ziemlich gut französisch und englisch. Die ältere Schwester sah nur zu bald, daß sie in der Enge der Heimat nicht weiter zu kommen vermochte. Die Vergangenheit stand ihr im Wege. Sie ging nach England und fand fürs erste eine Stelle als Erzieherin bei Kindern. Später kam sie zu halberwachsenen Mädchen und bald standen ihr die besten Häuser offen.

Hildegard hatte erst vor kurzem auf das Geheiß der Schwester die kleine Hofwohnung bezogen. Sie hatte bisher in einer Dachstube bei bescheidenen Leuten gewohnt. Die Schwester unterstützte sie regelmäßig und sie verfertigte Handarbeiten für Familien, mit denen sie früher befreundet war. Sie hätte es besser haben können, man wollte sich da und dort ihrer annehmen. Sie hielt sich zurück. Sie war zart von Kindheit an und oft leidend, eine angestrengte Tätigkeit, eine Stelle bei fremden Menschen wäre für sie ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Dort über dem Kanapee, die vornehme, schöne Großmutter, die eine treue Gattin, eine liebevolle Mutter war — das wäre der vorgeschriebene Weg für Hildegard Stein gewesen, den hätte sie gehen müssen, und alle Schätze der Güte und Sanftmut wären in ihr lebendig geworden und hätten Glück um sich verbreitet, wie jene Frau Glück um sich verbreitet hatte.

Aber niemand hatte bei Hildegard angeklopft; trotz ihres feinen, schönen Gesichtes blieb sie unbeachtet. Nicht nur ihrer Verarmung wegen — die große Scheu, das Zurückweichende, beinahe Mimosenhafte ihres Wesen machten sie einsam. Herausgerissen aus dem Kreise, dem sie angehörte, hatte sie niemals unter denen, die später ihresgleichen waren, Fuß fassen können. Sie blieb für sich. Die Sehnsucht nach ihrer Schwester bildete den Inhalt ihres Lebens. Was diese leistete, wie wacker sie das Leben aufgenommen und wie treulich sie für ihre Schwester sorgte, die niemals von dem kärglichen Erlös ihrer Handarbeiten hätte leben können — all das wob einen wunderbaren Schimmer um die Entfernte, die die Einsame mit den vollendetsten Eigenschaften ausstattete.

Nun saß sie da und gab sich Mühe, ihre Unruhe zu bezwingen. Feierlich ertönten die Weihnachtsglocken von den Kirchtürmen der Stadt. Vom Wind getragen, schwollen die dunklen und hellen Töne mächtig zum wunderbaren, seelenerschütternden Gesang an.

Hildegard faltete die Hände.

Wer empfand die Feier dieser Stunde wie sie, wem sollte ein göttlicheres Geschenk werden als dieser Einsamen, die sich ein halbes Menschenleben nach einer Seele gesehnt hatte —

Plötzlich blieb ihr feuchter Blick an einem der Fenster jenseits des schmalen Hofes hängen. Dort standen zwei. Sie glaubten wohl im Dunklen zu sein, aber die Laterne von draußen wurde an ihnen zur Verräterin. Mit großoffenen Augen sah das alte Mädchen dem Treiben des jungen Paares zu. Eine ganze Geschichte spielte sich dort drüben ab. Erst ein Küssen und Küssen — dann offenbar kleine Meinungsverschiedenheiten — sie wurden heftiger — ein Kopfschütteln, sich voneinander abwenden — abermaliges Küssen, noch toller als zuvor. — Plötzlich ganz unvermittelt ein rasches Auseinandergehen — größte Uneinigkeit — zornige Gebärden — endlich Trennung — Gott bewahre, da hielten sie sich schon wieder umschlungen und küßten darauf los.

Die stille Lauscherin am Fenster war erst empört gewesen, hatte sich abwenden — aufstehen wollen. Dann überkam sie die Neugier — wie lange die beiden wohl noch so fortmachten? Und beim Zuschauen flog ihr so von ungefähr durch den Sinn: Ob das wirklich so etwas Schönes ist —

Sie seufzte. — „Auch daran bin ich vorbeigegangen — nichts von alledem hat mir das Leben geboten —"

Wie oft hatte sie die Großmutter sagen hören: „Für mein Schwärzle ist mir keiner gut genug —"

Und nun — „ich war doch nicht häßlich," sprach sie leise vor sich hin.

Draußen vor dem Vorplatz ertönte die Klingel. Hildegard fuhr auf. Die Füße wollten sie kaum tragen, sie fand die Tür nicht und weinte wie ein Kind. — Endlich — es dünkte ihr eine Ewigkeit — war sie draußen. — Ein Aufschluchzen — erstickte Worte — tiefes, leises Weinen. —

Zwei Gestalten, Wange an Wange, traten in die dunkle Stube. Hier umklammerten sie sich von neuem, lagen von neuem Herz an Herz, Kopf an Kopf, die beiden so lang getrennten Geschwister, und die ganze Heimat wehte ihnen entgegen, umfing sie und machte sie erbeben bis in das Innerste ihrer Seelen.

„Aber — ich möchte Dich auch gern sehen, mein Schwärzle," ließ sich die Stimme der Schwester vernehmen, eine frische Stimme, trotz der Bewegung, die aus ihr zitterte.

„Ach ja, natürlich," rief Hildegard aus, „es ist ja alles so verkehrt. — Ich habe schon so oft den Baum angezündet — und gerade in dem Augenblick —"

Sie suchte nach den Streichhölzern.

Die Schwester nahm sie ihr aus der Hand: „Nur ruhig, Hild, Deine Hände zittern ja — ich will schon alles machen —"

Im Nu hatte sie die Lichter am Bäumchen angesteckt.

„Ach Gott, die kleine Krippe" — rief sie aus. Dann aber standen sie sich gegenüber, Lena hielt die Schwester an den Armen fest — und beide sahen sich an —

Der Unterschied zwischen ihnen war so groß, daß sie beinahe erschraken und die Frage sich in ihnen erhob: ‚Wird es gehen — werden wir uns wieder zusammenfinden?' Denn die eine sah aus wie das Leben — wie das Leben, das sich rührt, vorwärtsschreitet und heiße und schwere Stunden im Gefolge mit sich führt. — Eine Gestalt voll Kraft — beweglich, ein noch frisches, energisches Gesicht, kluge, hellsehende Augen.

Das war Lena.

„Weißt Du noch," sprach sie leise, den Blick unverwandt auf das Antlitz der Schwester gerichtet, „Du hast einmal als junges Mädchen das Märchen dargestellt bei lebenden Bildern. So bist Du noch heute, ganz unberührt vom Leben, ganz Traum —"

„Und Du — bist —" Hild stotterte.

„Ja, ich bin anders," sagte Lena, „ich habe mein Leben gelebt."

Eine Pause entstand, es war so als suchten ihre übervollen Herzen nach einer Ablenkung, nach einer Ruhepause des Empfindens. Völlig unvermittelt zog Hild die Schwester zum Fenster: „Dort drüben, die beiden — seit einer halben Stunde küssen sie sich. Ist so etwas denkbar?"

Lena lachte laut auf. Sie wollte etwas sagen, allein das entsetzte Gesicht der Schwester hinderte sie, ihren Gedanken auszusprechen.

Sie trat zur Krippe zurück:

„Da ist ja auch noch der Mann mit den ausgestreckten Armen, den wir den Beter nannten, und der Hammel, der nach hinten ausschlägt — den ich als Kind so besonders lieb hatte —"

„Um Gottes willen, Du hast ja noch immer den Hut auf," rief Hild aus.

Sie lachten beide. Hut und Mantel wurden abgelegt, die Reisetasche vom Vorplatz hereingeholt. Hild steckte die Lampe an; auch die Flamme unter dem Teekessel wurde zum Brennen gebracht. Es war jetzt ganz hell im Zimmer, und Lenas erster Blick galt dem Bilde der Großmutter über dem Kanapee. Sie sah es lange an, ihr Gesicht wurde ernst. Wie war sie doch aus dem Kreise dieser Menschen herausgewachsen, die da an der Wand hingen und denen Hildegard in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrem ganzen Denken noch angehörte.

Die Schwestern saßen jetzt vor dem kleinen, von Hild liebevoll zubereiteten Abendessen. Die Teemaschine summte. Draußen die Glocken, die eine Zeitlang geschwiegen, nahmen ihr Geläute wieder auf.

Die beiden lauschten eine Weile — um dann von neuem mit ihren Blicken der Schrift nachzuforschen, die das Leben in ihre Gesichter eingegraben.

„Ich habe immer gewußt," sagte Lena plötzlich in die tiefe Stille hinein, „Du wirst ein feines, reines Mädchen bleiben, und das hat mir mächtig geholfen."

„Ach, ich," rief Hild mit einem Erröten aus, „so unnütz wie ich bin — so gar nichts! Ich wäre ja verhungert ohne Deine Hilfe —"

„So hat sich niemand Deiner angenommen, von all den Menschen, die früher in unserm Haus verkehrten?"

„O ja — sie gaben mir ja Arbeit," sagte Hild, „sie waren auch gut, sehr gut — aber da ist so etwas — es läßt sich nicht sagen — läßt sich nur fühlen — man gehört nicht mehr zusammen — ist für die andern nur noch eine Last, ein Vorwurf — eine große Unbequemlichkeit.

— Wenn sie so kamen und meine Arbeiten bezahlten und ein paar Mark mehr hinlegten. — Ich kann Dir nicht sagen, wie sich in der ersten Zeit alles in mir umgedreht hat. — Ich hätte nicht mehr unbefangen mit ihnen verkehren können — auch wenn sie es gewollt hätten. — Armut ist wie ein Makel. So viele unsrer frühern Bekannten — unsre ehemaligen Tänzer — wie da einer nach dem andern mit dem Grüßen aufhörte — und so jeder Zusammenhang. — Ja, wenn ich den Mut, die Kraft gehabt hätte, mir wie Du eine Stelle zu suchen! Aber ich hänge so am Gewohnten, ich hatte schon Heimweh, wenn ich nur ans Fortgehen dachte."

„Und unter den Arbeitenden, hast Du da niemand gefunden?" fragte die Schwester.

Hilde besann sich einen Augenblick, dann meinte sie: „Ich hatte nicht den Mut, mich an solche zu wenden, die ihr Brot mit Stundengeben verdienten — ich war immer außerhalb, ich gehörte nirgends hin. — Auch nicht zu denen, die wie ich arbeiteten — vielleicht noch am wenigsten. Ich habe es manchmal versucht — und wenn sie dann da saßen mit ihren unausgelüfteten Kleidern — ich war immer froh, wenn sie wieder weg waren. Eine — die auch bessere Tage gesehen — die machte es freilich anders — um eines Vorteiles willen war sie mit jedem gut — brachte es auch dahin, daß sie nach und nach in den kleinen Bürgerkreisen heimisch wurde, wo man sie duldet, weil sie einmal etwas anders war."

Sie schüttelte den Kopf: „Ich — konnte das nicht."

„Du hast mir nie geschrieben, welch ein unglückliches Leben Du führtest," sagte Lena nach einer Pause, „warum hast Du es mir verschwiegen, Hild?"

„Unglücklich — nein, das war ich nicht. Wenn ich Dir das nur so recht erzählen könnte —"

Sie erhob den nach innen gerichteten Blick und heftete ihn ins Leere. Ihre Wangen waren leicht gerötet. Sie sann nach.

Die Schwester hing an ihren Zügen, sie, die Welterfahrene, sah diesem nach Ausdruck ringenden Wesen bis auf den Grund der Seele, und es flog ihr durch den Sinn: ‚Wo haben nur die Männer ihre Augen — wo sind sie nur, die Männer mit den tiefen, hellsehenden Augen —‘

Hild wandte ihr den Blick zu:

„Nein, ich war nicht unglücklich — ich habe in der Freude auf diese Stunde gelebt. — Wenn ich mit andern war, nie empfand ich diese Freude — nur allein genoß ich sie ganz. — Wenn ich so in der Dämmerstunde an unserm elterlichen Haus vorbeiging — ach, Du glaubst nicht, wie wunderbar das war. — Da redete alles — die Türklinke, jeder Fensterladen. — Ich sah die Gestalt der Großmutter hinter den erleuchteten Vorhängen — unser ganzes Leben bewegte sich dahinter — und eine Sehnsucht konnte mich überkommen. — Weißt Du noch, der schöne, große Garten — wie's unserm Fliederbaum ging, der so alt ist wie wir. — Das alles einmal wiederzusehen — die Zypresse, die wir nach der Mutter Tod pflanzten — die Vogelhäuschen — unsre prachtvollen Rosenstöcke — dann weiter — am Ende der Straße — das Haus, wo unsre alte Klavierlehrerin wohnte mit den krummen, kurzen Beinchen — Großmutter nannte sie eine arme Enterbte — weil der Makel ihrer Gestalt ihr nicht erlaubt hatte, eine Familie zu gründen. Wenn sie gedacht hätte, damals, die Großmutter — wenn ihr jemand gesagt hätte — auch Deine geliebten, verwöhnten Enkelkinder werden einmal, wie ihre Klavierlehrerin, ihr Brot verdienen müssen — auch sie werden Enterbte sein — ohne einen äußern Mangel — doch enterbt. — Wie dies alles im Leben so kommt." —

„Hat es Dich sehr geschmerzt?" fragte die Schwester.

„Nicht lang — nicht immer," lautete Hilds Antwort. „Es ist so eigen in einer kleinern Stadt; man kommt da auf so manches. Ich glaube, das Aufmerken lehrt uns die Einsamkeit am besten. Noch eben hat man einen gesehen in seiner aufrechten Kraft und Gesundheit. Da kommt er schon gebeugt — mit weißem Haar — noch später kaum zu erkennen, zusammengeschrumpft, einem welken Blatte ähnlich. So kamen mir mit der Zeit die Menschen vor wie die Blätter an einem Baum — die Knospen treiben, blühen, herrlich sich entfalten — eine Weile in der Kraft bleiben und dann verblassen — mühselig noch an den Zweigen hängend, bis zuletzt der Wind sie von der Lebensstelle weht. Da ich nun einmal das wußte und herausgefühlt hatte, war mir

jeder bekannt und lieb, wenn ich auch nie mit ihm gesprochen — sah ihn freudig aufwärts gehen und betrachtete mit Wehmut seinen Niedergang — wer er auch war — hängen wir doch alle an demselben Baum."

Lena drückte das Gesicht an die Wange der Schwester:

„Welch eine feine Frau wärest Du geworden — wie die Großmutter — ganz so. — Mir war ein wenig angst, weißt Du — die peinliche Ordnung hier — Dein Entsetzen vor den Küssen dieser beiden — ich dachte: wie wird das werden? Und nun — auch Du bist Deinen Weg gegangen — einen schönen, einsamen Weg, und Deine Träume haben Dich dahin geführt, wo andere erst durch Kämpfe und Schmerzen hingelangen."

Es war still. Hild erhob sich, um die herabgebrannten Kerzen am Baum durch neue zu ersetzen. Zur Schwester zurückkehrend, meinte sie in etwas zaghaftem Tone: „Weißt Du — ich habe immer erwartet, Du würdest mir einmal schreiben: ich bin verlobt."

„Ich war's auch zweimal," sagte Lena.

„Und hast mir nichts davon gesagt."

„Ich hatte immer ein schlechtes Gewissen dabei, ich hielt es für ein Unrecht gegen Dich."

„Aber — zweimal!" entsetzte sich Hild.

Lena lachte laut auf:

„Ja; das erstemal war's ein deutscher Lehrer; wir waren in derselben Familie angestellt. — Ich noch ganz jung damals — kurz erst von Hause weg — voll Leben und voll Sehnsucht nach dem Leben. — Aber eine Erzieherin in einem englischen Hause — Du machst Dir keinen Begriff, Hild — das Schulzimmer und weiter nichts — kein freundliches Wort, keine Teilnahme — nicht das leiseste Interesse — da fanden wir uns zusammen, der Hauslehrer und ich. — Wir klagten uns unser Leid — wir verstanden einander, trieben Musik und spielten unsre alten Volkslieder — und eines Tages machten wir es genau so, wie jene beiden dort drüben."

„Um Gottes willen," rief Hild aus, „ist das möglich?"

„Notwendig war's," sagte Lena, „ich wäre damals melancholisch geworden ohne diesen Menschen."

„Und habt Euch wieder getrennt?"

„Wir waren zu lange in demselben Hause, da lernt man sich zu genau kennen. Es verdroß ihn, daß ich mit der Zeit etwas von der selbständigen Art der englischen Frauen annahm — ich sollte ein bescheidenes deutsches Mädchen bleiben, fügsam, ohne eigene Meinung. Er war der echte Schulmeister. Es gab Auseinandersetzungen — schließlich Trennung."

„Ist Dir das nicht alles sehr leid?" fragte Hild.

„Leid — jetzt noch? Ich freue mich, daß ich meinen kleinen Jugendrausch gehabt habe. Und ich freue mich, daß die Liebe ein zweitesmal in mein Leben trat — tiefer und heißer als das erstemal." —

Sie sah einen Augenblick wie in Gedanken vor sich hin.

„Es war in einem sehr reichen Hause — die glänzendste Lebensführung, ohne eine Spur von Freude — alles Form, Langeweile, Leere. — Ich habe nie eine kältere Frau gekannt, als die Mutter der fünf Mädchen, die mir anvertraut waren — Sie beherrschte das ganze Haus — Mann, Kinder, alles lebte in der Furcht vor dieser Frau. Da kehrte der älteste Sohn, der lange im Auslande gelebt hatte, zurück. Auch er hatte das Feine, Stille, Zurückhaltende, wie es von jedem im Hause verlangt wurde. Und doch — mit seinem Kommen wurde alles mit einem Schlage anders. Ruhig ließ er die Langeweile über sich ergehen und all das oberflächliche Gerede bei Tisch. — Aber in seinen Mundwinkeln zuckte ein verhaltenes Lächeln. Plötzlich konnte er anfangen zu erzählen, von seinen Reisen, seinen Erlebnissen — von Handwerksburschen sprach er — von den Liedern, die er ihnen abgelauscht — von den Gebräuchen, die sich in kleinen Landstädtchen erhalten. — Gar lustige Dinge oft, daß die Mädchen und ich laut auflachten — um plötzlich voll Schreck zu verstummen. Mit einem Blick, einem einzigen Blick brachte diese Frau uns alle, auch ihren Sohn zum Schweigen. Er errötete wohl vor Ärger über sich selbst, aber er kam dieser Frau gegenüber nicht auf. Bald erschien er zu jeder Tageszeit im Schulzimmer — es interessiere ihn, dem Unterricht der Schwestern beizuwohnen. An allem nahm er teil, und in einer so — ich habe nie einen liebenswürdigeren Menschen kennen gelernt. Das Lachen kam in unser

Leben, was ich in diesem Hause ganz verloren — — ‚Sie sind ja jemand,‘ sagte er, ‚wie durften auch Sie das Heucheln lernen?‘ Ich sagte: ‚Ich nenne das dienen.‘

Nun — es kam, wie es kommen mußte wenn zwei sich verstehen — so ganz — so ohne Rückhalt. — Ein unermeßliches Glück. — Und doch — die Angst, die mich nie verließ — wird er die Kraft haben?

Er hatte sie nicht. Was hat mir diese Frau für Dinge gesagt — wie einer Verbrecherin wies sie mir die Tür. Und dann, dieses Warten — ich wartete Tage — Wochen — Monate. — Er kam nicht. Ich weiß nicht was geschehen wäre damals ohne —

Erinnerst Du Dich,“ unterbrach sie sich plötzlich, „erinnerst Du Dich der Nacht, als wir an Großmutters Bett saßen — Du warst eingeschlafen in Deinem Stuhl, ich sehe noch, wie Dein Gesichtchen hin und her wankte. Großmutter schlug die Augen auf. Eine Weile sah sie von Dir zu mir, immer so hin und her — und winkte mir und sprach — kaum zum Vernehmen leise: ‚Ich leg' Dir mein Schwärzle ans Herz; Du bist stark, und sie ist schwach.‘ Das hat mir geholfen damals — siehst Du, das hat mich gerettet — die Verantwortung. Ich sah plötzlich das Leben ganz anders an — es war so, als habe ich mit einemmal ein Ziel — als habe Blitz und Donner und Hagelschlag über das Erdreich meiner Seele kommen müssen, damit sie fruchtbar werde.“

Sie erhob sich, räumte das Geschirr zusammen, trug's in die Küche, brachte alles in Ordnung und rührte sich so sicher und selbstverständlich in diesen kleinen Räumen, als habe sie nie wo anders gelebt.

Hild wollte mit zugreifen, vor lauter Erstaunen kam sie nicht dazu.

„Mein Gott,“ sagte sie, als die Schwester aus der Küche zurückkehrte, „ich bin doch so gar nichts.“

„Du!“ die Schwester umarmte sie stürmisch, „Du weißt ja gar nicht, wie froh ich bin — ich habe ja wieder ein liebes, geliebtes Kind, für das ich sorgen darf. — Ich wäre ja verzweifelt, wenn ich eine andre als mein hilfsbedürftiges Schwärzle gefunden hätte. Wohin sonst mit all meiner Energie? O warte, nun wird's schön, nun führe ich Dich ein ins lebendige, reiche Leben. Aus ist's mit all der Unruhe und Sehnsucht, die einem die Jugend so verbittern kann. — Junge Menschen sollen bei uns ein- und ausgehen — ich will sie unterrichten, Freud und Leid mit ihnen teilen. — Da meint man in der Jugend, mit fünfzig sei alles still in einem, da rege sich nichts mehr. — Als ob ein warmes Herz je erkalten könnte — als ob die Liebe je aufhörte“ —

„Um eines möchte ich Dich bitten,“ fiel ihr Hild ins Wort, „sage niemand, daß Du zweimal verlobt warst — so etwas erträgt man nicht gut hier.“

Lena lachte, lachte so herzlich, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen: „Über so etwas kann ich mich gar nicht erholen,“ stieß sie hervor, „ich hoffe, Du machst mir noch oft — ein solches Vergnügen, Hild. — Ach, das Lachen,“ seufzte sie auf, „da habe ich viel nachzuholen — und Du auch. — Was meinst Du, mein Schwärzle, wir zwei Enterbte, wird es zum Aushalten sein?“

Hild brach in Tränen aus: „Kaum — vor Glück.“ —

Nocturno von Chopin.

Ins stille Zimmer war er spät gekehrt;
Da sah er Mondlicht auf dem Flügel liegen,
Begehrlich hell sich an die Tasten schmiegen,
Als wollt' es tönen, ob's ihm gleich verwehrt.
Und er verstand, was dieses Licht begehrt;
Er streckte aus die feinen weißen Hände:
Da war's, als ob ein Strahlenbündel bände
An jeden Finger heimlich sich sogleich;
Und willenlos erklangen ihm die Töne,
Erfüllt von fremder überird'scher Schöne,
Das Zauberlied aus fernem bleichem Reich.

Rud. Sammel.

Der Suez-Kanal.

Von

Dr. Georg Wegener.

Nach manchen Kämpfen und „Irrungen“ scheint es, als ob heute das Schicksal des Panamakanals endgültig gesichert ist, und weitgehende Hoffnungen und Spekulationen werden an die Eröffnung dieses großen Völkerweges geknüpft.

Da interessiert es wohl, rückschauend einmal wieder einen Blick auf die Durchführung seines großen — in der Bedeutung für den Weltverkehr sogar wohl zweifellos größeren — Vorgängers, des so glücklich zur Vollendung gebrachten Kanals von Suez zu werfen. Um so mehr als ja die Ereignisse in Ostasien die außerordentliche, weltgeschichtliche Bedeutung dieser Wasserstraße für die immer intensiver und umfassender sich entwickelnden Beziehungen des Westens und Ostens heute so eindringlich vor Augen führen.

Es ist höchst merkwürdig zu sehen, wie die großen Züge im Bau der Erdoberfläche auf die Konzentration des Weltverkehrs an einigen wenigen Linien von vornherein hinwirken. Da die Gegenden des hohen Nordens und Südens vereist sind, muß der Verkehr zur See vorwiegend in der Richtung der Parallelgrade den Erdball umkreisen. Dem tritt aber die Lage der großen Festlandsmassen stets hinderlich entgegen, da diese sich gerade mit meridionaler Erstreckung diesem Verkehr in den Weg legen. So Nord- und Südamerika, Europa bezw. Westasien und Afrika, Ostasien und Australien. In eigentümlicher Übereinstimmung sind aber diese breiten Kontinentalmassen jedesmal in ihrer Mitte auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt. Bei dem Doppelkontinent Ostasien-Australien geht diese Einschnürung sogar so weit, daß die Verbindung vom Südende der schmalen asiatischen Halbinsel Malakka an ganz zerbrochen ist; bei den beiden anderen ist sie noch vorhanden, aber außerordentlich schmal: nur 112 km am Isthmus von Suez, nur etwa 50 sogar an der engsten Stelle des Isthmus von Panama.

An dem von der Natur bereits geschaffenen Tor zwischen Ostasien und Australien hat sich die Weltstraße von Singapore entwickelt; an den beiden anderen Stellen hat der Mensch selbst die ungeheuersten Anstrengungen gemacht — Anstrengungen, in denen so ziemlich das Großartigste zutage getreten ist, was menschliche Technik und Kapitalkraft bisher geleistet haben — um die natürlichen Schranken zu beseitigen. Die höhere und felsige Landenge von Panama hat bisher noch diesen Bemühungen getrotzt; an der zwar breiteren, aber niedrigeren und meist aus weichem Material bestehenden Enge von Suez ist das Werk gelungen. Und zwar in einer Vollendung gelungen, die sowohl in technischer, wie in finanzieller Hinsicht alle Erwartungen ernsthafter Beurteiler weit überflügelt hat.

Freilich hat an dem Problem der Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Roten Meere die Menschheit sich fast so lange abgemüht, wie wir die Gegend des Isthmus überhaupt kennen. Schon zur Zeit, wo die Phönizier eben erst begannen, die Küsten des Mittelmeeres einem überseeischen Handel zu erschließen, Jahrhunderte noch, ehe Salomos Flotten das goldreiche Ophir aufsuchten, haben ägyptische Könige hier bereits an der Herstellung eines Schiffahrtskanals gearbeitet.

Seti I. und sein großer Sohn Ramses II., die gewaltigsten Herrscher des sogenannten „mittleren Reiches“, begannen den Bau. Sie führten ihn nicht direkt wie heute vom Mittelmeer zum Meerbusen von

Suez, sondern von dem östlichen, dem pelusinischen Nilarm in der Gegend von Bubastis (etwa heute Sagasig) ostwärts bis zum heutigen Timsahsee, zu dem oder in dessen Nähe vielleicht damals der Golf von Suez noch reichte. Ein Relief am Karnaktempel bei Theben zeigt noch heute den König Seti, wie er, von Asien heimkehrend, von den Priestern und Edlen Ägyptens an den Ufern des mit Befestigungen versehenen Kanals feierlich empfangen wird. Wie lange dieser Kanal in Betrieb gewesen, ist nicht bekannt. Wir hören erst wieder ein halbes Jahrtausend später unter Pharao Necho von seiner Wiederherstellung. Mit den Mitteln einer orientalischen Despotie unternommen, wurde er doch vor seiner Vollendung im Stiche gelassen, nachdem 120000 Menschen bereits bei seiner Herstellung zugrunde gegangen waren; und zwar, wie uns Herodot berichtet, deshalb, weil man sich sagte, den Nutzen würden doch nur die „Barbaren", d. h. die fremden Völker, davon haben.

Auch ein anderer Gedanke, der bis in die Neuzeit hinein für die Kanalprojekte von großer Bedeutung und vielfach hinderlich gewesen ist, scheint sich durch die gesamten Arbeiten des Altertums an dem Kanal hindurchzuziehen, die irrige Annahme nämlich, daß das Rote Meer verschiedene Meter höher stände als das Mittelländische.

Als Darius, der Perserkönig, Ägypten erobert hatte, setzte er die Arbeiten Nechos fort und vollendete sie. Herodot sah fünfzig Jahre nachher den Kanal selbst und sagt, er habe vier Schiffstagereisen Länge und hinreichende Breite für zwei Dreiruderer gehabt. Sein Wasser sei aus dem Nil gekommen, und er habe das Rote Meer bei Patumos erreicht, einer Örtlichkeit, die heute im Innern des Isthmus, an dem Binnensee Timsah, gelegen ist. Damals reichte das Rote Meer nur noch wenig über das heutige Suez nordwärts hinauf. Nach der Alexanderzeit haben die Ptolemäer, insbesondere Philadelphus II., das Werk wieder hergestellt und lange Zeit in gutem Zustand erhalten, so daß es einem reichen Transport diente. Als Kleopatra nach der Schlacht bei Aktium das Herannahen des Augustus fürchtete, suchte sie ihre Flotte aus dem Mittelmeer ins Rote Meer zu schaffen. Mit einem Teile der Schiffe gelang dies auch; einige freilich blieben stecken, man weiß nicht ob deshalb, weil der Kanal versandet oder weil es die Zeit des Niedrigwassers im Nil war.

Dann scheint es wieder der größte aller römischen Kaiser, Trajan, gewesen zu sein, der ihm Aufmerksamkeit zugewendet hat; amnis Trajanus wurde er nach ihm genannt. Bis zu den Antoninen, ja vielleicht bis zu Septimius Severus, ist er in Betrieb, dann hört man wieder mehrere Jahrhunderte hindurch nichts von ihm; er verfiel in den Stürmen der Völkerwanderung und der Reichskatastrophen.

Zum letztenmal vor der Gegenwart feierte er seine Auferstehung, als das junge Volk der Araber unter dem Kalifen Omar über Ägypten hereinbrach und hier seine glänzende Herrschaft aufschlug. Omars Feldherr Amru, stellte ihn um 640 wieder her und ließ auf ihm die Getreideschätze des Niltals direkt zu Schiff nach Mekka und Medina gehen.

Fünfzig Jahre später wurde er endgültig dem Verfall überlassen. Von um 1300 vor bis 700 nach Christi Geburt, also zwei Jahrtausende hindurch, hatte er, mit verschiedenen Unterbrechungen, eine Verbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meere gewährleistet, die den damaligen Bedürfnissen der Schiffahrt wohl entsprach.

In der Folgezeit haben die Venezianer daran gedacht, einen neuen Kanal zu schaffen, namentlich seit die Entdeckung des Seeweges nach Indien ihrem asiatischen Handelsmonopol einen tödlichen Stoß versetzt hatte. Auch Ludwig XIV. haben ähnliche Ideen vorgeschwebt, wiederum hauptsächlich, um den verhaßten Holländern zu schaden, die das Kap der guten Hoffnung und den Weg um dieses herum nach Asien beherrschten. Damals machte der junge Leibniz in einem merkwürdig weitschauenden Schreiben an den Großkönig von Versailles den Vorschlag, Frankreich solle zu diesem Zwecke Aegypten erobern.

Einen wirklichen Versuch zur Ausführung eines solchen Annexionsplans unternahm Bonaparte; nur waren für ihn an die Stelle der Holländer die Engländer getreten, die jetzt den Kapweg beherrschten und in Indien den Kolonialgründungen der Franzosen glänzend den Rang abge-



Bildnis. Gemälde von A. Neven du Mont-London.

laufen hatten. Mit seinem energischen Geiste griff Bonaparte dabei auch sofort wieder die Idee eines Durchstichs des Isthmus auf. Jedoch trat der Ausführung hier jener aus dem Altertum bereits bekannte Irrtum von der ungleichen Höhenlage der beiden Meere in den Weg. Der von ihm mit einer Voruntersuchung beauftragte Ingenieur Lapère fand, daß der Spiegel des Roten Meeres fast zehn Meter höher liege als der des Mittelländischen. An einen schleusenlosen Kanal — den einzigen, den man überhaupt ins Auge faßte — war daher nicht zu denken. Bald machte Napoleon auch der Verlauf der weltgeschichtlichen Ereignisse die weitere Beschäftigung mit dem Plane unmöglich.

Die Kanalidee selbst kam aber im XIX. Jahrhundert nicht wieder zur Ruhe, im Gegenteil, die rasch wachsenden Fortschritte der Technik und des Weltverkehrs gaben ihr eine immer zwingendere Kraft. Zahlreiche Köpfe liehen ihr eine mehr oder minder klare Begeisterung, darunter auch die seltsamen Saint-Simonisten unter der Führung ihres „père“ Enfantin. Aber erst von dem Augenblick an beginnt die eigentliche Geschichte des heutigen Suezkanals, wo das große französische Genie — ein Genie vor allem der Propaganda — Ferdinand von Lesseps, sich des Gedankens bemächtigte.

Lesseps' Name ist leider durch die trüben Ereignisse des Panama-Skandals später befleckt worden. Allein es ist fraglich, wie weit dabei die wirkliche Verfehlung des Mannes ging, und ob nicht seine Schwäche nur der gleiche enthusiastische, fortreißende Glaube an das Gelingen gewesen ist, der einst gerade seine größte Stärke war. Sieht man von diesen letzten Lebensjahren ab, in denen auch zum Teil sein Geist bereits umdüstert war, so steht sein Bild als das eines Mannes von hohen Gedanken, glänzender Klarheit, unbeugsamer Energie und vielseitigster Gewandtheit unvergeßlich in den Annalen der Neuzeit. Wenn je ein großes Werk einem einzelnen Manne, so ist der Kanal von Suez ihm zu verdanken. Es gibt nichts Anziehenderes und zugleich Spannenderes, als die Geschichte seiner Unternehmung.

Ursprünglich Diplomat, hatte er während eines vorübergehenden Aufenthalts als französischer Konsul in Kairo sich für die Kanalfrage zu interessieren begonnen und zugleich wertvolle Verbindungen am ägyptischen Khedivial-Hofe angeknüpft; vor allem die Freundschaft des Thronfolgers Mohammed-Said. Sobald er von der Thronbesteigung des letzteren hörte, eilte er unverzüglich wieder nach Ägypten, um ihn für seinen gewaltigen Plan zu gewinnen. Er selbst erzählt, wie er durch ein verwegenes Reiterstück, den tollkühnen Galopp vor den Augen des Fürsten einen Abhang hinunter und den Sprung über einen Erdspalt, sich die Sympathie Mohammed-Saids von neuem erwarb.

Vierzehn Tage später signierte der Khedive die Konzession, die „seinem Freunde, Ferdinand von Lesseps, die ausschließliche Ermächtigung, eine Gesellschaft zur Durchstechung des Isthmus von Suez zu gründen und zu leiten“ erteilte. Ein glänzender Erfolg, aber erst der Anfang einer ungeheuren Tätigkeit. Wir sehen den körperlich ungemein rüstigen Mann die nächsten anderthalb Jahrzehnte hindurch unablässig in einem Sturm von Arbeit, bald ist er in Ägypten, bald in Paris, bald in Konstantinopel, bald in England; er hält Vorträge, schreibt Briefe und Artikel, leitet Konferenzen und erhält Audienzen; er begeistert die Menge, erringt das Vertrauen der Geldleute, gewinnt Fürsten und hochgestellte Diplomaten und begegnet mit immer regem Geiste den immer neu auftretenden Schwierigkeiten des Werkes.

Die größte dieser Schwierigkeiten war nicht die Beschaffung der gewaltigen Mittel, das, oder der Anfang dazu doch, gelang über alles Erwarten. Von dem Anschluß an die großen Bankhäuser sich emanzipierend, die für ihre Mitwirkung ihm ihre Gesetze aufzuzwingen suchten, eröffnete er selbst mit Hilfe einiger Expedienten in einem bescheidenen Lokal an der Place Vendome in Paris die Subskription auf die 400 000 Aktien zu 500 Frank, mit welcher die für die Durchführung des Werkes damals veranschlagten 200 Millionen Frank zusammengebracht werden sollten. Überraschend schnell, im Lauf des Novembers 1858, waren von den verschiedensten Ländern Europas, vor allem natürlich von Frankreich, 314 500 Aktien gedeckt; den Rest übernahm der Khedive, und so konnte die internationale Suez-Kanal-Gesellschaft ihre Arbeiten beginnen.

Viel gefährlicher aber war der hartnäckige, leidenschaftliche Widerstand, den das Werk aus politischen Gründen und auf diplomatischem Gebiete bei derjenigen Regierung fand, die heut zweifellos den größten Nutzen von dem Suez-Kanal hat, bei der englischen.

Die Engländer beherrschten durch ihren Besitz des Kaplands den Seeweg nach Indien, die Eröffnung einer als international gedachten Wasserstraße durch das Rote Meer beschwor daher in ihren Augen die bedenklichsten Gefahren für ihr indisches Kolonialreich herauf. Deshalb befehdete dies doch sonst in allen Verkehrsfragen an der Spitze stehende Volk die Durchstechung des Isthmus aufs heftigste. Hauptsächlich war es der Kabinettsleiter Lord Palmerston, der in der schärfsten Weise gegen das Projekt auftrat, es öffentlich als den größten Schwindel, als eine Art Bauernfang für die europäischen Kapitalisten bezeichnete und der nicht müde wurde zu behaupten, das Werk sei erstens überhaupt unmöglich und zweitens, wenn es gelänge, würde es so teuer sein, daß an eine Rentabilität des hineingesteckten Kapitals niemals zu denken sei. Mit allen Mitteln wurde gegen Lesseps gearbeitet; außer der Diskreditierung seines Unternehmens bei den Geldgebern versuchte man auch den Khedive diplomatisch zu beeinflussen, das Werk zu sistieren. Als das nichts fruchtete, wandte man sich an den Padischah in Konstantinopel, um durch ihn einen Druck auf Mohammed-Said auszuüben, ja man suchte ihn völlig zu stürzen. England schreckte selbst vor einer Kriegsdrohung nicht zurück, wenn sein Wille nicht geschähe.

All diesen Feindseligkeiten gegenüber blieb Lesseps unerschüttert. Mit Würde und Klarheit widerlegte er immer von neuem die Angriffe, mit schneller Entschlossenheit wußte er überall im rechten Zeitpunkt zur Stelle zu sein und den Umtrieben entgegenzuwirken. Viel nützte es ihm, daß es ihm gelang, auch Napoleon III. lebhaft für das Werk zu interessieren und seine mächtige Unterstützung zu gewinnen.

Währenddem ging die Arbeit selbst unter seiner Oberleitung rüstig vorwärts. Am 25. April 1859 geschah unter feierlicher Festhandlung am Mittelmeer, bei dem späteren Port Said, der erste Spatenstich, jeder der damals versammelten 150 Arbeiter tat ihn mit.

Eines der größten Probleme während der Arbeit war die Beschaffung des Trinkwassers in der wüstenhaften Gegend für das immer wachsende Heer der Arbeiter, das Anfang der sechziger Jahre auf 25 000 gestiegen war. Von den 18 000 Lastkamelen, welche die Kompagnie besaß, mußten allein 1600 zum Transport des süßen Wassers verwendet werden. Hierdurch wurden die Kosten der Arbeiten derart erhöht, daß sich Lesseps entschloß, zunächst vom Nil her einen Süßwasserkanal anzulegen. In der lichten Breite von 17 Metern und $2\frac{1}{2}$ Meter Tiefe und einem Gefäll von 1:1000 wurde er von Sagasig aus nach Ismailia geführt, von dort gabelt er sich und geht in unterirdischer Röhrenleitung nördlich nach Port Said, südlich, teilweise offen hier, nach Suez. Der Kompagnie wurde damit eine jährliche Ausgabe von 3 Millionen Frank erspart. Mit diesem modernen Kanal, der am 29. Dezember 1863 zum ersten Male das Wasser des Nils in das Rote Meer ergoß, ist auch der Kanal des Altertums wieder aufgelebt, denn im wesentlichen folgt er denselben natürlichen Einsenkungen, denen auch die damalige Wasserstraße vom Nil zum erythräischen Meer folgen mußte; ja auf eine beträchtliche Strecke, unweit nördlich von Suez, konnte Lesseps sogar noch die alte Kanalstrecke unmittelbar benutzen. Die Dämme befanden sich noch in trefflichem Zustande, das Bett war nur unbedeutend versandet.

Mitte 1869 konnte man, wieder in feierlicher Handlung, das Wasser des Mittelländischen Meeres in die sogenannten Bitterseen eintreten lassen, die auf der Route des Kanals mitten auf dem Isthmus liegen. Als im frühen Mittelalter der Kanal ganz verfiel, trockneten diese Seebecken völlig aus; sie waren leere Vertiefungen, als Lesseps das Wasser seines Kanals in sie hineinführte, und es dauerte sieben Monate, bis sie gefüllt waren. Heute bieten sie einen der besten Teile des Kanalwegs, da auf ihnen die Schiffe Volldampf geben können.

Am 6. November 1869 war endlich das Riesenwerk trotz aller Anfechtungen und Krisen vollendet. In einer Reihe von Festen von märchenhafter Prachtentfaltung, die dem derzeitigen Khedive Ismail Pascha nicht we-

niger als 20 Millionen Frank gekostet haben, wurde die Einweihungsfeier begangen und der Kanal dem öffentlichen Verkehr übergeben.

Unter den Festgästen war damals der strahlende Mittelpunkt die Kaiserin Eugenie von Frankreich, die derzeit auf der Höhe ihrer Schönheit und Macht stand. Zugleich war anwesend der blondbärtige Königssohn von Preußen, Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nicht ein Jahr später so siegreich gegen das französische Kaisertum zu Felde ziehen sollte.

Der Kanal hat mit seinen Krümmungen 160 Kilometer Länge — der Panama-Kanal wird nur 75 haben — und besaß damals acht Meter Tiefe und durchschnittlich 60 Meter Breite. Nachträglich wurde beschlossen, ihm überall eine Tiefe von neun Metern und rund hundert Metern Breite zu geben, so daß Ausweichstellen nicht mehr nötig sind und die Schiffe aneinander vorüberfahren können. Die Baukosten wurden im Lauf der Arbeit um mehr als das Doppelte über die ursprünglichen 200 Millionen Frank = 160 Millionen Mark überschritten; sie betrugen insgesamt rund 380 Millionen Mark.

Trotzdem hat sich das Unternehmen finanziell glänzend rentiert. Die Einkünfte ergaben bereits im dritten Jahr nach der Eröffnung zwei Millionen Frank Reingewinn, der zwanzig Jahre später bereits auf mehr als fünfzig Millionen gestiegen war. Die Suez-Aktien sind ein ausgezeichnetes Papier geworden.

Es ist ein interessanter Unterschied gegen früher, daß der Kanal, ehedem das Werk der größten Fürsten und Heerführer, heut — in ungleich großartigerer Gestalt — seine Vollendung durch die Bemühungen eines Privatmannes und als privater Besitz einer internationalen Gesellschaft von Kapitalisten gefunden hat.

Obwohl der Kanal durch Übereinkunft der Mächte einen durchaus internationalen und neutralen Charakter besitzt, so haben es doch die Engländer verstanden, nachdem er nun einmal gegen ihren Willen erbaut war, einen maßgebenden Einfluß auf ihn zu gewinnen.

Der erste Schritt dazu war der, daß die englische Regierung bei dem Bankerott des verschwenderischen Khalifen Ismail dessen ganzen Aktienbesitz übernahm und so privatrechtlich einer der Hauptbesitzer des Kanals wurde. Aber sie ging noch weiter; durch eine ebenso rücksichtslose, wie zielbewußte Politik gelang es ihr, die Hand auf ganz Ägypten zu legen und es de facto dem britischen Weltreich einzuverleiben. Da England überdies Gibraltar, Malta, Cypern, die Insel Perim an der Babelmandeb-Enge und Aden am Ausgang ins Rote Meer besitzt, so ist es tatsächlich die Beherrscherin des Suezweges geworden.

Ungemein großartig ist der Einfluß, den die gewaltige Wasserstraße auf die Entwicklung des Weltverkehrs gewonnen hat. Wieder wie im Altertum ist das Mittelländische Meer durch sie ein Völkerweg ersten Ranges geworden. Die Beziehungen Europas zu Süd- und Ostasien haben sich in einem Menschenalter ganz unberechenbar gesteigert und vertieft; wenn die Erschließung des fernen Ostens gegenwärtig vielleicht der bedeutsamste Vorgang der zeitgenössischen Weltgeschichte geworden ist, so ist zweifellos der Suezkanal einer der am meisten dazu mitwirkenden Faktoren gewesen.

Auch auf die Entwicklung der Verkehrsmittel hat der Kanal ganz überraschend eingewirkt. Daß die Zahl der Dampfer gegenüber den Segelschiffen im Lauf der letzten Jahrzehnte in der Flotte der Welt so außerordentlich zugenommen hat, daran ist wesentlich der Umstand mit schuld, daß der mit der Passage des Suezkanals verbundene Weg durch das Rote Meer für Segler sehr ungünstig ist. Ebenso ist das rasche Anwachsen des Tonnengehalts der Schiffe, die Tendenz, mehr und mehr einzelne riesige, statt mehrerer kleiner Schiffe zu erbauen, großenteils auf die pekuniären Vorteile zurückzuführen, die eine auf einem einzigen Schiffe beförderte Ladungsmasse gegenüber der gleichen auf mehreren Schiffen beförderten hat, da bei der Abgabenberechnung für die Kanalfahrt das Tonnengewicht des Schiffs einschließlich der Ladung als Grundlage genommen wird. Der Kanalzoll beträgt 9,5 Frank bei beladenen, 7 bei leeren Schiffen. Ein Dampfer von 10 000 Tonnen hat also schon mindestens 70 000 Frank für seine Passage zu zahlen.

Deutschland hat sich für die Durchführung des Suezkanals wenig interessiert. Bei der ersten Emission der Lessepsschen Aktien beteiligte sich von den deutschen Staaten nur Preußen mit — fünfzehn Stück daran. Heut

ziehen auch wir einen sehr bedeutenden Vorteil von dem Kanal. Die Verbindung mit den wichtigsten unter unseren auswärtigen Kolonien, mit Ostafrika, mit Kiautschou, mit Neuguinea und dem Bismarck-Archipel, geht durch ihn, die so glänzende Entwicklung unserer asiatischen und australischen Postdampferlinien des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie würde ohne ihn nicht geschehen sein, unser bedeutender Handel in der Welt des Indischen und des Pazifischen Ozeans ist großenteils an den Kanal gebunden. Daher müssen auch wir ein Interesse daran nehmen, daß die Internationalität und Neutralität des Suezkanals unter allen Umständen aufrechterhalten bleibt.

Der Doppelgänger.

Von

Erich Ritter.

„Als letzter Kranz ward ruhmvoll ihm beschert
Zu sterben vorbewußt im Sturm auf Kaiserswerth."
Fr. de la Motte-Fouqué.

Er hat den Abend nach des Tages Hitze
Beim Wein im Zelt des Generals verbracht.
Am schwarzen Himmel zucken fahle Blitze
Und grallt's wie Donner einer fernen Schlacht.
Sein Herz ist bang. Er hat dem Tod gestanden
In Welschland fern und in den Niederlanden,
Das Blachfeld war ihm Bettstatt, Tisch und Stuhl,
Doch heut beim Stöhnen des Gewitterwindes
Spürt er's wie Herzschlag eines zagen Kindes,
Der Reiter-Obrist Christian-Fritz von Pfuel.

Der Weg ins Biwak dünkt dem alten Degen
Heut seltsam dunkel, seltsam lang und schwer:
Was kommt heut niemand leuchtend ihm entgegen,
Und weshalb tritt die Wacht nicht ins Gewehr?
Wie, schon am Zelt? — Schweratmend lehnt der Posten,
Gewehr bei Fuß, gebückt am Eingangspfosten
Und zeigt ins halbgeöffnete Gemach.
Rasch überschreitet der Obrist die Schwelle,
Und sieht, bei ungewisser Ampelhelle
Ist dort im Stuhl ein später Gast noch wach.

Ein Obrister am Tisch aus Tannenbrettern,
Das Haupt gestützt, ganz wie er selbst sich kennt,
Liest in bekannten, pergamentnen Blättern,
Liest dort — mein Gott — sein eigen Testament.
Und diese Hand — er kennt sie doch, die Rechte,
Die Narbe nahm bei Blenheim im Gefechte
Er von dem scharfen Spanierdolch in Kauf.
— „Herr Kamerad! Ihr kommt in nächt'gen Stunden . . ."
Fritz-Christian taumelt: Blaß, die Stirn verbunden,
Blickt dort sein eigen Antlitz zu ihm auf.

Da rückt die Sturmhand schwer des Vorhangs Lage,
Ein jäher Windstoß greift durch seinen Spalt,
Der Ampel Flamme stirbt mit weher Klage,
Und mit dem Licht entschwindet die Gestalt.
Dann wird es still, und eine große Stille
Ergreift auch ihn, gebändigt Wunsch und Wille,
So sitzt er, schreibend bis ans Morgenrot:
„Lebt wohl, mein Weib und meine lieben Jungen,
Wenn Ihr das lest, dann ist er schon gelungen,
Der vorbewußte, süße Reitertod."

Da stürmt Alarm. Die rote, junge Sonne
Tropft blutig von den Waffen. Weit voran
Sprengt Christian-Fritz der ersten Sturmkolonne,
Den festen Wall von Kaiserswerth hinan.
Schon flieht der Feind. Schon weht hoch vom Altane
In seiner Hand die kaiserliche Fahne,
Da dringt in seine Stirn das Todesblei.
Er stürzt — er lächelt: „Wußt' es schon — ich finde —
Den Reitertod — Seid wacker — Laßt die Binde!" —
Und schließt die Augen, und dann ist's vorbei. —

Ein dunkles Bahrtuch spinnt an ihrem Rocken
Die Nacht. Wie Stickerei blitzt Stern bei Stern.
Im Land Lebus, drei alte Pfuelen-Glocken
Die klagen dumpf um den geliebten Herrn.
Choralklang — Orgel — weiche Kerzenhelle —
Schwer schwankt der Eichensarg in die Kapelle,
„Christ ist mein Leben" klingt's im Kirchenstuhl...
Im Land Lebus schläft nun zweihundert Jahre
Tief in der Krypta, unterm Schnitzaltare
Der Reiter-Obrist Christian-Fritz von Pfuel.



Doublé-Kollier mit Email. Von Kollmar & Jourdan, A.-G., in Pforzheim.

Die Pforzheimer Schmuck-Industrie.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit sechzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Wollen Sie morgen früh gleich die Tiger sehen? Die kommen schon in aller Herrgottsfrühe," fragte mich der Wirt des Hotels zur Post, als ich am Abend Einkehr gehalten hatte.

Ein merkwürdiges Hotel, und zwar nicht nur, weil einem unschuldigen Gaste zum Frühstück Tiger, lebendige Tiger, offeriert werden. Von der Straße aus betrachtet, gibt es sich als das echte, rechte Gasthaus einer süddeutschen Mittelstadt. Im Innern aber ist es ein Bau, der allen Komfort eines neuen Großstadthotels aufweist, vom elektrischen Licht bis zur Zentralheizung, ja bis zu den abgeschlossenen, aus Salon, Schlaf- und Baderaum bestehenden „Appartements". Und im mächtigen Speisesaal sitzt man an „kleinen Tischen" und hört rings um sich alle Kultur- und noch einige andere Sprachen. Sogar eine waschechte Türkin wohnte gleichzeitig mit mir im Hotel, und sie trug noch dazu Brillantboutons, die ein Vermögen repräsentieren mußten, wenn sie auch waschecht waren — was sie gutem Vernehmen nach sein sollten. Von Steinen aber versteht man etwas in Pforzheim.



Doublé-Anhänger mit Email. Von Kollmar & Jourdan, A.-G., in Pforzheim.

Die „Tiger" freilich sind, wenigstens in den Augen des Zoologen, nicht waschecht. Es sind nämlich fein gebügelte und geschniegelte, sehr redegewandte junge Herren, die Vertreter der Fabrikanten, und ihr Spitzname besagt nur, daß sie sich auf die aus allen Ländern der Welt im Hotel zur Post sammelnden Einkäufer stürzen — „früh morgens, wenn die Hähne kräh'n". Rührige Geschäftsleute sind's; als ich zum Kaffee hinunterkam, standen sie schon in hellen Scharen bereit und musterten mich, ob ich wohl für Südamerika, Spanien oder Ostasien nach Pforzheim gekommen sein könne.

Wenn ich in einer Stadt bin, die einer in sich geschlossenen Industrie dient, beschäftigt mich zunächst immer zweierlei. Zuerst wandere ich recht regellos durch die

Straßen und sehe mir die Geschäftsinschriften an. In Pforzheim ist das höchst spaßhaft. An jedem zweiten Haus etwa der Hauptstraßen kündet ein Schild: Ringfabrik, Kettenfabrik, Graveur, Chatonsfabrik, Doublé-fabrik, Emaillemaler, Scheideanstalt, Steinhändler usw., und oft gibt's drei, vier solcher Schilder über- und nebeneinander. Zum zweiten aber lasse ich mir das Adreßbuch geben. Das ist nun erst recht interessant. Ich habe nicht weniger als 538 Bijouteriefabriken darin gezählt, 40 Bijouterie-Großhandlungen und Exporteure, 55 Händler in Steinen, 2 Diamantschleifereien, 23 andere Stein- und Glasschleifereien (darunter Vertretungen aus Antwerpen, Genf usw.), 60 Emailleure, 29 Etuisfabriken, 83 Graveurgeschäfte in Gold, Silber und Stahl, 13 Scheide-, Probier- und Legieranstalten, 33 Vergoldungs-, Vernickelungs-, Versilberungsgeschäfte!





Stein- und Emailanhänger in Doublé.
Von Kollmar & Jourdan, A.-G., in Pforzheim.

Im ganzen gibt es in Pforzheim rund 880 Betriebe, die in direkter oder indirekter Beziehung zur Bijouteriefabrikation stehen, und sie beschäftigen gegen 17 000 männliche und 7000 weibliche Arbeiter. Der Wert der hier verfertigten Waren wird auf 80 bis 90 Millionen Mark im Jahre geschätzt; der Verbrauch an Gold in der Industrie auf etwa 20 Millionen, an Silber auf 3 bis 4 Millionen, an echten und unechten Steinen, Perlen, Korallen auf 3 Millionen Mark.

Eine merkwürdige Industrie — merkwürdig auch in ihrer Geschichte. Man ist im allgemeinen geneigt anzunehmen, daß eine Industrie nur zum rechten Aufblühen gelangen kann, wenn sie bodenständig ist, sich aus gegebenen Verhältnissen heraus langsam und stetig entwickeln konnte. In Pforzheim ist gerade das Umgekehrte der Fall. Die ganze Industrie ist hier eine durchaus künstliche Gründung, sogar eine Gründung aus fürstlicher Frauenhand.

Es war im Jahre 1767, als sich ein französischer Abenteurer, namens Autran, an die Markgräfin Caroline von Baden herandrängte, ein Projektenmacher schlimmster Sorte. Er hatte die schönsten Pläne im Sack: die englische Stahlindustrie, die Genfer Uhrenindustrie wollte er nach Baden verpflanzen und Zehntausenden reiche Beschäftigung geben. Die Markgräfin war eine kluge und energische, für das Wohl ihres Ländchens ebenso eifrig wie ihr Gatte, der treffliche Karl Friedrich, tätige Frau; etwas sanguinisch dazu und überaus opferfreudig mit den Geldern ihrer Schatulle; endlich ganz im Geist jener merkantilistischen Zeit erzogen, die eine Industrie um so höher einschätzte, je mehr bares Geld sie ins Land zu bringen versprach. Und Monsieur Autran kargte nicht mit Versprechungen.

Kurz und gut: Autran wurde nach Pforzheim gewiesen, man stellte ihm die nötigen Gelder zur Verfügung und billige Arbeitskräfte. In Pforzheim bestand nämlich ein großes Waisenhaus, aus dessen Zöglingen man am bequemsten einen tüchtigen Arbeiterstamm heranzuziehen hoffte. Anfangs schien alles im besten Geleise. Der Uhren- und Stahlfabrikation reihte sich bald, und in immer größerem Umfang, die Herstellung von Schmucksachen, die Bijouterie, an; schweizer und französische Arbeiter wurden gewonnen, in dem Engländer Ador fand sich ein tüchtiger Leiter, der in Pforzheim selbst emsig tätig blieb, während der unruhige Autran meist, mit möglichst reichlichen Spesen versehen, auf Geschäftsreisen herumschwirrte. Die Frau Markgräfin triumphierte. Ihre Fabrik hatte ja im Jahre 1771 für 25000 Gulden Gold verarbeitet, 10 000 Gulden Gewinn gebracht und 360 Personen Lebensunterhalt gegeben! Vier Jahre darauf aber erwies es sich, daß eigentlich das Ganze eitel Dunst und Schwindel gewesen war und Monsieur Autran nicht um einen Deut besser als die berüchtigten Adepten und Laboranten, die nicht lange vorher die lieben deutschen Kleinfürsten zur Gründung von defizit-

schwangeren Porzellanfabriken verführt hatten. Mit Müh und Not gelang es, das Unternehmen durch Ador über Wasser zu halten, während Autran ins Ausland verschwand. Pforzheim hat ihn freilich noch einmal wiedergesehen: da kam er aber, 1798, seiner Proteusnatur entsprechend als Kriegskommissar eines französischen Revolutionsheeres.

Auf die Dauer ließ sich der monopolartige Staatsbetrieb nicht aufrecht erhalten. Erst siedelten aus dem Waisenhaus ein Teil der Werkführer, der „Kabinettmeister" — die Bezeichnung lebt heut noch in Pforzheim fort — aus Mangel an Platz mit ihren Zöglingen in die Stadt über; allmählich machten sie sich immer selbständiger, um die Wende des XIX. Jahrhunderts wurde, dank der Initiative des hochverdienten Obervogts Baumgärtner, nach harten Interessenkämpfen der Industrie Gewerbefreiheit zuerkannt. Sie begann sich das Ausland zu erobern, sie spann sogar bereits vereinzelt überseeische Verbindungen an. Es kamen freilich die denkbar härtesten Rückschläge. In den Jahren der Napoleonischen Kontinentalsperre drohte die Fabrikation ganz zu versiegen; die Krisisjahre 1830 und 1848 zwangen zu jäher Einschränkung aller Betriebe, das Jahr des großen Krachs, 1873, setzte mit einem Male über die Hälfte der schon auf 7500 angewachsenen Arbeiterzahl außer Brot. Aber das waren doch stets nur vorübergehende Mißhelligkeiten, wie sie bei einer Industrie nicht ausbleiben können, die — das ist wohl zu beachten — ihrem Wesen nach dem Luxus dient und die daher mehr fast als jede andere von den wirtschaftlichen und den politischen Konstellationen in der ganzen Welt abhängt. Denn reichlich zwei Drittel der in Pforzheim erzeugten Waren gehen ins Ausland. Es ist auch in den beiden andern Hauptplätzen der deutschen Bijouteriefabrikation nicht anders, in Hanau und Schwäbisch-Gmünd.

Wer die Pforzheimer Industrie nicht kennt, nimmt wohl an — ich habe solch Urteil oft gehört —, daß sie im wesentlichen minderwertige, unechte „Ramschwaren", Fabrikate etwa für die großen Warenhäuser, hervorbringt. Etwa von jener Sorte, die schon Goethe in bezug auf den konkurrierenden Ort mit Spott überschüttete: „Bist Du Gmündisches Silber, so fürchte den schwarzen Polierstein." Das ist, mindestens heute, ein völliger Irrtum. In Pforzheim werden Schmuckartikel aller Arten und zu allen Preisen hergestellt; ich selbst habe dort z. B. in diesem Herbst zufällig ein Collier im Wert von 25 000 Mark in Arbeit gesehen, das, nebenbei bemerkt, von Paris aus bestellt war, aber für Rechnung eines hohen russischen Offiziers, der sich zurzeit zufällig — auf dem asiatischen Kriegsschauplatz befand. Ganz geringwertige Massenware aber, kann



Montiertes Gefäß von Karl Hörger.
Aus dem Kunstgewerbeverein in Pforzheim.

man sagen, Jahrmarktströdel, wird, vielleicht mit ganz verschwindenden Ausnahmen, in Pforzheim überhaupt nicht fabriziert.

Man muß jedoch bei einer Würdigung der Industrie zwei verschiedene Zweige von vornherein unterscheiden, die sich nebeneinander entwickelt haben und heut in gleicher Blüte stehen: die Doubléwarenfabrikation und die Fabrikation echter Waren.

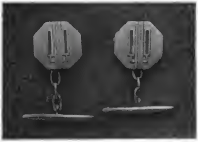
Unter Doublé versteht man ein Erzeugnis, bei dem ein mehr oder minder starkes Goldblech mit einer Unterlage von Silber, Kupfer oder Legierung so fest verbunden wird, daß das Fabrikat sich für alle denkbaren Arten der Weiterverarbeitung eignet. Früher mußte dies Doublé aus Paris bezogen werden, das ja lange Zeit als die Hochschule für alle Zweige der Bijouterie galt. Heut marschiert Pforzheim wohl unbestritten an der Spitze der Doubléfabrikation und wirft geradezu erstaunliche Massen von Doubléwaren auf den Weltmarkt. Über die Hälfte aller Arbeitskräfte ist in der Doubléfabrikation beschäftigt, die mit den raffiniertesten Mitteln der modernen Technik arbeitet.



Kollier mit Anhänger in Email und Perlen und Manschettenknöpfe, entworfen von Franz Bores in Stuttgart, Schließe mit Chrysopraſen, entworfen von Patriz Huber †, ausgeführt von Theodor Fahrner in Pforzheim.

Ich habe mir die interessante Fabrikation besonders in der im Lauf eines Vierteljahrhunderts aus kleinsten Anfängen zu einem Riesenetablissement emporgewachsenen Fabrik von Kollmar & Jourdan, heut einer Aktiengesellschaft, angesehen; nebenbei bemerkt, eine Fabrik, der ich in bezug auf praktische Anlage, besonders aber auf ihre hygienischen Einrichtungen kaum eine zweite in ganz Deutschland zur Seite zu stellen wüßte — sie ist einfach ein Schmuckkasten von den Dachräumen bis zum Keller.

Ehedem mußte bei der Doubléfabrikation die Goldauflage mühsam mittels der Lötrohrflamme auf der Unterlage festgeschweißt werden. Jetzt wandert die Unterlage, etwa ein Stück Kupfer von dem Format aber der dreifachen Dicke dieses Heftes, und dazu eine Goldplatte von der gleichen Größe, aber nur ein Sechstel so hoch — ich greife die Abmessungen ziemlich willkürlich, um der besseren Veranschaulichung willen — also heut wandern diese beiden Teile zuerst in den Glühofen und dann in erhitztem Zustand unter eine



Manschettenknöpfe
Entworfen von Franz Böres in Stuttgart, ausgeführt von Theodor Fahrner in Pforzheim.

hydraulische Presse: eine Hebelbewegung, der Stempel senkt sich mit ungeheurem Druck — und die unlösliche Verbindung ist hergestellt. Nunmehr kommt dieses Stück Metall — Gold oben, Kupfer unten — in ein großes Walzwerk und reckt und dehnt sich in diesem immer mehr, bis zu einem beliebig starken langen Bande; bei dem aber immer noch beide Metalle unlöslich verbunden sind, einem biegsamen Kupferstreifen also mit einem dünnen, aber festen Goldüberzug. Das ist das einfachste Verfahren, das vielfach variiert wird. So habe ich z. B. feine Kupferröhrchen gesehen mit Golddoublé, die ganz ohne Naht aus einem starken Block hergestellt waren.

Einer der wichtigsten Doubléartikel sind Ketten: Uhrketten, Halsketten, Ketten und Kettchen aller Art. Es ist nicht alles (Rein-)Gold, was glänzt. So mancher Herr, von dem man's nicht glaubt, trägt über der hocheleganten Weste eine Doublékette, und auf so manchem schneeigen Nacken, dem man's nicht ansieht, leuchtet ein Kettchen aus Kupfer mit Goldüberzug — äußerlich kann's das schärfste Auge ja nicht unterscheiden.

In der Herstellung dieser Ketten aber leistet die heutige Technik mit ihren Spezialmaschinen und mit ihrem vollendet ausgebildeten Prinzip der Arbeitsteilung geradezu Erstaunliches. Wenigstens in ganz groben Zügen möchte ich den Prozeß zu veranschaulichen suchen.

Wir sahen das Doubléband entstehen. Denken wir es uns jetzt in schmale, lange Streifen zerschnitten und jeden dieser Streifen durch enge und immer enger werdende runde Löcher in eine Metallplatte gezwängt, bis der Streifen in Draht verwandelt ist, bei dem nun bereits die Unterlage, das Kupfer, innen, die Goldhaut aber außen liegt. Ein Stück solchen Drahtes sehen wir dann um ein Stäbchen von ovalem Querschnitt derart gewickelt, daß es sich in eng aneinandergereihten Windungen spiralförmig um dasselbe legt. Ein Längsschnitt jetzt, und die Spirale ist in Hunderte einzelner Glieder aufgelöst — die spätern Kettenglieder. Diese wandern weiter, aus einer Hand in die andere. Erst werden sie ineinander gesteckt und an den Schnittstellen verlötet; dann kommen sie in die sich rastlos drehenden Poliertrommeln, wo sie solange bleiben, bis sie blitzblank sind. Darauf werden sie noch einmal galvanisch vergoldet; endlich fügt die eine Arbeiterin den Abschlußring an einem, die zweite den Karabinerhaken am andern Ende an, und so sammeln sich schließlich die Ketten zu Bergen an. Aber das ist noch



Broschen. Entworfen von J. Grade, ausgeführt von Theodar Fahrner in Pforzheim.

bei weitem nicht das Staunenswerteste. Ich sah bei Kollmar & Jourdan kleine allerliebste Maschinen, nicht größer als etwa eine Handnähmaschine. Eine ganze Reihe solcher Maschinchen steht nebeneinander, ein Arbeiter bedient sie. In jede ist ein dünner Doublédraht hineingeleitet. Unaufhörlich geht es Tik-Tak, Tik-Tak; jedes Tik-Tak bedeutet, daß das Maschinchen ganz automatisch ein Kettenglied vollendet hat, und unterhalb der kleinen, den ihnen zugeführten Draht gleichsam fortfressenden Wunderwerke sieht man die endlosen Ketten sich ununterbrochen herabsenken: vierhundert Meter lang in den zehn Arbeitsstunden eines Tages!

Die zarten Kettchen des Colliers auf unserer ersten oder des Anhängers auf unserer zweiten Abbildung sind solche automatisch hergestellten „Meterketten". Ich hätte eigentlich zu diesen Abbildungen noch vielerlei zu sagen: wie auch all die übrigen Teile des sehr billigen Schmuckstücks mechanisch gefertigt, gestanzt, gepreßt werden, wie diese Teile durch mehr als hundert Hände, durch vielleicht mehr als zwanzig Maschinen gehen, durch galvanische Bäder und Poliertrommeln, wie hier ein Teilchen im Glasstaubgebläse einen matten Ton erhält usw. — aber das alles zu beschreiben, würde zu weit führen. Eins jedoch muß ich hervorheben: das Bestreben nämlich, auch in der besseren Doubléfabrikation jedem Stück eine künstlerische Prägung zu geben. Man bricht nur zu leicht über „unechten Schmuck" den Stab, blickt hochmütig und achselzuckend auf ihn herab. Mit Unrecht, finde ich! Auch ich lächele freilich über eine wohlhabende Frau, die sich mit unechtem Schmuck behängt und uns vortäuschen will, er sei echt. Aber ich erkenne doch das natürliche angeborene Schmuckbedürfnis der Kreise an, denen selbst ein Stück wohlfeilen Silberschmucks unerschwinglich wäre. Ist es nun nicht im hohen Grade zu achten, wenn man ihnen das, was sie brauchen, wenigstens der Form nach vollendet darbietet? Gehört dies



Lorgnon und Spiegel. Von Louis Kuppenheim in Pforzheim.



Nadeln mit Edelsteinen ohne sichtbare Fassung (Stein an Stein). Von Louis Kuppenheim in Pforzheim.

nicht zu den wirksamsten Mitteln, auch in den breitesten Kreisen die Freude am Schönen, einen besseren Geschmack heranzubilden!

Eins bedauere ich allerdings. Es gibt gerade in deutschen Gauen noch recht vielen — auch meist unechten — alten Bauernschmuck. Besonders im westlichen Holstein, dann in der Umgebung von Stade, Buxtehude, endlich in Westfalen kann man auch heute noch wunderschöne Stücke finden. Das wären, sollte ich meinen, gegebene Vorbilder für die Doubléfabrikation, aber ich habe nirgendwo auch nur den Versuch gefunden, sie heranzuziehen und auszunutzen, wie es z. B. Schwäbisch-Gemünd so erfolgreich mit dem oberbayrischen Miederschmuck tut.

Finden wir in der Doubléfabrikation schon das Bestreben, der Ware den Stempel bessern Geschmacks aufzuprägen, so tritt dies in unvergleichlich höherem Maße in dem zweiten Hauptzweige der Pforzheimer Industrie hervor, der ausschließlich echtes Material verwendet.

Es war nicht immer so. Pforzheim hat sich lange mit der Herstellung künstlerisch minderwertiger Ware begnügt. In der kleinen aber ausgezeichneten Sammlung Pforzheimer Erzeugnisse im dortigen Kunstgewerbemuseum fand ich eine hochinteressante Zusammenstellung von Waren *eines* Betriebes aus den letzten 60 Jahren. Eine kleine „Schreckenskammer" könnte man's nennen, nicht nur charakteristisch für die Industrie der Stadt, sondern ja leider auch für den Geschmack der vergangenen Jahrzehnte. Die ersten Stücke mit ihren Anklängen an die Biedermeierzeit sind nicht ganz übel; dann aber sinkt das Niveau immer tiefer, von Jahr zu Jahr fast kann man die Verschlechterung, Verflachung verfolgen, bis wohl in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts der größte Tiefstand erreicht war. Dann kam — ein kurzes Aufflackern — die Wiederbelebung des Renaissancestils, der, vielfach verkannt, allzu schnell zu Tode gemartert wurde. Eine neue Ebbe schien zu folgen, bis neuerdings endlich die kräftige Welle nach oben einsetzte. Nicht nur, das muß hervorgehoben werden, durch die direkte Anwendung des Jugendstils, um diesen ja freilich nicht ganz zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen. Die Pforzheimer Bijouterie hat ihn freudig aufgenommen, wie auch unsere



Feuerzeug und Markenanfeuchter.
Von Louis Kuppenheim in Pforzheim.

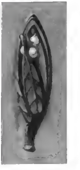


Kollier und Anhänger. Von Georg Kolb in Pforzheim.

Abbildungen, besonders die der famosen Fahrnerschen Schmuckstücke, beweisen; sie hat sich die ersten Kräfte zu Entwürfen heranzuziehen gewußt und sich in die Technik überraschend hineingefunden. **Entscheidend** aber war doch nur das bewußte Eintreten in die künstlerische Gesamtbewegung, von welcher der Jugendstil nur ein Glied ist. Gerade diese Industrie, die für die ganze Welt arbeiten muß, um lebensfähig zu bleiben, durfte nicht ausschließlich einer Richtung huldigen; sie muß sich ihre Anregungen dauernd überall herholen, wo sie welche findet — überall dorther, wo gute künstlerische Ideen geboren werden. So spiegeln sich neben dem Jugendstil in ihren neuesten Erzeugnissen denn auch stark Motive der großen Pariser Edelschmiede wieder, und sogar Jung-Amerika ist nicht unfruchtbar für sie geblieben. Gerade dieser nimmer rastende Schaffenstrieb, das sich Anschmiegen an alles Neue, wenn es zugleich schön ist, gab den Pforzheimer Fabrikanten im letzten Jahrzehnt ihre unbedingte Überlegenheit über die konservativeren Hanauer Konkurrenten.

Unendlich viel haben in dieser Richtung das rührige Wirken des Kunstgewerbevereins, dank nicht zuletzt der verständnisvollen Anregungen des Fabrikanten W. Stöffler, und die Kunstgewerbeschule getan. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß sich die Geschmacksrichtung von Grund auf verbesserte, und es ist doch auch ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß dies dem Geschäft an sich zugute kam. Wie vielseitig sich der Kunstgewerbeverein betätigt, mag, als kleines Beispiel, die Abbildung eines kleinen Gefäßes zeigen, das in einem von ihm ausgeschriebenen Preisausschreiben den Sieg errang. Das Stück ist in der Farbenzusammenstellung und in der Linienführung des Dekors gleich schön. —

Es gibt nichts Mannigfacheres als die Betriebe der Schmuck- und Luxuswaren-Industrie in Pforzheim. Äußerst verschiedenartig nach ihrem Umfang — von der Werkstätte mit ganz wenigen Arbeitern und Arbeiterinnen bis zum Unternehmen, das Hunderte von fleißigen Händen beschäftigt — sind sie auch ganz verschieden in der Art ihrer Erzeugnisse. Der eine Betrieb, wie z. B. die große Fabrik von L. Kuppenheim, stellt hauptsächlich goldene und silberne Luxuswaren her: Zigaretten- und Zündholzetuis, allerlei Gebrauchsgegenstände für die elegante Frau, vom aus tausend Goldschuppen gewirkten Täschchen bis zum kostbarsten Behältnis für Puderquaste und andere Toilettekleinigkeiten, vom Lorgnettehalter bis zum Handspiegel; Artikel, die zumal in Paris ihren Absatz finden, um gewiß oft genug von dort aus als französisches Fabrikat wieder zurückzuwandern. Der andere Betrieb fabriziert nur Ringe, der dritte nur Manschett- und Hemdknöpfe; die eine große Fabrik beschäftigt



Hutnadelknopf.
Von Lauer & Wiedmann in Pforzheim.

sich lediglich mit der Fabrikation der schmalen, zierlichen, spitzenartigen Fassungen für Steine, die Chätons und Galerien genannt und von den Juwelieren fertig bezogen werden, eine andere liefert nur Trauerschmuck; der eine Betrieb widmet sich lediglich der Emaillearbeit, der zweite beschäftigt sich nur mit Vergoldung — bis schier ins Unendliche scheint bisweilen die Spezialisierung getrieben. Und dann kommen schließlich in großer Zahl die eigentlichen Schmuckfabrikanten, bei denen aber auch wieder eine Teilung, ich möchte fast sagen, in Geschmacksgruppen zu bemerken ist. Denn fast jeder dieser Großjuweliere arbeitet, mindestens vorzugsweise, für ein bestimmtes Absatzgebiet; für Südamerika der eine, für Spanien der zweite, für England der dritte, für Rußland der vierte, für die Balkanländer der fünfte. Jedes Land aber hat einen gewissen Durchschnittsgeschmack, der, auch wenn die Mode im einzelnen wechselt, doch eine Gesamtrichtung innehält, welcher sich der Fabrikant anpassen muß. Um ein Beispiel herauszugreifen: während im übrigen neuerdings vielfach farbig getöntes Gold beliebt ist, beharrt das konservative England bei seiner Vorliebe für hellgelbes Gold. Oder während im allgemeinen der Geschmack jetzt der Phantasie strengere Zügel anlegt, müssen für die Südamerikaner geradezu exotisch farbenbunte, auch in der Form auffallende Artikel hergestellt werden. So sah ich z. B. für Südamerika bestimmte, sehr kostbare lebensgroße Schmetterlinge, die in allen Skalen der Emailletechnik schillerten. — Nur wenige dieser Betriebe arbeiten auf Vorrat oder halten ein großes Lager. Das erlaubt die schnell wechselnde Mode nicht, die dazu zwingt, unausgesetzt immer neue Muster zu erfinden und herauszubringen. Es ist auch ein Irrtum, anzunehmen, daß diese Großjuweliere von einem Muster sofort eine große Anzahl Nachbildungen anfertigen lassen. Das kommt natürlich vor, wenn ein glücklicher Entwurf besonderen Absatz verspricht. Im allgemeinen aber ist es gerade für die besseren und die feinsten Betriebe Regel, von jedem Stück nur



Anhänger. Von Lauer & Wiedmann in Pforzheim.



Brosche.
Von Lauer & Wiedmann in Pforzheim

wenige, oft nur ein Exemplar auf den Markt zu bringen und immer neue Variationen zu schaffen. Es wird daher in den Ateliers tatsächlich ohne jede Unterbrechung entworfen, gezeichnet, modelliert — erfunden!

Ich brauchte einige Male mit Absicht den Ausdruck „Großjuwelier“, um ein bestimmtes Verhältnis dieser Betriebe zu den sogenannten Juweliergeschäften zu kennzeichnen, die wir in unseren Städten kennen. Die Mehrzahl der kleineren Ladengeschäfte fertigt nämlich heut Neuarbeiten gar nicht

mehr selbst an, sondern sie haben höchstens eine Reparaturwerkstätte. Es gibt freilich glänzende Ausnahmen: Die wahrhaften Künstler ihres Fachs, die meist in den großen Städten tätig sind und das Schönste oder — das Kostbarste schaffen, was überhaupt von Edelschmieden geschaffen wird. Die übrigen aber sind mehr oder minder fachmännisch betriebene Verkaufsgeschäfte, die ihre Schaufenster und Vitrinen eigentlich nur mit Erzeugnissen füllen, die sie von jenen „Großjuwelieren“ in Pforzheim, Hanau usw. beziehen; entweder ganz fertig oder auch in einzelnen Teilen, die sie dann zusammenstellen, montieren.

Tun wir einen Blick in die Werkstätte eines der Pforzheimer Großjuweliere. Sie nimmt einen Saal oder deren zwei oder einige Stuben ein. An den Fenstern der einen sitzen an kleinen Tischen, den Werkbrettern, die Arbeiter und Lehrlinge, etwa 5—7 an jedem, unter der Aufsicht des Kabinettmeisters. Vor jedem Arbeiter ist der Tisch ausgebaucht, ein großes Lederfell hängt herab, das die abfallenden kleinen und kleinsten Teilchen des kostbaren Edelmetalls aufzunehmen bestimmt ist. Auf dem Werkbrett liegen die so überaus verschiedenartigen Werkzeuge der Bijoutiers, der Fasser, der Graveure usw.; überall brennen die kleinen Gaslötlampen. In einem zweiten Raum stehen die mechanisch betriebenen Pressen, befinden sich die Vorrichtungen für die Legierungen, die galvanischen Bäder. In einem dritten Raum fanden etwa die Ziehbänke und der Glühofen Aufstellung. In einem vierten sitzen die zahlreichen Poliererinnen, mit ihren weißen, das ganze Haar verhüllenden Tüchern um den Kopf, vor den jetzt meist elektrisch betriebenen Maschinen, in denen die Bürsten zum Polieren in ewiger Rotation sind. Die elektrische Kraft, die sich wie keine andere zum Betrieb aller Maschinen eignet, deren die Goldschmiede bedürfen, hat in Pforzheim längst siegreichen Einzug gehalten und erobert sich immer neues Gebiet. Schon jetzt sind mindestens 1500 Elektromotoren in Verwendung.

Unterhalb der Werktische liegen meist Latten. Das hat seinen guten Grund. Der Fußboden in all diesen Werkstätten wird mit der Zeit silber- und goldhaltig, überall bleiben die feinen Abfallteile an den Schuhsohlen hängen. Auf den Latten nun streifen sie sich ab, in den Fugen sammelt sich der wertvolle Kehricht, wird in gewissen Zwischenräumen aufgenommen und — wir werden weiter noch davon hören — verkauft. In einer Ecke jedes Raumes befindet sich eine Waschvorrichtung, in der sich die Arbeiter die Hände reinigen; auch das Wasser wird — verkauft. Die Schürzen der Arbeiter, die Kopftücher der Arbeiterinnen werden von Zeit zu Zeit — verkauft. Die Handtücher, die Polierbürsten und -lappen, die unbrauchbar gewordenen Schmelztiegel, die Arbeitstische — alles wird verkauft. Denn alles und jedes ist hier goldhaltig. Es bestehen in Pforzheim besondere „Kehretsanstalten“, die dies „Gekrätz“ kaufen und aus ihm durch Verbrennen, Aussieben oder auf chemischem Wege das Edelmetall wiedergewinnen. Gradezu erstaunlich ist es, welche Werte dadurch gerettet werden. In einer größeren Fabrik betrug die Jahreseinnahme aus dem Kehricht 14 000, aus dem Waschwasser 4000 Mark! Wobei nicht zu übersehen ist, daß trotz aller Vorsicht doch höchstens zwei Drittel des Verlustes wiedergewonnen werden. Nach einer Reihe von Jahren wird auch der ganze Fußboden aufgenommen und als „Gekrätz“ behandelt — in einem Falle, wo der Boden allerdings ein Vierteljahrhundert gelegen hatte, wurde für 10 000 Mark Gold aus ihm gezogen! Man sagt nicht mit Unrecht, daß selbst der Straßenstaub von Pforzheim goldhaltig sei. —

Vor grad einem Jahr schilderte ich an derselben Stelle die große Spielwarenindustrie Sonnebergs. Es waren keine sonnigen Bilder, die ich von der wirtschaftlichen Lage der armen Heimarbeiter entrollen mußte, die in ihren Bergdörfern für die fröhlichen Kindern der halben Erde die Puppen herstellen und selber oft bitterste Not leiden. In Pforzheim ist der Eindruck ein ganz anderer. Wenn es auch hier Perioden minderen Verdienstes gibt, so ist der Durchschnittslohn durchaus zufriedenstellend, und ein fleißiger Arbeiter, eine gewandte Arbeiterin sind selten ohne Beschäftigung. Ein heiteres Völkchen ist's, das dort am Werkbrett oder vor den Polierbürsten sitzt. Die Arbeit ist an sich körperlich leicht, und es scheint, sie lehrt Arbeiter und Arbeiterinnen sich als ‚etwas besseres‘ zu fühlen; vielleicht trägt dazu auch die allgemein übliche Lehrzeit bei, die freilich etwas reichlich langdauernd bemessen ist.



Kollier und Broschen. Von Wilhelm Stöffler in Pforzheim.

Gold- und Silberarbeiter, Graveure machen durchschnittlich eine fünfjährige, Presser und Kettenmacherinnen eine vierjährige und sogar Poliererinnen eine dreijährige Lehrzeit durch, erhalten jedoch von Beginn an einen Wochenlohn von 3—4 Mark, der halbjährlich um 25 Pfennige zu steigen pflegt. Immerhin ist es meines Wissens in der Industrie aller Länder einzig, daß fast ein Viertel der ganzen Arbeiterschaft aus Lehrlingen besteht.

Kinderarbeit, wie ich sie in Sonneberg kennen lernte, gibt es in Pforzheim höchst erfreulicher Weise gar nicht oder doch nur in ganz verschwindenden Ausnahmen (die Statistik zählte 1898 im ganzen nur 29 Knaben und 44 Mädchen auf, die mit Bijouteriearbeit im Amtsbezirk Pforzheim beschäftigt waren). Auch die Hausindustrie spielt eine untergeordnete Rolle; im Jahre 1900 waren nur 382 männliche, 877 weibliche Personen mit Heimarbeit — meist der Herstellung ordinärer Ketten — beschäftigt. Wo wertvollere Ware in Betracht kommt, zwingt schon die Sorge um die Abfälle, zwingt auch die Notwendigkeit der steten Kontrolle zur Fabrikarbeit, zum Segen für die Arbeiter selbst! Und das um so mehr, als die Einrichtungen des Betriebs sich auch in gesundheitlicher Hinsicht dauernd verbessern. Wer z. B. gesehen hat, was in der Kollmar & Jourdanschen Fabrik an Heiz- und Ventilationseinrichtungen, an Schutzmaß-

regeln, an Umkleideräumen, Kaffeeküchen usw. geleistet ist, muß mit Freude bemerken, wie sich hier das Geschäftsverständnis des Fabrikanten mit seiner wohlwollenden Fürsorge zu einen weiß.

Die Statistik bestätigt den persönlichen Eindruck, daß es den Arbeitern in Pforzheim gut geht. Es gibt einen ausgezeichneten ausführlichen, durchaus nicht etwa rosig färbenden Bericht über die „soziale Lage der Pforzheimer Bijouteriearbeiter" von dem verdienten Fabrikinspektor Fuchs, der — besonders interessant durch zahlreiche Einzelbilder aus dem wirtschaftlichen Leben — im allgemeinen recht erfreuliche Resultate klarlegt; nur die starke Beteiligung der Frauenarbeit, besonders die der verheirateten Frauen, könnte vielleicht Bedenken wachrufen. Günstig ist auch, daß nur $^4/_{10}$ der Arbeiter in Pforzheim selbst wohnen; mehr als die Hälfte hat ihren Wohnsitz auf dem Lande, bis etwa zehn Kilometer entfernt. Zum großen Teil besitzen die Arbeiter dort ihr kleines Gütchen, das ihnen einen Zuschuß gewährt und im Fall der Arbeitsnot oder für das Alter einen Rückhalt.



Anhänger und Ringe mit Perlen, Rosen und Rubinen. Von Wilhelm Stöffler in Pforzheim.

Diese zahlreichen auswärtigen Arbeiter geben dem Verkehr in Pforzheim ein ganz eigenes Gepräge. Über zwanzig Arbeiterzüge dienen am Morgen und am Abend zu ihrer Beförderung von und nach Durlach, Mühlacker, Calw, Wildbad und aus dem Albtal, während die Näherwohnenden in hellen Scharen früh zur Stadt marschieren und am Abend wieder daheim wandern. Die herrliche Schwarzwaldluft mag dabei ein übriges tun, die etwaigen Schädlichkeiten der Arbeit auszugleichen. Das leichtlebige Temperament des Völkchens, seine Neigung, nach getaner fleißiger Arbeit gern einmal etwas „über die Stränge zu schlagen", eine häufig unwirtschaftliche Lebensführung scheinen mir freilich mehr als die Art der Beschäftigung schuld daran zu sein, wenn die Sterblichkeitsziffern nicht besonders günstig sind. Ungefähr die Hälfte aller Bijouteriearbeiter stirbt nämlich vor dem 40. Lebensjahr, während von in anderen Berufen Gestorbenen in Pforzheim selbst erst ein Drittel, in den ländlichen Bezirken gar nur ein Siebentel auf diese Altersklasse entfallen.

Übrigens sind die Löhne in fast steter Steigung begriffen. Der obenerwähnte Bericht stellt in acht Jahren eine Steigerung des durchschnittlichen Stundenverdienstes für die Arbeiter um 8,3 %, für die Arbeiterinnen gar um 24,6 % fest. Gewiß ist das der beste Beweis auch für das Blühen der ganzen Industrie, die, darf man wohl sagen, heut das halbe Erdenrund in ihren Bereich zu ziehen gewußt hat. Denn Pforzheimer Schmuck trifft man überall — nur wissen es die wenigsten, die ihn tragen, daß er im Badener Lande entworfen und fabriziert wurde.



Interieur. Gemälde von Richard Winternitz-München.

Mein Weihnachtsgeschenk.

Von

Georg von der Gabelentz.

(Abdruck verboten.)

Eine heisere, polternde Stimme.

„Herr von Postwitz!"

„Herr Rittmeister!"

Die scharfe Stimme meines Eskadronchefs, — er hatte ein Organ, schmetternd wie eine alte Signaltrompete, — dröhnte durchs Haus. Was war denn schon wieder los? Eben erst hatte ich mich, von einem Patrouillenritt ermüdet, behaglich in meinem Zimmer an den alten Steinkamin gesetzt, dem mein trefflicher Bursche, der Gefreite Paul, vor wenigen Augenblicken das offene, hungrige Maul mit Buchenscheiten gestopft hatte. Ist denn der Franzos in der Nähe, daß der Alte so lärmt?

Rasch sprang ich auf, griff nach der Feldmütze und wollte eben den schweren Pallasch umschnallen, als Rittmeister von Seitiz schon in der Tür erschien. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit blaurotem Gesicht und kurzen, borstigen Grauhaaren wie ein Eber. Wie hatten früher seine Augen lustig blitzen können! Seitdem wir aber draußen in Frankreich lagen und der Tod allzu oft an uns vorbeigeflogen war, hatten seine Augen viel von ihrer früheren Fröhlichkeit verloren und konnten zuweilen scharf und kalt dreinschauen.

Ich legte die Hand an die Mütze.

„Herr Rittmeister befehlen?"

Die Haare meines Chefs erschienen mir noch steifer und gesträubter als sonst, Schnee tropfte von seinem langen, über die Mundwinkel herabhängenden Schnurrbarte, und seine Stiefel waren bis oben mit Kot bespritzt. Er mußte wohl, seiner Gewohnheit gemäß, draußen bei den Vorposten herumgestiegen sein.

„Ich komme eben von Feldwache 2 herein. Der Gefreite Linack lag dort, er ist von dem verdammten Spitzbubennest, dem Moulin gris aus, schwer angeknallt worden. Der rechte Arm ist kaput. Das drittemal schon, daß von der Mühle aus auf unsere Patrouillen geschossen wird! Das Nest ist also mal wieder von Gesindel bezogen. Es hilft nichts, wir müssen es ausräuchern und uns selber hineinsetzen, damit dort endlich Ruhe wird. Ich kann ja sonst niemand mehr vorbei auf der Straße gegen den Wald schicken. Nehmen Sie den Fähnrich mit und Ihren Zug, und wenn's dunkel geworden ist, geht's drauf. Ich hab' die Schweinerei dort satt! Haben Sie die Karte zur Hand?"

„Hier, Herr Rittmeister."

Die Karte lag noch ausgebreitet hinter mir auf einem Tische.

„Ah, gut! — Also sehen Sie: Sie reiten hier geradeaus durch freies Feld, dann durch das Holz von La Villette, da sind Sie gedeckt, ich war selber dort, nachher am Bache hin bis Sie dicht an die alte Mühle kommen. Übrigens ist ein ganz schönes Landhaus angebaut. Dann überlasse ich's Ihnen, wie Sie's machen wollen. Sind Sie einmal drin, so bleiben Sie vorderhand mit zehn Mann dort, den Rest schicken Sie mir zurück. Noch eine Frage?"

„Nein, Herr Rittmeister. — Und wenn Franktireurs drin sind?"

„Totschießen natürlich die Hunde! — Halt, noch eins: seien Sie vorsichtig beim Ueberfall, ich weiß nicht, wieviel drin steckt. Es könnte aber eine ganze Menge sein, also leise herangehen!"

„Zu Befehl!"

Der Rittmeister lief hinaus, um noch einige Anordnungen zu treffen. Ich war allein.

Ein angenehmer Auftrag! Und ich hatte mich eben in meinem Quartier so behaglich eingerichtet! Der 23. Dezember, der Tag vor Weihnachten. Draußen Schnee, Schnee

und Frost, soweit das Auge reichte. Und da soll man hinaus in die Nacht, ins Ungewisse, das Nest des Moulin gris ausnehmen!

Dieser Moulin gris, die graue Mühle, war ein Gebäudekomplex, der von einer hohen Mauer umschlossen wurde und auf dem Gipfel eines niederen, die Umgegend beherrschenden Hügels lag. Die eigentliche Mühle war wohl schon seit längerer Zeit unbenutzt, wenigstens hatten wir von unseren Posten aus niemals die schwarzen Arme in Bewegung gesehen. Wie erstarrt durch den Frost standen sie gegen den grämlichen Winterhimmel.

Unterhalb der Mühle, nur etwa fünfhundert Schritte von ihr entfernt, schlängelte sich die jetzt tief verschneite Landstraße und verschwand westlich derselben mit einem scharfen Knie im dichten Walde. Auf dieser Landstraße, gewissermaßen unter den Augen der grauen Mühle, mußten alle Patrouillen vorgehen, die mein Rittmeister gegen den vor unseren Postierungen gelegenen, ausgedehnten Waldrayon schickte.

Düster und undurchdringlich lag der Wald von Marchénoir vor uns, ein willkommener Schlupfwinkel für die zahllosen Banden bewaffneter Freischaren, die den ganzen Umkreis von Orleans unsicher machten. General Chanzy zwar, der tapfere, unermüdliche Führer, war nach langen und harten Kämpfen westwärts zurückgedrängt worden, aber es war uns nicht gelungen, diese Wespenschwärme von uniformierten und nicht uniformierten Franktireurs auszurotten, die vor allem am Walde von Marchénoir ihr Unwesen trieben. Mancher deutsche Reiter fiel unter ihren Kugeln und wurde im Dickicht von Füchsen und Krähen verspeist. Ein ekelhafter Gedanke!

Wir haßten und fürchteten darum diesen entsetzlichen Wald, wir hätten ihn am liebsten an allen vier Ecken angezündet.

Wie ein vorgeschobener Beobachtungsposten des Gegners lag die graue Mühle vor ihm auf der Anhöhe, und zuweilen fuhr hinter freundlichen, grünen Läden hervor aus den Fenstern des Wohnhauses pfeifend ein tückisches Geschoß nach der Landstraße hinüber, sobald sich eine Patrouille oder ein Meldereiter auf ihr zeigte. Es war höchste Zeit, daß Rittmeister von Seititz die Besetzung des Hofes befahl.

Wir alle sahen die Notwendigkeit ein. Wenn's nur nicht gerade am Tage vor Weihnachten gewesen wäre! Die Aussicht, entweder totgeschossen zu werden oder andernfalls den heiligen Abend draußen in dem einsamen Gebäude zu verbringen, war nicht verlockend. Doch was half's, à la guerre, comme à la guerre! Krieg ist Krieg, da gibt's eben kein Zaudern, da gilt keine sentimentale Rücksicht, da gilt nur ein Gebot: den Feind vernichten.

Ich rief meinen Burschen, befahl ihm den Fuchs zu satteln und mir das Allernotwendigste in die Packtaschen zu stecken; dann ging ich ins Nebenhaus, Fähnrich Boden zu benachrichtigen.

Boden, ein entfernter Neffe meines Eskadronchefs, war das vollständige Gegenstück zu diesem. Lang und mager, schwermütige braune Augen, ein blasses, ernstes Gesicht. Rittmeister von Seititz liebte den Wein und die Weiber, Fähnrich Boden rührte beides nicht an, und hatte darum mancherlei Neckerei von den Kameraden auszuhalten. Nie sah ich einen schwermütigeren Menschen. Er war fest überzeugt den Feldzug nicht zu überleben, und er hatte sich vollkommen in diesen Gedanken gefunden. Er sah mit Ruhe den Tod kommen. Kein Türke hätte fatalistischer sein können. Trotz aller Weichheit in seinen Gefühlen war Boden kein Schwächling, er hatte oft genug Mut und Zähigkeit und vor allem Kaltblütigkeit bewiesen.

Darum und weil's sein Neffe war, hatte Seititz ihn mir zugeteilt.

Als ich zu ihm ins Zimmer trat, sprang er auf und schob fast verlegen ein Papier zur Seite. Er hatte an seine Eltern geschrieben. Er meinte sich deshalb entschuldigen zu müssen und errötete, als täte er Unrecht.

„Ich werde ja doch nie wieder mit ihnen vorm Weihnachtsbaum sitzen."

„Unsinn, Boden, wie können Sie das denken!"

Nun brachte ich ihm den Auftrag des Eskadronchefs, mit mir und einem Zuge den Moulin gris zu nehmen und zu besetzen. Ohne etwas zu erwidern adressierte der Fähnrich seinen Brief mit ruhiger, sauberer Schrift und klebte ihn zu. Dann machten wir beide uns an die letzten Vorbereitungen, denn in einer Stunde sollte es losgehen.

Diese Stunden vor einem Gefecht! Es gibt nichts, was die Nerven mehr kitzelte. Man fährt prüfend mit dem Daumen noch einmal, zum zehnten Male, über die Schärfe der blanken Klinge, man sieht zum zehnten Male nach, ob der Revolver geladen ist, ob sich die Walze leicht und ohne zu versagen im Lager dreht. Von solchen Kleinigkeiten kann das Leben abhängen. Man untersucht den Beschlag der Pferde, man denkt daneben noch einmal kurz an alles, an die daheim, an die Kameraden und nur ungern und zögernd daran, daß man vielleicht nicht wieder nach Hause kehrt.

Doch nun weg mit solchen Gedanken! Rasch in den Sattel! —

Eine dunkle Dezembernacht. Mein Zug hält bereits aufgesessen in der Dorfgasse. Unser Wachtmeister, der brave, dicke, rotnasige Gericke mit dem ewig blinzelnden linken Auge, — „Blinzelmeier" nennen ihn darum die Kürassiere, — wirft prüfende Blicke auf jeden einzelnen. Er leuchtet einem jeden mit einer großen Wagenlaterne ins Gesicht und über den Anzug.

„Ochse, verdammter, willst du der Alma die Kinnkette nich so feste inlegen!"

Er leuchtet weiter.

„Lehmann, wollen Se jefälligst die Heftel am Kragen zumachen? Se werden nächstens noch mal janz nackig ausrücken!"

Es ist etwas Schönes um die derbe Gewissenhaftigkeit des deutschen Wachtmeisters. Blinzelmeier vergißt sie auch im Gefecht nicht. —

„Stillgesessen!"

Eine schwarze Gestalt, der Rittmeister kommt durch den Schnee gestapft. Auf seine weiße Mütze hat der Himmel weiße Schneesternchen geschüttet. Er reibt sich frierend die dicken roten Hände und bläst sich zwischen die Finger.

„Verdammte Kälte!"

Blinzelmeier meldet: „Alles in Ordnung! Zug durchgesehen!" Die Sporen des alten Wachtmeisters klirren, so schlägt er die Hacken der hohen Reiterstiefel zusammen. Ich sprenge an die Tete.

„Kolonne zu dreien formieren!"

Rittmeister von Seititz drückt mir noch einmal kurz die Hand. Die Augen des alten Haudegens blitzen. Er hat schon gegen Dänemark und Österreich gefochten, er liebt das Reiten und Raufen. Es steckt etwas vom Geiste der alten Zietenschen Reiterscharen in ihm.

„Gott befohlen, Postwitz! Und nehmen Sie mir das Eulennest gründlich aus! Ich geh' nicht eher in die Klappe, bis ich von Ihnen gute Nachricht habe."

„Adieu, Herr Rittmeister!"

Der Zug trabt an, Boden reitet an meiner Seite. Der helle Laternenschein erstickt hinter uns langsam im Dunkel der Gasse. Allmählich bleiben im Schnee der Rittmeister, der Wachtmeister, endlich das ganze Dorf zurück. Ungehindert umbläst uns draußen der Wind. Rings fahles, weißes Feld, ein riesiges Leichentuch. Der alte, abgedroschene Vergleich will mir nicht aus dem Sinn. Hier und dort blinkt kühl und gleichgültig das kleine Auge eines Sternes zwischen nassen Wolken durch die Luft. Ich denke an die Astronomen. Wie muß ihnen unsere Erde mit ihrem hastigen Treiben, mit ihren Kämpfen und Siegen, mit allen ihren uns groß und wichtig erscheinenden Werken so unendlich winzig neben dieser unermeßlichen Größe vorkommen! Wie armselige Ameisen.

Doch rasch kehren meine Gedanken auf die feste Erde zurück. Wir können uns nun einmal nicht zwischen Himmel und Erde in die Luft hängen, darum heißt's hier unten fest stehen. Sagt nicht Goethe:

„Sehe jeder, wo er bleibe,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Und wer steht, daß er nicht falle?"

Ja, wir müssen aufpassen. Schon sind wir über die äußerste Linie unserer Vorposten hinaus. In graue Nacht ist das Gelände vor uns getaucht, in grauem Dunste verschwinden zur Seite Feld und Baum und Hügel. Wieder umzieht sich's, es fängt von neuem an zu schneien, schwere Flocken hängen sich an unsere Uniformen, kleben den Pferden in den Mähnen und fliegen uns zuweilen, wie ärgerlich, gerade in die angestrengt nach vorwärts spähenden Augen.

Daß die Franzosen es bei solchem Schneewetter im Walde von Marchénoir aushalten, nur um nicht die Gelegenheit zu verpassen einen deutschen Soldaten wegzuknallen! Welch zähe Rasse! Welche fanatische Vaterlandsliebe!

„Das Gehölz von La Villette!"

Meine Phantasien werden unterbrochen, indem der Fähnrich mit der ausgestreckten

Hand nach vorn in die Richtung auf eine schwarze, aus dem Schneegequirl auftauchende Wand zeigt.

Aha, das ist das Holz, hinter dem auf der Höhe die graue Mühle steht! Ob es besetzt ist? Kaum, doch immerhin reiten wir vorsichtig heran, die Leiber auf die Hälse der Pferde gebeugt, horchend, lauernd. — Nichts zu sehen, nichts zu hören.

Jetzt reiten wir hinein, jetzt sind wir drin. „Achtung Kerls, guckt scharf nach rechts und links!" Das Gehölz ist nur wenige Schritte breit, aber dicht und dunkel. Allerlei Gestrüpp wächst unter einem Mischbestand von Laub- und Nadelholz. Hier sollen unsere Pferde zurückbleiben, denn was können sie uns beim Überfall der Mühle helfen, wie leicht kann ein unruhiges Wiehern dem schlauen, wachsamen Feinde unsere Ankunft verraten! Schon lichtet sich's wieder vor uns. Der Wald ist unbesetzt. Ich pariere den schnaufenden Fuchs, der unruhig im Schnee hin- und hertritt und mit dem Kopfe schlägt.

„Halt! Absitzen!"

Leise verklingt das Kommando in der Nacht.

Meine Kürassiere steigen von den Pferden. Wen soll ich bei den Tieren zurücklassen?

„Wer will freiwillig bleiben? — Keiner?"

Endlich bestimme ich sechs Mann, aber sie machen finstere Gesichter, sie wären lieber vorne mit dabei. Sie wollen nicht frierend im Walde hocken, indessen die Kameraden mit den Gegnern raufen. Wie gern ließen auch sie einmal den verhaßten Franktireurs ihre Wut fühlen. Sie haben's vor dem Abreiten aus unserem Quartier gehört, daß die Bande vor einigen Stunden den Gefreiten Linack durch den Arm geschossen hat.

Die Pferde werden zur Seite des Weges vorsichtig eins nach dem andern über einen verschneiten Graben geführt und in einer kleinen Lichtung geborgen. Dort stehen sie sicher, kein Mensch kann sie von der Straße aus entdecken. Die Pferdehalter schlaufen die Tiere zusammen, ein jeder hält vier an dem um den Arm geschlungenen Zügel.

Unterdessen nehmen die anderen die Karabiner auf den Rücken und tragen mit der Linken den Pallasch, damit kein Lärm durch die Nacht dringe. Nun zurück über den Graben und auf die Straße. Fähnrich Boden, Unteroffizier Herberg und ich nehmen die Tete. Herberg ist ein prächtiger Mensch, sehnig, zäh und von großer Körperkraft. Er war Arbeiter in einem Steinbruche und hat wohl von dieser Tätigkeit her etwas Schroffes und Kantiges an sich, wie ein unbehauener Felsblock. Aber man kann getrost Häuser auf ihn bauen. Er ist darum unser aller, auch Blinzelmeiers Liebling, der ihn zu jedem schwierigen und gefahrvollen Auftrage verwendet.

Leise! Leise!

Schwere Stiefel steigen durch weichen Schnee.

Der Wald öffnet sich, seine Arme geben uns frei. Wir halten, wir spähen lange hinaus. Alles ist ruhig. Nur eine Krähe fliegt plötzlich langsam mit ärgerlichem Krächzen vom Gipfel eines hohen Baumes ab und streicht tiefer hinein ins Gehölz.

„Eine schlechte Vorbedeutung!" flüstert Boden.

Herberg verzieht geringschätzig die Lippen: „ne Krähe!"

So sind die Menschen! Dem einen ist ein ernstes Zeichen des Schicksals, was dem andern das zufällige Erscheinen eines harmlosen Vogels ist. Ich nicke Herberg lächelnd zu, der brave Kerl hat recht. Wenn jede Krähe Tod bedeutete, wir müßten längst alle begraben sein.

Die Kürassiere hinter uns scheinen den Vogel nicht bemerkt zu haben, sie stehen regungslos in ihren schwarzen Mänteln und kneifen die Augen gegen den von vorn kommenden Schnee zusammen.

Weiter! Wie die Indianer auf dem Kriegspfade schieben wir uns vorwärts. Ein Siouxhäuptling hätte seine Freude an uns.

Vor uns graudämmerndes Feld. Nach rechts zieht sich eine Wiese mit gespenstischen Weidenstümpfen und schlanken Erlen, die uns dumm-feindselig anstarren. Der kleine Bach scheint erfroren und unterm Schnee gestorben, wenigstens hört man ihn nicht. Am Horizonte ragt der Moulin gris auf der niederen Kuppe, es sind noch vielleicht sechshundert Schritte bis hinauf. Sechshundert Schritte über fast freies Feld! Nur an einer Seite steigt am Hange eine Obstplantage bis dicht an die Umfassungsmauer, niedere Stämmchen, pyramidenförmig zugeschnitten.

Die Mühle liegt droben, als säße das

Schweigen auf ihrem Dache. Sinnt sie auf Tod und Vernichtung?

In verschwommenen Umrissen zeichnet sie sich gegen den schwarz-grauen Nachthimmel.

Noch hat uns niemand bemerkt.

Jetzt verteile ich leise meine Leute. Einige sollen sich nach rechts durch die Weiden und Erlen am Bache hinschleichen, ich selbst mit Boden krieche in einem verschneiten Graben weiter. Die Karabiner werden schußbereit gehalten. Alle Blicke bohren sich auf das Gehöft. Kein Lichtschimmer zu sehen, sollten sie schlafen?

Vorsicht, daß die Waffen nicht klirren! Der kalte Schnee drängt sich uns zu den Ärmeln und Stiefeln herein. Wie unangenehm!

„Wenn nur kein Hund im Hause ist!“ flüstert Boden mir nach einer Weile zu.

„Ich wette sogar, daß sie einen kläffigen Köter haben,“ entgegne ich ebenso leise.

Und richtig! Wir haben nur hundert Schritte weiter nach vorwärts getan, schon sind wir nah heran, da knackt unter mir das Eis einer unsichtbaren, zugefrorenen Pfütze, hell, scharf, mit einem boshaften Laut. Kaum habe ich heimlich fluchend den Fuß aus dem Loche gerissen, in dem er wie in einer Falle saß, als auch schon oben auf dem Hügel ein Hund mit wütendem Lärmen anschlägt. Könnte ich doch das verräterische Vieh erwürgen! Es ist sicher ein Pintscher, ich hasse diese lärmigen Tiere.

Nun hilft nichts anderes, — drauf!

Ich springe empor, neben mir Boden, hinter mir die Kürassiere. Wie schwarze Geister fliegen die Kerle auf und stürzen vorwärts. In den Männern ist die alte deutsche Lust an Abenteuern und Kampf erwacht, die alte tolle Freude an Stich und Stoß. Wie der lange Boden über den Schnee rennt! Wir können ihm kaum folgen.

„Hurra!“

Da regt sich's droben, da flackert's mit einmal hinter der dunklen Mauer. Ein Fenster erhellt sich, ein Schuß kracht. Rufe: qui vive! — Und die Antwort?

„Hurra!“

Um die Wette laufen wir gegen den Hof. Tack! — Tack! Grelle Blitze schießen hier, dort, drüben. Tack! — Tacktack! Kugeln spritzen neben uns in den Schnee, zischen und summen über uns wie flinke Insekten durch die Luft. Doch sie stechen uns nicht. Die Überraschten haben völlig den Kopf verloren. Keiner von ihnen scheint zu zielen, alle schreien sie durcheinander.

„Les Prussiens! Les Prussiens!“

Jetzt sind wir heran. Von rechts her stürmt Herberg an der Spitze der Seinen gegen das breite Tor. Es ist zu. Er stemmt mit Wucht die starken Schultern dagegen, unter lautem Krachen gibt es plötzlich nach, fällt um, er darüber, aber schon steht er wieder auf den Beinen. Jetzt ist er drin, als erster.

„Bravo, Herberg! Das haben Sie gut gemacht!“

„Hurra!“

Wir drängen uns ihm nach durch die Tür. Zwei, drei dunkle Gestalten klettern vor uns flüchtend über die Gartenmauer. Sie geben ihre Sache verloren, doch noch wird hier und da aus einer Ecke blindlings ein Schuß gegen uns abgegeben. Auch die Kürassiere feuern jetzt. Durch den Lärm hören wir im Hause das Jammern einer weiblichen Stimme: „Mon Dieu, mon Dieu!“ Herbergs Pallasch blitzt einen Augenblick über einer dunklen, zusammenbrechenden Gestalt, Kürassier Marsiowsky faßt sich neben mir mit einem jähen Fluch nach dem Oberarm.

„So'n Hund elender!“

Blut läuft ihm unter dem Ärmel hervor, er schlenkert es seitwärts in den Schnee, als hätte er sich die Hände an einem Brunnen gewaschen. Eine Kugel hat ihn gestreift. Er sieht mich dabei so komisch erstaunt an, als habe man sich mit ihm einen schlechten Scherz erlaubt. Wie mußte ich trotz des Ernstes über dies gutmütige, runde Bauerngesicht lachen!

Die Franktireurs, es können nur wenige gewesen sein, haben sich vor unserer Übermacht im Nu aus dem Staube gemacht, ihre dunklen Gestalten verschwinden in der Nacht. Nur einer bleibt regungslos am Boden zurück. Als wir ihn umwenden, sehen wir beim Flackerschein einer Laterne in gebrochene Augen. Er ist tot. Noch ein zweiter fiel. Vor seiner Hütte liegt der kläffige Köter, er hat sich wohl im letzten Augenblick hineinflüchten wollen, doch der scharfe Hieb eines Pallasches hat ihm den Schädel gespalten. Einer der Kürassiere packt ihn an den Beinen und wirft ihn im

Bogen über die Gartenmauer hinaus. Natürlich ist's ein Pintscher gewesen.

Schweißtriefend, keuchend vom raschen Laufen durch den tiefen Schnee stehen wir beisammen. Gott sei Dank, außer Marsiowsky hat's keinem etwas getan. Wer hätte einen so leichten Sieg vermutet?

„Das wäre ja famos gegangen!" meint Boden tief aufatmend, dann dreht er ruhig den Sicherungshebel seines Revolvers und steckt die Waffe ins Lederfutteral zurück.

„Feige Bande," knurrt Herberg und wischt mit einer Handvoll Schnee das Blut vom Pallasch.

Während nun zwei meiner Leute zurückgingen, um die Pferde heranzuholen, machten wir anderen uns an die Durchsuchung des Hauses, konnten sich doch einige der Burschen leicht noch in ihm verborgen haben.

Es war größer, als wir von außen vermutet hatten, und vor allem, es war viel wohnlicher, ja, ganz anders als bei uns zu Hause eine einfache Mühle auf dem Lande zu sein pflegt. Die Einrichtung bewies Geschmack und Wohlstand des Besitzers, oder vielmehr der Besitzerin.

Wir fanden nur zwei Menschen anwesend, Madame Duval, eine schwarz gekleidete, blasse, nicht mehr junge Frau und ihren alten Diener Eugène. Ich fragte sie aus, Madame Duval schien über unser Eindringen mehr erschrocken als böse. Sie sprach nur das Notwendigste mit mir, aber ich entnahm leicht ihren Äußerungen, wie unangenehm es ihr gewesen war, daß die Freischaren, ohne viel zu fragen, gerade ihr einsames Haus zum Schlupfwinkel gewählt hatten. Sie hatten übel genug unter ihrem Dache gehaust! Zum Schlusse fragte sie besorgt, was nun werden würde, ob wir das letzte zerstören wollten, was ihr die Bauern an Möbeln und Hausrat unzerbrochen gelassen. Sie glaubte wohl, wir würden das Haus zur Strafe anzünden. Ich beruhigte sie, davon sei vorderhand nicht die Rede, im Gegenteil, wir würden es uns in ihren Räumen so bequem als möglich machen und sie dafür in Zukunft vor eigenmächtiger Einquartierung zügelloser Franktireurs in Schutz nehmen. Die Dame machte einen so sympathischen Eindruck, daß ich mich jeder Rücksicht befleißigte.

Frau Duval war's zufrieden. Bei dem alten Eugène erkundigte ich mich dann noch nach den Verhältnissen unserer Wirtin. Ich erfuhr in kurzer Zeit alles. Herr Duval war vor Wörth gefallen, er war Offizier in der Landwehr gewesen. Der junge Herr Jacques dagegen sei anfangs bei der Mutter im Moulin gris verblieben, da er, fast ein Kind noch, zum Soldaten zu schwächlich befunden worden war. Als aber General Chanzy vor den Kämpfen um Orleans rings Truppen an sich zog und auf jede Weise den Widerstand gegen die Sieger organisierte, da war auch der junge Duval, aller Tränen der Mutter nicht achtend, voll begeisterter Vaterlandsliebe davongeeilt. Mutig hatte er sich den uniformierten Freischaren angeschlossen. Anfangs waren auch hin und wieder, auf Umwegen, Nachrichten von ihm eingelaufen, seit einiger Zeit aber war er verschollen. Niemand wisse, wo er begraben liege, meinte der alte Eugène mit zitternder Stimme, und es sei auch sehr wohl möglich, daß sein Leichnam irgendwo im Schnee erstarrt sei. Madame Duval freilich könne an sein Ende nicht glauben, sie erwarte noch immer seine Heimkehr. Die arme Frau sei deshalb auch nicht zu bewegen, ihr zwischen den beiden Feinden liegendes Haus zu verlassen. Der Sohn sollte die Heimat nicht leer finden.

„Ach, die arme, gnädige Frau wird vom Unglück verfolgt!"

Der alte Eugène schien das Los seiner Herrin aufrichtig zu beklagen. Man wird aber im Kriege gegen solche Schicksale abscheulich gleichgültig. Ging es nicht vielleicht tausend deutschen Müttern ähnlich? „Madame ist zu bedauern," das war das einzige, was ich dem alten, geschwätzigen Diener entgegnen konnte. Dann fiel mir ein, daß der bei der Überrumpelung des Gehöftes Erschossene ja noch immer im Hofe liege, denn meine Leute waren mit großem Gepolter in den Räumen des Erdgeschosses bei der Einrichtung ihres Unterkommens beschäftigt. Ich rief Herberg und gab ihm einen kurzen Befehl. Bald darauf wölbte sich draußen außerhalb der Gartenmauer ein hoher Schneehügel über dem fremden Mann.

Wohlbehalten trafen die im Gehölz zurückgelassenen Pferde bei uns ein, und ein mit dem Rücken an der Außenmauer lehnender Schuppen wurde rasch als Stall hergerichtet. Stroh fand sich glücklicherweise

genügend vor. Auch in der im Erdgeschoß gelegenen Stube meiner Kürassiere sah es bald ganz wohnlich aus. Zehn der Leute, darunter Boden und Herberg, behielt ich bei mir, die anderen entließ ich mit dem Verwundeten und gab ihnen eine schriftliche Meldung an den Rittmeister mit. Bald herrschten Ruhe und Frieden auf dem Hofe.

In den Mantel gehüllt, stand ein Kürassier auf einem aus Fässern und Kisten von den Franktireurs errichteten Ausguck auf Posten, während drinnen die Kameraden rauchten oder ihre Konserven kochten. Das kurze Gefecht, der Tote draußen vor ihrer Tür, die Gefährlichkeit des vorgeschobenen Postens, das alles war rasch vergessen. Wir waren solche Dinge gewohnt.

Im Kriege lernt man etwas Feines: das eigene Leben nicht für eine Kostbarkeit zu halten.

Wir waren müde, zeitig begaben wir uns darum zur Ruhe. Mir und dem Fähnrich hatte der Diener ein Zimmer angewiesen, in dem zwei frisch bezogene Betten standen. Auch in ihm hatten Franktireurs gehaust, wie die mit starken Brettern halb vernagelten und zu Schießscharten umgewandelten Fenster bewiesen. Ein Rokokospiegel in reich geschnitztem Goldrahmen lehnte zerbrochen in der Ecke. Im übrigen war das Zimmer nicht schlecht möbliert, einige Polsterstühle, ein Tisch — was wollten wir mehr?

Zu günstigerer Jahreszeit, wenn die Sonne über das fruchtbare Land schien, mußte es sich in dem behaglichen Landsitz sehr angenehm wohnen lassen. Im Winter freilich hielt die Einsamkeit den Hof in den Armen.

Ehe ich mich auskleidete, warf ich noch einmal einen Blick hinaus. Draußen stapfte der Posten, in den weiten schwarzen Mantel gehüllt, den Kragen über die Ohren hochgeklappt und den geladenen Karabiner im Arm ums Haus. Rings Nacht, kein anderer Laut als das Blasen des Windes zu hören, kein Licht, auch kein Lärmen von Gewehren und Geschützen. Welche Stille! Wenn sie nur nicht von dem rührigen Feinde unterbrochen wird! Vielleicht schämen sich die Kerls ihrer Flucht und kommen wieder.

„Passen Sie scharf auf, Böhme!“ rief ich dem Posten hinab.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ klang die Antwort.

Aber auch der Gegner schien es zu fühlen, es wird Weihnacht. Er störte uns nicht. Der finstere Wald von Marchénoir behielt diesmal seine schlimmen Gäste bei sich. —

Es war schon heller Tag, als ich aufwachte und einen Blick auf die Uhr und dann hinüber nach Fähnrich Boden warf. Hatte der Mensch einen Schlaf! Trotz allen Schreiens wachte er nur mühsam auf.

„He, Boden, Weihnacht!“

Ich sprang aus dem Bette, lief barfuß über die Fliesen, — diese verdammten kalten französischen Steinfliesen! — und rüttelte den Müden am Arme. Boden fuhr erschreckt auf und starrte in mein lachendes Gesicht.

„Was? — Wo — sind wir? — Ach so! — Dieser verfluchte Moulin gris!“

„Ja, ja, mein Lieber! Und in diesem verfluchten Moulin gris werden wir heute das Weihnachtsfest feiern.“

„Abscheulicher Gedanke!“

Boden rieb sich die Augen und griff nach seinen Sachen. Wir kleideten uns an. Als ich den Kopf zum Fenster hinausstreckte, wirbelten mir kalte, schwere Schneeflocken entgegen und hingen sich in meinen Bart. Es war ein tolles Tanzen und Treiben, Taumeln und Tollen von Millionen und Abermillionen herrlicher, weißer Sterne in den seltsamsten, kunstvollen Formen. Ich fing einige mit der Hand. Mit welcher peinlichen Genauigkeit waren diese wunderbar verzweigten Sternchen gebildet, und welche gewaltige Arbeit lieferte hier die Natur, nur um ihr Werk selbst wieder im Bewußtsein unendlichen Reichtums zu zerstören!

Wahrlich, es war das echte, rechte Weihnachtswetter! Und es brachte mit Zaubergewalt all die heimlichen Kindersagen mit sich vom langbärtigen Knecht Ruprecht und seinem großen Sack voll Äpfel und Nüssen, vom Weihnachtsmann, dem geheimnisvollen, sehnsüchtig erwarteten Gaste, der hinter verschlossenen Türen den Lichterbaum anzündet und Geschenke auf weiß gedeckten Tischen ausbreitet.

Und dann die Engelsbotschaft: Friede auf Erden!

Zauber der Weihnacht! Zauber des ewig sich erneuernden Wunders!

Daheim machten sich jetzt Eltern und Geschwister zu schaffen, den ernsten Tannenbaum anzuputzen, daheim duftete das ganze Haus nach frischer Waldluft und Tannenharz. Warum aber blieb so mancher Platz unter den Bäumen leer?

Sie standen im Felde, in Frankreich! Und wie viele von uns — —, doch nein, ich wischte mir über die Augen. Dumme Gedanken! Das Traurigsein ändert nichts, es heißt die Zähne zusammenbeißen und seine Pflicht tun. Es gibt nichts Höheres als die Pflicht.

König und Vaterland hatten gerufen, unser Leben gehörte ihnen! —

So sprach ich immer wieder zu mir selbst. Und doch ging mir's gerade heute schwer ein.

Es klopfte.

Ich wandte mich um. „Herein!"

Der alte Diener steckte den grauen, bartlosen Kopf durch die Tür und brummte: „Madame Duval hat Frühstück für die Herren bereitstellen lassen!"

Solche Aufforderung hört man in Feindesland selten, wir glaubten erst falsch verstanden zu haben, dann aber beeilten wir uns dem Alten zu folgen. Die Hausfrau erwartete uns in ihrem Zimmer. Sie erwiderte unsere Verbeugung und unseren Dank für ihre Aufmerksamkeit mit einem kalten, fremden Kopfnicken, das durchaus nicht einladend war, aber nichtsdestoweniger versäumte sie die Pflichten der Wirtin nicht. In echtem Sèvresporzellan bot sie uns Kaffee an. Brot freilich war nicht mehr im Hause. Die ungebetenen Gäste der letzten Tage hatten fast alle ihre Vorräte geplündert.

Ein wenig steif und befangen saßen wir Frau Duval gegenüber.

Sie mußte einst schön gewesen sein. Ihr Gesicht war, wie es bei Südländerinnen häufig vorkommt, vor der Zeit gealtert, und der tiefe Kummer der letzten Monate hatte wohl ihre Haare rascher gebleicht, als es sonst der Fall gewesen wäre. Die großen, noch immer lebhaften Augen blickten voll herber Zurückhaltung, aber ohne eigentlichen Haß auf uns. Sie war großdenkend genug, in uns keine persönlichen Gegner zu sehen.

Ich drückte ihr mein Bedauern aus, daß wir am Abend gezwungen worden seien, das Haus zu besetzen, und fragte, warum sie den Gefahren des Krieges nicht lieber aus dem Wege gehe.

„Sie tun Ihre Pflicht," erwiderte sie achselzuckend, „ich die meine. Muß ich nicht dies Haus für meinen Sohn bewahren?"

Ein eigentliches Gespräch konnte nicht in Fluß kommen. War's ein Wunder? Standen nicht die Gestalten von tausend und tausend Gefallenen schattenhaft zwischen uns? Das ganze Denken der Witwe drehte sich um den gefallenen Gatten und um ihren verschollenen Sohn. Sie meinte mit einem tiefen Seufzer, wenn Jacques dagewesen wäre, o, dann hätten diese rücksichtslosen, ungezügelten Taugenichtse sich nicht ihr Landhaus zum Schlupfwinkel aussuchen dürfen, und ihr Boden wenigstens wäre rein von Blut geblieben. Wie aber hatten die Franktireurs bei ihr gehaust! Die Spuren ihrer Anwesenheit, beschmutzte Möbel, herumgeworfene Betten, umgesägte Obstbäume waren nur zu deutlich sichtbar.

In der unerloschenen Hoffnung, ihr Sohn werde doch noch einmal wiederkehren, harrte Frau Duval trotz allem auf ihrem einsamen, halb verwüsteten und von beiden Parteien umstrittenen Landsitze aus. Der Kriegslärm tobte seit Wochen in der Gegend, Geschützdonner und Gewehrgeknatter flogen mißtönig oft bis an das Ohr der einsamen Frau, der Rauch brennender Gehöfte quoll rings düster, wie der Opferrauch der Kriegsfurien, zum Himmel, aber sie blieb hier oben, sie hütete das Erbe des Kindes. Arme Frau, wer mochte wissen, wo ihr Sohn begraben lag, unerkannt, vielleicht zusammen mit anderen unter Schnee und Eis irgendwo in jenem furchtbaren, blutgetränkten Walde von Marchénoir.

Begraben? Blieben nicht manche vergessen draußen in Büschen und Hecken liegen, an deren Gebeinen Füchse und Krähen nagten?

Wie stark ist doch ein Mutterherz! Es will sich nicht drein finden, das einzige Kind zu missen, es hält noch mit sterbenden Händen an der Hoffnung.

Boden und ich, wir dachten beide an die Unsern daheim, und tiefes Mitgefühl erfüllte uns mit dieser Witwe. Wir waren darum ihr gegenüber so schonungsvoll wie möglich.

Der Tag verging. Wir spähten mit den Ferngläsern oft hinaus, wir ritten mehr-



Vlämisches Dorf. Gemälde von Albert Baertsoen-Gent.

mals die Umgebung des Hauses bis an den Saum der nächsten Gehölze ab, nichts Verdächtiges ließ sich sehen. Meine Kürassiere hatten sich's in ihrem Zimmer nach Möglichkeit bequem gemacht, auch unsere Pferde waren im Schuppen nicht übel untergekommen. So ließ es sich schon ein paar Tage hier oben aushalten. Wenn es nur nicht gerade Weihnachtstag gewesen wäre! Wer wäre gern gerade an dem Tage in der Fremde? Und wie endlos erschien er uns!

Während Boden und ich gelangweilt am Fenster saßen und in das Schneetreiben starrten, hatte jeder seine eigenen Gedanken, und diese waren nicht angenehmer Art. Wir fluchten heimlich, daß uns gerade das Mißgeschick getroffen hatte, den Moulin gris zu besetzen. Warum mußten wir hier sitzen, indes unsere Kameraden den Weihnachtsabend doch wenigstens in Gesellschaft und sicherlich von den Liebesgaben der Heimat erreicht verbringen durften. Boden lehnte mir gegenüber in einem stark beschädigten Rohrstuhle; er hatte die dünnen Beine übereinandergeschlagen und wippte beständig mit der Fußspitze auf und nieder, als sei er ungeduldig über das langsame Fortschreiten der Zeit. Endlich seufzte er laut auf und wandte mir sein blasses, schwermütiges Gesicht zu.

„Amüsant ist das Sitzen hier nicht, Boden, was?"

„Ein trauriges Weihnachten!" entgegnete er. „Ich denke aus all diesem leisen Schneegestiebe wird schließlich noch einmal der Tod als Weihnachtsmann unter uns treten. Er hat sich gestern den armen Schelm dort draußen unterm Schneehaufen geholt. Er wird wieder in dies Haus zurückkehren, seit er den Weg gefunden hat."

„Unsinn! Haben Sie wieder Ihre melancholischen Anwandlungen?"

„Solche Gedanken verfolgen mich, ich weiß selbst nicht warum."

Boden lächelte ein wenig und faltete die Finger über dem Knie. Welch schmale, blasse Hände hatte er! Es schien mir ein Wunder, daß dieser schwächliche Mensch bisher so tapfer und zäh alle Strapazen ertragen hatte.

„Was kann ich dafür, daß ich so bin," fuhr er nach einer Weile fort, „ich fühle es, daß der Tod ums Haus schleicht."

Nun ward ich ungeduldig. Wollte der Fähnrich den Hellseher spielen? Ich stampfte mit dem Fuße auf die Steinfliesen.

„Zum Donnerwetter, Mann, heute ist Weihnachten! Jagen Sie sich endlich die albernen Grillen aus dem Kopfe! Vom Feinde ist ja auch nicht ein Schwanz zu sehen! Kommen Sie lieber mit, ich wette, der alte Diener hat noch irgendwo eine Flasche Rotspon im Keller, heißes Wasser und Zucker wird's wohl auch geben, da wollen wir uns, so gut es geht, nach alter Sitte unsern Punsch brauen."

Boden stand schnell auf.

„Schön, suchen wir den Alten auf! — Dort — sehen Sie, was macht denn Herberg?"

Er wies mit der Hand hinaus über den Garten. Dort stieg unser braver Unteroffizier mit langen Schritten auf den kleinen Schneehügel zu. Hielt er eine Stange in der Hand? Nein, das war ja ein Holzkreuz aus zwei schmalen Brettern gezimmert! Er pflanzte das unbeholfene Ding auf das Grab des Franzosen, richtete es sorgfältig gerade und befestigte es, indem er mit den Händen den Schnee dagegen häufte und festpappte. Dann schritt er langsam, als käme er von irgendeinem Dienst, vom Exerzieren oder Remontereiten, dem Hause wieder zu. Wie doch der Bauernjunge dem armen Toten das rechte Geschenk gebracht hatte! „Der bekommt dafür auch ein Glas Punsch!"

Eine Stunde war vergangen. Die Kürassiere saßen vor warmen Kaffeetöpfen, einzelne hatten sogar den Rest ihres Schnapses in das dunkle Getränk gegossen. Das Lärmen und Singen hatte ich ihnen wegen der Nähe des Feindes untersagt, auch waren die Gedanken der meisten wohl weit unterwegs, und so wurde nur eine halblaute Unterhaltung geführt. Alle rauchten, und eine Luft zum Ersticken herrschte in dem großen, zu ebener Erde gelegenen Zimmer. Aber so war's ihnen gerade recht.

Die Dämmerung trat ein. —

Jetzt zündeten sie zu Hause die Lichterbäume an, jetzt läuteten überall auf deutscher Erde die feierlichen Glocken, die Kirchen füllten sich, jetzt klang daheim aus tausend und abertausend Kehlen das alte, schöne, jubelnde Siegeslied: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.

Der Sieg des Lebens über Tod und Verdammnis.

Und hier? Boden und ich träumten. Frau Duval war, von uns fast unbemerkt, eingetreten, denn der Diener stand im Begriff, das Abendbrot aufzutragen. Jetzt glättete sie mit der Hand die Falten des Tischtuches und rückte die Messer und Gabeln zurecht. Ihr Antlitz war ernst und still, ohne Leidenschaft, ihr Blick zerstreut, doch aus ihren dunklen Augen schien unauslöschlich die Hoffnung, daß ihr Jacques wiederkehren werde, dieser Knabe, den sie abgöttisch liebte, dessen Bild sie, wie der Diener uns versicherte, stets in einer goldenen Kapsel auf dem Herzen trug. Sie wandte sich nach uns um: „Wollen die Herren fürlieb nehmen?"

Wir verbeugten uns stumm. —

Plötzlich lautes Rufen des Postens, Poltern und Sporengerassel drunten in der Wachtstube. „Hallo, was ist das?"

Wir springen auf, eilen ans Fenster und reißen es auf. Schnee wirbelt herein und schmilzt auf unsern Händen.

Sollten die verdammten Franktireurs? Am Weihnachtsabend?

Frau Duval und der alte Diener treten erschrocken hinter uns.

„Mein Gott, was ist los! Werden wir etwa angegriffen?"

Ich beruhige die Dame, diesmal ist es kein Feind. Ich höre deutlich laute Worte unserer Sprache, Pferde schnaufen, Säbel klirren. Das Tor öffnet sich kreischend.

„'n Abend, Jungens!"

„'n Abend, Herr Rittmeister!"

Mein alter Seitiz! Den hat uns Gott hierhergeschickt. Die Kürassiere drängen sich auf dem Hofe umher, sie schwatzen, lachen, Laternenschein huscht über verschneite Gestalten in schwarzen Mänteln, über blitzende Helme und frostrote Gesichter. Wir wollen noch hinuntereilen, doch schon fliegt die Tür auf. Seh' ich recht? Wie sieht mein Rittmeister aus!

Der kleine, dicke Herr ist über und über beschneit, sein langer Schnurrbart hängt tropfend auf das runde Kinn, seine grauborstigen Haare sind naß, weiße, schmelzende Flocken hängen ihm auf den breiten Schultern und kleben an seinem Mantel. Und was trägt der Kleine unterm Arme? Einen leibhaftigen Weihnachtsbaum! Wie herzlich er über den Scherz lacht.

Ah, eine Dame? Rittmeister von Seitiz macht eine kurze Verbeugung gegen Frau Duval, die völlig verdutzt neben ihrem Diener steht, dann schüttelt er mir und Boden die Hände, als wolle er sie uns aus den Gelenken reißen.

„Haben mich nicht erwartet, Postwitz, was? — Hier, sehn Sie mal, bring' ich 'nen Weihnachtsbaum! Blinzelmeier hat ihn bis hierher unterm Arm getragen. Ein bißchen krüpplig ist ja das Ding, na, das schadet nicht, besser als keiner! Hier, ein dicker Brief für Sie von zu Hause. — Donnerwetter, will denn der nicht aus der Tasche raus? — Den Kerls habe ich 'ne Pulle Kognak und Tabak mitgebracht, hatte beide Packtaschen voll davon. — So, nun hab' ich alter Junggeselle in meinem Leben doch auch mal den Weihnachtsmann gespielt. — Na, wie steht's denn hier? Nix passiert?"

„Danke gehorsamst, Herr Rittmeister, nichts Neues. Der Feind läßt uns in Ruhe, wie's scheint."

„Um so besser! Glaub's aber nicht."

Ich hätte am liebsten den alten, braven Kerl, der unsertwegen bei diesem elenden Hundewetter mit seinem Wachtmeister und einer Ordonnanz den gefährlichen Weg herausgeritten war, umarmt. Ja, Seitiz hatte trotz aller bärbeißigen Grobheit ein kreuzgutes Herz. Ein echter Vater seiner Eskadron. Wie seine kleinen Augen vor Freude funkelten! Ich bot ihm ein Glas Punsch an, das er, mit mir und Boden anstoßend, hinunterstürzte.

„Nur zwei, drei Tage brauchen Sie hier auszuhalten, dann geht's wahrscheinlich wieder vorwärts. Wir wollen gegen Blois marschieren. Übrigens, ehe ich's vergesse, wir haben unterwegs einen Gefangenen gemacht." Der Rittmeister dämpfte seine Stimme und zog mich in eine Ecke des Zimmers. „Sie versteht uns doch nicht?" fragte er mit einer Kopfbewegung gegen Frau Duval zu.

„Nein."

„Schön. Also: sein Sie auf Ihrer Hut! Auf dem Herritt holten wir einen jungen Kerl ein, der durch das Gehölz von La Villette streifte. Wahrscheinlich ein Spion der Franktireurs, er trug eine Flinte bei sich, und um die jetzige Zeit geht man

nicht auf die Hasensuche, zumal im Finstern und bei dem Wetter. Uns sehen und in den Wald springen, war eins, aber meine Kerls waren rascher. Ich frage ihn aus, er will's Maul nicht aufmachen. Am liebsten hätte ich den trotzigen Schuft an den nächsten Baum gehängt. Der weiß sicher ganz genau, daß das Waffentragen bei Todesstrafe verboten ist. Aber so am Weihnachtstage — —"

„Ja, da ist das Töten eine verfluchte Sache."

„Na, er läuft eben heute abend mit uns wieder zu den Vorposten zurück, und morgen — —"

Der Rittmeister hatte seinen Satz noch nicht beendet, als die Tür sich plötzlich öffnete, und ein junger Mensch atemlos hereinsprang, der bei unserem Anblick eine Sekunde stutzte, dann aber, Frau Duval erkennend, sich ihr an den Hals warf mit dem verzweifelten Ausrufe: „Mutter! Meine Mutter!"

„Jacques! Endlich, endlich!"

Seititz und ich blickten uns an. Der Spion! Der Sohn des Hauses? Der Totgeglaubte kehrte heim, aber als Gefangener, jetzt erst in Wahrheit dem Tode verfallen. Gleich hinter ihm stürmten Unteroffizier Herberg und zwei Kürassiere herein und nahmen, ihren Eskadronchef sehend, an der Tür Stellung. Ihre Sporen klirrten zusammen.

„Warum habt Ihr den Halunken laufen lassen?" herrschte sie Seititz an.

Herberg stotterte eine Entschuldigung. Des Rittmeisters Gesicht aber wurde zornrot, er zupfte erregt die Enden seines Schnurrbarts, wie er es immer tat, wenn er in Wut geriet.

„Habt Ihr etwa schon zu viel gesoffen? In die Wachtstube mit dem Kerl!"

Froh, einen Befehl ausführen zu können und so kurz davonzukommen, näherten sich die Soldaten der Gruppe auf der anderen Seite des Zimmers. Sie griffen nach dem Gefangenen, aber sie zögerten ihn von der Brust der Mutter zu reißen die ihn mit ihren Armen umfaßt hielt und an sich preßte. Sie hörte nicht auf das, was ihr Sohn ihr hastig zuflüsterte, sie hatte ihre Augen an die Decke gerichtet und ihre Lippen bewegten sich im Gebet.

Herberg faßte ihr Handgelenk und wollte sie zurückziehen. Da fuhr sie zusammenzuckend wie aus einem Traume auf. Sie blickte entsetzt um sich, sie verstand plötzlich mit jenem jähen Verstehen, das in Augenblicken großer Gefahren über uns kommt. Niemals werde ich den trostlosen Ausdruck in ihren Augen vergessen.

„Ich bin verloren!" keuchte ihr Sohn. Seine Stimme klang hölzern und tonlos.

Welche Szene!

Der kleine Weihnachtsbaum war am Boden umgefallen, der Brief meiner Eltern lag noch uneröffnet auf dem gedeckten Tische, jede Spur der fröhlichen Weihnachtsstimmung war im Nu verflogen, weggewischt wie flüchtige Zeichen. Der bittere Ernst des schrecklichen Krieges hatte mit einmal alles ertötet. — Warum dies Zaudern? Fort mit den weichen Gefühlen! Einer jener vielen, unbarmherzigen Feinde, die den schwarzen Wald von Marchénoir unsicher machten, war in unsere Hände gefallen, morgen schon hätte er vielleicht auf einen von uns geschossen. Darum kein Mitleid! Ehern sind die Gesetze des Krieges, und das Recht geht stets mit dem Stärkeren Hand in Hand.

Jacques Duval hatte sich den Freischaren angeschlossen, er mußte die Folgen tragen wie jeder andere.

Aber wie grauenhaft, gerade der Sohn unserer Wirtin! Wie sollten wir noch eine Stunde im Hause der Witwe bleiben können, deren Kind wir getötet hatten? Wir würden das Blut des Toten aus jedem Tropfen Wasser trinken, in jedem Zimmer würden wir seiner bleichen Gestalt begegnen. Das alles fuhr mir blitzschnell durch den Kopf, als ich auf den jungen Burschen blickte. Seine Mutter hielt ihn noch immer umschlungen, krampfhaft und zitternd. Mit irrem Blicke starrte sie bald auf uns, bald auf die Soldaten und wiederholte nur immer: „Habt Mitleid, — Mitleid!"

Nie sah ich ein Bild größerer Hilflosigkeit und Verzweiflung.

Rittmeister von Seititz stand unbeweglich mitten im Zimmer. Er hatte finster die Stirn gerunzelt und entgegnete mit einer Stimme, aus der es deutlich herausklang, daß er sich in seinem Entschlusse selbst bestärken wollte: „Nein! Man kann keine Ausnahme machen."

Ich fühlte, wie peinlich ihm der un-

erwartete Auftritt war, und wie nah ihm der Jammer der unglücklichen Mutter ging.

Da warf sich Frau Duval plötzlich vor ihm auf die Knie, während die Kürassiere ihren Sohn packten und nach der Tür schoben, ohne daß er Widerstand geleistet hätte.

„Geben Sie mir mein Kind zurück, oder töten Sie mich mit ihm!"

Sie suchte die Hände des Rittmeisters zu fassen, Seititz aber trat fast verlegen zurück und barg sie in den Taschen seines Mantels. Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich bitte Sie, stehen Sie doch auf, gnädige Frau! Was kann ich tun? Es ist meine Pflicht! — Ja, meine Pflicht. Ich darf keine Ausnahme machen. Sie kennen die Gesetze so gut wie ich."

„Laß das, Mutter, Du siehst ja, es ist umsonst. Erniedrige Dich nicht noch!" sagte der Gefangene fast hart.

Frau Duval rang die Hände, aber sie erhob sich nicht, sie schien nicht mehr die Kraft zu haben.

„Gesetze? O sprechen Sie mir nicht jetzt von Gesetzen!" stöhnte sie. „Seit Wochen flehe ich zu Gott um meinen Sohn, und Sie bringen ihn mir heute, heute, um ihn zu morden?"

„Wer spricht von Mord?" fuhr Seititz auf. „Wo ist Mord? Hier nicht! Aber draußen in Ihren Wäldern haust er. Fragen Sie die armen Soldaten, die heimlich, hinterrücks draußen abgeschlachtet wurden! Dort suchen Sie die Mörder! Bei den Ihren!"

Frau Duval grub sich die Hände ins Haar, als würde sie wahnsinnig. Sie stöhnte laut, und alles Blut schien aus ihrem Gesicht gewichen.

„Mein Gott! Was soll ich tun, damit Sie Mitleid mit einer Mutter haben? Was soll ich tun? Nehmen Sie mir alles, nehmen Sie mich statt seiner!"

Der Rittmeister zuckte statt aller Antwort mit den Achseln. Welch unsinniger Vorschlag!

Einen Augenblick war es still im Zimmer, man hörte nur das Schluchzen von Frau Duval. Die Kürassiere standen mit ihrem Gefangenen unentschlossen in der Türe. Jacques Duval blickte mit schmerzlichem Ausdruck auf die zusammengesunkene Gestalt seiner Mutter. Er hatte ihre braunen Augen, ihren Mund, ihre ein wenig gebogene Nase. Ein hübscher Kerl, aber blaß, abgemagert, in zerrissenem Anzug. Sein linkes Bein war unterm Knie mit einer Binde umwickelt. Er hatte sich wohl verwundet in irgendeinem abgelegenen Hofe verborgen gehalten, bis ihn die Sehnsucht nach der Mutter heraustrieb und ihn in unsere Hände fallen ließ. Am Weihnachtsabend und bei solchem Hundewetter glaubte er sich vor den deutschen Patrouillen sicher. Armer Schelm! Man sah es ihm an, wie tief ihm die Demütigung und die Verzweiflung der Mutter ins Herz schnitt.

„Und heute ist Weihnacht," sagte plötzlich hinter uns eine leise, wehmütige Stimme. Es war Boden. Er lehnte mit dem Rücken am Tische, und seine Hände spielten nervös an dem weißen Tuche desselben. Ihn quälte dieser ganze hoffnungslose Auftritt.

„Weißt Du nichts Gescheiteres zu sagen?" fuhr Seititz herum. „Weihnachten? Pah, nettes Fest, das einem diese Kerle verbittern! — Aber so stehen Sie doch endlich auf!" wandte er sich wieder Frau Duval zu.

Der kleine, dicke Mann begann unruhig im Zimmer auf und nieder zu gehen, indem er die Hände auf dem Rücken verschränkte. ‚Weihnachten', das Wort hatte ihn doch tiefer berührt, als er sich eingestehen mochte. Es fuhr ihm wohl von der fernen Heimat her wie Glockenklang und Orgelgetön ins Herz.

Weihnachten, und er war im Begriff das einzige, letzte Lebensglück einer Witwe zu zerstören?

Weihnachten, und er wollte unterm Christbaum das Gespenst des Todes zu Gaste laden?

Doch die Pflicht, das Gesetz? Er durfte nicht nachgeben, an allen Orten stand ja die Verordnung des deutschen Armeekommandos angeschlagen: „Wer, ohne Soldat zu sein, mit Waffen in der Hand ergriffen wird, hat sofortige Todesstrafe verwirkt."

Das tückisch vergossene Blut manches braven deutschen Soldaten hatte dies drakonische Gesetz geschrieben. Das löschte so leicht keine Träne aus. Blut ist ein haltbarer Saft, der sich tief in Herz und Hirn frißt.

Da trat Boden auf seinen Onkel zu: „Im Namen Deiner Mutter," bat er, „gib ihr ihren Sohn zurück! — Der Tod mag sich ein andres Opfer suchen."

Im Namen Deiner Mutter! — Diesmal hatte der Fähnrich doch was Gescheites gesagt. Seititz trat ans Fenster und blickte hinaus in die schneeige Nacht. Ja, seine Mutter, die alte, weißhaarige Frau auf dem waldumrauschten Gute, mitten in sandiger Mark, sie dachte sicher jetzt auch an ihn. Er sah sie, die seit langem Verwitwete, im gewohnten Lehnstuhl neben dem prasselnden Ofen sitzen, die Brille auf der Nase und die Bibel, beim Weihnachtsevangelium aufgeschlagen, in den welken, arbeitsmüden Händen. Ahnte sie etwas von dem, was die Brust ihres Sohnes in dieser Stunde durchstürmte?

Wenn er doch jetzt plötzlich zu ihr hineintreten könnte, hinein in das alte Haus seiner Väter und der Greisin die Arme um den Hals legen, wie er es so oft getan!

Seititz gab seinem erstaunten Neffen plötzlich die Hand und drückte sie stark.

„Was befehlen Herr Rittmeister, daß mit dem Gefangenen werden soll?" tönte von der Tür her die harte Stimme Herbergs, dessen Faust den Arm des Jünglings noch immer umspannt hielt.

Die Stirn des Rittmeisters glättete sich, er winkte mit dem Kopfe.

„Loslassen!"

Am Weihnachtsabend hatte der Tod keine Macht, da hatte nur das Leben recht.

Die Kürassiere gehorchten, sie machten kehrt und klirrten die Treppe hinab. Auch ihnen war's lieb so. Mutter und Sohn aber lagen sich mit einem Schrei seligen Glücks in den Armen.

Frau Duval wollte ihren Dank stammeln, doch der Rittmeister rannte schon die Treppe hinab und stieg drunten mit Blinzelmeier und der Ordonnanz aufs Pferd. Dann trabte er wieder mit raschem Gruße in den Schnee hinaus, als schämte er sich seiner Milde. —

Alter, braver Seititz! Wenn Du wüßtest, daß mir nie ein Mensch ein schöneres Weihnachtsgeschenk gegeben hat, als Du an jenem Abende im Moulin gris! —

Dormi, Jesu blandule.

Von

Frida Schanz.



Holdes Lied aus grauer Zeitenferne!
Tiefe, blaue Nacht voll goldner Sterne;
Eng und dunkel ragt die Stadt am Strome;
Golden strahlt's aus schwerem großem Dome.
Flüsterndes Gebet auf jeder Lippe; —
Tausend Kerzen flammen um die Krippe; —
Ritter, Bürger, Frauen, Kinder knien. — —

Hochher schwellen leise Melodien.
Engelchöre senken sich und schweben
Leuchtend über'm niedern Erdenleben,
Aus der Glorie tönt's klar hernieder,
Traute, heiligzarte Wiegenlieder,
Weihrauch duftet, alle Himmel klingen,
Alles Glockenerz fängt an zu singen;
Allen Frauen ist ein holdes Neigen
Ihres Haupts auf ihre Kindlein eigen;
Alle Christen stimmen schwellend ein. —

Damals wurden alle Wasser Wein.
Und die Kirschen haben weiß geblüht,
Lichtweiß, wie der Glaube im Gemüt,
In der heiligen Nacht voll tiefem Schnee!
„Dormi, Jesu blandule — — —"



Die Boten.

Ballade von

Börries,

Freiherr von Münchhausen.

Die Herzogin von Sagan,
— Schön war sie wie der Tag, —
Die Herzogin von Sagan
In böser Fehde lag.

Die Herzogin von Sagan
Einen Krämer sandte aus
Zu holen Parm von Oheimb, —
Der Bote kam still nach Haus,

Der Bote zog schief die Schultern
Und schief sein Schelmenmaul:
„Parm Oheimb ist zum Kriegen
Ja viel zu dumm und faul!

Ich bot ihm weißes Silber,
Ich bot ihm gelbes Gold,
Ich bot ihm Diamanten,
Er hat sie nicht gewollt.

Zu bleich war ihm das Silber,
Und unser Gold zu weich,
Und Diamanten waren
Ihm viel zu stolz und reich.

Es wär ihm nicht ums Fechten,
Um Leben nicht und Blut,
Doch wenn er wollte fechten
Wärs nicht um Geld und Gut.

Frau Herzogin, da sagt ich:
Junker, ich mach Euch reich! —
Er gab mir still zur Antwort
Einen groben Backenstreich!" —

Die Herzogin von Sagan,
Sie lächelte matt und leer
Und hieß den Krämer gehen
Und seufzte, seufzte schwer.

Was Parm von Oheimb wollte,
Sie wußte es viel zu gut,
Wohl fehlte ihr nicht die Liebe,
Doch fehlte der Liebe der Mut. —

Der Schloßkaplan, der greise,
Als zweiter zog er aus,
Er ging hochmütigen Schrittes
Und kam demütig nach Haus.

Es hob der Mönch vom Boden
Eine Handvoll welkes Laub
Und von den Sandelriemen
Wischt langsam er den Staub:

„Ich hab dem Oheimb geboten
Aller Truppen Oberbefehl,
Meine Worte waren ihm Plunder,
Meine Bitten gingen fehl!

Was sollen ihm Ruhm und Taten!
Seine Augen sahen so trüb,
Er nimmt mit faulem Frieden
Und faulem Träumen vorlieb!

Die Zeit ward fromm und feige
Und war doch fromm und frei, —
Wir zwingen kaum die Neige
Im Lebensbecherturney!"

Und als er kaum gesprochen
Da tritt der Narr herein:
„Die Söldner wollen nicht fürder
Einem Weibe zu willen sein!

Die Knechte fürchten die Feinde
Seit dem Schlage bei Sankt Johann,
Die Ritter selber bitten!
Parm Oheimb führe uns an!

Und wenn der Mönch und der Krämer
Kamen abgewiesen nach Haus,
So sende du jetzt deinen Narren
Auf bessere Nachricht aus!" —

Die Herzogin sann und seufzte,
Und als der Narr sie bat,
Ein Kränzlein flocht sie aus Rosen,
Roten Rosen auf seinen Rat.

Der Narr ging schnell von hinnen
Zum tapfersten Blute im Land
Und lachte als er den Ritter,
Parm Oheimb auch seufzen fand.

„Du Wal der Welle, du Leu des Lands,
Du Aar im Ätherblau,
Ich bin zur Stelle mit Kron und Kranz
Der allerschönsten Frau!

Sie schickt die rote Rosenkron
Als Gruß und Talisman,
Sie schickte Dir noch viel beßren Lohn,
Wärst du ihr Feldhauptmann.

Und andre Dinge weiß ich noch, .
Weiß doch nicht, was sie verspricht . . .
Ich solls nicht sagen, und sag es doch, —
Aber besser sag ich es nicht!!" — —

An des Ritters Schenkeln und Armen
In prallen Strähnen sprangs auf,
Wie Tannenwurzeln im Forste
Sich recken und strecken zuhauf.

Aufsprang er leuchtenden Auges
Und rief in den Hof „Ich will!" —
Kurz, hart klopften da die Trommeln,
Und die Pfeifen schrieen schrill

Und Reisige rannten und fluchten,
Und Pferde bäumten sich groß,
Und Knechte liefen und lärmten:
„Parm von Oheimb geht los!"

Und ehe der Narr sich erhoben
Sprengt Oheimb dem Zuge voraus,
— Sein Herz klang wie ein Glockenspiel
In den Junimorgen hinaus. —

Zu Fuß der Narr fortstapfte
Hinter dem Zuge drein,
In jedem Kruge am Wege
Trank er eine Kanne Wein.

Und als er kam gen Sagan
Am dritten und vierten Tag,
Da klang in die Siegesglocken
Der Hochzeitsglocken Schlag.

Musikalische Frühreife.

Von
Wilhelm Kleefeld.

Es ist seltsam, daß man, wenn von Wunderkindern die Rede ist, fast ausschließlich an musikalische denkt. Freilich hat man gelegentlich mit szenischen Aufführungen durch jugendliche Darsteller Eindruck gemacht, freilich setzte einmal ein mathematisches Phänomen durch Beherrschung von Differential und Integral sein Auditorium in Erstaunen, freilich hat man neuerdings durch Versuche in den bildenden Künsten bei jugendlichsten Schülern überraschende Wahrnehmungen festgestellt, ein irgendwie höheres und nachhaltiges Interesse scheinen aber doch nur die musikalischen Wunderkinder für sich in Anspruch zu nehmen.

Ist nun die Tonkunst den Funktionen des kindlichen Gehirns besonders günstig, ist diese Disziplin der geistigen Frühreife so unverhältnismäßig viel leichter zugänglich? Die musikalische Leistung kann produzierender oder reproduzierender Natur sein. Ernsthaft schöpferisch veranlagte Kinder sind ungemein selten und müssen gewiß den größten Offenbarungen angereiht werden. Reproduzierende Fähigkeiten aber sind sehr oft und zu allen Zeiten im jugendlichen Alter beobachtet worden, sie finden sich wohl ständig in den Entwicklungsstadien der Menschheit, nur der Grad der Erscheinung wechselt und mit ihm naturgemäß das Aufsehen, das sie hervorrufen. In den siebziger Jahren haben die Wunderleistungen des Brasilianers Eugenio Mauricio Dengremont die Welt mit Staunen erfüllt, im vorigen Jahre hat der Ungar Franz von Vecsey durch seine verblüffende Sicherheit und Regsamkeit zahllose Federn in jubilierende Bewegung gesetzt. Jetzt scheinen neuerdings einige kindliche Konkurrenten dem Ungarn erfolgreich an die Seite zu treten.

Der Vorgang einer musikalischen Leistung gliedert sich in Aufnahme, innere Verarbeitung und Wiedergabe. Wir finden sehr oft im jugendlichsten Alter außerordentliche Freude am Klang entwickelt; eine gewisse lebhafte Reaktion auf Töne, besonders gesungene Töne, ist sogar fast bei jedem Menschenkind festzustellen. Wie anders kann die Mutter die Unruhe des Kleinen besser bekämpfen, als durch ein Lied? Daneben ist der Sinn für rhythmische Eindrücke, also regelmäßige Einschnitte der Zeitintervalle, leicht nachweisbar. Das Aufhorchen auf das Ticken der Uhr, auf das einfache Taktklopfen, die Freude am Marschieren der Soldaten weisen darauf hin. Tritt nun noch ein besonderes Gehör und ein gutes Gedächtnis für das musikalisch Erlebte hinzu, so ist das Wunderkind schon fertig. Freilich wenn diese Vorgänge sich rein mechanisch angliedern, so wird die Kindesleistung sich kaum wesentlich von der eines Phonographen abheben. Auch der hat die Fähigkeit, das Aufgenommene tongetreu innerhalb beliebiger Frist zu wiederholen, der Aufnahme folgt mit unweigerlicher Sicherheit die gleichlautende Wiedergabe. Die menschliche Leistung schaltet nun zwischen Aufnahme und Wiedergabe die innere Verarbeitung ein, diese erhebt die Phonographenleistung erst zu einer bewußten, den Mechanismus zum Organismus. Es wird sich also — die mechanischen Qualitäten des Kindes vorausgesetzt — der Gradmesser für die Leistung ausschließlich daran zu halten haben, wie der Weg zwischen Aufnahme

und Wiedergabe zurückgelegt wird. Daß von keiner wirklich selbständigen Gestaltung der reproduzierten Tonstücke, einem sozusagen neuen Selbstschaffen in der Regel gesprochen werden kann, mag zugegeben werden. Wenn aber der zehnjährige Vecsey ein Repertoire für sechs bis acht vollkommen unterschiedliche Programme im Kopfe trägt und diese Stücke in deutlich erkennbaren Charakterisierungsunterschieden vorführt, ja diese Unterschiede schon in den ersten Takten ganz unzweifelhaft zu skizzieren und so jedem Werk ein gewisses Stimmungsmilieu zu geben weiß — so wird man das nicht mehr mit rein mechanischen Geistesreflexen allein erklären können. Es haben sich gewisse selbständige Bilder im kleinen Gehirn zusammengezogen, die auf eine spezifisch innere Anteilnahme nach der Seite des Temperaments, der geistigen Regsamkeit geradezu zwingende Schlüsse dartun. Wie weit diese Art von Verarbeitung des geistigen Materials von der reifen überlegten Gestaltung entfernt ist, mag schwer abzuschätzen sein. Aber das bedrückende innere Grauen vor dieser frühreifen Überholung der Altersgenossen, ja vor dem Hinausgreifen über viel gesetztere Anlagen und Fähigkeiten kann doch das Rätsel dieser logischen Verbindung von Aufnahme und Wiedergabe des Gehörten, das Wunder dieser geistigen Jugendfunktion nicht völlig aus der Welt schaffen. Wir müssen uns damit abfinden, daß es ein Spiel der an Wundern und Phänomenen so überreichen Natur ist, ein Spiel, dem zuweilen der große majestätische Ernst der obsiegenden Naturgewalt, des wahren Genies auf dem Fuße folgt.

So bei dem Schutzpatron aller musikalischen Wunderkinder, dem in diesem Sinne größten Genie aller Zeiten, Mozart. Der herrliche Amadeus, der Götterliebling, hat in dem kurzen Dasein, das ihm die neidischen Musen beschieden, trotz aller erstaunlichsten Frühreife und Frühvollendung doch noch unendlich viel Größeres und Reicheres zur Entfaltung gebracht, als die kindlichen Offenbarungen anzudeuten vermochten. Hier steht die Nachwelt vor dem noch immer unlösbaren Zauber, der die konsternierte Mitwelt wie mit Blindheit und Taubheit schlug und sie wohl gerade dadurch in allen von dem darbenden Genius so sehnsüchtig begehrten Gegenleistungen lähmte.

Bei Mozart trat das in der Kunst oft beobachtete Gesetz der Vererbung in sein Recht. War doch nicht nur der kleine Wolfgang von der Natur so überreich begnadet, auch seine um vier Jahre ältere Schwester zeigte ungewöhnliches musikalisches Talent. Auf sie hatte gerade der als tüchtiger Geiger geschätzte Vater Leopold sein Hauptaugenmerk gerichtet, und der glückliche Zufall wollte, daß das dreijährige Gangerl häufig Zeuge dieser Musikunterweisung des siebenjährigen Nannerl wurde und so die erste, schon von überraschender Einwirkung gekrönte Anregung empfangen sollte. Bei einem der für Nannerl gebrauchten Übungsstücke hat der stolze Vater die Bemerkung eingeschrieben:

„Diesen Menuet und Trio hat der Wolfgangerl den 26. Januarii 1761 einen Tag vor seinem fünften Jahr um halb zehn uhr nachts in einer halben Stunde gelernt.“

Sein Gedächtnis und sein Tonsinn waren enorm; noch nach Wochen konnte er feststellen, daß eine seinerzeit gespielte Geige um einen viertel Ton höher gestimmt war, als die jetzt benutzte. Mit fünf Jahren schrieb der Kleine bereits kurze Tonstücke, die jetzt in die Monumentalausgabe seiner Werke aufgenommen sind. Mit sieben Jahren widmete er zwei Sonaten für Klavier und Violine der Prinzessin Victoire, zweiten Tochter des Königs von Frankreich, als ihr „très humble, très obéissant et très petit serviteur

I.G.W.M.“

Mit acht Jahren schrieb er seine erste Symphonie. Als man bei diesen Arbeiten auf kleine Fehler aufmerksam machte, tröstete sich der Vater mit der Auffassung, daß diese gerade „als ein Beweis dienen können, daß Wolfgangerl die Sonaten selbst gemacht hat, welches, wie billig, nicht jeder glauben wird“. Wie zauberisch berührt es uns, wenn wir über die pianistischen Wunderleistungen aus der Feder eines kühlen und gleichmütigen Diplomaten, wie des Baron Grimm, das Urteil lesen: „Die echten Wunder sind zu selten, als daß man nicht gern davon plaudern sollte, wenn man einmal das Glück gehabt hat, so etwas zu sehen. Ein Kapellmeister von Salzburg, namens Mozart, ist hier soeben mit zwei ganz allerliebsten Kindern eingetroffen. Seine elfjährige Tochter

spielt das Klavier auf eine brillante Manier; mit einer erstaunlichen Präzision führt sie die größten und schwierigsten Stücke aus. Ihr Bruder, der künftigen Februar erst sieben Jahre alt sein wird, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben kann. Es ist dem Kinde nicht nur ein Leichtes, mit der größten Genauigkeit die allerschwersten Stücke auszuführen, und zwar mit Händchen, die kaum die Sexte greifen können; nein, es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es eine ganze Stunde hindurch phantasiert und so sich der Begeisterung seines Genies und einer Fülle entzückender Ideen hingibt, welche es mit Geschmack und ohne Wirrwarr aufeinander folgen läßt." Hier war der Ausdruck „Wunder" wahrlich nicht mehr deplaziert. Hier war er die einzig treffende Wertmessung. Und bei diesem Wunderknaben müssen wir gewiß an eine innere Anteilnahme, eine geistige Verbindung von Aufnahme und Wiedergabe glauben. Das vielleicht noch größere Wunder aber war, daß dieser so unheimlich früh keimende Same eine alles übertreffende Saat und Ernte folgen ließ. Dafür darf wohl der tüchtige, von wackerer Gesinnung und gesundem Instinkt geleitete Vater das Hauptverdienst in Anspruch nehmen.

Wie einflußreich die Behandlung und Pflege der naiven Empfänglichkeit sind, lehren uns ein paar flüchtige Vergleiche. Auch Weber war eine ungemein frühreife Intelligenz, dessen Musiksinn das Herrlichste versprach. Da sein gold- und lorbeergieriger Vater in seiner unsteten Hast ihn von einer Richtung der Ausbildung in die andere trieb, wäre bald das wunderbare Musengeschenk in Trümmer gegangen, wenn der Sohn sich nicht in ebenso bewundernswertem Jugenddrange von diesem unheilvollen Einfluß emanzipiert hätte. Die Auswertung des Talents war aber gewiß nur verzögert worden. Umgekehrt hat bei Mendelssohn, der mit fünf Jahren bereits Konzerte gegeben, mit zwölf Jahren drei Opern, sechs Symphonien und zahlreiche kleine Werke geschrieben hatte, die individuelle sorgfältige Pflege den Sonnenstrahl der sicheren Triebsteigerung auf die jugendliche Pflanze herniedergezaubert. So konnte Zelter mit Recht an Goethe berichten:

„Klavier spielt der Junge wie der Teufel"

und dieser der glückseligen Mutter schreiben:

„Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe!"

Kann es uns nun verblüffen, daß bei den Meistern, die sich die ersten Plätze in der Ahnengalerie des musikalischen Genius gesichert haben, diese Begabung sich schon im kindlichsten Alter in dieser oder jener Weise äußerte? Nein, das ist logisch und historisch fest begründet. Fast alle überragenden Talente der Tonkunst sind Wunderkinder gewesen, aber leider werden nur sehr, sehr wenige Wunderkinder später Wunderjünglinge und Wundermänner.

Blicken wir rückwärts! Bach und Händel erkämpften sich in jugendlichstem Alter, fast gegen den Willen ihrer Erzieher, die ersten Erfolge ihrer musikalischen Anlagen. Jener bearbeitete sich mit neun Jahren bereits die schwierigsten Orgelkompositionen und legte sie sich für seine kleinen Hände zurecht; dieser eignete sich in erschlichenen Studien zur Nachtzeit mit acht Jahren bereits so frappante Klavierfertigkeit an, daß sein Vater, der nichts von der Musik wissen wollte, durch die Leistung bezwungen, nachgeben mußte. Der zehnjährige Knabe lohnte dieses Einsehen bereits durch staunenerregende Motettenkompositionen, die regelmäßig in seiner Vaterstadt aufgeführt wurden. Der siebenjährige Haydn bestach durch seine schöne Stimme und sein fabelhaftes Gehör den Wiener Domkapellmeister Georg Reutter, so daß er für seine Ausbildung sorgte. Wie freute sich der Schutzherr, als er das „Büberl" bald darauf dabei überraschte, wie er ein zwölfstimmiges „Salve regina" zu schreiben sich unterfing. Rossini komponierte mit zwölf Jahren, wie im Traume, eine Oper, die von der Familie Mombelli mit großem Erfolg an vielen Orten aufgeführt wurde, ohne daß seines Namens dabei nur Erwähnung geschah. Das Werk hatte also durch sich selbst gewirkt. Cherubini hielt es nicht unter seiner Würde, als er bereits Konservatoriumsdirektor in Paris war, eine Messe, die er mit dreizehn Jahren geschrieben, feierlich in das Verzeichnis seiner Kompositionen aufzunehmen. Derselbe Cherubini hatte allerdings die Aufnahme des zwölfjährigen Liszt in das Konservatorium abgelehnt, weil er gegen Wunderkinder sei. Mehul, der Sohn eines Kochs in einem

kleinen französischen Neste, machte in seinem zehnten Jahre so große Sensation durch sein Orgelspiel, daß damit sich sein Lebensgang entschied. Hummel erregte als siebenjähriger Knabe die Teilnahme Mozarts in so hohem Grade, daß dieser ihn zu sich ins Haus nahm, um ihn weiter zu bilden.

Wenig bekannt ist es, daß der zehnjährige Beethoven unter der Begleitung seiner Mutter bereits eine Kunstreise nach Holland unternahm, wo er als Klavierspieler mancherlei Anerkennung errungen und auch klingenden Lohn eingeheimst haben soll. Aus der gleichen Alterszeit ist eine Komposition, eine Variationenfolge, erhalten, die allerdings ganz in der zopfischen Manier dieser Epoche steckt. Etwas selbständiger geben sich die 1781 komponierten drei Klaviersonaten, die der Elfjährige dem Erzbischof Max Friedrich zu Köln in einer geschraubten, von byzantinischem Pathos triefenden Widmung zueignen mußte. Gerade bei Beethoven aber hatten diese Frühlingsversuche noch nicht die monumentale Größe des Genius ahnen lassen, diese kernige, knorrige, gegen sich selbst stets so anspruchsvolle und ungenügsame Natur sollte einen langen asketischen Studiengang vollenden, ehe der goldene Kern aus der rauhen Schale sich löste.

Es ist ja unzweifelhaft, daß die Richtung der Zeit, ihr Geschmack und ihr Urteil für die Bedeutung einer solchen Frühentwicklung von entscheidendem Einfluß sind. Die formale Denkweise der Mozartepoche kam dem Wunder in dem erdenklichsten Maße entgegen, um so kampfreicher und infolgedessen langwieriger gestaltete sich die Emanzipation, zu der sich Beethovens Genius durchrang. In unseren Tagen der von dem Bayreuther Vorbild beschatteten kompositorischen Denkweise kann für ein Kindergemüt kaum ein fruchttragender Versuch in der schöpferischen Richtung lohnen. Um so wilder und unternehmender hat sich die Spekulation auf das Virtuosenhandwerk geworfen. Während dort nur ein Genius neuen Flug wagen könnte, stehen hier auch dem tüchtigen Talent grüne und goldene Lorbeeren in Aussicht. Schopenhauer charakterisiert die Unterscheidung für unsere moderne Auffassung sehr zwingend, wenn er sagt, daß das Talent in ein Ziel treffe, welches wir zwar alle sehen, aber nicht leicht erreichen, wogegen das Genie in ein Ziel treffe, das wir anderen gar nicht einmal sehen. Das Bild der eigentlichen Virtuosität gehört daher mit Recht dem Talent an, und seit Mozart sind alle Eltern und Vormünder talentvoller Kinder mit unheimlicher Ausdauer bestrebt, sie zu musikalischen Wundern abzurichten. In den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war die Flut dieser Frühtalente beängstigend angeschwollen, die Wunderkinder fingen an banal zu werden. Freilich die besten sind als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, sie haben ihren Ruhm in das Mannesalter und in unsere Zeit hinübergerettet. Denken wir einer Clara Schumann, die als neunjährige Pianistin, Clara Wieck, bereits die reichsten Lorbeeren gepflückt, aber nach ihrer Vermählung mit dem Tondichter noch zu ungeahnter Größe der Auffassung, des Stils emporstieg. Denken wir eines Chopin, der als verhätschelter Liebling der Warschauer Aristokratie die Beteuerungen seines künstlerischen Gottesgnadentumes hören durfte, für deren Wahrheit der reife Jüngling dann den Beweis erbrachte.

Mit Chopin hat die slawische Rasse ein entschiedenes Übergewicht in der musikalischen Frühreife, eine Vorherrschaft im Königreiche der Jugend-Tonkunst errungen. Sollte die geistige Frühreife da in irgendeinem Zusammenhang mit der körperlichen Entwicklung stehen? Rufen wir uns Namen wie Liszt, Joachim, Rubinstein, Wieniawski ins Gedächtnis. Reihen wir aus der neuesten Zeit Vecsey, Elmann, die vier Brüder Czerniawsky an!

Franz Liszt — welch ein Zauber ging von diesem Namen aus, seit den frühesten Tagen seiner Kindheit bis in das hohe Alter seines ruhmerfüllten Lebens. Als Sohn des Gutsverwalters auf einer Besitzung des Fürsten Esterhazy zu Raiding in Ungarn geboren, fand er die erste Anregung in der engeren Umgebung. Das Esterhazysche Haus huldigte seit alters musikfreundlichen Traditionen, von welchen auch der Vater Liszt in soweit berührt wurde, als er verschiedene Instrumente, zwar nur als Dilettant, aber doch mit Eifer und Geschick kultivierte. Der geweckte Junge begann bereits mit fünf Jahren das Klavierspiel, dessen Mysterien sich ihm so schnell erschlossen, daß er im

neunten Jahre bereits in einem Konzert des blinden Barons von Braun in Ödenburg mitwirken durfte. Der außerordentliche Erfolg lenkte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den vielversprechenden Knaben; im zweiten Konzert in Preßburg erregte er nicht nur das Interesse seines Gutsherrn, veranlaßte vielmehr diesen, im Verein mit anderen reichen Magnaten durch eine ansehnliche Dotation die systematische Ausbildung des jugendlichen Feuertalents zu sichern. So siedelte die Familie nach Wien über, wo der als Pädagoge unerreicht dastehende Czerny den Schüler mit offenen Armen empfing. Die Entwicklung ging in Riesenschritten vorwärts; bei dem Abschiedskonzert war auch Beethoven unter den Zuhörern, der, von den staunenswerten Leistungen gepackt, auf das Podium eilte und das Kind in die Arme schloß. Der Kuß des Genius sollte die Weihe bringen. Bald ging es im Triumph nach Paris, nach London, den Hochwachten des damaligen Musiklebens. Überall begleitete den Knaben die Sonne des Glücks. Inzwischen war auch die kompositorische Seite der Ausbildung zur Erstarkung gelangt, so daß Franz bereits mit dreizehn Jahren die kleine Oper „Don Sancho" in Paris zur Aufführung bringen konnte. Wenn trübe Propheten und Pessimisten der so erschreckend rasch erblühten Kunstpflanze keine glückliche Zukunft verkündigten, so war Liszt tatkräftig genug, weder auf Ratschläge noch Warnungen zu hören. Seine eigene Charakterstärke schützte ihn vor der Gefahr des stagnierenden Wohllebens. Die Beifallsstürme der Menge übertönten nicht die innere Stimme des genialen Strebegeistes, der unausgesetzt an der fortschreitenden Ausbildung und Vervollkommnung arbeitete. So war es denn Liszt beschieden, auch als Jüngling und Mann die gleiche Höhe über allen Rivalen inne zu halten, die er als Kind so mühelos gegenüber seinen Mitschülern erklommen hatte.

Ein würdiger Partner ist Meister Joachim. Auch er ist nicht weit von Preßburg, in Kittsee beheimatet; das ungarische Lieblingsinstrument, die Geige, wurde ihm von der Muse in die Wiege gelegt. Mit sieben Jahren bereits gab er mit seinem Lehrer Szervaczinski sein erstes Konzert, kam dann an das Wiener Konservatorium in die Schule von Böhm, der ihn so rasch förderte, daß er im 12. Jahre mit einer Viardot-Garcia öffentlich auftreten, ja sogar an der heißen Stätte des Leipziger Gewandhauses vor einem sehr kritischen Publikum mit vollen Ehren bestehen konnte. Der Ernst seiner Gesinnung bannte Joachim damals in den Kreis Schumanns und Mendelssohns, durch deren vielseitige künstlerische Belehrung der Musiker bald über den Virtuosen siegte. Der Jüngling konnte sich so bereits einen Platz unter den ersten Vertretern seines Instruments erobern, von wo der reife Künstler in die unwidersprochen einzige Primaten-Stelle aufrückte. So hat auch hier die Wundersaat die vollendetste höchste Reife erzeugt.

In gleicher Weise hat Rubinstein als Mann gehalten, was er als Kind versprach. Seine Eltern siedelten früh von dem kleinen podolischen Heimatsort nach Moskau über, wo der rege Musiksinn der beiden begabten Brüder Anton und Nikolaus nachdrücklich gefördert wurde. Anton war für das Pianistische prädestiniert, ihm wandte sich die tiefgreifende Zuneigung des ausgezeichneten Lehrmeisters Villoing zu, der ihn zu dem Abgott aller Klaviererleuchteten, Liszt, nach Paris brachte und, durch dessen lobreiche Aufmunterung angefeuert, nach weiteren Studien in Deutschland, den Zwölfjährigen mit beispiellosem Erfolg durch Holland, England und Skandinavien führte. Schon in frühestem Alter entfaltete Rubinstein das Temperament, das seine Kunst in so eigenartiger Weise vor den Darbietungen Gleichstrebender auszeichnete. Die ernste, gewissenhafte Erziehung trug ihre reichen Früchte, der Pianist behauptete seinen Weltruf bis in das hohe Alter.

Gleichfalls Russe von Geburt, erhielt der achtjährige Henry Wieniawski seine eigentliche Ausbildung in Paris. Mit zehn Jahren bereits errang er den ersten Violinpreis des Konservatoriums, der seinen Virtuosenruhm begründete. Sein Lehrer Massart scheint ein wahres Wunderkraut für jugendliche Geigentalente gekannt zu haben. Eine Reihe von ähnlichen Zwergkünstlern ist aus seiner Schule hervorgegangen, darunter auch zwei Mädchen, die kurz nacheinander von sich reden machten, Teresina Tua und Arma Senkrah. Die Elfenkunst der Italienerin, die in Turin als Kind armer Musikanten

das Licht der Welt erblickte, bildete ein würdiges Gegenstück zu der zierlichen, frischen Spielweise der Amerikanerin Arma Senkrah. Wie zwei geigende Engel aus dem über Sternen thronenden Himmelsorchester durchflogen sie die Welt, überall Augen- und Ohrenfreude spendend. Sie schienen weniger mit gedrillten Fingern als mit dem Herzen zu geigen. Bei den Violinisten ist die Virtuosität nie ganz und gar Resultat mechanischer Fertigkeit und bloßer Technik wie bei den Pianisten. Die Violine ist ein Instrument, welches fast menschliche Launen hat und mit der Stimmung des Spielers sozusagen in einer sympatethischen Beziehung steht; das geringste Mißbehagen, die leiseste Gemütserschütterung, ein Gefühlshauch findet hier seinen unmittelbaren Widerhall, und das kommt daher, „weil die Violine, ganz nahe an unsere Brust gedrückt, unser Herzklopfen vernimmt“. So meint wenigstens Heine und fügt hinzu, es sei natürlich nur bei den Künstlern der Fall, welche überhaupt ein Herz in der Brust tragen. Und Arma Senkrah trug ein Herz in der Brust; das bewies ihr einst so fröhliches, sonniges Geigenspiel, das bewies auch ihr tragischer Tod, über dessen trübe innere Motive der Schleier sich nicht gelüftet hat. Sie fand in der Ehe nicht das Glück, das sie suchte, aber Teresina Tua scheint es gefunden zu haben, als sie dem Comte della Valetta die Hand reichte. Sie wirkt heute als tüchtigste, beste Hausfrau, da nach Schiller bekanntlich die Frau die beste, von der man nicht spricht.

Wenn hier Grazie und Anmut über den Ernst und die tiefe geistige Versenkung triumphierten, so hat eine geigende Mitschwester bewiesen, daß auch in den höchsten Ausgaben die Frau nicht zurückstehen muß. Unter dem Namen Norman-Neruda füllte sie beide Welten mit ihrem Virtuosenruhm, um als Lady Hallé sich zu hoher abgeklärter Kunstmission zu erheben. Tochter eines Brünner Organisten, trat sie schon mit sieben Jahren im Verein mit ihrer Klavier spielenden Schwester öffentlich auf, aus dem Wunderkind ward ein Wunderfräulein, deren feuriges Temperament der schwedische Kapellmeister Ludwig Norman an sich zu fesseln suchte. Nach vierjähriger Ehe schied sie von ihm und gründete sich in London ein neues Heim, eine neue glänzende Stellung. In keiner größeren Veranstaltung des musikalischen England durfte ihr Name fehlen; als Solistin wie als Konzertmeisterin wurde sie gleichermaßen geschätzt, und als sie 1888 dem für seine Verdienste geadelten Charles Hallé die Hand reichte, feierte ganz London die Hochzeit wie ein Familienfest mit. Ein seltsames Paar! Er an der Schwelle der siebzig, sie an der Schwelle der fünfzig angelangt. Jetzt, nach dem Tode ihres Gatten, ist die Künstlerin nach Berlin zurückgekehrt, um zu den vielen alten Bewunderern sich zahllose neue zu erwerben.

Also auch weibliche Hexenmeister haben aus dem Strohfeuer des Instinkts die erwärmende und erglühende Flamme der Erkenntnis gerettet. Wieviele sind aber in früher Zeit zugrunde gegangen. Man braucht nur an die einst so viel bestaunten Schwestern Milanollo zu erinnern, die eine musikalische Wünschelrute für Geigenkunst zu besitzen schienen. Mit sechzehn Jahren hatte sich die jüngere bereits ausgegeben; sie starb an der Schwindsucht. Die ältere nahm dies zur Warnung und beschloß nicht allzulange danach ihre öffentliche Tätigkeit. Auch Eugenio Mauricio Dengremont, der in den siebziger Jahren Sensation machte, mußte früh daran glauben. Seinem angebeteten Geigenzauber hat der Tod ein vorzeitiges Ziel gesetzt. Kein Wunder, daß man infolge dieser Erfahrungen mit recht gemischten Empfindungen solchen neuen Kindesoffenbarungen gegenüber tritt. Nicht jeder hat die Energie, wie Sarasate auf die Laufbahn des reisenden Virtuosen bis zur vollzogenen Erstarkung des Gesamtorganismus zu warten. Auch Pablo de Sarasate oder wie der Originalname lautet, Pablo Martin Meliton Sarasate y Narascues, spielte mit zehn Jahren bereits am Hofe der Königin Isabella und erlangte drei Jahre später schon den ersten Preis des Pariser Konservatoriums; machte aber rechtzeitig eine Pause im anstrengenden Konzertjagen, um später um so reichlichere Früchte seines Talents einzuheimsen.

Was soll man also für einen kleinen Wundermann wie Franz von Vecsey hoffen und fürchten? Vor kurzem kam der Zehnjährige aus seiner Vaterstadt Budapest nach Berlin und hat das anerkannt strengste Musikpublikum im Sturm erobert. Er stammt von musikalischen Eltern: sein Vater

spielt Geige, seine Mutter ist eine gute Pianistin, doch sind beide nicht Berufskünstler, wie die Schwester der Mutter, Frau Waldheim-Frommer, die als Konzertsängerin Aufsehen erregte. Die maßlose Freude am Klang veranlaßte aber die Eltern, den Jungen dem bekannten Violinmeister Hubay zur Ausbildung zu übergeben. Was dieser erreicht, sehen wir mit Staunen. Das Repertoire des Kleinen ist beinahe unbegrenzt, Mendelssohn-Konzert, Mozart, Spohr, Vieuxtemps, die größten Virtuosenkunststücke von Wieniawski, Paganini gelingen ihm mit verblüffender Sicherheit. Auch Bach entströmt seinem Bogen klar und kraftvoll; nun hat er sogar das Beethoven-Konzert auf sein Programm gesetzt, das Konzert der Konzerte, vor dem alles in Ehrfurcht kniet. Was würde der Schöpfer zu dieser Kühnheit sagen? — Als junger Künstler wurde er ja selbst vorübergehend zu Wunderleistungen angehalten, wandte sich aber, sobald er selbständig handeln durfte, davon ab; freilich konnte er einem Liszt die freudige Bewunderung nicht versagen. In der Wiedergabe seiner Werke aber war er gegen jugendliche Künstler sehr kritisch. Bekannt ist, daß er sich z. B. sehr scharf dagegen auflehnte, daß die siebzehnjährige Wilhelmine Schröder — die spätere große Schröder-Devrient — seine Leonore im Fidelio im Jahre 1822 verkörpern sollte. Allerdings ließ er sich von seinem Irrtum überführen, da er sah, welche Gestaltungskraft in diesem Wundermädchen glühte.

Aber nicht nur ein Meister, der es so unsagbar schwer und ernst mit seiner Kunst nahm, jeder gewissenhafte Beobachter wird mit den erfahrenen Musikkennern der Meinung sein und bleiben, daß ein derartig frühes Hinausstellen des Wunderkindes selten ohne gefährlichen Einfluß auf die Gesamtentwicklung des zarten Gemüts, des Körpers und Geistes, von statten geht. Man möchte, da man es wahrhaft gut mit diesen Geschöpfen und ihrer Kunst meint, der Welt ihre so auffallende Vorzugsbegabung erhalten, man möchte die Wunderknospe gehegt und gepflegt und dereinst zur farbenstrahlenden Wunderblume entfaltet sehen. Und dieses schöne Ziel wird unstreitig mit mehr Aussicht auf glückliches Gelingen durch Einschließen in das Studierkämmerlein, durch ein energisches Ringen und Kämpfen mit der Gottesbegnadung, als durch diesen naturgemäß von Drill und Pose angekränkelten Wanderzug durch die Konzertsäle erstrebt, wo der freigebig gespendete Weihrauch den reinen frischen Sinn betäubt.

Wie so oft kann man auch jetzt wieder von der Duplizität der Fälle sprechen. Kaum haben wir uns von dem geliuden Wunderschreck über den zehnjährigen Ungarn erholt, da kommt ein russischer Rivale und steigert unser Erstaunen. Allerdings ist dieser Konkurrent bereits zwölf Jahre alt; aber die Unterschiedsspanne kommt kaum in Betracht. Mischa Elman stammt aus dem Gouvernement Kiew, wo sein Vater armer Schullehrer war. Die frühe Entdeckung seines ungewöhnlichen Musiktriebs brachte ihn bald in die bewährten Hände des Meisters Auer nach Petersburg. Dieser soll ihm jetzt nur einen kurzen Urlaub bewilligt haben, um seine materielle Lage etwas aufzubessern. Der Eindruck seines ersten Auftretens in Berlin war ein unvergleichlicher. Sein technisches Können ist eminent, kann überhaupt kaum überboten werden: die Filigranarbeit in der machtvollen Bachschen Chaconne wird selten klarer gefaßt. Dabei stützt das Ganze eine rhythmische Festigkeit, die auch auf eine genaue innere Vorstellung des Gespielten schließen läßt. Elman ist also keine abgerichtete Spieluhr, er ist ein geistesreger, wirklicher Kunstmensch. Er deklamiert seinen Bach wie ein Sekundaner den Homer.

Das ist die Leistung eines Zwölfjährigen. Was soll man aber zu dem Kollegen vom Flügel sagen, der erst die Hälfte der Jahre zählt? Pepito Arriola, der spanische Eindringling, hat vor 18 Monaten vor dem Kaiserpaar und mehreren intimen Kreisen sich als Klavier beherrschender Liliputaner gezeigt. Man würde diese Nachricht kaum ernsthaft aufnehmen, wenn nicht ein Mann von der Bedeutung des Professor Nickisch ihn nach Leipzig in seine Schule genommen hätte. Ja sogar einen „Marcha Militar“ soll dieser hoffnungsvolle Sprößling eines Infanterie-Kapitäns, der auf Cuba gefallen, für seine kriegerischen spanischen Landsleute komponiert haben. Pepito schlägt also den musikalischen Jugendrekord. Die kompositorische Neigung und Begabung ist ja naturgemäß sehr, sehr selten so früh zu spüren. Ein anderer Klangzauberer, Raoul Koczalski, der ein paar Jahre durch sein virtuoses

Klavierspiel Staunen erregte und mit elf Jahren bereits das Fest seines 1000. öffentlichen Auftretens feiern konnte, hat allerdings bereits eine ganze Oper komponiert, die mit gewisser Beachtung der Öffentlichkeit übermittelt wurde. Doch derartige Erscheinungen sind ganz vereinzelt. Dagegen scheint sich in neuester Zeit eine allgemeine Wunderveranlagung auf ganze Familiengenerationen eines musikalischen Vaters auszubreiten. Wir haben von dem Steindel-Quartett seit Jahren Tüchtiges gehört; wir haben jetzt ein noch entwickelteres Konsortium für kindliche Kammermusik kennen gelernt in den Brüdern Czerniawsky aus Petersburg. Da ist der neunjährige Jani, der sich als absolut zuverlässiger Begleiter am Klavier, im Trio auch als temperamentvoller Führer bewährt, da sind die Geiger Leo und Gregor, elf und sechzehn Jahre alt, die sich ganz tüchtig auf ihr Instrument verstehen, und da ist schließlich der Knirps Michael, der seine acht Lenze mit Würde trägt und gar ein Violoncell schon sehr respektabel meistert. Das Violoncell bietet der kleinen Hand doch ganz besondere Schwierigkeiten. Hier wird ganz andere Weitgriffigkeit verlangt als auf dem schmalen Geigenhals, hier erfordert die sichere Tonerzeugung viel intensivere Anspannung der Kinderfinger, weit überlegenere Körpergewandtheit, wenn nicht hier und dort ein Ton „kicksen" oder ausspringen soll. Aber nicht nur Körpergewandtheit, auch geistige Regsamkeit beweisen solche jugendliche Cellisten. Auch den vierzehnjährigen Jean Oppenheim, der kürzlich aus Paris zu uns kam, muß man dazu rechnen; er verspricht jedenfalls Außerordentliches für die Zukunft.

Wenn er es nur halten wird! Wenn sie alle, die wir jetzt bewundert und angestaunt, nur einigermaßen die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllen! Möge ein gütiges Geschick über diesen Naturwundern walten, damit sie sich nicht selbst einst gram werden über die sonnigen Träume der Jugend, die so oft eine unvergleichliche Kindheit bescheren, dem reifen Manne aber nicht selten zum Martyrium werden, dem er — körperlich oder geistig — zum Opfer fällt.

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Hans Looschen-Berlin.

Im Pfarrgarten.

Von

Julius Bertl.

's ist einer von den kühlen Septembertagen
Mit ihrem eignen, herben Duft,
Die aus dünnem Gold eine Krone tragen —
Wenn die zitternden, spärlichen Sonnenwellen
Herbstlich rieseln in der hellen
Spiegelklaren, durchsichtigen Luft . . .

Scharfkantig hebt sich vom Wiesenhügel
Das kleine Dorf, wie in Gold getaucht,
Und vom Abendwind spielend umhaucht
Schimmern die rötlichen Ziegel.
Weit glänzt, mit blauem Schiefer gedeckt,
Der Glockenturm, das Kirchendach,
Daneben, ein helles Lehmgefach,
Lehnt das Pfarrhaus, im dichten Grün versteckt.
Aus Rosen lugen die Fensterscheiben,
Aus wilden Rosen, die wuchern und treiben
Am Balkenwerk bis zum Giebel empor,
Und hinter den leuchtend weißen Gardinen,
Von letzten Sonnenstrahlen beschienen,
Lachen helle, freundliche Blumen hervor.

Der Pfarrer schreitet den Kiesweg entlang,
Den weißen, glitzernden, im Garten,
Sinnend, schleppend, in zögerndem Gang,
Als folgte seine Seele den zarten
Verhauchenden, abendlichen Tönen,
Durch die ein warmes Rot gesponnen:
Milde Farben, verträumt und versonnen,
Die ihm mit ihrer heimlich tiefen Glut
Stillatmend diese Abendstunde krönen —
Wandelt dann nach den Beeten und ruht
Auf einer Bank, in Sinnen befangen,
Gedenkt der tausend Gärtnermühen,
Die Frühling und Sommer ihm gebracht,
Und der herzlichen Freude, als über Nacht
Die ersten Knospen aufgegangen . . .

„Wie doch die Rosen rasch verblühen!" —

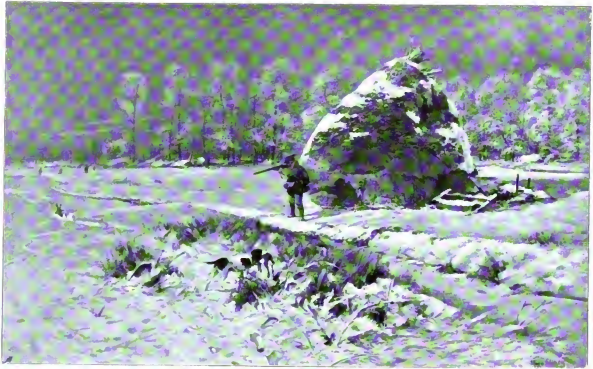
Nickt und lächelt vor sich hin,
Eine stille Wehmut liegt darin
Und eine Entsagung —
„Tausend Mühen!
Wie doch die Rosen rasch verblühen!" . . .

Da tändelt ein Wind durch das Blättergeflecht,
Der trägt auf seinen scheuen Schwingen
Verirrte Töne, die klirren und klingen
Vom Wirtshaus herüber schlecht und recht:
Geige, Trompete, im Walzertakt,
Klarinette und Baß — das rumpelt und hackt
Grad wie ein lustiger Erntereigen.
Die Burschen stampfen im Bauernschritt
Und schwenken ihre Mädchen mit,
Und Jauchzer durchflattern das Abendschweigen.

Der Pfarrer horcht und neigt sich und wiegt
Die Schultern im Takt, ein Lächeln liegt
Im gütigen Blick, die Lippen summen . . .
Und als die heitren Klänge verstummen,
Da ist's ihm auf einmal, als sei er weit
Zurückversetzt in die alte Zeit,
Wie er zu Leipzig als Student
Ohne viel Wählen und ohne viel Beten,
Ein junges Blut, das schäumt und brennt,
Mit Jugendeifer zu Tanz getreten
Und nicht nach Namen und Titeln gefragt
Die Ladenmamsell und die Schneiderin,
Denen er frisch und mit keckem Sinn
Die allerzärtlichsten Worte gesagt,
Des Sonntags Marie, des Montags Helenen,
Des Dienstags, des Mittwochs dieser und jenen,
Und blieb am Ende der Woche noch Zeit,
Die Bücher warf man an die Wand,
Und wie man sich eben bei Tanze fand,
War diese und jene die Herzensmaid.
War das ein Kosen und Necken und Scherzen
Beim Heimweg durch die laue Nacht,
Wie haben die liebetrunkenen Herzen
Vor Übermut gejauchzt und gelacht,
Als nun das Lied im Dunkel klang:
„Ich lobe mir das Burschenleben . . ."

Der Pfarrer nickt. Noch zittert ihm der Sang
In seiner Brust, die Lippen beben —
Da klingt ein neuer Erntereigen,
Verirrte Töne in den Zweigen,
Die gaukeln im blassen Abendlicht
Wie Leuchtkäfer, die flackern und verglühen . . .

Der Pfarrer lauscht — ein Lächeln im Gesicht —
„Laßt sie nur tanzen! . . . Die Rosen verblühen!"



Treibjagd bei Rauhreif. Gemälde von Prof. Hugo Mühlig-Düsseldorf.

Pünsche.

von

Hans v. Spielberg

Fast als Wagnis will es mir erscheinen, meinen im letzten Maiheft veröffentlichten Bowlen-Weisheiten eine Plauderei über den Punsch folgen zu lassen. Denn zum ersten möchte ich nicht um meinen ehrsamen Ruf und bei den Temperenzlern gar zu schlimm in die Kreide kommen — ach, wenn die gestrengen Herren wüßten, wie viel famose liebe Zuschriften ich auf den Bowlen-Artikel erhalten habe! Zum zweiten aber fürchte ich, daß die Pünsche heut nicht mehr so beliebt sind wie ehedem, und Punsch-Weisheiten daher nicht den gleichen Anklang finden können, wie sie meine bescheidene Bowlen-Gelehrsamkeit sich errang; wogegen man mir allerdings eingewendet hat, daß die Fabrikanten von Punschessenzen immer noch glänzende Geschäfte machen. Zum dritten und letzten fürchte ich mich vor den Lesern, die — ich sehe es kommen — nach meinem herzlich guten Rat Punsch brauen und dann über mich herfallen werden, weil sie doch Kopfschmerzen bekamen. Denn wenn ich den Bowlen-Artikel mit dem großen Wort schließen konnte: ‚Gute Bowlen sind stets bekömmlich‘, so hat die Sache bei den Pünschen immerhin verschiedene Häkchen und Haken.

Da aber der selige Herr Friedrich von Schiller, ohne seinen Ruf dauernd zu gefährden, ein veritables Punschlied gedichtet hat, so kann ich's am Ende auch wagen, einiges in bescheidenster Prosa über den Punsch und seine Verwandten zu sagen. Wobei ich mich allerdings formaliter gleich im Anfang gegen seine Autorität auflehnen muß, denn es stimmt nicht ganz, wenn er sein Loblied beginnt:

„Vier Elemente, innig gesellt,
Bilden das Leben, bauen die Welt —“

Nicht etwa, daß ich mit gelehrten Erörterungen über Wesen und Zahl der in neuester Zeit so fruchtbar vermehrten Elemente kommen will; Radium, Helium und wie die Neulinge sonst heißen, ist mir ebenso gleichgültig, wie die alte Vierzahl Feuer, Wasser, Luft, Erde. Aber wenn Schiller als die vier Elemente des Punsches Zitrone, Zucker, Wasser und (übrigens sehr vorsichtig ausgedrückt) ‚Tropfen des Geistes‘ nennt —

„Tropfen des Geistes gießet hinein!
Leben dem Leben gibt er allein,“

so war er, mit Verlaub zu vermelden, falsch unterrichtet. Die Fünfzahl ist maßgebend für den Punsch oder sollte es eigentlich

panç

sein. Denn der Name des edten Getränks, das engkische Seefahrer im Anfang des XVII. Jahrhunderts aus Ostindien eingeführt haben sollen, stammt vom Zahlwort panç (im Sanskrit, wie ich abschreibe, denn ich verstehe diese Sprache doch nur mangelhaft: pantschan) und dies bedeutet fünf. Gelehrten Häusern stelle ich dabei die interessante Frage gratis zur Erörterung, in welchem Zusammenhang unser norddeutsches „pantschen = etwas zusammenmischen“ mit der Sanskritwurzel stehen mag.

Von den Küsten Ostindiens bis zu Schillers Gartenhause war ein weiter Weg, und auf diesem ist unbedingt das fünfte Punschelement verloren gegangen. Es war der Tee Es ist auch seither nur von den feineren Kennern wiedergefunden worden, denn man pantscht und manscht jetzt zwar Punsch aus so vielen verschiedenen Elementen zusammen, wie kaum die allermodernsten Physiker im Weltall aufgetrieben haben, den Tee vergißt man aber dabei meist. Nur in der gesegneten Nordmark, wo der Feuchtigkeitsgehalt der Luft die beliebte Entschuldigung für warme Getränke bildet, wird noch der „Teepunsch“ in besonderen Ehren gehalten. Als ich zum ersten Male zwischen den beiden Meeren mein Zelt aufgeschlagen hatte, ein harmloses unschuldiges Gemüt, schauderte mich ob der Quantitäten, die dort getrunken wurden. Ich hatte mir dort einen guten Freund gewonnen, einen alten, weißköpfigen Sanitätsrat. Den stellte ich einmal: „Sanitätsrätchen, wie ist denn das nur möglich Erst vier Glas Bier und dann — so im Durchschnitt — drei Teepünsche am Abend!“ — Der würdige Mann zog die Stirn kraus und nickte tiefernst: „Ja, mein Lieber. Es ist fürchterlich. Der Alkohol ist ein Würgengel. Daher werden unsere Leute hier meist auch nur an die siebzig Jahre —“

Um dem Wesen des Punsches mit wissenschaftlicher Gründlichkeit näher zu kommen, wie es sich gehört, müssen wir aber bei einem anderen Getränk beginnen, das ich gleichsam als des Punsches Stammvater ansehe: bei dem Grog nämlich. Daß in manchen schönen Werken ausführlich beschrieben steht, der englische Admiral Vernon oder nach anderen der Admiral Russel hätte den Grog erfunden und nach seinem Spitznamen the old grog, der alte grobe Rock (grogram wird ein sehr grobfadiger Wollenstoff genannt), sei das Getränk getauft worden, stört mich gar nicht. Ich bin überzeugt, britische Matrosen haben den Grog auch von Goa und Umgegend, wo der Arak zu Hause ist, mitgebracht, wie denn der Matrose im allgemeinen und der englische im besonderen stets einen starken Hang zu den „Tropfen des Geistes“ hatte.

panç

Grog ist nichts als vereinfachter Punsch, aus drei Elementen hergestellt: kochendes Wasser, Zucker und Arak, an dessen Stelle auch Rum oder Kognak treten darf. Daß man ihn auch „ostpreußischen Maitrank“ nennt, darf ich gewiß als bekannt voraussetzen, will aber, damit die biederen Ostpreußen nicht in schlechten Verdacht kommen, gleich hinzusetzen, daß ich nirgendwo in Deutschland so miserablen Grog getrunken habe, wie bei ihnen. Meister in der Kunst des Grogbrauens sind dagegen wiederum die Schleswig-Holsteiner und, nicht zu vergessen, die Helgoländer.

So einfach die Mischung nämlich scheint, so schwer wird oft gegen ihre Grundgesetze gefehlt. Einmal muß man zu einem guten Grog auch g u t e n Arak, Rum oder Kognak nehmen; dann muß man sparsam mit dem Zucker sein, und schließlich muß das Wasser wirklich kochen, nicht nur gekocht haben. Ich muß das hier erwähnen, denn diese Grundsätze gelten auch für jeden Punsch.

Das Loblied des Grogs will ich nicht singen. Er ist tatsächlich ein grober Geselle und richtet unendliches Unheil an, wo er sich fest einbürgert. So fest, daß schließlich ein Element aus ihm ganz verschwindet. Ich hab' es erlebt, daß ein alter pensionierter Herr in unserer holsteinischen Kleinstadt jeden Abend bei jedem Glas Grog dem Kellner wütende Augen machte: „Fritz — labberich! In das nächste bitt' ich mir etwas mehr Rum aus.“ Der Stammtisch ließ ihm darauf eines Abends heimlich einen Grog — ohne Wasser zubereiten. Als der erschien, kostete der alte Herr, der übrigens auch schon anno 1849 seinen Mann gestanden hatte, und machte ein sehr ungnädiges Gesicht: „Fritz — labberich! In das nächste Glas bitt' ich mir etwas mehr Rum aus!“ —

Nehmen wir zum Grog etwas Zitrone —

„Preßt der Zitrone Saftigen Stern! Herb ist des Lebens Innerster Kern“ —

so erhalten wir nach Schiller bereits den — oder einen Punsch. Wobei ich mit innerstem Widerstreben noch einmal gegen unsern großen Dichter ein ganz kleines Bedenken äußern muß. Allerdings wird fast allgemein nach seinem Rezept verfahren und der Saft der Zitrone in den Punsch gepreßt; es geht so am schnellsten und ist am ergiebigsten. Unendlich feiner aber und bekömmlicher wird die Mischung, wenn man nur die äußerste Schale der Zitrone auf einigen Stücken Zucker abreibt, diese in den Punsch wirft, die Zitrone selbst aber vorsichtig wieder beiseite legt. Zuviel Zitrone beschwört stets die Gefahr von



Kopfschmerzen für den nächsten Morgen herauf. Ein guter Punsch soll mehr nach Zitrone duften als nach ihr schmecken.

Aber Wasser, Zucker, Arak, Zitrone geben eben nur einen Punsch; es fehlt noch das fünfte Element, der Tee; er ist für meinen Geschmack gerade bei dem einfachen Punsch unentbehrlich. Aber man ersetze um Himmels willen nicht, wie es bisweilen geschieht, das Wasser durch einen starken Teeaufguß. Was von der Zitrone gilt, gilt auch vom Tee. Er darf nur gleichsam als Hauch im Punsch erscheinen. Ein Tassenkopf Tee, auf viel guten Blättern kurze Zeit aufgebrüht, genügt auf einen Liter der Gesamtmischung.

Ich bin kein Freund von genau umschriebenen Rezepten. Was von der Bowle gilt, gilt im allgemeinen auch vom Punsch: der persönliche Geschmack muß entscheiden, und für jeden Punsch, bei dem doch immerhin die „Tropfen des Geistes“ eine sehr große Rolle spielen, kommt es auch sehr auf die Zusammensetzung der Gesellschaft an, die ihn trinken soll. Für einen aus Herren und Damen gemischten Kreis will ich hier aber doch eine Anleitung zur Herstellung eines ganz schlichten Punsches einfachster Art hinsetzen, wobei ich bemerke, daß die äußeren Formen der Zubereitung auch für die verfeinerten Pünsche (die nicht immer die bekömmlichsten sind) ziemlich die gleichen bleiben.

Also wähle Dir erstens einen absolut sauberen Topf aus, am besten einen von Kupfer, oder einen Nickelkessel, oder einen der neueren feuerfesten irdenen Töpfe. In diesem koche zwei Liter Wasser auf. Sobald es kocht, bereite Dir etwa drei Tassenköpfe guten Teeaufguß. Im kochenden Wasser löse ungefähr 400 Gramm (Stücken-)Zucker; das ist schon reichlich. Setze eine Flasche feinsten Arak, den Tee und die auf einigen Zuckerstücken abgeriebene Schale von zwei Zitronen hinzu, lasse noch einmal kräftig aufkochen, dann aber rücke das Gefäß vom Feuer ab und lasse es zugedeckt noch eine Viertelstunde nachziehen, ehe Du es servierst. Notabene, am besten in kleinen Henkelgläsern.

Mit diesem einfachen Punsch begnügt sich nun heut eigentlich niemand, ja die meisten würden ihn vielleicht schändlicherweise kurzweg als groben Grog ansprechen. Dabei entspricht der weltberühmte schwedische Punsch ziemlich genau dieser Mischung, nur rechnet man bei ihm auf jeden Liter Wasser ein Liter Arak, läßt ihn stark einkochen und lange auf Flaschen ablagern. Das Geheimnis der wirklich feinen schwedischen Pünsche beruht nicht zuletzt auf dem langen Lagern. Ich war einmal vor vielen, vielen Jahren Gast eines preußischen Diplomaten, der sich durch geheimnisvolle Beziehungen in Schweden einen kleinen Vorrat solchen uralten Punsches verschafft hatte

und ihn uns halb und halb mit Champagner gemischt, natürlich sehr kalt vorsetzte: ein bezauberndes, ganz mildes Getränk. Es wirkte freilich wie alter Ungar: dem Kopf tat es kein Leid an, aber als wir uns erhoben, hatten wir ausnahmslos Bleigewichte an den Füßen. —

Bei dem allgemeinen Suchen nach neuen Elementen begnügt man sich also heut mit der Fünfzahl pantschan beim Punsch nicht mehr. Man verlangt mindestens noch ein sechstes, und das ist — nicht übel gewählt — der Wein.

Der Weinpünsche ist Legion. Ich habe Dutzende von sogenannten Rezepten kennen gelernt und dabei doch wieder die alte Erfahrung gemacht, daß jeder erfahrene Punschbrauer jedesmal mit der Mischung variierte, sobald er die Weinsorte, die ihm zur Verfügung steht, geprobt hat.

Merkwürdigerweise war der größte Punschkünstler, den ich kennen lernte, eine Künstlerin. Eine alte vornehme Hamburger Dame mit den Allüren einer Marquise, immer in schwerster schwarzer Seide und immer mit einem schwarzen Spitzenfächer in den feinen weißen Händchen, immer mit jenem undefinierbaren Hauch um sich, der so zart war, daß er nur an Parfüm erinnerte. Sie sah aus, als ob sie niemals in ihrem Leben den Küchenrayon persönlich betreten hätte — eine Aalsuppe, wie sie von ihr zubereitet wurde, und einen Punsch, wie sie ihn zu kochen wußte, hab' ich kaum je wieder genossen. Freilich weihte sie ihre Künste nur dem engsten Kreise, und wenn wir sie bewegen wollten, uns höchstselbst einen Punsch zu brauen, mußten wir wie die Kinder betteln. Ich darf wohl sagen, ich erfreute mich ihrer besonderen Gunst. Ihr Aalsuppenrezept hat sie mir zwar nicht verraten, aber das Geheimnis eines gewissen „todfeinen“ Salats, in dem neben Krebsschwänzen und Trüffeln auch Makkaroni und — rote Rüben eine Rolle spielen, besitze ich von ihr, und einige Male nahm sie mich auch zum Punschbrauen mit an das Herdfeuer. Denn zu den arglistigen Gemütern, die da im Zimmer Punsch mischen, zählte sie selbstverständlich nicht, und für alles, was Extrakt hieß, hatte sie nur ein mitleidiges Lächeln.

Ihr Silvesterpunsch (den man aber auch an jedem anderen kühlen Abend mit Wonne trinken wird) war an sich höchst einfach in der Zusammensetzung. Ich kann in diesem Falle wirklich das einwandsfreie Rezept geben: Auf zwei Liter Wasser zwei Flaschen Moselwein und eine Flasche Arak; dazu ein kleines Töpfchen Tee, die auf Zucker abgeriebene Schale von drei Zitronen — und Zucker nach Geschmack. Alles zusammen gut aufgekocht und dann zugedeckt nachziehen lassen: Probatum

ets! Nur . . . mit dem Rezept allein ist's nicht getan. Schon in dem „Zucker nach Geschmack“ liegen tiefgründige Mysterien, und dann sorgte die Gnädige dafür, daß in ihrem Privatkeller in der Pöseldorfer Villa ein Arak lagerte, wie ich ihn kaum je sonstwo gefunden habe, daß der „kleine“ Moselwein allerbester Güte war; selbst der Zucker durfte kein Rübenzucker, sondern mußte „Kolonialzucker“ sein.

Diese Mischung meiner verehrten Gönnerin ist im Geschmack dem berühmten Kaiserpunsch sehr ähnlich, der — bis 1870 Königspunsch genannt — im alten Hohenzollernschlosse an der Spree bei festlichen Gelegenheiten, besonders nach dem Fastnachtsballe, gereicht wird. Ähnlich — aber auch nicht mehr, denn der Kaiserpunsch hat noch eine ganz eigene Nuance. Es ist viel über ihn gefabelt worden, von Leuten, die ihn nie getrunken haben können. Selbst in guten Kochbüchern läßt man ihn aus Burgunder, Champagner, Maraschino und was weiß ich noch mischen. Das ist Unsinn. Das ganze Geheimnis dieses in der Tat wunderbaren Trunks — der mir immer nur zu süß erscheinen wollte — besteht in der Verwendung alten, köstlichen Rheinweins, wie er in den Schloßkellereien in reichlicher Fülle lagert. Daß dieser Firnewein dem Punsch einen herrlichen Duft verleiht, ist selbstverständlich. Und da in den Riesenbeständen der Kaiserlichen Keller die edlen Rheinweine nicht selten hart an ihre Altersgrenze heranrücken, diese sogar gewiß oft überschreiten, so ist ihee Verwendung für den Punsch nicht einmal Verschwendung. Für ihn wirkt auch der überalterte hohe Herr aus der Königlichen Domäne noch Wunderdinge, denn der unvergleichliche Duft ist diesem ja — meist — geblieben, auch wenn er an Geschmack schon viel eingebüßt hat.

Mein vielbewährtes Hamburger Rezept kann man nun mannigfach variieren. Es ist z. B. vortrefflich auf roten Punsch anzuwenden, indem man einfach das Möselchen durch Bordeaux ersetzt und den Arak durch Rum — aber guten — oder Kognak — aber erst recht guten!

Leutchen, denen an einer besonderen Art der „Ausmachung“ viel gelegen ist, dürfen selbstverständlich, wie es oft so hübsch beschrieben ist, auch ein großes Stück Zucker über das Punschgefäß auf gekreuzten Stäben legen oder mit der Feuerzange darüber halten — „Feuerzangen-Punsch“ —, es mit dem Arak, Kognak, Rum begießen und anzünden. Ich gehöre zu den Skeptikern, die da meinen, daß der Punsch dadurch nicht schlechter, aber anch nicht besser würde. Wie ich mich denn auch jenen zuzähle, die nicht gern noch mehr „pantschen“. Allenfalls mag für eine sehr leistungsfähige Herrengesellschaft auf eine größere

Terrine als Nachwürzung, auf sechs Flaschen insgesamt, etwa eine halbe Flasche Portwein oder eine halbe Flasche Madeira gegeben werden (Mecklenburger Punsch) — was aber darüber ist, ist vom Übel. Vom Übel ist das wüste Durcheinandergießen von Rot- und Weißwein, vom Übel sind Maraschino, Nelken, Orangenblüten, und wer nun gar Vanille hinzusetzt, wie es bei dem sogenannten „Liebeserklärungspunsch“ geschieht, der soll verdammt sein, sein liebloses Gebräu bis auf den letzten Rest selber zu trinken. Nur eine Würze gibt es noch, die meines Erachtens erlaubt ist: die Ananas. Die Rezepte variieren. Ich aber gieße einfach vor dem Aufkochen zu meinem Hamburger Weißweinpunsch eine Flasche Mosel hinzu, die ich mit einer halben zerschnittenen Ananas und Zucker zwei Stunden vorher angesetzt habe, und ich erntete damit stets ungetrübten Beifall. Will man ein übriges tun, so kann man vor dem Servieren auch noch eine Flasche Sekt spendieren, nötig ist es nicht. Ja, es ist — Renommage.

Eine Sache für sich ist der Burgunderpunsch. Wenn man den Burgunder die Milch der Greise genannt hat, so kann man den Burgunderpunsch den Tröster des gereiften Mannes nennen. Man darf ihn freilich nicht ausschließlich nach den meisten der Essenzen beurteilen, die als Burgunderpunsch in den Handel kommen.

Bei dem Burgunderpunsch scheidet Tee und Zitrone aus, spielt dafür aber die Apfelsine eine Hauptrolle. Von vier Apfelsinen (am besten Blutorangen, aber beileibe keine Mandarinen) schält man die äußerste Schale ganz fein ab, übergießt sie mit etwa einem Liter kochenden geläuterten Zucker und läßt diesen zugedeckt zwei bis drei Stunden stehen. Dann klärt man ein Kilo Zucker in zwei Liter Wasser, drückt den Saft von zehn Apfelsinen hinein, mischt den erstgenannten Zucker mit den Apfelsinenschalen hinzu, seiht das Ganze durch ein Tuch, gießt vier Flaschen guten Burgunder und eine Flasche besten Araks bei, macht die Mischung heiß, ohne sie aufkochen zu lassen, und serviert sie recht verständigen Leuten. Die Terrine reicht für etwa fünfzehn Personen, zehn bewältigen sie aber auch, ohne Reue zu verspüren und ohne sich auf den Rat des französischen Poeten berufen zu brauchen:

Témoin notre Hippocrate,
Qui dit, qu'il faut à chaque mois
Du moins s'énivrer une fois.

Punsch ist heut kein Gesellschaftsgetränk, wie etwa die Bowle, und wie er es ehedem, zum Beispiel zur Zeit war, wo man sich mit Damen anstatt zu einem Tee oder Kaffee zu einer „Punschiade“ vereinigte — eben der Zeit Schillers. Man

gibt ihn auch nicht mehr beim Diner gegen Ende des Desserts oder gar nach dem Kaffee, eine Sitte, über die sich schon im Anfang des XIX. Jahrhunderts der große Gourmet Guinot de la Reynière in seinen Grundzügen des gastronomischen Anstands entrüstete. Daß man dagegen gefrorenen Punsch — etwa Römischen Punsch (eine Flasche Rotwein, eine halbe Flasche Arak, eine Flasche Sekt, einen halben Liter Wasser, ein halbes Kilo Zucker, die auf Zucker abgeriebene Schale von zwei Zitronen und zwei Apfelsinen, den gesüßten Schnee von sechs Eiern, alles in der Gefrierbüchse gefroren, bis es weiß und schaumig ist) — daß man also einen gefrorenen Punsch in eine Diner-Speisefolge einschieben kann, ist bekannt.

Heute gibt es, abgesehen von Jagden, eigentlich nur noch drei Tage im Jahre, wo der Punsch als Gesellschaftsgetränk erscheinen darf. Der Weihnachtsabend ist der eine, der Silvesterabend der zweite, der Fastnachtsabend der dritte. Zumal zu Silvester erscheint er in Norddeutschland fast regelmäßig, und mindestens in Berlin zum Fastnachtsabend in Begleitung von Pfannkuchen. „Punsch und Pfannkuchen“ gehören für den richtigen Berliner fast untrennbar zusammen.

Aus einem Gesellschaftsgetränk ist der Punsch im übrigen ein Gelegenheitsgetränk geworden, und das ist wohl auch gut so. An einem naßkalten Abend aber, wenn der Schnee mit Regen untermischt gegen die Fenster treibt, bleibt er ein wirklicher Wohltäter; ich habe es oft genug erlebt, daß ein paar Glas guten heißen Punsches auf einen vom Frost geschüttelten Mann wie Medizin wirkten, und ich halte, solange er nicht Gewohnheit wird, auch einen Burgunderpunsch als Schlaftrunk — mit Respekt vor der hohen Wissenschaft gesagt — für viel, viel unschädlicher als die Schlafpulver aus der modernen chemischen Küche. Nur soll man gerade beim Punsch stets die Lehre der griechischen Weisen beherzigen:

„Maß zu halten ist gut“ — dies lehrt Kleobulos aus Lindos;
„Mehrere machen es schlimm“ — wie Bias meint der Priener;
Endlich: „Nimmer zu sehr!“ — gebeut der Kekropier Solon.

Auch Dichterblut.

Eine Weihnachtserzählung von

Eva Treu.

Ja, nun brannte er, der liebe, herrliche Christbaum!

Vom Fußboden bis zur Decke reichte er, eine stolze Edeltanne, und von unten bis oben flimmerte es an ihm von „Knittergold", Goldschaum und bunten Kerzen, die so sonderbar feierlich brannten, wie sonst gar kein einziges Licht auf der ganzen Welt. Lang hingen die kunstvoll geklebten Goldketten von Zweig zu Zweig, und verheißungsvoll blitzten allerlei leckere Dinge zwischen dem Grün hervor.

Ganz überraschend und neu war die Märchenpracht freilich nur mir, der Kleinsten, „Vaters Ev'". Die großen Brüder hatten schon wochenlang am Taschengelde gespart und dann ganze Abende mit den älteren Schwestern hinter verschlossenen Türen gesessen, um all die Herrlichkeit herzustellen, und nur ich hatte sehnsuchtsvoll auf dem Flur umherlungern müssen und nie einen Blick durch das verstopfte Schlüsselloch tun können.

Aber das war einerlei. Jetzt, wo der Baum brannte, entzückte er uns alle gleichermaßen. Weihnacht! — manchmal denke ich, solche Weihnacht, wie wir sie hatten, gibt es jetzt überhaupt nicht mehr.

Für sechs eigene Kinder aufbauen und außerdem einer großen Anzahl von Armen bescheren, das kostet Geld. Bei uns gab es deshalb auch keinen Überfluß an Geschenken, aber was wir bekamen, war immer etwas, das andere Kinder gerade so nicht hatten. Stets lag über dem Ganzen jener eigenartige poetische Zauber, der von allem ausging, was Vaters Hände berührten und der meine ganze Kindheit leuchtend verklärt hat.

Nun wurden die Lichter eins nach dem anderen klein. Hier und da knisterte es, und der feine, gewürzhafte Duft von verbrannten Tannenzweigen zog köstlich durch die große, festliche „Vierfachsensterstube". Dann löschte Vater vorsichtig das kleine, glimmende Feuer, ehe es um sich greifen konnte, und so starb ein stiller, frommer Lichtstern nach dem anderen, bis endlich auch der letzte, hoch oben, wo die Rauschgoldfahne hing, erloschen war und der Baum auf einmal so dunkel und verändert dastand, daß er einem beinahe leid tat und man fast um ihn hätte weinen können.

Vierstimmig gesungen hatten wir schon: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Die Frauen, welche sich als Stammgäste „ihr Fleisch und ihre Bratballen" (Apfelkuchen) zu holen pflegten, waren schon nachmittags dagewesen; für die Julklappe war es noch nicht an der Zeit, und die kleinen Kinder, die truppweise, immer zu zweien und dreien, erschienen und „Vom Himmel hoch da komm' ich her!" sangen, um dafür „Pepernöt" (Pfeffernüsse) einzuheimsen, waren auch noch nicht an der Reihe. So schlich sich denn eines nach dem anderen zum Geschenktisch und holte sich sein Weihnachtsbuch und einen „Braunkuchen", und Mutter ging in die Küche, um dem Mädchen wegen der Karpfen Bescheid zu sagen.

Da ging die Haustür. Hell klang die Schelle, deren munteren Ton ich nie vergessen kann, über den großen, langen Flur zu uns herein, draußen trappelte und stampfte es, als suchte sich jemand energisch der Schneeklumpen an den Stiefeln zu entledigen, und schon öffnete auch Engel, unser Dienstmädchen, die Stubentür und rief: „Krischan ist da!"

Als ob es nötig gewesen wäre, uns das zu sagen! Als ob wir nicht sämtlich, sobald das Stampfen begann, unsere neuen Bücher zugeklappt hätten und, den „Braunkuchen" in der Hand, aufgesprungen wären. Denn lesen konnte man noch immer, aber Krischan — Krischan mit dem Stern, der war nur dies einemal im Jahre vorhanden.

Schon stand er im Zimmer, der kleine Mann. Er war nicht größer als ein zwölfjähriger Junge, aber das Haar und der struppige Bart hingen ihm grau um das Gesicht her. Bekleidet war er mit einem weißen, gestärkten Männerhemde über seinem gewöhnlichen Anzuge, es reichte ihm bis zur Erde. Auf dem Kopfe trug er eine Krone von Goldpapier, die Taille umgürtete ein Pappschwert. Hinter ihm aber folgte ein Junge — größer als Krischan selbst — mit einem großen aufstellbaren, durch einen Bindfaden zu drehenden Stern — dem Stern von Bethlehem!

Krischan war kein gewöhnlicher Alltagsmensch, und das wußte er und rühmte sich dessen mit Stolz. In seinen Adern floß echtes „Dichterblut". Ein sehr berühmter, damals aber schon verstorbener Dichter, einer von den ganz Großen, ein Kind meiner dithmarsischen Heimat, war sein leiblicher Vetter. Auch war Krischan selbst keineswegs poetisch unbegabt. Was er in seinem vielbewegten Leben alles gewesen war, weiß ich nicht. Gelernt hatte er das Maurerhandwerk, das jedoch seinem hochfliegenden Geiste nicht genügte. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er sich zum Schullehrer berufen gefühlt hatte, aber es hatte ihm mit der Pädagogik nicht gelingen wollen. So war er zu seinem ursprünglichen Berufe zurückgekehrt, aber das Künstlerblut in ihm ließ ihm keine Ruhe. Jetzt war er nach mancherlei Wechselfällen schon seit Jahren im Sommer Orgeldreher, und mit Vorliebe dichtete er den Text zu den abgeorgelten Melodien selbst, sang ihn auch unermüdlich mit sichtlicher Befriedigung.

Im Winter aber war Krischan Häckselschneider und um Weihnachten „Heilige drei Könige".

Es waren nur noch Bruchstücke des alten Spiels, über die er verfügte und die er überdies mit anderen Dingen unentwirrbar vermengte, und die drei Könige samt Herodes vereinigte er, vom kühnen Schwunge seiner Phantasie fortgerissen, sämtlich in seiner einzigen kleinen Person. Sich einen Weihnachtsabend ohne Krischan zu denken, wäre sicher allen Kindern meines Heimatsstädtchens unmöglich gewesen. Er gehörte zum Fest wie der Baum und das neue Spielzeug.

Nun standen wir alle um ihn her. Auch Engel ließ die Karpfen Karpfen sein und drängte sich zur Stubentür herein.

„So, nu man to!" wies Krischan den begleitenden Jungen an, und sofort begann dieser den Stern zu drehen.

„Sternlein, steh still über dieses Haus!" begann Krischan zu singen, unterbrach sich aber erbost sofort: „Du verflixte Jung, wullt Du mal gliek still holen?" worauf der Stern zur Ruhe gebracht wurde.

„Sternlein, steh still über dieses Haus!
Das Unglück, das fahre zur Türe hinaus!
Un is kein' Türe in dieses Haus,
So fahre es boben ton'n Schösteen hinaus!"

sang Krischan als Einleitung und fuhr dann wohlwollend fort:

„Ich wünsche dem Herrn ein' goldenen Tisch,
An alle vier Ecken brade Höhner un Fisch,
In der Mitte soll sein
Ein Gläschen mit Wein,
Das soll dem Herrn seine Gesundheit woll sein!"

Und so ging es weiter:

„Ich wünsche die Frau ein' goldenen Thron
Und das nächste Jahr einen schönen jungen Sohn,"

bis herab zu Engel, der er gnädig zunickte:

„Ich wünsche die Köksch viel Pütt und viel Pann
Un das nächste Jahr einen schönen jungen Mann!"

Damit aber schien sein Wohlwollen gänzlich erschöpft zu sein. Denn plötzlich begann der Stern wieder sich zu drehen, Krischan machte ein wütendes Gesicht und mit ganz veränderter grimmiger Stimme sagte er im tiefsten Baß- und Sprachtone:

„Alle die kleinen Kindelein klein,
Alle, die unter zwei Jahre tun sein,
Will ich töten!"

Er war nämlich plötzlich Herodes.

Dann fragte er selbst klagend — vermutlich stellte er jetzt die bedrohten Mütter dar — in den allerhöchsten Fisteltönen:

„Warum willst Du denn töten
All die kleinen Kinderlein klein,
Alle, die unter zwei Jahre tun sein?"

Und wieder kam es mit Baßstimme:

„Alle die kleinen Kinderlein klein,
Alle, die unter zwei Jahre tun sein,
Will ich töten! —
Wisset Ihr nicht, daß ich bin Herodes, der König der Mohren!
All mein Hab und mein Gut hab' ich verloren.
Nun ziehe ich herum im ganzen Land
Und suche mir ein kleines Almosen.
Ein'n Taler, zwei oder drei
Reißt den Beutel nicht entzwei
— Meine Herrschaften?"

Und mit plötzlichem strahlenden Lächeln wendete sich Krischan an meinen Vater, der ihm zwar nicht gerade einen Taler, zwei oder drei, aber doch etliche Groschen spendete, während Mutter bereits seit dem Nachmittage ein Paket mit verschiedenen guten Dingen für ihn bereit liegen hatte, und sogar Engel sich für die „Pütt und Pann" und den „schönen jungen Mann" durch einen Braunkuchen erkenntlich erwies. Auch der Junge bekam das Seine, und so zogen denn die beiden mit ihrem großen Pappstern weiter, treulich von Haus zu Haus, bis auch die letzte Lampe im letzten Festzimmer des Städtchens erloschen war und der wunderliche kleine Mann, bereichert durch Groschen, Kuchen und andere wünschenswerte Sachen, beglückt und erhoben durch das stolze Gefühl, überall als wichtige und unentbehrliche Persönlichkeit erwartet und freudig begrüßt worden zu sein, in seine einsame und gewiß sehr ärmliche Klause zurückkehrte.

Einmal, aber das war vor meiner Zeit gewesen, hatte Krischan an seinen berühmten Vetter, der damals in Wien wohnte, einen Brief geschrieben und um „einen Taler, zwei oder drei" ganz ergebenst gebeten. Der berühmte Mann aber hatte selbst fast sein Leben lang kaum das Notwendigste gehabt und besaß auch damals zum Verschenken noch nicht viel. Jedenfalls hatte der arme kleine Krischan eine Unterstützung nicht erhalten, wohl aber einen längeren, ganz freundlichen Brief des Dichters, in welchem dieser — vermutlich der Wahrheit gemäß — erklärte, selbst nicht im Überflusse zu schwelgen.

Diesen Brief hütete der Orgeldreher wie einen Schatz, verstand sich auch nicht dazu, ihn zu verkaufen, sondern bewahrte ihn auf als eine Art von Bescheinigung seiner eigenen vornehmen Herkunft, etwa wie andere Leute ein Adelsdiplom oder einen Orden hüten.

Ich glaube nicht, daß es je eine Persönlichkeit gab, die bei uns Kindern populärer gewesen wäre als Krischan, es müßte denn der baumlange „Dubbelte" gewesen sein. „Dubbelte" („der Doppelte") wurde er genannt, weil er zugleich Zimmermann war und Timmermann hieß. Vielleicht konnte Krischan es mit „Dubbelte", der sich durch besonders wohlwollenden Charakter auszeichnete und bei keiner Neckerei irgendeiner Art ergrimmte, an Beliebtheit nicht völlig aufnehmen, aber gleich nach ihm kam er gewiß.

Leider muß ich, so weh es mir tut, hinzufügen, daß Krischan — es war eben Künstlerblut in ihm! — sich keineswegs eines besonders tugendhaften Lebenswandels rühmen konnte. Auf seine alten Tage wurde er sogar ein ganz gewöhnlicher Strolch und ergab sich dem Alkoholgenusse so sehr, daß er seine schöne Singstimme ganz verlor und infolgedessen nicht mehr mit dem Stern oder der Orgel umherziehen konnte, so daß er der Armenkasse zur Last fiel.

So lag er denn auch einmal im Armenhause, welches man bei uns mit dem freundlichen Namen „Gasthaus" nennt, krank, und der Arzt wurde geholt, um ihm irgendeine Mixtur zu verschreiben. Er fand ihn sauber gebettet, mit einem Gewande bekleidet, in welchem er verschwand, wie in einem Sack.

„Karl," sagte der Arzt tadelnd, „künnen Se denn den Mann ni wat antrecken, wat em lütt genog is?"

Aber Karl, der gute Hausvater des Gasthauses, schüttelte wehmütig den Kopf.

„Nä, min Herr, Kinnerhemmen hebbt wi hier ni," sagte er ernsthaft. Jedoch sagte er es leise, denn Krischan durfte dies nicht hören. Grade auf seinen vortrefflichen Wuchs war er besonders stolz. Künstler sind eben meistens etwas eitel.

Das letzte, was ich über Krischan hörte, war, daß man ihn fälschlich tot sagte. Er sollte, von schwerem Rausch befangen, sich nächtlicherweile in den Schnee gelegt haben und erfroren sein.

„O, wie gräßlich, der arme, arme Krischan!" schluchzte meine Schwester Lotte, als man uns dies erzählte, in Tränen ausbrechend, „und noch dazu bei der Kälte!"

Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Peter Rosegger, J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. — A. Köster, Die Briefe der Frau Rat Goethe. — Ernst von Wildenbruch, Semiramis. — Hanns von Zobeltitz, Arbeit. — Otto von Leitgeb, Bedrängte Herzen. — Jakob Wassermann, Alexander in Babylon.

Frau Wilhelmine Buchholtz, deren solides Mundwerk in den letzten Jahren vor dem der fürchterlichen „Berliner Range“ die Segel streichen mußte, hat irgendwo einmal über die Weihnachtsgeschichten gewettert, die programmmäßig zur bestimmten Zeit durch die Spalten aller existierenden Blätter laufen und mit der Verlobung unter dem strahlenden Tannenbaum enden. Frau Wilhelmine hat dabei im Sinne ihres geistigen Nährvaters Julius Stinde geurteilt; sie hat literarisch gemessen und nicht bedacht, daß ein naives Publikum dergleichen verlangt. Es will auch in seiner Lektüre Weihnacht feiern und bevorzugt Geschichten und Bücher, die darauf gestimmt sind.

So eng und beschränkt dieser Standpunkt erscheint, er ist doch aus einem verständlichen und richtigen Gefühl heraus geboren. Und auch derjenige, dessen Geschmack sich an dichterischen Meisterwerken gebildet hat, wird zum Christfest, allerdings in einem viel freieren und weiteren Sinne, „Weihnachtsbücher“ wählen — das heißt Bücher, deren Geist dem Geiste des Festes nicht widerstreitet. Gibt es nicht manches interessante und in seiner Art bedeutende Werk, das wir nur widerstrebend unter den Tannenbaum legen würden? Fühlen wir nicht, daß gerade dorthin nur Werke gehören, die Kerzen anzünden, die Sterne heraufführen, die uns stärken, stählen, ermutigen? Die „Weihnachtsbücher“ in dem höheren und weiteren Sinne sollen befreien und stark machen; sie sollen uns die frohe Botschaft verkünden, daß, wer immer strebend sich bemüht, erlöst wird; sie sollen „tyrtäische“ Bücher sein wie alle großen und vorwärtsdringenden. Goethe hat das in seiner ruhigen Klarheit ausgedrückt. Er hat über die Schriftsteller gescholten, die da schrieben, „als wären sie krank, und die ganze Welt ein Lazarett. Das ist — sagte er zu Eckermann — wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden zu machen. Ich habe ein gutes Wort gefunden ... ich will diese Poesie die Lazarettpoesie nennen, dagegen die echt tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtenlieder singt, sondern den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen.“

Diese echt tyrtäische Poesie ist auch die echte Weihnachtspoesie; sie allein, die erlöst und froh macht, kann das Erlöserfest begleiten, das Fest des aufsteigenden Lichtes. Sie allerdings will gesucht sein, und nicht immer wird man so glücklich sein, sie zu finden.

Einer, der sie in seinen besten Büchern gab, Peter Rosegger, verspricht sie auch diesmal. Er will ein Freudenbringer sein. Er hat einst das schöne Wort gesagt, daß jeder Mann, der zum Volke rede, ein starkes Talent haben müsse — „das Talent, an Gott und Menschen zu glauben und den Sieg der Gerechtigkeit und Freude zu erhoffen.“ Und sein neues Werk I. N. R. I. (Leipzig 1905, L. Staackmann) kündigt sich im Untertitel schon an als „Frohe Botschaft eines armen Sünders“. So würde, wenn es nur nach der Reinheit des Wollens ginge, hier wohl das schönste und tiefste Weihnachtsbuch vorliegen, doch aber, fürchte ich, wird kein zweites so zwiespältige Empfindungen auslösen.

Manch einen wird der Stoff erschrecken. Mehr noch: mancher wird vielleicht gegen den steirischen Volksdichter Anklage erheben, als wäre ihm das Heiligste leise verletzt worden. Denn Rosegger erzählt in Romanform die Lebensgeschichte Jesu. Nun hat es ja immer Christusromane gegeben, auch in Deutschland und auch in der jungen deutschen Literatur. Irre ich nicht, hat z. B. Oskar Linke einen geschrieben. Aber all diese Schriftsteller oder Dichter folgten mehr oder minder den Spuren Renans, versuchten ihren Christus rein menschlich zu entwickeln, seine Wunder zu erklären und blieben stets dadurch in einem Gegensatz zu oder einem Abstand von der Bibel. Sie fesselten durch eine geistreiche Kombination, und gerade weil der Christus der Bibel und der ihrer Romane mehr oder minder auseinanderfielen, weil ihr Geist größer war, als ihr Glaube, wurde unser Gefühl dadurch nicht berührt.

Peter Rosegger jedoch schlägt den entgegengesetzten Weg ein. Er wendet sich nicht an die Köpfe, sondern an die Herzen; nicht an unsern Geist, sondern unsern Glauben; er erzählt nicht das Leben eines großen und reinen Menschen, der Jesus Christus hieß, sondern das Leben des Heilandes, der Wunder getan, des Gottessohnes,

der auferstanden ist. Und das konnte unmöglich gelingen. Da türmten sich zwei unbesiegbare Schwierigkeiten auf. Indem ich sie erwähne und erwäge, bin ich mir wohl bewußt, wie rein subjektiv gerade hier die Kritik sein muß, wo sich religiöses Gefühl gegen religiöses Gefühl stellt.

Zwei Schwierigkeiten: die erste ist die, daß in dem Augenblicke, wo ich das Leben des Heilands erzählte, ich mich durchaus an die in der Bibel niedergelegten Offenbarungen halten muß, und jede Zutat meiner eigenen Phantasie verwerflich ist. Die zweite, noch größere Schwierigkeit: daß Form und Sprache, in der ich erzähle, sich naturgemäß an Form und Sprache der Bibel mißt. Für uns also an der herrlichen, unvergleichlichen Sprache Luthers, in der wir für alle Zeiten und in unaustilgbaren Kindheitseindrücken die Gestalt und Lehre Christi kennen gelernt haben.

Gegen die naive Größe der biblischen Darstellung, gegen die grandiose Wucht der Lutherschen Übertragung, vor allem gegen die jahrhundertalte Tradition, die uns beherrscht und die sogar ein schwächeres Alte gegen ein besseres Neue verteidigen würde, war unmöglich anzukommen. Und so sehr man Peter Roseggers Beginnen rein menschlich verstehen mag, so wenig begreift man, daß der überlegende Künstler ihm den Stoff nicht verbot. Kein Werk — sagt der Dichter selbst — hätte er so aus dem Herzen heraus geschrieben wie dieses. Niemand hat ein Recht, daran zu zweifeln; wir wissen ja zu alledem, daß der Steirer Poet eine tiefreligiöse Natur ist; wir glauben ihm, daß er in heißem Ringen Christum gesucht und gefunden hat, daß er den Drang hat, sich zu ihm zu bekennen. Wir haben auch kein Recht, die Frage zu entscheiden, ob nicht die Scheu, die vor dem Höchsten und Reinsten in uns lebendig ist, ihn hätte abhalten sollen, den Feiertag in den Werktag zu ziehen, das Leben Jesu Christi, gerade weil er ihm so ganz der Heiland ist, in den Rahmen eines Romans zu spannen. Da entscheidet das Gefühl des einzelnen. Doch der überlegende Künstler, der doch hier ebenso gut tätig war wie in jedem andern Werke, mußte schon nach wenigen Seiten erkennen, daß er hier zur Ohnmacht verdammt war. Daß er im besten Falle eben biblische Geschichte nacherzählen konnte für die Kinder und diejenigen, die nicht fähig sind, die Gewalt und Schönheit der biblischen Darstellung zu erfassen.

Rosegger selbst war sich auch der Schwierigkeiten zum Teil bewußt, er glaubte sie aber umgehen und besiegen zu können durch die Einkleidung, die er dem erzählenden Kern gab. Ein zum Tode verurteilter anarchistischer Schwärmer, der nach dem Kanzler geschossen und ihn schwer verwundet hat, erwartet die Hinrichtung. In seiner Todesangst, in Grausen und Reue kommen ihm Erinnerungen seiner reinen, glücklichen Kindheit, mit der sich die Erzählungen seiner Mutter von Christus als dem Retter unlöslich verwebt haben. Er bittet den Geistlichen, der ihm zuspricht, um die Evangelien, aber dieser bringt ihm nur Erbauungsbücher. Und da die Erdenzeit des Sträflings verlängert wird — es liegt dem König ein Gnadengesuch zur Entscheidung vor —, so macht sich der arme Sünder selber ans Werk und schreibt aus seinen Erinnerungen das Leben Jesu. Im Schreiben wird er ruhig; je mehr er sich in die Gestalt des Heilandes versenkt, um so mehr kommt Erlösung und Friede über ihn. Er stirbt, ehe er dem Henker überantwortet wird; er ist begnadigt, ehe menschliche Gerechtigkeit ihn richten kann.

So darf Rosegger allerdings die erhabenen Einwände ablehnen und sagen: da der arme Sünder aus seiner Erinnerung erzählt, kann er dies übergehen, jenes breiter hervorheben, kann er bald zusammenziehen und bald gewisse Lücken durch seine Phantasie ausfüllen, kann er natürlich vor allem in seiner Sprache reden. Aber das ist doch nur ein kluges äußerliches Umgehen der hindernden Mächte, kein Überwinden. Das ist so äußerlich, wie es das Spiel mit den Buchstaben I. N. R. I. ist, die als Sterngruppe den drei Königen aus dem Morgenland erscheinen; wie es der Schluß ist, der infolge eines glücklichen Mißverständnisses erfolgende Tod des armen Schächers. Wir vergessen die Einkleidung auch sofort und werden nie mehr daran erinnert; man könnte sie fortstreichen. Nur die Geschichte Jesu lesen und erleben wir, wie sie — die paar Zusätze und Auslassungen abgerechnet — die Bibel uns übermittelt. Niemals jedoch wird ein Dichter groß genug sein, sie zu erzählen. Jede Verbreiterung ist eine Verwässerung. Ist es nicht — rein ästhetisch schon — ein Schmerz, die Bergpredigt verbreitert und in der Sprache des Alltags zu lesen? „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen“ — das ist groß und schlicht und klang so durch Jahrhunderte. „Ich preise selig die Reinen. Keine verwirrenden Begierden trüben ihnen das Angesicht Gottes“ — wie matt dies dagegen! Und weil man niemals das große Vorbild los wird, so wirkt (und mußte wirken!) das ganze Buch matt. Es versetzt in zwiespältige Empfindungen. Vielleicht werden es Katholiken reiner genießen, die minder an die Luthersche Prägung gebunden und mehr gewöhnt sind, mit frommen Legenden die Gestalt des Heilands zu umranken. In diesem Sinne möchte es verstanden sein, wenn ich sage, daß nur ein Katholik, selbst wenn er konfessionelle Schranken wie Rosegger überwunden hat, dies Buch schreiben konnte. Allerdings war es eine große und streng katholische Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff, die sich in ihrem „Geistlichen Jahr“ nicht entschließen konnte, etwas aus dem Text selbst in Verse zu bringen. Es schien ihr „zu heilig dazu, und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor gegen die einfache Größe der Bibelsprache“.

Nun könnte der steirische Dichter mir zuletzt noch entgegenhalten, daß ich einen falschen Maßstab an sein Buch lege. Daß es ein Buch sei, nicht bestimmt für die Gebildeten, sondern für die geistig Armen und Verlorenen, die nicht die Möglichkeit haben, aus den Evangelien sich ein einziges großes Bild zu konstruieren. Ähnliches deutet der Pater an, wenn er sagt: „Ich habe sogar gedacht, daß diese Aufschreibungen auch andere lesen könnten, die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können. In Krankenhäusern und Armenherbergen

und Gefangenhäusern gibt es genug solche Leute.“ Mag sein, daß der Pater, und Rosegger mit ihm, recht hat. Daß aus dem Buche für diesen und jenen sich ein Licht entzünden kann, welches das Dunkel durchleuchtet. Es würde gewiß der Fall sein, wenn man nach der Reinheit des Wollens und Strebens allein urteilen dürfte. —

Ein Weihnachtsbuch in höherem Sinne (und nicht, weil darin manch liebes Mal von Christgeschenken die Rede ist) hat uns Albert Köster beschert, indem er die verstreuten „Briefe der Frau Rat Goethe“ sammelte und herausgab (Leipzig 1904, Carl Ernst Pöschel) — ein Werk, das ich mit dem besten Gewissen hier zwischen die mehr oder minder guten Romane schmuggle. Der Leipziger Universitätsprofessor, dem wir vor kurzem erst eine feine Ausgabe des Keller-Stormschen Briefwechsels zu danken hatten, war gewiß der rechte Mann dazu, die gute Aufgabe gut zu lösen, und wenn man über die ersten Briefe hinweg ist, blickt uns Elisabetha Goethe, geborene Textor mit den hellen lustigen verständigen Augen an — die scharmante Frau Aja, die gleich der Mutter der reisigen Heymonskinder ihre vielen „Söhne“ mit rotem Wein labt, die tapfere Reichsstädterin, die kaum jemals über das Weichbild Frankfurts hinauskam, aber als die gesegnete Mutter eines solchen Sohnes Besuche aus aller Welt empfing. Obwohl sie selbst von ihrem Briefschreiben nicht viel hielt, obwohl sie wenig mehr als Lesen und Schreiben in der Schule gelernt hatte und sich eine eigene, kuriose Orthographie schaffen mußte, springt noch aus den vergilbten Blättern ihrer Briefe ein so lebendiger Funken zu uns herüber, daß man ganz bezaubert wird von dieser prächtigen Persönlichkeit. Viele Frauen der Zeit haben sie übertroffen an Geist und Gelehrsamkeit, viele an sonstigen Kräften und Gaben — daran ist ja nicht zu zweifeln. Es war ebensowenig wie bei ihrem Wolfgang eine einzelne, spezielle Eigenschaft und Seite ihres Wesens, die sie erhob, sondern es war die wundervolle Mischung dieser Eigenschaften, die sich alle so scharmant (ich muß das Wort noch einmal brauchen) zusammenschlossen. Ja, es ließe sich denken, daß, mit einem kleinen Abzug, auch heute so manche Frau Aja existiert, nur daß kein Sohn sie emporhebt zur Unsterblichkeit. Wer aber daraus schließen wollte, daß die Frau Rat nichts mehr ist als Goethes Mutter und alles Licht nur von ihrem Kinde empfängt, der würde böse irren. Man rücke nur einmal Schillers Mutter neben sie — diese ewig von Dienstbotensorgen bewegte, ganz unbedeutende Frau, in deren Nest sich ein Adler verirrt hat —, und der gewaltige Unterschied geht einem auf. Diese Frau Aja ist ein Vollmensch ganz für sich, ein eigener Lichtquell, eine runde und fertige Persönlichkeit von sicherer Freiheit, heller Natürlichkeit, heiterer Weltklugheit, einer Menge guter Eigenschaften, die sich alle auf festem, sittlichem Fundament aufbauen. Sie konnte sich wie ihr Wolfgang ganz hingeben, ohne sich selbst zu verlieren: sie stimmt sich auf Menschen und überläßt sich Menschen und geht mit ihnen auch auf Wege, die ihrer Art fremd sind, aber sie findet mit untrüglichem, natürlichem Gefühl wieder zurück. Ihre Ehe war gewiß kein Ideal, aber auch sie mußte ihr zum Guten gedeihen. Denn an der Seite eines jungen lebenslustigen Mannes wäre Elisabeth Textor, wie Köster ganz richtig sagt, wahrscheinlich nur eine der vielen raschen, lustigen und oberflächlichen Frankfurterinnen geworden, aber da ihr ältlicher Gatte ihr die Pfade der Lebenslust mehr oder minder verbaute, so suchte sie die Pfade, die jedem offenstehen: sie flog ein wenig zur Höhe. So wurde ihr die Last zum Glück, und es kam gerade so viel Schwere in ihre Leichtigkeit, wie nötig war, um ihr Wesen fest zu machen; nicht so viel, um es zu erdrücken. Das Helle und Leichte blieb ihr doch; sie sieht alle Dinge durch ihr Glas, welches, wie sie 1777 an Krespel schreibt, „Rosenfarb und Weiß ist“; sie ruft noch als Siebzigjährige der Christiane Vulpius zu: „Tantzen Sie immer, liebes Weibgen, tantzen Sie“; sie dankt ihrem Herrgott, daß ihre Seele „von Jugend an keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach herzenslust hat wachsen und gedeihen“ können; und sie hat sich bis zuletzt am liebsten mit Jugend umgeben. Ein Schimmer von Jugend geht noch aus von ihren Briefen. Wieland konnte sie die „Königin aller Weiber“ nennen.

So sympathisch ist diese Frau, je näher man sie kennen lernt, daß man gern stundenlang über sie fortreden möchte. Über ihre Frömmigkeit, über ihre Theaterleidenschaft, über ihre stolze und doch so demütige Liebe zu ihrem „Hätschelhans“ in Weimar. Lätitia Bonaparte hat sich am liebsten „madame mère“ nennen lassen; und wenn es auch eine Bettinasche Erfindung ist, daß die Frau Rat zu Madame de Staël die Worte gesprochen hätte: „je suis la mère de Goethe,“ so ist doch dies Eine richtig, daß auch sie sich als „madame mère“ gefühlt hat. Und hier klafft in den „Briefen“ die größte Lücke. Der naive Leser, der sich diese vortreffliche Kösterische Ausgabe vornimmt und sich immer weiter hineinliest, wird im Gegensatz zu dem vorhin Gesagten seltsam empfinden, wie wenig Briefe an den Sohn gerichtet sind und wie verhältnismäßig fast kühl sie gegen die sonstigen Episteln scheinen, kurz, er wird danach eher auf ein getrübtes, als auf ein besonders herzliches Einvernehmen zwischen Mutter und Kind schließen. Da wären vielleicht doch einige Worte am Platz gewesen, die darauf hinweisen, daß Goethe in den neunziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts viele Briefe seiner Mutter verbrannt hat, und die das unvollständige Bild, welches die Briefe in dieser Hinsicht ergeben, vervollständigen. Das wäre aber auch der einzige Wunsch, den ich auszusprechen hätte. Sonst kann ich zu diesem „Weihnachtsbuch“ nur raten. Man erquickt sich daraus. —

Etwas von dem heiteren Gleichmut Frau Ajas möchte man Ernst von Wildenbruch wünschen, der, man sollte es kaum für möglich halten, in aller Kürze schon 60 Jahr alt wird und immer noch alle Ziele im Galopp nimmt. Wie ein Stückchen Sturmwind saust und braust sein Pegasus vorwärts, aber es kommt doch recht oft vor, daß bei diesem von Anfang an gar zu scharfen Tempo das Dichterrößlein früher, als uns lieb ist, fertig und ausgepumpt dasteht. Oder um aus dem equestrischen Gebiet hinauszukommen:

Ernst von Wildenbruch übernimmt sich noch immer; er ist noch immer nicht zu heiterer Ruhe gekommen. Selbst wenn er, der doch eigentlich keinen Humor besitzt, trotzdem er einen Band Humoresken geschrieben hat, einmal „das heilige Lachen“ findet, so dröhnt dieses Lachen. Aber das Lächeln hätte es auch getan ... feiner und stiller.

Es ist auch schwer glaublich, daß dieser Poet sich noch einmal ändern wird. Manch einer mag ihm deshalb den Strick drehn und die Frage tun, ob denn der Sturmwind, der mit 60 Jahren noch ebenso geräuschvoll braust wie mit 25, auch ein ganz echter Sturmwind gewesen sei; wird daran erinnern, daß Gottes höchste Offenbarung nicht in Sturm und feuriger Lohe, sondern in einem Säuseln geschah. Aber anderseits wollen wir nicht dem schlechten Beispiel derer folgen, die nur den Mängeln nachklagen, sondern wir wollen auch in gutem Gedächtnis behalten, was dieser tapfere und lautere Ernst von Wildenbruch uns war und ist. Er hat uns einst aus der Misere gerissen, aus Alltag und Kleinlichkeit; er hat sein stürmend Dichterherz durch Deutschland getragen und wieder Begeisterung erweckt; und wenn in den echten Donner hinein auch immer etwas Theaterdonner rumorte: geblitzt und gedonnert hat er doch.

„Semiramis“ heißt seine neueste Erzählung (Berlin 1904, G. Grote). Vor der alten assyrischen Dame braucht man sich dabei nicht zu fürchten — „Semiramis“ ist der Spitzname für die Besitzerin und Herausgeberin einer Frauen- und Modenzeitung. Und dieser Name soll nur dick unterstreichen, er soll erhöhen, er ist ein Mittel der Charakterisierung. Besagte Semiramis, alias Frau Schellram, steht auf dem Gipfel ihrer Macht. Als kleine Mitarbeiterin hat sie bei der Zeitschrift angefangen, die ihr nun gehört, die sie in unermüdlicher Arbeit zu beherrschendem Range erhoben hat. Die „Geschäftsheirot“, die sie an den einstigen Besitzer des Blattes geknüpft, ist kinderlos geblieben; der Tod hat das Band zerschnitten. Als Witwe, eine reife, königliche Frau, im Genuß selbsterworbenen, gewaltigen Reichtums und Einflusses, kann Madame Schellram-Semiramis von den Zinnen ihrer Herrlichkeit ins Tal blicken. Da kommt ihre schwache Stunde; das „reif gewordene Blut“ fängt an, wild zu begehren. Bei einem Feste, das sie gibt, sieht sie fern an der Tafel einen Mann sitzen mit wachsbleichem Gesicht, Augen darin wie Kohlen, wie „Brandstifter“, Augen, die ein „bis zur Glut gesteigertes, verzehrendes Leben, beinah etwas Hungriges, Lechzendes“ haben. Diese Augen bohren sich in Frau Schellram ein, verfolgen sie, reizen sie, überwinden sie — Semiramis dürstet. Sie läßt sich den Wachsbleichen kommen. Es ist der Schriftsteller Edgar Martisius, der eine dämonische Macht über die Frauen besitzt, der sich als bescheidener Volontär in einer Buchhandlung das schönste und reichste Mädchen der Stadt erobert, der dann die Flamme des Genius' in sich gefühlt hat und als „Schriftsteller“ mit seinem holdseligen Weibe, von deren Gold er gelebt hat, nach Berlin gezogen ist. Aber jäh brach die Herrlichkeit zusammen, der Schwiegervater machte Bankerott, das junge Paar mußte in Elend und Dürftigkeit hinaus — und da zeigte sich die ganze Gemeinheit des Mannes, der von nun an sein Weib mißachtete und zerbrach, daß sie wie abgestorben neben ihm hinlebt und hungert. Und hier greift nun Frau Semiramis ein. Ihr aufgepeitschtes, begehrendes Blut trübt ihr den Blick: sie suggeriert sich, daß der Wachsbleiche ein Genie ist, das, an eine hemmende, schreckliche Frau gefettet, von dürftigen Verhältnissen erdrückt, keine Adlerflüge tun könne. Dem Genie will sie helfen. Sie überschüttet den Schriftsteller mit Gold, der schleunigst seine Frau verläßt und sich ein luxuriöses Nest zurechtmacht, sie steht unter dem Trieb ihres erwachten Blutes dicht davor, sich selbst dem „Genie“ auszuliefern — da kommt noch rechtzeitig die Erkenntnis, die Enttäuschung und Befreiung. Die ganze Gemeinheit des Herrn Martisius entschleiert sich ihr, zugleich aber auch die ganze Tragik des armen, von ihm verlassenen Weibes. Und da dieses sich als bedeutende Künstlerin entpuppt, so ergeht das erwartete Gericht: der Wachsbleiche wird verdammt und verbannt, seine Frau, die stille Dulderin, aber von Frau Schellram, die mit dem Johannistriebe fertig ist, dauernd erhöht.

Der Stoff, wie Wildenbruch ihn zurechtlegt und im einzelnen ausgestaltet, ist nicht eigentlich hervorragend originell und interessant. Und doch hat man stets den Eindruck, als begebe sich unendlich Mannigfaches und Außerordentliches, weil so ganz gewaltig viel Dampf entwickelt wird. Man glaubt im Schnellzug einherzubrausen, weil die Maschine fortwährend keucht, stampft und schüttert. Und erst, wenn man ganz genau hinsieht, merkt man, daß man sich durch das Keuchen und die Dampfentwicklung hat täuschen lassen. Nichts ist so bezeichnend wie der Titel einer früheren Wildenbruchschen Erzählung: „Unter der Geißel!“ Es ist auch hier, wie gewöhnlich, als stünde jemand mit der Hetzpeitsche hinter dem Dichter, und die Peitsche knallt — knallt — knallt. Es gibt gar keine Ruhe für diesen Poeten, gar keine Mitteltöne. Er schraubt alles gleich in die Höhe, geht immer in Extreme. Diese Frau Schellram ist nicht nur „Semiramis“, sie wird mit einer „Walküre“ verglichen, mit einer „Herzogin“; sie ist die „Löwin, die königliche Vertreterin des ganzes Weibgeschlechtes“. Dieser Herr Martisius ist gleich der ausgepichte Schurke ohne eine einzige gute Seite. Nirgends ein Maßhalten — immer gleich der stärkste und größte Ton, wo die Nuance viel feiner und richtiger gewesen wäre. Ich möchte einen einzigen Satz zitieren, der den ganzen Wildenbruch zeigt. „Während sie,“ heißt es auf Seite 50, „in lautloser Vernichtung tränenlos, wie zu Eis und Stein erstarrt, in ihrem Zimmer saß, stundenlang, ohne sich zu regen und zu rühren, stunden-, stundenlang, raste, tobte, brüllte und heulte er durch die ganze Wohnung, zimmeraus, zimmerein usw.“ Wenn die Gestalten anderer Dichter schwer atmen, werden die Gestalten Wildenbruchs gleich „wie von einem Brustkrampf geschüttelt“ (S. 194). Und so kann man, wenn man sonst Lust dazu hat, bis ins kleinste verfolgen, wie alles ohne innere Notwendigkeit gleich bis zum

äußersten gespannt und ausgepumpt wird, wie der Erzähler sich selbst echauffiert. Das liegt wohl in seinem Temperament und seiner Natur begründet, wenn das Theater diesen Zug auch noch verstärkt haben mag. Denn die Bühne, auf der Wildenbruch so lange geherrscht hat, verlangt Vergröberung der Linien und Verstärkung der Akkorde. Um aber zum Schlusse zu kommen: diese „Semiramis" wird man nicht zu den besten erzählerischen Leistungen des Dichters rechnen dürfen; sie steht zurück hinter der Neuheit des vorigen Jahres „Die Vize-Mama", sie steht noch weiter zurück hinter den „Kindertränen", und am allerweitesten hinter der herrlichen Kadettengeschichte „Das edle Blut".

Von zwei anderen heute vorliegenden Büchern kann ich aus erklärlichen Gründen das eine nur nennen: den neuen Roman „Arbeit" von Hanns v. Zobeltitz (Jena 1904, H. Costenoble), in dem das Leben eines deutschen Großindustriellen unsrer Zeit in Verbindung mit dem politischen und wirtschaftlichen Wachsen des Reiches geschildert wird. Das zweite Buch bringt unter dem Sammeltitel „Bedrängte Herzen" Novellen von Otto von Leitgeb (E. Fleischel & Co., Berlin 1904) — um es gleich zu sagen, sehr schöne und feine Novellen. Wenn man sie liest und sich ihrer freut, so glaubt man kaum, daß derselbe Poet die „Sidera cordis", derselbe den Roman „Die stumme Mühle" geschrieben hat. Denn alles, was diesen Romanen fehlt, ist hier kräftig vorhanden: ein guter Fluß der Handlung, ein festes Zupacken und plastisches Gestalten, eine scharfe Herausarbeitung der Pointe: Komposition. Der sich in der Weite verliert, beherrscht die Enge vortrefflich. Er erzählt mit großer Verve und Lebendigkeit. Er hat die Kraft, uns ganz in den Bannkreis einer Stimmung zu ziehen. Ein Meister- und Musterstück darin ist die kleine Geschichte „Das Gelübde". Da leiden wir selbst unter der ungeheuren, dörrenden Hitze, darin sehn wir die Luft flirren und zittern, wie die Luft über einem Schmiedeofen, der seine höchste Glut erreicht hat, und weil gewaltig und unentrinnbar diese Glut sich auch über uns zu legen scheint, verstehen wir die Gelübde der leidenden Menschen. Es ist sehr amüsant, wie später, als der Himmel endlich Regen geschickt hat, jeder von seinem Gelübde etwas abdingen und den lieben Gott, an dem man erst so viele Bestechungsversuche gemacht hat, nun mit ähnlichen Mitteln betrügen möchte, wie den Nachbar beim Kuhhandel. In diesen Geschichtchen gibt es vor allem eine köstliche Figur, den alten und siechen Crosta, der dem Herrgott gerade für die alle Feldfrucht vernichtende Hitze dankt, da sie für seine Beine so gut ist.

Nicht minder fein, in der Erfindung sogar noch viel origineller, ist das Histörchen vom „letzten Freund". Ein alter Lebemann, Junggeselle, schon ganz Ruine, hört von einem Bekannten, daß sein früherer Kammerdiener jetzt im Savoyhotel in Berlin angestellt ist — im Lesezimmer —, und daß er sich nach seinem einstigen Herrn erkundigt habe. Und nun, allmählich, geht in dem einsamen Melancholiker etwas Merkwürdiges vor: er stellt sich die herrliche, lustige Zeit vor, als er, noch frischer und jünger, mit diesem Diener zusammen reiste. An dem Diener hängen als an dem letzten lebendigen Überbleibsel alle Erinnerungen und Farben jener Tage. Immer stärker wird die Gewalt, die den alten Lebemann zu jenem Diener, gleichsam zu seinem einzigen und letzten Freunde, treibt. Das ist psychologisch sehr fein ausgeführt. Und eines Tages packt Herr von Schelling die Koffer und fährt nach Berlin. Er lädt seinen alten Diener ein, wird sentimental, will Freundschaft und Brüderschaft mit ihm trinken — aber da rückt der einstige Kammerdiener die Sache gewaltsam zurecht: er will der Freund des Barons nicht sein und ist es nicht; er hält grausame Abrechnung mit ihm; er sagt ihm einmal ein Stückchen von der Wahrheit, die er sonst nie im Leben gehört. Und dann geht er. In derselben Nacht erschießt sich Herr von Schelling.

Das Beste fällt ja bei dieser dürren Inhaltsangabe unter den Tisch. Gerade hier kommt alles auf das Wort, die Nuance an. Und gerade darin triumphiert Otto von Leitgeb. Vielleicht predigt sein Kammerdiener im entscheidenden Moment zuviel. Vielleicht ist der Revolverschuß am Ende um eine Nuance zu stark. Aber die Skizze bleibt originell und packend — ein ausgezeichnetes Stück. Manche andre sind — wie die erste — nicht ganz so glaubhaft durchgeführt. Oft balanciert der Dichter da auf des Messers Schneide. Er lenkt z. B. in der an sich famosen Geschichte von dem Tausendmarkschein erst im allerletzten Moment ein — noch einen Schritt weiter, und das ganze Ding wäre töricht gewesen. Wie es dasteht, bleibt es gerade noch möglich und lustig.

Leitgeb geht gern von einer Bagatelle aus, einem alltäglichen Zufall. „Es kommt einmal," sagt er in diesem Buche, „an irgendeinem Tag ein Nichts über unsern Weg; wir glauben, es sei ein Nichts. Aber plötzlich sammeln sich alle Gedanken an ihm, sie scharen sich um diesen armseligen, nichtigen Moment, sie umschlingen ihn, sie fließen ineinander, sie sieden um den einen einzigen Punkt. Mit einem Schlage sieht das Nichts aus, als könnte es ein glühender Kern sein, von dem Strahlen ausgehen und durch unser ganzes Ich hindurchscheinen."

Diese Worte charakterisieren seine Art gut; sie zeigen auch ein wenig von seinem Stil, der im ganzen sehr elegant und schön und anschmiegsam ist, auch unendlich viel reiner, als man es von einem Österreicher (trotz Adalbert Stifter!) erwartet. Sie geben zudritt aber auch eine Ahnung davon, wie sehr Leitgeb manchmal mit Worten manövriert und unter Umständen ganze Knäuel der feinsten und eindringlichsten aufrollt, um eine Kleinigkeit verständlich zu machen. Von den „Bedrängten Herzen" kann man jedenfalls mit guten Wünschen scheiden. Darüber hinaus aber auch mit Hoffnungen. Denn langsam, aber sicher geht der Dichter dieses Buches vorwärts. Er lernt sich in immer reineren Linien und festeren Gebilden ausdrücken. Und es ist eine Freude, dies feststellen zu können.

Wenn hier zuletzt von Jakob Wassermann gesprochen werden soll, dem Verfasser der



Japanerin. Gemälde von Wassili Wereschtschagin †.

hochberühmten, doch aber recht wenig angenehmen „Renate Fuchs“, ja weiß ich wahl, daß er sich in den Rahmen, den Weihnachtsrahmen, in den dieser Bericht gespannt ist, ahne affenbaren Zwang nicht einfügen läßt. Denn der Geist, der aus seinen Büchern spricht, ist dem fröhtichen und seligen Geist deutscher Weihnacht, ist deutschem Geiste überhaupt entgegengesetzt. Ich wüßte keinen Autar van Bedeutung, var dem ich das gleiche Empfinden des eminent Ungermanischen hätte, der ja wenig erlösen könnte. Aber vielleicht ist gerade deshalb heut ein Wart über ihn und sein apus III am Platze: auch Gegensätze illustrieren.

Nach der erfalgreichen „Renate Fuchs“ hatte Wassermann einen Roman „Der Malach“ erscheinen lassen — ein Buch van unerquicktichster Weitläufigkeit, in dem verfucht wurde zu zeigen, wie eine ungebrachene Kraft durch den „Malach“, der Graßstadt, Kultur, Weib ꝛc. heißt, zermürbt und zerrieben wird. Man sollte Dichtern, die sich solche Themata stellen, die nicht das Aufstrebende, sandern das Herabsinkende, Degenerierende bevarzugen, immer etwas mißtrauen — in ihnen selbst taird Schwäche sein. Mit einem einzigen derartigen Buche kann man sich wahl schlimme Erfahrungen und Zeitkrankheiten vam Halse schaffen, gleichsam ungesunde Staffe aus seinem Blute ausscheiden — so hat es Gaethe getan —, aber wenn man immer wieder und fast mit Freude dem Verfallenden und Versinkenden zuschaut, so steckt nicht etwas Fremdes, zu Überwindendes, eine zeitweilige Geistesverfassung dahinter, sandern ein Verwandtes, Bleibendes. Und das, fürchte ich, ist der Fall Wassermann. Nach dem „Molach“ kammt sein neues Werk „Alexander in Babylan“ (S. Fischer, Berlin 1905), ein Werk, äußerlich dem varigen ganz verschieden, im Kern, im Geist ihm gleich. Denn was hat Jakab Wassermann aus der Geschichte des Siegergenies gestaltet? Nicht den Alexander, den Aristoteles erzieht und den eine ausgezeichnete Bildung frei und groß macht; nicht den Alexander, der in ungestümer Tapferkeit und mit einem Feldherrntalent ahnegleichen die Welt erobert; nicht den Alexander, der mit staatsmännischer Weisheit überall seine Regierung sichert, mit einem Worte: nicht den Alexander im Aufstieg, sandern den Alexander, der krank ist, umstrickt und ausgesogen vam „Maloch“ Asia, zerfressen van „asiatischer Dämanie der Sinne“, den Alexander der Dekadenz. Und beim Himmel: es ist ein jämmerlicher Alexander, den Jakab Wassermann da schafft, ein halb verrückter, nervöser, unverständlicher und unangenehmer Patran ahne Größe, halb roh, halb sentimental, dem niemand glauben wird, daß er die Erde einst unter seinen Fuß gezwungen hat. Er interessiert einen durchaus nicht, da man absalut nicht weiß, was er in der nächsten Minute tun wird. Höchstens könnte man immer darauf wetten, taie dach eigentlich auch bei den Persanen der früheren Wassermannschen Büd er, daß stets das Entgegengesetzte geschieht von d:m, was man erwarten durfte.

Nun ist Alexander in diesem Raman nicht ganz die Hauptsache. Die Hauptsache ist für den Erzähler der allgemeine ungeheure Niedergang, der ihn ardenttich mit einem Rausch erfüllt. Van den Warten, mit denen der Verlag das Buch begleitet und die dach wahl van dem Autar selbst herstammen, möchte ich die falgenden hierhersetzen: „Bilder und Gestalten drängen sich, Lagerleben, makedanisches Hachgefühl, asiatische Dämanie der Sinne und geheimnisvall hineinwinkend indisch-fanatische Beruhigung: dieses alles ausgestattet mit dem unübersehbaren Vorrat an Materialien, an Waffenreichtum, Mitteln des Genusses, gibt eine Epopöe van leidenschaftlichem, krankhaftem Reichtum.“

Ja, van krankhaftem Reichtum — dies eine hat Wassermann wenigstens selbst gefühlt. Das zweite, was man aus den zitierten Warten ableiten kann, ist der Wert, den er auf die „Ausstattung“ legt. Und wirklich ist da ein Farbenreichtum, eine orientalische Pracht, eine Szenen- und Dekorationsstellung, daß das Psychologische und Menschliche davan fast erstickt wird, und man in einem jener prunkvallen Ausstattungsstücke zu weilen scheint, wie sie früher gezeigt wurden und in denen das schwelgende Auge so rasch ermüdet.

Nun kann man gewiß verstehen, daß ein Dichter von starker Phantasie, der van einem Schönheits- und Leidenschaftsrausch träumt, von solch einer Dekadenz-Epoche gepackt wird. Die französischen Dekadents suchten gleichfalls mit Varliebe den Orient auf, um in diesem Milieu alle Glut ihrer Phantasie spielen zu lassen. Aber Jakab Wassermann ist zwar van dem Orgiastischen der Epoche gereizt warden, dach war er selbst dafür nicht stark und wild genug. Da fehlt Größe und Klarheit, fehlt das Dämanische. Es ist nur Seltsames, was der Erzähler vor uns aufrallt. Seltsam sind die Frauen, seltsam Alexander, seltsam alles andere. Und fast möchte ich sagen, daß der Verständlichste des ganzen Kreises, die gelungenste Figur Alexanders Halbbruder ist: Archidäos. Der aber ist blödsinnig ...

Bei der herrschenden titerarischen Begriffsverairrung war es natwendig, das mit aller Schärfe zu betanen. Aber es sall auch gewiß nicht übersehen werden, was dem Erzähler als Plus anzuschreiben ist. Für nichts und wieder nichts erringt man keine Erfolge, auch den nicht, der Wassermanns Namen bekannt gemacht hat. Und im ganzen halte ich dieses Buch, sa wenig es gesundes Fühlen wird bezwingen kännen, doch für viel besser und echter, als den „Malach“. Schan deshalb, weil hier Stoff und Begabung sich mehr entgegenkamen, weil Jakob Wassermanns uns sonst leicht fremd berührende Phantasie sich hier gleichsam an arientalische Haken hängen konnte. Stärker als sanst tritt deshalb in diesem Buche der Poet hervar — ein schiefer taahl, aber ein Poet! Die Schilderung des Zuges durch die gedrosische Wüste, ein vaar sinnlich-farbenprunkende Szenen daneben, zeigen ganz entschieden bedeutende Qualitäten, und wenn sonst vieles, als nicht recht verständlich, eindruckslos varübergeht, so steht dem nicht recht Verständlichen ein geheimnisvoll Unverstandenes in der Gestalt der Liblitu gegenüber, das seltsam wirkt ... eine Verkörperung alles Unheimlich-Furchtbaren van Asien. Da mag man unwillkürlich erschauern ...

Illustrierte Rundschau.

Praf. Ludwig Pietsch zum 80. Geburtstag. — Prof. Dr. Max Lehrs, der neue Direktor des Kgl. Kupferstich-Kabinetts zu Berlin. — „Drama" von M. Klinger. — Die letzten Arbeiten und das Atelier von Wereschtschagin. — Bronzespiegel von Carl Ebbinghaus-München; Uhren etc. aus Keller & Reiners Kunstsalon; Empire-Löffel von D. Vollgold & Sohn-Berlin; Schmuckkästchen der Stuttgarter Intarsien-Kompagnie. — „Mit Blitzlicht und Büchse" von C. G. Schillings. — „Der Prutzeltopf" von Wilhelm Schulz. — Aus der Weihnachtslaube des Hohenzollern-Kaufhauses. — Zu unsern Bildern.

Am 1. Weihnachtsfeiertag, am 25. Dezember, feiert Prafessar Ludwig Pietsch seinen achtzigsten Geburtstag, und alle, die den Greis, der nach sa gar nichts Greisenhaftes an sich hat, kennen, haffen, daß er das seltene Fest in all seiner erstaunlichen Rüstigkeit und Frische, frah und gesund begehen wird. Als Maler hat er begonnen; 1824 in Danzig geboren, besuchte er die Akademie zu Berlin und war Schüler des seiner Zeit gefeierten Parträtisten Otta. Auf dem Umwege über die Illustratian für Zeitschriften, welche in Holzzeichnungen bestanden, die in den sechziger und siebziger Jahren, ehe ihr die Photagraphie das Wasser abgrub, eine besandere Blüte erlebte, wurde er zum Schriftsteller, erst als ständiger Mitarbeiter für die Spenersche, dann, und bis auf den heutigen Tag, für die Vassische Zeitung. Irre ich nicht, sa schrieb er schan 1858 für das erstgenannte Blatt die Kunstberichte. Van seinem Beruf als Maler brachte er vielerlei gute Gaben für die Jaurnalistik mit: ganz abgesehen van seinem geschulten Verständnis var allem den schnellen Blick, der das Wesentliche van dem Unwesentlichen stets zu unterscheiden, die Höhepunkte, das Interessante herauszuheben weiß. Überall in der Welt, die damals ja nach kleiner war als heute, finden wir ihn als Berichterstatter und als Zeichner. Im Jahre 1867 war er zur Weltausstellung in Paris, im Jahre 1869 bei der Eröffnung des Suezkanals — er hat in diesen Heften noch vor kurzem so reizend davon erzählt —, im Jahre 1870 im Hauptquartier des Kranprinzen. Dem hahen Herrn stand er nahe, und der jetzige Kaiser hat die huldreiche Gesinnung des Vaters ihm gegenüber stets aufs neue betätigt. Wenn Ludwig Pietsch inzwischen in ganz Eurapa heimisch geworden war und durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit sich überall nicht nur gute Freunde erwarb, sondern sie sich, was mehr sagen will, auch zu erhalten wußte — die Wurzeln seiner Kraft lagen doch in Berlin. Wenige, sehr wenige kennen dies Berlin sa gut wie er, niemand, darf man sagen, von den Mitlebenden hat das Sichauswachsen der Hauptstadt so scharf und sa liebevoll in Erinnerung wie er. Seine köstlichen Lebenserinnerungen (Fantane & Ca.) werden für jeden, der sich mit der Kulturgeschichte Berlins beschäftigen will, stets eine Quelle ersten Ranges bilden. Aber sie geben doch nur Ausschnitte; glücklicher ist der daran, mit dem Pietsch über das alte und neue Berlin plaudert. Er ist ein Causeur, wie wir wenige haben, und sein geradezu phänamenales Gedächtnis, seine plastische und dabei humarvalle Schilderungskunst zaubern immer neue Bilder aus der Vergangenheit herauf. Alle Saiten klingen dabei auf. Er weiß auf dem Hasparkett sa gut Bescheid, wie



Prof. Ludwig Pietsch.
(Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.)



Prof. Dr. M. Lehrs, der neue Direktor des Kgl. Kupferstich-Kabinetts zu Berlin.



Rückseite des Klingerschen Werkes „Drama."
(Nach einer Photographie von E. A. Seemann in Leipzig.)




Deama. Marmoeskulptue (von beiden Seiten gesehen) von Prof. Max Klingee.
Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin W. (Nach Photographien aus dem Verlage von E. A. Seemann-Leipzig.)

in der Welt der Künstler, der Maler, Bildhauer, Musiker, des Theaters; er kennt die alten Geheimratszirkel sa genau wie die Salans des maderuen Bertin W. Er weiß heut nach ganz genau, in welcher Rabe eine gefeierte Schönheit auf einem Subskriptiansball in den siebziger Jahren Aufsehen erregte, und er erinnert sich ebenso scharf, welchen Eindruck irgendein Gemälde in den alten Kunstausstellungsräumen der Akademie seinerzeit hervarrief. Und wie gütig, wie mitde ist, wenn er sa plaudert, sein Urteil — höchstens daß ein leichtes sarkastisches Lächetn ihm um die Lippen spielt. Wenn er sein Bertin tieb hat, sa haben ihm die Berliner das aber auch vergatten. Er ist gewiß viel angefeindet warden — welchem Schriftsteller, welchem Kritiker zumal, bleibt das erspart. Aber allmählich ist alle Gegnerschaft dem „alten Pietsch" gegenüber verstummt. Er wurde zu einer der markantesten Erscheinungen der Reichshauptstadt, vielleicht neben Menzel zur bekanntesten. Die Liebe und Verehrung, die man dem Greise entgegenträgt, wird auch an seinem achtzigsten Geburtstage erneuten starken Ausdruck finden. Wir aber bringen unserem treuen alten, unserem ältesten Mitarbeiter an dieser Stelle die herzlichsten Glückwünsche dar und haffen, daß er, in der unverwüstlichen Elastizität seines Geistes und seines Körpers, uns und unseren Lesern noch recht viele interessante Beiträge schenken möge. —

Das Berliner Kupferstich-Kabinett, eine der reichsten Sammlungen der Königlichen Museen, hatte seinen langjährigen verdienstvollen Leiter, Professor Dr. Lipmann, durch den Tod verlaren. An seine Stelle ist jetzt Professor Dr. Max Lehrs berusen warden. Der Gelehrte stand bisher an der Spitze der Dresdner Sammlungen und hat diese in erfreulichster Weise entwickelt und besanders der Allgemeinheit dienstbar gemacht. In seinem neuen, großen Wirkungskreise wird er seine vielseitigen Kenntnisse und sein ausgezeichnetes



Treppe zu einem japanischen Schintoistischen Tempel.
Gemälde von Wassili Wereschtschagin.



Inneres eines japanischen Schintoistischen Tempels. Gemälde von Wassili Wereschtschagin.

bewunderte, vielgeschmähte „Beethoven" erregt augenblicklich das neueste Werk Klingers „Drama". Wie damals, als der „Beethoven" bei Keller & Reiner in Berlin ausgestellt war, die „Völkerscharen" dort zusammenströmten — die kritiklosen Anbeter und prinzipiellen Gegner, die Neugierigen und die Blasierten — so sammelt sich auch jetzt wieder das, was sich gern tout-Berlin nennen hört, in dem Kunstsalon staunend, bewundernd, krittelnd und richtend. Jedenfalls ist das „Drama", von dem wir absichtlich Aufnahmen von verschiedenen Seiten wiedergeben, eine Schöpfung von Bedeutung.

Organisationstalent zu bewähren reiche Gelegenheit finden. In gewissem Sinne erleben gerade derartige Sammlungen jetzt eine Art Auferstehung. Während ihre Schätze früher nur einem kleinen Kreis von Kunstfreunden zugänglich waren, können sie heute, dank unseren modernen Reproduktionsverfahren, in ganz anderer Weise erschlossen werden. Diese Möglichkeit aber schafft für die Verwaltung eine Fülle neuer Aufgaben. —

Ein ähnliches Aufsehn, wie seinerzeit der viel-

Daran ändern auch die an sich nicht unberechtigten Bedenken nichts, die wohl von den Schulbildhauern erhaben werden: daß z. B. die Muskulatur der Hauptfigur unnatürlich stark entwickelt sei, daß einzelne Partien der Frauengestalten im Maßstab verfehlt wären und was dergleichen mehr ist — schließlich, wenn man's recht erwägt, doch Kleinigkeiten, nach denen man ein Kunstwerk nicht beurteilen soll. Denn das verlangt die Würdigung des Gesamteindrucks. Unglücklich gewählt

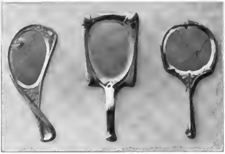


Das Atelier von Wassili Wereschtschagin, wie es bei seiner Abreise zum Kriegsschauplatz zurückblieb.

erscheint mir der Name; man denkt unwillkürlich zuerst an die Verkörperung eines Werkes der Dichtkunst, an die Bühne. Damit hat die Gruppe aber wohl keinerlei Berührungspunkte. Sie ist im Auftrag der Dresdener Tiedge-Stiftung entstanden, für das Albertinum bestimmt, und der Künstler soll zuerst eine Verherrlichung des verzweiflungsvollen Ringens der Buren beabsichtigt haben. Wie es aber gerade einem wirklichen Künstler geht: bei der Arbeit ist das allgemein Menschliche zur Alleinherrschaft gekommen. So wurde die Gruppe, glaube ich, zu einer Versinnbildlichung des Kampfes der Menschheit überhaupt. Der gewaltige Mann, dessen Antlitz den Ausdruck höchster Anspannung trägt, sucht mit seinen mächtigen Fäusten einen Baumstamm zu entwurzeln, der all seiner Anstrengung spottet; der Mann wird den Widerstand der Erde nie besiegen, aber er wird nie aufhören, gegen sie anzukämpfen. Um den Felsen jedoch schmiegen sich zwei Frauengestalten, die Begleiterinnen des Mannes im kampfreichen Leben. Langgestreckt ist die eine, mit dem Zug tiefen Verzagens im Gesicht; tröstend, wie zur Umarmung sich anschickend, erscheint die zweite. Herrlich ist so der Gegensatz zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Weichheit herausgebracht. Und in allen drei Gestalten pulsiert ein Leben, wie es nur ein großer Bildner dem kalten Marmor abzugewinnen weiß.



Bronzespiegel.
Von Carl Ebbinghaus-München.



Handspiegel aus Metall.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin W.)

In einem der letzten Hefte des vorigen Jahrgangs gab uns Ludwig Pietsch auf Grund persönlicher Bekanntschaft — wen kannte er nicht! — ein lebensvolles Bild des künstlerischen Werkes Wereschtschagins, der bekanntlich als eines der ersten Opfer des russisch-japanischen Krieges vor Port Arthur ums Leben kam. Er hatte bei seinen Weltreisen im vergangenen Jahr auch Japan zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Die Beobachtung von Land und Leuten eröffnete hier dem Künstler gewissermaßen eine neue Welt. Er war jedoch nicht nur mit Zeichenstift und Pinsel tätig, um die Fülle von Eindrücken festzuhalten, sondern richtete seine Aufmerksamkeit auch auf die tieferen Regungen der Volksseele in Japan. Die Berichte, die er an den Zaren und mehrere Großfürsten gerichtet hat, scheinen aber die verdiente Beachtung nicht gefunden zu haben. Um so allgemeiner war das Interesse, das sich seinen Skizzen und Gemälden aus Japan zuwendete, als sie in Moskau zuerst gezeigt wurden. Jetzt ist der Nachlaß Wereschtschagins zu einer Ausstellung vereinigt. Wir sind in der Lage, unsern Lesern Nachbil-



Standuhr in Terrakotta.
(Ausgestellt im Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin W.)



Standuhren. (Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin W.)



Tischlampen in neuzeitlichem Geschmack.
(Ausgestellt in Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin W.)

dungen der besten unter den Gemälden aus dem Reich der Sonne bieten zu können, Arbeiten, welche die Eigenart Wereschtschagins treu widerspiegeln. — Endlich geben wir auch eine Ansicht des Ateliers, das sich Wereschtschagin auf einem einsamen Hügel bei Moskau eingerichtet hatte.

In der Reihe unserer Abbildungen folgt zunächst eine Anzahl kunstgewerblicher Arbeiten, wie sie zum frohen Weihnachtsfeste auf den Gabentischen willkommen sein werden. Die meisten dieser Stücke, vor allem die allerliebsten Uhren, stammen aus dem Kunstsalon von Keller & Reiner. Famos ist aber auch der Bronzespiegel von Karl Ebbinghaus in München und sehr fein sind die Löffelchen von D. Vollgold & Sohn in Berlin; die altberühmten Goldschmiede haben die 39 Muster umfassende Kollektion nach Originalen geschaffen, die der Begründer der Firma, Chr. D. Vollgold, 1800—1815 gravierte. Es ist bestes Empire, das uns hier entgegentritt. Wir bringen weiter ein schönes Stück der Stuttgarter Intarsien-Kompagnie, einen Schmuckkasten mit reicher Silbereinlage; es will uns sehr erfreulich erscheinen, daß unser Kunstgewerbe auch der allzusehr vernachlässigten Intarsie-Arbeit Aufmerksamkeit zuwendet.





„Zebras an der Tränke“ und „Löwin, einen angebundenen Esel anspringend.“
Aus dem Buche: „Mit Blitzlicht u. Büchse“ von C. G. Schillings, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Die Fortschritte der Photographie haben es nicht nur möglich gemacht, sich bewegende lebende Wesen auf der photographischen Platte festzuhalten, sondern gestatten dem Photographen auch auf gewisse Ent-



Silberne Teelöffel im Empirestil.
Von Hofgoldschmied D. Vollgold & Sohn in Berlin W.

fernungen zu photographieren. Er kann das laufende Pferd, den fliegenden Vogel im Bruchteil einer Sekunde aufuehmen. Diese Möglichkeit hat der Afrikareisende C. G. Schillings der Wissenschaft dienstbar gemacht. Ausgerüstet mit den besten Apparaten, ging er nach Deutsch-Ostafrika und baunte seine Tierwelt auf die photographische Platte. Je nach den Umständen wurde entweder der Teleapparat verwendet, um am Tage die Elefanten, Nashörner ader Antilapen zu phatagraphieren, aber eine künstliche Varrichtung ließ das Blitzlicht aufleuchten, wenn nächtlicherweile das scheue Wild sich varsichtig der Tränke näherte. Van diesen Aufnahmen erzählt uns Herr **Schillings** in einem interessanten Buch: „**Mit Blitzlicht und Büchse** (R. Vaigtländers Verlag, Leipzig). Diesem Buch sind unsere Abbildungen entnammen. Allen Tierfreunden und Jägern sei das Schillingssche Buch warm empfahlen. — Bücher werden ja sanft in dieser Rundschau nicht besprochen. Weihnachten rechtfertigt aber wahl noch eine Ausnahme. Es sind mir nämlich die Aushängebagen eines Kinderbuchs auf den Schreibtisch geflattert, dem ich gern ein Plätzchen gönnen möchte, weil es mir — auch ausnahmsweise — zwei gute Eigenschaften zu vereinen scheint. Einmal ist es ganz aus dem Geist des Kindes heraus empfunden, und



Schmuckkästchen der Intarsia-Kompagnie in Stuttgart.

dann ist sein bildlicher Schmuck, wiederum im Rahmen jener Kindlichkeit, wirklich künstlerisch. Das Buch heißt „Der Prutzeltopf", der Verfasser ist Wilhelm Schulz.

Weihnachten! In jedem Hause haben längst die Weihnachtsvarbereitungen begannen, in den Straßen fassen die Leutchen vor den geschmückten Austagen Pasta. Satch eine Weihnachtswande-

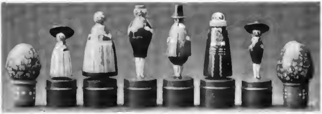






Aus dem Kinderbuch: „Der Prutzeltopf", Verlag von Albert Langen in München.

rung ist eine rechte Vorfreude. Allenthalben findet man Hübsches, Neues. So lockte mich neulich das Hohenzollern Kunstgewerbehaus (Berlin, Leipzigerstraße) mit seiner „Weihnachtslaube". Der Münchener Franz Ringer hat da allerlei Schnickschnack ausgestellt, allerliebst erfundene und zurechtgebastelte Sächelchen, Tafelzierat, lustiges Spielzeug.



Holzgeschnitzte Figuren-Büchschen für Geschenkzwecke.

Einige dieser kleinen hübschen Dinge mögen den Schluß der Rundschau-Illustrationen bilden. Aus dem vielseitigen, zum Teil weihnachtlich gefärbten Bilderschmuck des Heftes möchte ich diesmal nur die vierfarbigen Einschaltbilder herausheben, die den Petersdorffschen Aufsatz über den Hof der Königin Luise begleiten.



Tafeldekorationen. Von Franz Ringer. (Aus dem Hohenzollern Kunstgewerbehaus in Berlin W.)

Das Gemälde der Königin Luise stammt aus der Familie Hufelands, ihres berühmten Leibarztes. Es ist ein Werk der Angelika Kauffmann, deren Signatur es auch trägt. Ob spätere nebensächlichere Zutaten von anderer Hand an der Vollendung mitgewirkt haben, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls ist der Kopf unberührt. Bei dem großen Mangel an authentischen Bildnissen der Königin verdient das schöne, nach dem Urteil von Kennern vor der Natur entstandene Gemälde jedenfalls die eingehendste Würdigung. Das Porträt der Gräfin Voß hat F. G. Weitsch gemalt, der damals Direktor der



Lebkuchen von Albert Riemeyer-München. (Aus dem Hohenzollern Kunstgewerbehaus in Berlin W.)

Berliner Akademie und ein, gerade dieses Bildnis zeigt es, ganz vortrefflicher, scheinbar heut noch nicht genug gewürdigter Künstler war. Beide Gemälde sind erst neuerdings der Vergessenheit entrissen worden. —

Unsere Leser wollen uns erlauben, ihnen mit diesem Heft eine kleine Weihnachts- und Neujahrskarte nach einer Originalzeichnung von H. v. Volkmann zu widmen, mit der wir ihnen allen — nah und fern — zurufen: Fröhliches Fest und ein glückliches Neues Jahr! H. v. S.



Der Weihnachtsmann mit seiner Familie. Puppenspiel von R. Salzmann-München. (Aus dem Hohenzollern Kunstgewerbehaus in Berlin W.)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 6, Februar 1905.

Hans Kamp.

Roman von

Adeline Gräfin zu Rantzau.

(Fortsetzung.)

Herr Finzenthal möchte das gnädige Fräulein sprechen."

Irene warf das Buch, in dem sie gelesen hatte, beiseite, und im nächsten Augenblick trat der Bildhauer ein.

Sein plötzliches Erscheinen in dieser frühen Morgenstunde — es war noch nicht zehn Uhr — verursachte ihr eine leichte Erregung. Zu ihrem eigenen Erstaunen merkte sie, daß ihr Herz etwas schneller klopfte, als gewöhnlich, und ihr den Atem versetzte, als sie ihm ein freundliches „Guten Tag" bot.

Warum blickte er so ernst? Was wollte er von ihr?

Sie nahmen beide Platz. Irene sank in ihren Schaukelstuhl, in dem sie in ihrer Morgenlektüre unterbrochen war, zurück. Otto saß ziemlich steif und gerade in einem Stuhl ihr gegenüber.

„War Hans noch bei Ihnen?"

„Hans? Nein. Warum?" Sie fing an, sich sachte zu schaukeln, und ihre Augen ruhten jetzt voll und sicher auf ihm.

„Ich dachte, er hätte Ihnen Lebewohl gesagt. Er ist fort."

„Hans ist fort? Wohin? Weshalb?"

„Er ist in die Heimat gereist; — und ich muß sagen, — ich begreife, daß er's getan hat."

„Ich verstehe nichts davon," sagte Irene, den Schaukelstuhl zum Stillstand bringend. „Weshalb ist er gerade jetzt abgereist, wo sein Bild angenommen ist? Wann kommt er denn wieder?"

„Er hat sein Bild zurückgezogen, und —"

„Aus dem Salon zurückgezogen?" Irene sprang auf. Sie stampfte mit dem Fuß auf die Erde. „Der dumme Mensch! Weshalb?"

Otto war aufgestanden.

„Passau war heute morgen bei mir, und ich habe den Sachverhalt erfahren. Ich muß sagen —"

„Ach!" Sie machte rasch einige Schritte durch das Zimmer, ordnete mit nervöser Hand die Blumen auf ihrem Schreibtisch; dann wandte sie sich wieder Otto zu. Ihr Auge blickte kalt und zornig.

„Hans hat also erfahren, daß Herr Passau sich für ihn verwandt hat, und das hat den — großen Künstler so gekränkt, daß —"

Sie zuckte die Achseln und sah aus dem Fenster.

„Euch hochmütigen Leuten ist wirklich nicht zu helfen."

Otto blickte sie starr an. Allerhand Gedanken durchkreuzten mit Blitzesschnelle seinen Kopf.

„Finden Sie es nicht auch sehr töricht von Hans?“ fragte sie jetzt.

„Ich bedauere den ganzen Vorfall außerordentlich. Aber, nachdem Hans die ganze Sache erfahren, konnte er nicht anders handeln.“

„Ja, was will er aber nun machen? Er hat sich selbst um Ruhm und Macht und Erfolg gebracht. Der Papa hatte mir doch aufgetragen, irgendein Bild im Salon zu kaufen. Ich hätte ebensogut das von Hans kaufen können, wie ein anderes. — Es ist — Nein, ich muß mich zu sehr ärgern.“

„Es gibt doch noch andere Dinge, als die, welche Sie da eben nennen, Fräulein Irene, für die man arbeitet und sein ganzes Leben einsetzt.“

„Ach, ich weiß wohl, — aber diese hohen Ideale sind Träume, und davon wird keiner satt. Mit diesem Künstlerstolz wird Hans es nie zu etwas Großem bringen. Er ist ein Phantast. Was hat er vor sich gebracht all diese Jahre? Ich habe nichts gesehen von seinen Arbeiten. Sagen Sie selbst, was tut er? Was leistet er?“

„Fräulein Irene, ein Mensch wie Hans schafft und arbeitet unaufhörlich. Allerdings nicht um des Publikums, um des Erfolges willen; und daß seine Zeit kommen wird, davon bin ich überzeugt. Sie sollten nur einmal seine Sachen sehen. Er hat eine große Mappe voll der wundervollsten Entwürfe und Studien, aber sein Charakter steht ihm noch im Wege, und vielleicht auch — manches andere. — Die Ausführung alles dessen, was er träumt und plant, läßt vielleicht noch lange auf sich warten, aber — sie kommt.“

„Ja, und darüber wird er alt und grau und vielleicht — nach seinem Tode berühmt. Und ich hatte gedacht, er sollte bald ein großer Künstler werden. Aber, wenn er gar nicht nach Erfolg strebt, was soll dann sein ganzes Arbeiten überhaupt? Dann bleibt er ewig ein armer, unbekannter Stümper und wird nie ein Vorbild, ein Meister über alle! Finden Sie denn das ein hohes Ziel, immer nur im verborgenen, im Schatten zu bleiben und den Erfolg, die große Stellung in der Welt, einfach kühl lächelnd beiseite zu schieben, um von dem großen Strom fortgeschwemmt und vernichtet zu werden? Nein, das ist keine starke Natur, kein großer Geist, der das über sich ergehen läßt.“

Wie ihre Augen ihn anblitzten. So hatte er sie noch nie sprechen hören.

„Es gibt im Leben des Künstlers Augenblicke,“ sagte Otto langsam, „die ihn über alle anderen Menschen erheben, die in keinem andern Beruf möglich sind. Augenblicke der Offenbarung, des Schaffens, wo er in der Begeisterung sich eins fühlt mit Gott und der Natur, wo er plötzlich die Macht des selbständigen Schaffens in sich verspürt, wo er sagen kann, das habe ich frei aus mir selbst geschaffen, das stammt von mir, von dem Gott in mir, und weder vor mir ist es gewesen, noch nach mir wird es sein. — Fräulein Irene, diese glücklichen Augenblicke machen jeden Künstler, auch den vor der Welt unbekannten, zum Könige über alles.“

Irene schwieg und sah den kühnen Sprecher fasziniert an.

„Das sind wohl herrliche Augenblicke,“ erwiderte sie dann. „Aber es ist doch alles nur in der Idee. — Was wollen Sie schließlich mit diesen Ideen ohne Erfolg und ohne Mittel anfangen?“

„Mein Gott,“ entfuhr es Otto heftig, „ich weiß wohl, daß ohne Erfolg und ohne Geld das Leben nicht leicht ist, aber das ist doch auch gar nicht das wichtigste! Ich weiß wohl, daß diese beiden Könige, Geld und Erfolg, die Welt regieren, aber eine Welt, die uns Künstlern in innerster Seele zuwider und fremd ist; und ich meinesteils habe längst gelernt, die Leute, die beides im Überfluß haben, zu bedauern, weil sie unmerklich zu Sklaven ihres Reichtums werden. — Verzeihen Sie — ich vergesse mich.“

„Sprechen Sie weiter,“ befahl Irene heftig.

Er zögerte. Sie standen sich sehr nah gegenüber.

‚Wie muß es sein, sie so zu lieben, wie Hans es tut,‘ dachte er plötzlich. Würde er sie überzeugen, gewinnen? Für Hans! Es galt die Probe.

„Fräulein Irene,“ begann er nach einer Weile sehr ruhig, „wenn Sie mir erlauben wollen weiter zu sprechen und den Standpunkt meines und — Ihres besten Freundes zu vertreten, so —“

Er sah, wie sie sich ganz wenig zurückbog. Sie hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt.

„Lassen wir Hans jetzt einmal aus dem Spiel," sagte sie, „und sagen Sie mir als Freund, was Sie über meinen Standpunkt denken."

„Sie werden mir nicht zürnen?"

„Denken Sie so klein von mir?"

„Ich möchte gern so groß von Ihnen denken, wie jemand anders es tut. Und gerade, daß Sie diesen andern zum Ehrgeiz, statt zur Freiheit angeregt haben, das verdenke ich Ihnen sehr."

„Ich habe ihm nur Gutes tun wollen," sagte Irene traurig, „und ihm weiter helfen." Sie setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand.

Otto sah sie hoffnungslos an. Das nannte sie Hilfe? Ein tiefes Mitleid erfaßte den geraden, einfachen Mann plötzlich.

„Ich weiß, daß Sie es gut meinen, aber ich versichere Sie, ich bedauere Sie mehr in diesem Augenblicke, wie Hans."

„Herr Finzenthal —" sie hob den Kopf, und ein kühles, spöttisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Es würde mich wirklich interessieren, zu erfahren, warum Sie mich bedauern."

Otto verlor plötzlich ganz die Fassung. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Ich bedauere Sie wegen Ihres armen, leeren Lebens. Ich bedauere Sie wegen Ihrer Equipage, mit der Sie hier durch Paris sausen, ohne die Stadt kennen zu lernen. Ich bedauere Sie wegen Ihrer vielen Hüte und Kleider, wegen der ganzen oberflächlichen und beschränkten Auffassung Ihres Lebens, ohne Mühe und Arbeit. Ich bedauere Sie wegen der vermeintlichen Wohltaten, mit denen Sie und Ihre ganze Familie den armen Künstler Kamp bedacht haben, der doch weit über Ihnen steht, der Ihr König ist. Ich —, ich —, leben Sie wohl! —"

Irene hatte sich ganz in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie war totenblaß geworden.

Sie erwiderte kein Wort.

Otto war zur Tür geeilt; aber dann kehrte er plötzlich wieder um. Er trat dicht vor sie hin.

„Ich bitte tausend-tausendmal um Verzeihung," sagte er betrübt und hielt ihr seine Hand hin.

Sie legte die ihre nicht hinein. Sie neigte leicht den Kopf und sagte eisig: „Es ist besser, Sie verlassen mich jetzt."

Er verbeugte sich tief und ging fort.

Irene war allein.

Sie blieb noch lange regungslos sitzen. Dann stand sie auf. Ihr Blick fiel auf die Visitenkarte des Bildhauers, die vor ihr auf dem Tische lag; sie warf sie in den Papierkorb, aber ihre Hand zitterte dabei.

„Der eine," sagte sie, „läuft vor mir weg, und der andere bedauert mich."

„Herr Passan," meldete der Diener.

‚Das ist nun der dritte,' dachte Irene. „Nicht jetzt, Heinrich — weisen Sie ihn ab. Ich will niemand mehr sehen."

5. Kapitel.

Die Heide! Rote, blühende, glühende Heide!

Ein unabsehbares, endloses Land in langgestreckten, leuchtenden Wellenlinien, Gesumme von Bienen, Zirpen von Heimchen, sonst tiefe, feierliche Stille. Und über dem allen ausgebreitet ein blauer, wolkenloser Himmel in unermeßlicher Weite.

Auf einem Gipfel, im blühenden Heidekraut fast vergraben, lag ein einsamer Mann. Er hatte sich auf dem Rücken lang ausgestreckt und die Hände unter dem Kopf verschlungen. Sein Blick verlor sich in die blaue Himmelstiefe oder hing entzückt an den kleinen, zierlichen Erikablüten dicht neben seinem Gesicht, die sich gegen die blaue Luft so tiefrot abhoben und leise im Wind schwankten.

Der Mann lag schon lange da, verträumt und wie verzaubert. Er wußte nicht mehr, ob es ein Menschenleben war oder nur eine Stunde lang, — der Heidezauber hielt ihn gefangen. Er lag regungslos, nur manchmal tat er ein paar ganz tiefe Atemzüge. Wie es duftete, wie es lebte und blühte um ihn herum, und wie es leuchtete, und wie endlos, wie unermeßlich der Himmel über ihm war!

Und ebenso in unermessenen Fernen zogen seine Gedanken und kannten keine Grenzen. Bald schweiften sie zurück in die Vergangenheit, und es war ihm plötzlich, als hätte er schon tausend Leben gelebt, als hätte seine Seele schon Welten und Welten durchwandert. Und dann wieder gingen sie in die Zukunft, und Bild reihte

sich an Bild. Der Gegenwart war er gänzlich entrückt; er wollte nichts von ihr wissen. Sie war sein Feind, denn sie war leer und trostlos, und es gab keine Zuflucht für ihn, außer der großen, schweigenden Heide, an deren Brust er sich warf, um sich selbst und sein Leben an ihrem Herzen zu vergessen.

Seit vielen, vielen Wochen lebte er in ihr, durchwanderte sie Tag für Tag, und sie verzauberte ihn ganz und gar. Heute gar war es ihm, als möchte er nie wieder fort von diesem Fleck. Und doch sprang er jetzt ganz plötzlich auf und blickte um sich, wie berauscht. Es war der schönste Tag heute, den er noch in ihr erlebt, und wie er dastand und sich umschaute, da kam ihm ganz plötzlich, zum ersten Male seit langer, langer Zeit, das Gefühl wieder: ‚Das müßte ich malen.‘

Hans Kamp dehnte und reckte seine schlanke Gestalt. Fast wie ein Schreck durchfuhr ihn dieser Gedanke. Er hatte so lange, so lange schon, seine Kunst begraben, und nun plötzlich war es wieder da. Warum fühlte er plötzlich sein Herz so groß, so übervoll werden, als wollte es springen? Er preßte die geballten Hände gegen die Brust, er schloß die Augen im Übermaß der Gefühle und atmete schwer. Wie ein eisiger Luftstrom aus höheren Regionen umbrauste es ihn plötzlich. Offenbarungsschauer streiften seine Stirn. Der Genius trat zu ihm, wie ein Engel Gottes, und berührte ihn mit seinem Finger. Und nun stand es vor seiner Seele mit Flammenschrift geschrieben, das eine Wort: „Schaffe!“ Und plötzlich ging es wie ein Ruck durch seinen Körper. Er breitete seine Arme aus, er warf sich wieder in das Heidekraut, er weinte, er stieß einen Jauchzer aus, und dann eilte er mit langen Schritten davon, quer durch die Heide, bis er endlich ein kleines, einsames Dorf erreichte.

Dort hatte er sich vor wenigen Monaten einquartiert und seitdem ein einsames, trauriges Leben geführt, unfähig zu arbeiten, ohne Lebenslust und Freude, denn er war ohne Hoffnung. Er wollte die Kunst aufgeben, und damit gab er sich selbst auf, das wußte er wohl. Und nun, ganz plötzlich, war es wieder über ihn gekommen. Wie war das möglich? Wie konnte das geschehen?

Er stürzte sich kopfüber in die Arbeit hinein und malte von diesem Tage an von früh bis spät. Anfangs arbeitete er, wie ein Verzweifelter, oft gegen sich selbst und seine Überzeugung an; aber nach und nach drang er immer tiefer in die geheimnisvolle, unerschöpfliche Poesie der Heide ein, und bei dieser Arbeit vergaß er sich selbst und fand sich endlich wieder. Er vergaß die bittern Pariser Erfahrungen, das trübselige Ankommen zu Hause bei Mutter und Schwester, die sein verbittertes Gemüt nicht begreifen und darum nicht hatten erhellen können. Damals war er wieder geflohen, tief in die Heide hinein. Und eines Tages, als er nun, nach heißen Kampfeswochen, wieder oben auf seinem geliebten Berge stand und eine eben vollendete Skizze betrachtete, da sah er es und fühlte es: er hatte es erreicht! Er arbeitete nicht mehr vergeblich!

Ein unaussprechliches Glücksgefühl durchströmte ihn; er warf seine Mütze hoch in die Luft und rief jauchzend in die weite Ebene hinaus: „Ich bin der König der Welt!“

Und er war es. In diesem Augenblick war er es. Die Erde gehörte ihm, sie war nur für ihn da. In dieser engen Zusammengehörigkeit mit der Natur war sie auf geheimnisvolle Weise ihm zu eigen und ihm untertan geworden. Jeder Baum, jeder Strauch, jede Wolke, sie mußten ihm folgen; er erfaßte ihre wechselnden Stimmungen, er erspähte ihre Geheimnisse, und er bezwang sie mit ein paar Pinselstrichen. Nun waren sie sein; und dieser Vorgang machte ihn zum König der Natur. Denn für ihn war fortan, wie Carlyle sagt, „die Erde voll des Himmels, und jeder gewöhnliche Busch gottentflammt“. Es gab für ihn keine Jahreszeit, keine Witterung, die nicht ihre besondere Sprache zu ihm gesprochen hätte. Ja, der kleinste Zweig, das kleinste Blatt hatte seine Geschichte. In der ödesten Gegend vernahm er den Fußtritt des Schöpfers, des höchsten Meisters. In einem verachteten, verkrüppelten, kleinen Birkenbäumchen spürte er noch den Gottesgedanken, und der göttliche Schaffenstrieb erwachte in ihm und zwang ihn zum Arbeiten, zum Malen. Und dadurch, daß er das Sehnen seiner eigenen Seele und die Kraft seines eigenen Geistes hineinlegte, machte er es zu etwas Eigenartigem, noch nie Dagewesenem.

Und bei einem solchen Leben, wo blieb da die Wichtigkeit alles dessen, was sonst das Leben eines Menschen ausfüllt? Ob er reich oder arm war, ob er gut oder schlecht gebettet lag, ob er in Indien oder am Nordpol lebte, ob er Menschen sah und liebte oder nicht. Glück, Liebe, Ruhm, es kam in zweiter Linie. Ob er Anerkennung fand oder Spott und Hohn, ob Erfolg, ob Verständnis — er nahm es alles, wie es ihm in den Weg kam, es berührte ihn nicht mehr und brachte ihn nicht mehr aus dem Gleichgewicht, weil es ihm nicht wichtig war. Mochte kommen, was da wollte, Kämpfe und Entbehrungen, Einsamkeit, und als letztes der Tod, niemand konnte ihm mehr den Augenblick entreißen, in welchem er sich als König der Welt gefühlt hatte. Und mit Recht. Der Künstler, welcher der Stimme der Gottheit folgt, ist ein König!

Der kleine, unansehnliche, einsame Maler in der Lüneburger Heide, der fühlte sich jetzt auf der Höhe des Lebens. Er war ein arbeitender, innerlich freier Mensch, und er war ein Schöpfer, wie sein höchster Meister.

Die Dämmerung senkte sich auf die Erde herab und umspannte das Land mit großen, grauen Flügeln. Schwarz und unheimlich dehnte sich die Heide aus, und gespenstisch reckten die Riesenfichten ihre knorrigen Stämme gen Himmel. Hans Kamp raffte seine Malsachen zusammen. Er hatte bis zur hereinbrechenden Dunkelheit gearbeitet, nun war's vorbei. Der Rucksack wurde auf den Rücken geschnallt, dann zündete er sich eine Pfeife an und wollte gerade den Heimweg antreten, als ein langgezogener Pfiff sein Ohr traf.

„Otto!“ rief er laut und blieb wie angewurzelt stehen.

Da tauchte auch schon die Gestalt des Freundes aus der dunklen Kiefernschonung auf, und im nächsten Augenblick umspannten sich ihre Hände in festem Druck.

Keiner fand ein Wort im ersten Augenblick, im Übermaß der Wiedersehensfreude.

„Wo kommst Du her, Otto?“ sagte Hans endlich.

„Direkt aus Paris. Das heißt, ich war gestern bei Deiner Mutter in Lüneburg und suchte Dich dort. Und ich höre, daß es Dir — gut geht?“

„Befreit!“ antwortete Hans.

„Gott sei Dank, Junge.“ Wiederum eine Pause.

„Komm, laß uns nach Hause gehn, Otto.“

Otto legte den Arm um die Schulter des Freundes, und so traten sie den Heimweg an.

Sie verließen das Kieferngehölz und standen jetzt entzückt still, denn in diesem Augenblick ging der Mond über der Heide auf und tauchte alles in ein Meer von Schimmer und Glanz. Lange blickten sie in die unabsehbare, schimmernde Ebene hinaus.

„Otto,“ sagte Hans leise, wie traumverloren, „hier liegt mein Glück und mein Grab.“

Otto antwortete nicht gleich, dann sagte er: „Mich friert etwas hier oben, in Deiner Heide. Wollen wir weiter gehen? Wo wohnst Du?“

„O, bei meinen besten Freunden, einer alten Bauernfamilie. Strohdach, Tenne, offnen Herd, rauchgeschwärzte Fensterchen, alles was Du willst, hab ich zum Glück, und die Leute selbst sorgen für mich wie meine Eltern. Sie sind kolossal fromm hier in dieser Gegend, aber arm. Na, dazwischen denn so 'n paar ganz Reiche, sehr feudal alles. Komm, Du mußt da auch wohnen, — da unten liegt das Dorf.“

Sie schritten jetzt rüstig aus und gelangten bald in das kleine, einsame Heidedorf, das eigentlich nur aus ein paar einzelnen Bauerngehöften bestand. Jetzt bogen sie in eins derselben ein. Der Mond fiel blendend in den Hof und auf den Giebel des fast zur Erde reichenden Strohdaches. Hans wurde von den alten Bauersleuten aufs liebevollste begrüßt, und Otto eine kleine Schlafkammer angewiesen. Sie teilten das Abendbrot gemeinschaftlich mit den Leuten, und dann saßen sie im Mondschein wieder vor der Tür.

„Meine Arbeiten bekommst Du erst morgen zu sehen. Und nun erzähle mir, Otto.“

Otto erzählte sehr weitläufig von Paris und seinem Streben, seinen Erlebnissen.

Hans wurde immer stiller.

Schließlich sagte Otto:

„Ich war den Morgen nachher — bei ihr, und — sie war sehr erbittert und — ganz verständnislos. — Ich wurde heftig

und verlor einmal ganz die Fassung. Aber es gibt auch nichts Furchtbareres, als diese Naturen, ohne Herz, ohne Blut in ihren Adern. Solche Menschen dürfte man gar nicht — lieben."

Hans hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

„Nicht lieben?" sagte er dann. „Man liebt doch nicht um Liebe, sondern aus Liebe."

„Ja, aber man liebt sich zu schanden. Und Dir ist eine höhere Aufgabe gestellt im Leben."

„Otto, — ich danke Dir für alles, was Du mir sagst und für mich tust; aber ich kann noch nicht darüber sprechen. — Du warst bei Mutter?"

„Ja, Deine Mutter erwartet, daß Du Dich nächstens mal wieder zeigst, und mich hat sie auch sehr freundlich eingeladen. Wollen wir die nächsten acht Tage nach Lüneburg gehen?"

„Ja, das können wir tun. Ich bin doch schon ein bißchen übermalt. — Ach Otto, daß ich Dich wieder habe!"

Eine Unterhaltung wollte nun nicht recht wieder in Fluß kommen, trotz aller Wiedersehnsfreude. Sie suchten sehr früh ihre Lagerstätten auf, aber Hans fand keine Ruhe im Bett. Er saß am Fenster, sah in den Mondschein hinaus, dachte an seine Liebe und fühlte sich einsam und verlassen. Das Ziel seines Lebens verschwamm im Nebel, und die Heide war groß und leer.

„Irene," murmelte er, „Irene!"

Am andern Morgen wurden alle Arbeiten vor Otto ausgebreitet.

„Aber Junge, Du bist ja Genremaler geworden. Das sind ja famose Figuren und Typen hier! Wie kommt das?"

„Hier sind eben die prachtvollsten Charakterköpfe, die man sich denken kann. Und nun habe ich recht gemerkt, was ich in Paris alles gelernt habe an Zeichnen und Verständnis für die Feinheit der Farben, aber das Gefühl fehlte doch — nee, dieser dünne, so raffiniert abgestimmte Ton! Das lebt nicht, davor muß man sich hüten."

„Da magst Du recht haben, Deine Sachen hier sind jedenfalls urdeutsch, einfach und klar. — Was wirst Du damit machen?"

„Ich wollte versuchen, in Hannover auszustellen, und vielleicht, daß mir dann einer oder der andere meiner Verwandten weiter hilft."

„Dummes Zeug! Du weißt, daß ich Dir blindlings pumpe, denn ich sehe Deine Zukunft voraus. Wohin wirst Du gehen?"

„Nach München möchte ich, und in die Tiefe, nicht in die Finesse des Tons mich versenken. Und Du?"

„Ich gehe wieder nach Paris. Ich habe Aufträge und Bestellungen. Aber trotz alledem, — Du kommst mir jetzt näher am Ziele vor, als ich."

„Ich habe gar kein Ziel mehr und keinen Ehrgeiz. Ich male nur und male, das ist alles. — Also nun zu meiner Mutter. Ich werde die letzten Arbeiten gleich mitnehmen." —

Am Nachmittage wanderten sie zu Fuß durch die Heide zur Bahnstation, und am Abend des Tages langten sie in Lüneburg an.

Hans zog seinen Kameraden gleich „hintenrum", wie er sagte, und so traten sie in die Küche, wo das Faktotum des Hauses, die alte Trine, die Hans noch auf den Armen getragen hatte, am Herd stand und Kartoffeln in der Pfanne briet.

„Gun Dag ok, Trinamudder."

Sie wandte sich nicht um.

„Na, büst Du mal wedder dor, Du oll Herumdriewer, Du?"

„Ja, lat mi man flink en Kantüffel hebn. Is Mudder boben?"

„'n Kantüffel kriegst Du nich. Ga man irst hin un segg Muddern Gun-Dag. So'n olln vagabondernden Malermeister as Du büst!"

Hans faßte sie um die Taille und schwenkte sie durch die Küche. „Kumm, danz mit mi," sang er, während sie, nach Luft jappend, zeterte: „Is all god; is all god. Nu krieg ik den Swinnel." Lachend, und doch geschmeichelt, sank sie auf einen Stuhl. Hans war fortgeeilt, und Otto nahm sich der halb verschmorten Kartoffeln an.

„Nee, nee, Du mei! De oll Lütt is woll rein narrsch worrn. Hätt he 'n Splien in Kopp? Dat letztemal dor war he doch rein so still. Wat is denn passeert?"

„He hett so schöne Billers malt, Trina."

„Nee, so wat! Un von wegen die verdamtige Maleri mit mi noch so rüm to juxen. Äwerst malen kann he, ik hewt ümmer seggt, malen kann he, äwersten 'n

Barg Geld kost dat. Is 't ni wohr? Da röppt he. Nu gohn Se man rin. Nu kann ik min Kantüffeln all wedder alleen in de Schötel bekumplementeern."

Finzenthal war schon in früheren Jahren viel im Kampschen Hause gewesen und ein gern gesehener Gast dort. Seit seine Mutter sich vor fünf Jahren zum zweitenmal verheiratet hatte, fühlte er sich im Elternhaus nicht mehr heimisch, und es hatte ihn stets sehr in das kleine, sonnige, saubere Heim der Pastorin Kamp nach Lüneburg gezogen. Als er jetzt in das Wohnzimmer trat und die alte Frau mit den weißen Haaren, dem kleinen altmodischen, schwarzen Häubchen und der ganz kleinen, zierlichen Gestalt, ihm so herzlich entgegentrat, da fühlte er sich als Kind im Hause. Ein unbeschreiblich wohliges Gefühl beschlich ihn in dieser kleinen Wohnstube mit der Hängelampe, den zierlichen, kleinen Möbeln, den vielen Blumen und den Nippes auf der altmodischen Kommode. Er begriff nicht, wie Hans nicht hier hatte seinen Frieden finden können, sondern sich beengt und unglücklich gefühlt hatte und in die Einsamkeit der großen, finsteren Heide geflohen war, noch dazu, wenn man, wie er, eine so reizende Schwester hatte, wie Gabriele Kamp. Sie und Hans standen umschlungen am Fenster. Er sah nur ihre schlanke Figur und ihren dicken, blonden Zopf.

„Guten Abend, Fräulein Gabriele," sagte Otto, „der andere Bruder ist auch da."

So hieß er bei Kamps. Sie wandte sich hastig um. Nun sah er auch ihre blauen, strahlenden Augen. Die Geschwister glichen sich gar nicht. Alles was bei ihm eckig und unschön und scharf war, das war bei ihr weich, rund und ansprechend.

„Ich danke Ihnen, anderer Bruder," sagte sie lachend, „daß Sie den Kleinen wirklich mitgebracht haben. Mutter und ich dachten gar nicht mehr, daß er uns noch die Ehre seines Besuchs schenken würde."

Hans rieb sich nervös die Hände. „Aber Jella! Ich mußte doch arbeiten!"

„Laß ihn nur," mischte sich die Pastorin freundlich ein. „Wir armen Laien können nicht verstehen, was so ein Künstler alles m u ß." Sie sah so freundlich dabei aus, daß es Otto rührte. Hans brauchte wirklich kein so ungemütliches Gesicht zu machen.

‚Er ist ja sensitiv wie Espenlaub,' dachte der Bildhauer.

In diesem Augenblick trat Trinamutter herein und brachte das Abendbrot. Die Bratkartoffeln sahen köstlich aus. Hans bekam eine Extraschüssel mit Speck.

„För de oll Lütt," sagte sie zornig.

„Hans bleibt immer ihr Liebling," sagte Jella, „und um Mutter und mich nicht zu kränken, begleitet sie alle ihre Wohltaten für ihn mit Drohungen. Du mußt ihr wirklich mal eine von Deinen Malereien schenken, Hans."

„Bitte, meine Herren, wollen wir uns zu Tisch setzen. Was hast Du denn gemalt, mein Junge?"

„Heide, Mutter."

„N u r Heide?"

„Nein, auch Menschen."

„Die vortrefflichen Belekes, bei denen Du wohntest? Hast Du an ihren schönen Andachten teilgenommen?"

„Ach nein."

Die Mutter seufzte.

Dann sagte sie halb scherzhaft: „Es war der Lieblingswunsch Vaters, daß Du auch Prediger unter ihnen werden möchtest, wie er es war. Das ist nun anders geworden; aber ich denke manchmal —"

„Zum Predigen würde ich nicht taugen, Mutter. Ich, ich — würde den Leuten solche Wahrheiten und Grobheiten an die Köpfe schleudern, daß —"

„Die Welt aus den Fugen ginge," fiel Otto ein. „Mutterchen, ich glaube auch, es ist besser, Hans malt, anstatt daß er predigt."

„Aber damit bringt er der Menschheit doch keinen Segen."

„O, das werden wir schon sehn. Ich muß Ihnen da eine Geschichte erzählen; passen Sie nur auf."

Hans warf dem Sprecher dankbare Blicke zu.

Nach dem Abendessen bat er Jella, Klavier zu spielen. Sie war sehr musikalisch. Bald ertönten die Klänge einer ernsten Sonate in dem friedlichen Heim. Otto lehnte am offnen Fenster, und Hans wollte sich zu ihm gesellen, da winkte die Mutter ihn heran; sie hatte einen Strickstrumpf zur Hand genommen.

„Hans," sagte sie, „hast Du Dich mit Herrn von Potzinger versöhnt?"

„Ich habe ihm oft geschrieben, Mutter; aber er antwortet nicht."

„Es ist mir zu leid, um Vaters willen. Und jetzt ist er aufs neue empört. Ihr habt Euch wohl wenig passend in Paris benommen und habt Irene und Hilde in unpassende Restaurants geführt. Wie war das möglich?"

„Ach, Mutter, es war nicht schlimm. — Wie schön spielt Jella — höre doch."

„Ja. Potzinger ist sehr böse auf seine Töchter. Ist es wahr, daß Irene sich mit einem Herrn Passau verlobt hat?"

„Davon — habe — ich — nichts gehört. — Schreibt er es Dir?"

„Er schreibt — Hast Du etwas an Deiner Hand?"

„Ich — ich habe mich geschnitten; es ist nichts." Er beugte sich tief auf seine Hand herab. „Das ist wohl ein Gerücht. — Ich hörte es auch schon. — Da ist eine kleine Wunde, ich werde mir etwas Pflaster darauf tun. Verzeih einen Augenblick."

Nun stand er draußen im Garten. Eine grenzenlose Sehnsucht nach Einsamkeit befiel ihn. „O meine Heide!" sagte er unwillkürlich leise und breitete die Arme aus. Er war nicht für Menschen und menschliches Glück geschaffen. Er fühlte es, er würde immer draußen stehen. Wie ein Dieb schlich er sich ans Fenster und sah ins Zimmer hinein.

Da saß seine Mutter, so friedlich und fleißig; und seine Schwester am Klavier, wie ernst, wie edel; und dann sah er Otto stehn, so männlich und sicher. Im Geiste sah er plötzlich ein neues Glück entstehn. Ja; und er — war ein Fremdling überall.

Warum hatte Otto ihn herausgerissen aus seiner Arbeit! Er durfte doch keine Zeit verlieren und keinen müßigen Gedanken und Phantasien nachhängen.

Otto wollte Jella heiraten. Jetzt war es ihm klar, und er sah schon die Verlobungsfeier vor sich. Die Mutter so gerührt und stolz. Die vielen Gratulanten, und ach, das viele, viele Glückwünschen, und der viele Kuchen und Wein und das Gedränge in der kleinen Stube. Und dann Aussteuer und Hochzeit und Wohnungsuchen. Welch ein Meer von Schwierigkeiten, und was für enge, enge Grenzen! Nein, hinaus, hinaus in die Natur, in die Freiheit und an die Arbeit. Er schlich davon, zur alten Trina, und hockte bei der, bis die anderen ihn holten. —

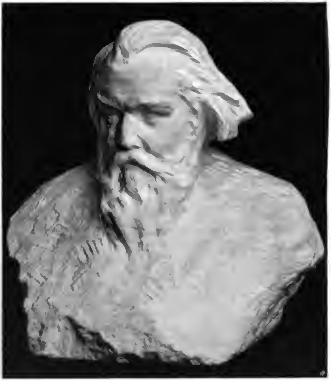
Er und Otto blieben einige Zeit in Lüneburg, und nun trat an Hans eine neue Prüfung heran, indem seine Familie ebenso stürmisch wie zäh darauf bestand, er müßte nun endlich einmal in seiner Heimat ausstellen. Die Leuten wollten doch endlich einmal sehen, was der Junge gelernt hatte. Da waren Onkel und Tanten, die ihm öfter mal in ihrer Großmut einen Hundertmarkschein zugesteckt hatten und darum ganz kolossale Leistungen von dem jungen Kamp erwarteten. Da waren Freunde seines Vaters, die es immer noch tief bedauerten, daß der junge Kamp nicht in die Fußstapfen seines Vaters getreten war, sondern nun schon so lange als „Künstler" in der Welt sich herumtrieb, ohne sichtbare Erfolge. Wo er sich zeigte, hieß es: „Na, sieht man denn nicht mal was von Ihnen?" Und schließlich sagte seine Mutter: „Hans, Du würdest mir die größte Freude machen, wenn Du es tätest! Sieh mal, die ganze Verwandtschaft quält mich nun schon so lange damit — —"

In diesem Augenblick kamen Otto und Jella von einer Krocketpartie herein. Hans warf Otto einen hilflosen Blick zu, aber Otto sah nur Jella an. Sie waren beide erhitzt vom Spiel und sahen blühend und lebensfrisch aus.

„Was ist los?" fragte Otto zerstreut. „Na, Hans, probier's doch mal, wenn Deine Mutter und — Deine Schwester es so sehr wünschen."

Hans sah ihn groß an. Dann setzte er sich, halb aus Verzweiflung, hin und schrieb einen Brief an den Kunstverein in Hannover. Natürlich! Alles auf Monate besetzt. Von Hamburg, von Berlin, überall abschlägige Bescheide. Nun versuchte er es in Lüneburg selbst. Es gab dort einen Kunsthändler, der in einem Saal mit mehreren größeren Fenstern zeitweilig ausstellte. Es gelang ihm mit unendlicher Mühe, diesen Saal für vierzehn Tage zu mieten. Die Wände waren zwar rot angestrichen, und da er meist Motive aus der Heide hatte, so stimmte das absolut nicht zusammen, aber was half es, der Besitzer des Saales ließ sich auf keinerlei Vorschläge ein, und ausgestellt mußte ja absolut werden!

Am 1. September wurde eröffnet.



Johannes Brahms. Marmorskulptur von Richard Tautenhayn-Wien.
(Nach einer Photographie des Herrn Max Zechmeister.)

Inmitten der Schar seiner Bilder stand der junge Maler. Verzweifelt! Das Licht war so ungünstig wie möglich. Alles kam ihm schwarz vor und so schwer in den Tönen, was bei guter Beleuchtung farbig und frisch ausgesehen hatte. Warum mußte dies sein?

Da erschienen schon seine Mutter und seine Schwester. Er kam noch im letzten Augenblick unbemerkt aus der Tür.

Erst beim Mittagessen traf er sich mit ihnen wieder.

„In Deiner Ausstellung war es furchtbar interessant, Hans. Es waren schon mehrere Menschen da, und der Landrat, er malt selbst etwas und versteht also was davon, der sagte: Du könntest entschieden was; aber die Wolke über der Heide wäre zu groß."

„Wenn sie das denn nur nicht wirklich ist," meinte die Mutter ängstlich.

Hans lachte nervös.

„Die Wolke zu groß? Die ist der Witz vom Bilde."

„Ja, wenn es noch mehrere wären, aber es ist doch nur eine, und eine Wolke für sich allein sieht man doch eigentlich nie."

„Wie Du willst, Jella. Gib mir noch einen Schluck Wein — danke."

„Aber fleißig bist Du gewesen, mein Junge, das muß man sagen. Onkel Rudolf war recht imponiert und meinte, Du würdest doch ganz hübsches Entreegeld bekommen."

Es waren qualvolle vierzehn Tage. Hans fühlte sich wie in einem Netz von Bekannten und Verwandten verstrickt. Viele zwangen ihn, mit in die Ausstellung zu gehn und ihnen die Sachen zu erklären; und Leute, die von Kunst so wenig verstanden, wie ein Schusterjunge von Astronomie, hatten sofort eine scharfe und kompetente Kritik bei der Hand: „Wenn ich mir erlauben darf etwas zu sagen —" fing jeder an, und dann ging es los. Dies mußte so sein und dies so. „Das Ganze ist ja recht hübsch, aber so'n niedrigen Horizont sieht man doch nie — und die Heide ist doch rot? Hier hast Du sie ja ganz grau gemalt. Nahmst Du einen verkehrten Pinsel?"

‚Mein Gott!' dachte Hans. ‚Diese Kritik.'

F r e u e n sollen sich doch die Leute an leuchtenden und feinen Farben, und wenn sie sich nicht freuen können, dann sollen sie wenigstens schweigen!

Schließlich kam Onkel Rudolf, der Bruder der Mutter, Baurat in Lüneburg, und drückte ihm hundert Mark in die Hand.

„Hier, mein Junge, hierfür kaufe ich Dir eins Deiner Bilder ab, welches ist mir ganz egal. — Tante Lotte soll's zu Weihnachten haben."

„Aber Onkel Rudolf!" —

„Ach, nichts zu danken. Weißt Du, das tu ich doch schon aus Freundschaft für Deinen Vater."

Und dann war die große Ausstellung in Lüneburg vorbei. Siebenundachtzig Mark Entree und hundert Mark von Onkel Rudolf; vierzig Mark Saalmiete, hundertfünfzig Mark Rahmenschulden in Hannover und Lüneburg, und nun standen die Bilder in der Kampschen Wohnung wie Heringe in der Tonne.

Mutter und Schwester waren sehr befriedigt.

„Das tu ich sobald nicht wieder," sagte Hans.

„Aber wofür malst Du denn, wenn Du nicht ausstellen willst?"

„Zum Kuckuck mit der ganzen Malerei! Ich kann nicht mehr! Ich will nicht mehr, ich —"

„Ach Hans, dann —"

„Nichts, nichts, Mutter, ich bin abgespannt, verzeih. Ich muß wieder in die Heide, nach Mobberkuhl."

„Nun willst Du schon wieder fort?"

„Ja, ich habe ja noch ein Rendezvous mit Otto in Magdeburg verabredet. Übermorgen muß ich fort."

„Mein Junge, ich habe etwas auf dem Herzen, ich muß es Dir sagen; — ich finde —"

„Nun Mutterchen?" Er nahm liebevoll ihre Hand zwischen seine beiden, während sein Herz anfing zu klopfen.

„Ich finde," sagte die Pastorin ängstlich, „daß die Kunst den Menschen einseitig und egoistisch macht, — und ich möchte nicht gern, daß Du —, Dein Vater —"

„Mutter, Vater liebte die Kunst. Er hat mir den Sinn für alles Schöne und Große —"

„Ja, ja; aber Du bist doch so gestellt, daß Du Dir Dein Brot verdienen mußt."

Trinamutter riß die Tür auf.

„Buten steiht so 'n ganzen hellschen fienen Onkel, Hanse, de will wat von Di."

„Wat för'n Kerl? Wo het he denn?"

„Hier, — na, wo is dat Lusding; — da! Dor steiht dat up."

„Dr. Ulrich Bieber, München," las Hans —

„Donnerwetter!" sagte er dann. „Das ist der große Kunstbieber aus München. Der sucht wohl Otto noch hier. Darf ich ihn hier empfangen?"

„Aber natürlich, mein Junge."

Trina verschwand und gleich darauf erschien ein stattlicher Herr, den Zylinderhut in der Hand, im Zimmer.

„Bieber," sagte er mit verbindlicher Verbeugung. „Herr Maler Kamp, nicht wahr?"

„Gewiß, der bin ich. Sie wünschen?"

„Ich — äh — danke gehorsamst, gnädige Frau. — Ich sitze hier sehr gut. Also, mein lieber Herr Kamp — ich kam durch Hannover, und ein Kollege hat mir von Ihrer Ausstellung geschrieben; ich — äh —, dringende Geschäfte —, Sie müssen nämlich wissen, meine verehrteste Frau Pastor, ein Kunsthändler ist der geplagteste Mann der Welt. — Alles, alles drängt sich an ihn heran, — will ihn gewissermaßen kapern. Aeh — also, mein lieber Herr Kamp — ich kam leider zu spät, um Ihre Werke noch zu sehn. Dürfte ich vielleicht — mein Kollege schrieb mir, daß die eine kleine Heidelandschaft eventuell — ich verspreche nichts — natürlich eventuell — in meine Ausstellung nordischer Künstler, die ich momentan in München arrangiere — passen würde. Sie haben Ihre Sachen noch hier?"

Hans wurde, in einer plötzlichen Eingebung, ganz sachlich, ganz ruhig.

„Schade, daß Sie so spät kommen, Herr Bieber; aber bitte, sehen Sie sich alles an. Darf ich Ihnen den Weg zeigen? Oben auf dem Korridor ist das beste Licht. — Ich glaube nicht, daß ich die Arbeiten einzeln hergeben kann —; aber, wie gesagt —"

Die beiden Herren stiegen die kleine Stiege hinauf. Oben war ein ziemlich großer Platz, und Hans stellte mit gleichgültiger Miene seine Heiligtümer ins beste Licht an die Wand.

„Sehr nett! Fein im Ton, sehr dezent, recht satt," murmelte Herr Bieber. — „Wie sind denn Ihre Preise?"

„Das große Dings da," antwortete Hans, mit dem Fuß auf das große Wolkengemälde deutend, „das kostet achthundert Mark; das andere sechshundert, die kleinen drei und vier — Ich beabsichtige, den ganzen Krempel nach Berlin zu schicken."

„So, so! — Hm, ja, — nach Berlin; ach so — Schulte?"

„Ja — ja — ich weiß noch nicht."

„Da an der Wand haben Sie eine sehr feine, dämmurige Geschichte. Was wollen Sie dafür?"

„Die ist unverkäuflich." Es war der Traum durch die Dämmerung.

„Na, sagen Sie mal! Die finde ich vortrefflich. Dafür würde ich gleich — na, dreihundert Mark bieten, oder — vierhundert — was meinen Sie?"

„Unverkäuflich, Herr Bieber."

„So, so! — Sagen Sie mal, mein lieber Freund, Sie haben doch in Paris die famose Geschichte gemacht, daß Sie Ihr Bild zurückzogen, weil es einen zu — wenig guten Platz bekam, nicht wahr?"

‚Pfff —' dachte Hans, ‚der will mich als Reklamevieh haben. Also aufgepaßt!'

„Ja," sagte er laut. „Wissen Sie, da so in 'ne Ecke gezwängt zu werden, das paßte mir auch nicht. — Nicht wahr?"

„Ne, ne. Also wie gesagt, Ihre Sachen gefallen mir sehr, sehr. — Also, das große Dings — sechshundert!"

„Achthundert, Herr Bieber!"

„Ja, ja, achthundert. Die kleineren à drei, und die Dämmerung, — na, für sechshundert lassen Sie's mir doch, wie?"

„Absolut unverkäuflich, Herr Bieber."

„Na ja, na ja; ich wohne im ‚Prinzen', und werde von mir hören lassen —. Empfehle mich Ihnen, Herr Kamp."

„Adieu, Herr Bieber."

Unten stand Trinamutter und winkte Hans mit der Ofenschippe.

„Jung, Jung, kumm gau her; ik heww allens hört. Du wardst doch de Schaapskopp ni sin, un den Kirl afmarscheeren laten? Hol em faß, hol em faß un nimm dat gode Geld för de ollen Biller."

„Trinamutter! Min Biller, min Kinner, min eegen Hartblot, un so wegsmiten! Töw man, de schall wenigstens örntli betalen."

„Ja, ja, smit se man blot ni weg, denn schön und söt sünd se, as Du sülwst büs,

min ol Lütten. Un nu vertell man Muddern noch nix."

„Wo ward ik!"

Noch am selben Abend kam ein Brief von Herrn Bieber.

Verehrter Herr Kamp!

Ich hätte sehr gern einige Ihrer Arbeiten unter meiner Sammlung gesehn. Aber leider bin ich nicht in der Lage, auf Ihre Preise einzugehn. Trotzdem möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen: Ich kaufe Ihnen die große Landschaft und sechs von den kleinen Studien zu dem Gesamtpreise von eintausendachthundert Mark ab. Geben Sie die Dämmerung noch dazu, so sage ich rund zweitausend Mark.

Ihrer gefälligen Antwort entgegensehend
Ihr ergebener
U. Bieber.

„Gott bewahre mich," sagte Hans. Ihm wurde ganz heiß.

Mutter und Schwester standen neben ihm.

„Zweitausend Mark!" wiederholten beide wie im Traum. Und dann, als Hans noch immer schwieg, sagte die Pastorin mit zitternder Stimme: „Mein Sohn, das darfst Du nicht ausschlagen, das kommt vom Himmel."

„Von Bieber," murmelte Hans.

„Wie sagst Du?"

„Wat schriwwt de Kerl?" fragte Trinamutter eintretend.

Hans sprang auf.

„Trinamudder, Du schast wat Klooks seggn. Nu hör to."

Er las den Brief vor, und ihre Augen hingen gespannt an seinen Lippen. Dann stemmte sie die Hände in die Hüften.

„Jung, Jung! Wat to dull is, is to dull, un klook bün ik worrafti ni. Äwerst wegsniten schast Du de schönen Biller ni, un wenn di Minsch tweedusend giwwt, dann giwwt he ok dreedusend. Dat segg ik."

„Hurra für Trina!" schrie Hans, im nächsten Augenblick saß er am Schreibtisch und schrieb an Herrn Bieber, daß er ihm die Heidebilder für 2500, alles in allem, lassen wollte, aber die Dämmerung bliebe nach wie vor unverkäuflich.

Trina hatte sich nicht getäuscht. Herr Bieber bot zwar noch einmal 2000, aber da Hans unerschütterlich blieb, so kam nach einigen Tagen ein eingeschriebener Brief aus München mit 2500 Mark und der Bitte, die Bilder unverzüglich abzuschicken.

„Und nun folge ich meinen Kindern nach München," sagte Hans. Er stand und sah der Verpackung zu, plötzlich wurde ihm so leer und kalt innerlich, beinahe übel. Da gingen sie hin, seine Werke, ein Teil seiner selbst.

„Der olle, schnöde Mammon," sagte er bitter. „Ich hasse das Geld. Ich will nie wieder etwas verkaufen. Trinamutter. Was hast Du mir geraten, Du Ollsche, Du!"

„Ik hewwt seggt, wat ik seggt heww, un nu segg ik, dat Du en ganzen dummen un verdammtigen Malermeister büst."

6. Kapitel.

In dem schmalen Gange des von Berlin nach München sausenden D-Zuges stand Hildegard von Potzinger am Fenster und blickte in die noch durch Morgennebel verschleierte Landschaft hinaus. Sie sah ungeduldig nach der Uhr. Es war eben acht, also noch drei Stunden bis München. Es war nun doch höchste Zeit, daß die Ihrigen endlich den Schlafwagen verließen. Sie schritt den Gang hinunter und öffnete die Tür des einen Coupés, in dem sie und Irene übernachtet hatten.

„Irene, wir sind gleich da. Komm doch heraus!"

In einer eleganten Pariser Matinee lag Irene lang hingestreckt da. Ihr blasses, feines Gesicht war von dem blauschwarz schimmernden Haar ganz eingerahmt. Sie hatte die Hände unter dem Kopf verschlungen und rührte sich nicht.

Im Coupé sah es bunt aus. Decken, Schachteln und Kleidungsstücke in wirrem Durcheinander, und oben im Netz eine Unmenge Blumen; große la France-Rosen, die jetzt einen ziemlich übernächtigten Eindruck machten.

„Du bist ja ganz wach. Warum stehst Du nicht auf?" fuhr Hildegard ungeduldig fort.

„Sind Papa und Mama schon auf?"

„Schlafen bombenfeste. Ich langweile mich entsetzlich draußen, und von der Gegend ist nichts zu sehn."

„Hilde, das kommt von dem frühen Aufstehn. Ich bleibe liegen bis München, dann ins Hotel, und dann ein Bad — ah!"

Hildegard warf sich auf das andere Lager.

„Glaubst Du, Reni, daß Herr von Schlicht uns nachreisen wird?" Sie deutete auf die Rosen.

„Möglich," antwortete Irene lakonisch.

„Reni, wirst Du ihm auch einen Korb geben?"

„Nein. Ich werde ihn selbstverständlich heiraten."

„Ach was, das denkt man immer, und nachher ziehen die Unglücksleute mit ihrem Riesenkorb weinend wieder ab. Das wäre nun schon Dein dritter Korb seit einem halben Jahr. Doch eigentlich famos."

„Hilde, — warum gibst Du niemand einen, wenn Du's so famos findest?"

Hilde richtete sich wütend auf.

„Das ist es ja gerade. Weil mir nie einer angeboten wird. Es ist rätselhaft genug. Und was für Göhren heiraten! Ich bin doch nicht bucklig, und Papa hat in Masse Geld, und nun bin ich schon zwanzig Jahr! Na, Papa und Mama werden noch was erleben. Ich warne Euch. Ich brenne noch mit einem Künstler durch; mit Hans zum Beispiel. — Glaubst Du, daß wir ihn bald sehen werden in München?"

Irene wandte den Kopf gegen die Wand.

„Der gute Junge," sagte sie spöttisch.

„Guter Junge? Er ist ein großes Tier jetzt, Irene. Hast Du Gabrielens letzten Brief nicht gelesen und die Kritiken, die sie mitschickte? Na, überhaupt. Die ganze Welt weiß, daß er ein großer Künstler jetzt ist. Das steht fest."

„Ja, wenn die Welt so etwas feststellt, dann ist es ja allerdings unumstößlich. — Er hätte noch viel schneller vorwärts kommen können, wenn er gewollt hätte."

„Ach Du meinst noch immer die Geschichte mit dem ‚Salon'? Das hat mir eigentlich riesig imponiert damals. Ich möchte zu gern wissen, ob er jetzt in München ist. Wie amüsant, wenn wir sie da alle wieder träfen, Otto und Bodo, zu amüsant."

„Seit wann nennst Du Dich denn auch mit Passau und Finzenthal bei Namen?"

„O, lala, Finzenthal ist ja so lang, daß man dreimal zwischen jeder Silbe gähnen kann; gerade so langweilig, wie der brave Bildhauer selbst. Was für riesige Finger er hat; Passau hat vornehme Nägel, und Bodo ist ein entzückender Name."

„Ach Hilde, sieh doch mal wieder aus dem Fenster. — — Ich glaube, wir sind bald da."

„Meinst Du?" Sie sprang ans Fenster, und Irene lehnte sich wieder still zurück.

Auch sie bewegte der Gedanke sehr, die Künstlerfreunde in München wiederzutreffen. Sie hatte keinen von ihnen wiedergesehen, seit den nun verflossenen vier Jahren, und sie war noch immer von Zorn erfüllt gegen beide, die sich damals, nach ihrer Ansicht, so wenig ritterlich und wohlerzogen benommen hatten. Sie hatte auch nie von ihnen direkt wieder gehört. Passau war der treueste gewesen; er hatte sie in Berlin besucht; hatte sie in sein Atelier geführt, sie um Rat gefragt, seine Werke betreffend. Er war jetzt ebenfalls nach München übergesiedelt und hatte Herrn und Frau von Potzinger vermocht, den Herbst und Winter einmal in München zu verleben, um dann im Frühjahr gemeinschaftlich nach Italien zu reisen.

Man schien sich jetzt wirklich dem Ziele zu nähern, jedenfalls winkte Hildegard eifrig vom Fenster her. Irene erhob sich, machte Toilette und trat dann heraus.

Der Nebel hatte sich zerteilt, und in der blau schimmernden Ferne tauchten die Türme von München auf. Irene schaute entzückt in die große Ebene hinaus. Eine große Sehnsucht nach Freiheit, nach wahrer Kunst und nach wahren Menschen durchflutete ihr Herz. Sie merkte plötzlich, wie sie gedarbt hatte in den letzten Jahren im Berliner Gesellschaftsleben und in den Sommermonaten an der See, mit den Ihrigen. München, die Kunststadt par excellence, lag jetzt vor ihren Augen so verheißungsvoll, so verlockend da. Ja, sie wollte wieder leben und nicht mehr vegetieren. Es war doch so schön gewesen in Paris mit den bösen, lustigen, unmanierlichen Jungen!

„Ödes Nest, dies München," sagte ihr Vater neben ihr. „Ist gar nichts gegen Berlin. Wie ruppig sieht alles aus. Mama hat Migräne, Kinder. Die Reise ist auch zu fatigant. Wir hätten nur mit dem Luxuszug fahren sollen."

Der Zug lief jetzt langsam in den Münchner Zentralbahnhof ein.

Frau von Potzinger, blaß und verstimmt,

trat aus ihrem Coupé. Eine verschlafene Kammerzofe wurde mit Decken, Handtaschen und Schirmen beladen, Herr von Potzinger fing an zu fluchen, weil er nicht gleich einen Gepäckträger sah, und Irene und Hildegard standen mit ihren la France-Rosen da. In diesem Augenblick trat Herr Passau, frisch und elegant, ans Coupé.

„Guten Tag, gnädige Frau, guten Tag, Fräulein Irene! Darf ich Ihnen gleich ein paar Blumen anbieten? Hier. Ich führe die Damen zum Wagen. — Jawohl, die Zimmer in den ‚Jahreszeiten' sind bestellt, alles in Ordnung. — So, hier. Bitte."

„Ein ganz angenehmer Kerl, dieser Passau!" murmelte Potzinger, seinen Damen zum Ausgang folgend. „Trotzdem er Künstler ist. Na, bei ihm ist es wohl mehr so 'ne vornehme Liebhaberei; er kann's sich ja auch leisten."

„Na, lieber Freund, heute abend holen Sie mich nur ab in Ihre berühmten Bräus. Meine Damen werden wohl heute nichts unternehmen, nicht wahr? Nein. Na also, auf heute abend, Herr Passau. — Kutscher los."

Nun waren sie in München. Die Tage gingen schnell dahin. Galerien wurden besucht und Theater und Konzerte, Visiten bei weitläufigen Bekannten gemacht, um in die Münchner Gesellschaft einzudringen, und Touren in die Umgebung. Damit war die Zeit völlig ausgefüllt. Von Hans und Otto keine Spur. Auch Passau hatte eine größere Arbeit vor und wenig Zeit.

Irene bemerkte zu ihrem eigenen Erstaunen, daß sie mit einer gewissen Nervosität bei jeder Straßenecke erwartete, Hans oder Otto gegenüberzustehen, und sie sollten ihr doch jetzt beide so gleichgültig sein. Sie hatte sich nicht einmal entschließen können, Passau nach ihnen zu fragen.

Da trat eines Tages Hildegard atemlos bei ihrer Schwester ein.

„Ich habe ihn gesehn —"

Irene saß am Klavier und blätterte in ihren Noten.

„Wen?" fragte sie, ohne sich umzusehn.

„Hans!" schrie Hildegard und warf sich in einen Sessel.

„Nun —. und?"

„Na — überhaupt, es ist gar nicht zu beschreiben; — aber wenn Du es Mama erzählst, so erzähle ich Dir nichts."

„Hilde, Du bist kindisch. — Ist Hans denn plötzlich ein Übermensch geworden?"

„Irene, bald so was. — Na, ich sage Dir. Bei Littauer an der Ecke, mit einem mal steht da so 'n komischer Mensch neben mir, — ganz elegant — beinahe sehr, versichere ich Dir; Hut sehr chik, ganz in Grau, und da gucken wir uns an, und da lachen wir beide. Es ist Hans!

„Hat der Mensch sich rausgemacht! Er könnte fast ein Leutnant in Zivil sein. Na, ich ging mit ihm, ich bin sogar in seinem Atelier gewesen. Und wenn Du denkst, daß das was Simples ist, irrst Du Dich riesig. Überhaupt 'ne Masse große Bilder, Vorhänge, Teppiche, ordentliche Möbel — — Ich bin einfach paff!"

Jetzt endlich stand Irene auf.

Sie verschränkte die Arme auf dem Rücken und ging langsam durch die Stube.

„Nun, — und?" fragte sie dann wieder lächelnd.

Hildegard sah sie zweifelnd an.

„Denk Dir, er hat uns schon zweimal gehen sehn. Ich fragte ihn, warum er uns nicht Guten Tag gesagt hätte. Er wurde verlegen und sagte dann: ‚Sie gingen mit Herrn Passau, glaube ich.' Ich platzte raus: ‚Denken Sie, er wäre mit Irene verlobt?' Er lachte auch so 'n bißchen komisch, weißt Du, und dann sagte er: ‚Warum nicht?' — Na, Irene, Du sagst ja gar nichts."

„Ihr seid alle beide unausstehliche Kindsköpfe," antwortete Irene mit eisiger Stimme.

„Ach Irene, er fragte mich auch, ob Du ihm noch so sehr zürntest; ich würde —"

„Ich würde an seiner Stelle dann kommen und um Entschuldigung bitten, anstatt den Leuten auf der Straße nachzugucken und dann Geschichten zu machen. Jetzt kommt mein Singlehrer gleich, bitte, geh zu den Eltern."

Einige Tage später, als die Schwestern Einkäufe machten, und durch die Heustraße kamen, sagte Hildegard plötzlich: „Hier oben ist sein Atelier."

„Wessen denn?"

„Na, Hans! — Wollen wir hinaufgehen?"

„Aber Hilde, was denkst Du?"

„Er hat Dir doch gestern so reizende Blumen geschickt. Ich glaube, er wagt nur nicht zu kommen. Schrieb er nicht auch so etwas ähnliches?"

„Na ja, ähnlich. Schließlich hat es ja auch wenig Sinn, pikiert zu sein, weil Hans Kamp keine Manieren hat. — Ist es in diesem Hause, sagst Du?"

„Ja hier. Komm, wir wollen seine Bilder sehen."

Sie stiegen vier Treppen hinan, enge, dunkle Treppen.

„Hier muß man klingeln," sagte Hilde, vor einer Tür stehen bleibend, an der „Frau Professor Schwieger" stand. „Bei der wohnt er; die ist zum Küssen, sage ich Dir."

„Aber Hilde!"

Die Tür öffnete sich, und eine alte, sehr ärmlich gekleidete Frau mit feinem Gesicht und großen, braunen Augen sah vorsichtig heraus und fragte mit tonloser Stimme, was die Damen wünschten.

„Ist Herr Kamp zu Hause?" fragte Hilde, die vollständig die Rolle der Führerin übernommen hatte.

„Er ist im Atelier oben. Klopfen Sie nur an."

„Wie geheimnisvoll sah sie aus," meinte Irene. „Sahst Du auch die kleine Stube mit den Oelbildern und dem alten Spinett?"

„O, ich bin drin gewesen; zauberhaft, sage ich Dir. Sie hat fünf Maler bei sich wohnen und nennt sie alle: meine Jungen. Und sie nennen sie mit großer Feierlichkeit ‚Frau Professor'. Dabei macht sie alle Stuben mit reine und kocht für sie. — Da. Diese Tür. Ich klopfe an."

Auf wiederholtes Klopfen ertönte keine Antwort, und dann wurde eine schwere Portiere zurückgeschlagen und Hans Kamp streckte seinen Kopf heraus. Er war sprachlos.

„Guten Tag," sagte Hildegard etwas verlegen.

Jetzt machte er die Tür weit auf. Er war nicht imstande, ein einziges Wort zu sagen.

Sie traten ein. Irene war auch stumm. Hans schob mechanisch einen Stuhl heran.

„Bitte," sagte er.

„Sie malen wohl gerade?" fragte jetzt Hilde neugierig.

„Ich — ich — komponiere gerade," antwortete er. Er hatte eine Riesenpalette und Pinsel in der Hand und einen Malerkittel an, dessen ganze Brustseite mit einer dicken Schicht Ölfarbe bedeckt war.

„Verzeihen Sie, aber ich will wenigstens eine Joppe anziehen." Er verschwand in ein Seitengemach.

„Sieht er nicht rasend interessant aus?" sagte Hilde stolz.

Irene stand vollständig fasziniert in dem graugrün ausgeschlagenen Raum, in den das Licht nur gedämpft von oben hereinfiel, und wo Bilder und Skizzen an den Wänden herumstanden und -hingen, die den unzweideutigen Stempel einer großen Künstlerschaft trugen, und wo gerade vor ihr eine Komposition stand über „Die Flucht nach Ägypten", wie sie kaum je etwas Schöneres gesehen hatte. Aber den merkwürdigsten Eindruck hatte ihr der Künstler selbst gemacht. War das Hans Kamp? Dieser gereifte Mann mit dem ruhigen, höflichen Wesen? War das ihr Hans, ihr Jugendfreund?

Da stand er wieder vor ihr. Jetzt bewegte er sich ganz frei, ganz sicher.

„Furchtbar aufregend, so'n Dings da," sagte er und zeigte auf die Komposition, dann war er ganz drin versunken, als hätte er die Damen vergessen.

„Gefällt es Ihnen?" wandte er sich plötzlich ernst an Irene.

„O, es ist schön!" antwortete sie aus tiefster Seele.

Er schrak zusammen beim Klang ihrer Stimme, und sein Gesicht wurde um einen Schein blasser. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Das freut mich. — Ich habe da gerade Rahmenproben stehn. Es muß etwas ganz Einfaches, Ruhiges sein. — Was meinen Sie zu diesem?"

„Ja, entschieden! Halten Sie es einmal dagegen. So, ich halte das Bild, so."

Sie hielt es ihm, und er lehnte den Rahmen dagegen, und trat dann zurück, um besser sehen zu können. Waren sie plötzlich wieder die alten Kameraden von früher?

Dann hielt er das Bild, und sie mußte begutachten.

„O!" rief Hilde dazwischen. „Nun zeigen Sie uns Ihre anderen Bilder. Wir können doch nicht immer das eine besehn."

Irene und Hans lachten.

„Wir stören Sie ja schändlich," sagte Irene.

„Sie — mich? O nein, Sie müssen alles sehn. Sehen Sie, nach dieser kleinen

Heideskizze habe ich schon viermal Bilder gemalt und verkauft."

„Es geht Ihnen überhaupt gut?" fragte sie mit weicher Stimme.

„Na und ob. Viel zu gut! Ich kann die Arbeit kaum schaffen. Und Ihnen, — geht es gut?"

„Danke, ja," antwortete sie leise.

Sie hatten die Rollen ausgetauscht. Wieder, wie bei ihrer Ankunft in München, überkam sie die Sehnsucht nach Freiheit. Sie wußte nicht recht, nach welcher Freiheit, denn sie hatte doch so ziemlich alles, was der Mensch haben kann, konnte auch tun und lassen, was sie wollte. War sie denn trotzdem gebunden? Wodurch? Woran? Sie wußte es selbst nicht, aber sie fühlte, daß ein großer Mangel in ihrem Leben war. Hatte Otto recht gehabt, sie zu bedauern?

„Wir müssen jetzt gehn, Hildegard," sagte sie.

Hans brachte sie bis an die Tür. Ihre Hand lag in der seinen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte er leise.

Er erhielt keine Antwort. Er sah den Damen nach, wie sie die Treppe hinuntergingen, ganz unten hörte er noch das Rauschen ihrer Gewänder und Hildegards Stimme, aber Irenes nicht mehr.

Am andern Morgen erhielt er einen kleinen Zettel von ihr.

„Kommen Sie doch heute abend, und machen Sie den Eltern Besuch. J."

Natürlich kam er.

Herr von Potzinger betrachtete ihn wie eine Art Weltwunder.

„Es ist mir ja vollständig schleierhaft, daß Du damals nicht vor die Hunde gekommen bist. Du hast eben einen kolossalen Dusel gehabt. Mensch, verdient hast Du es nicht; aber die Leute sagen es ja, daß Du jetzt was kannst. So soll denn alles vergessen sein! Na, bleib nur zum Abendessen hier."

Es war Hans wie ein Traum, daß er sich wieder im Potzingerschen Familienkreise befand, und es war ganz, als lägen keine Jahre und keine Lebensentscheidungen dazwischen. Sie kamen ihm alle ganz unverändert vor. Ging denn das Leben spurlos an ihnen vorüber?

Von Irene ging derselbe Zauber auf ihn aus, wie früher. Aber gleich in dem ersten Augenblicke, da er sie wiedersah, faßte er den eisernen Entschluß, sein Herz in die Hand zu nehmen und es fest darin zu behalten. Diese Liebe war der Traum seiner Jugend, den er wohl erst im Tode austräumen würde, aber weiter sollte sie und durfte sie auch nichts sein. Der Gedanke, ihre Liebe zu erringen, wie damals, als er jung war, lag ihm jetzt fern. Sie war die Wunderblume, die in seinem Leben blühte, in ihrem Bereich fühlte er sich beglückt, verzaubert. Aber er wollte auch nicht mehr nach ihrer Seele suchen, sich nicht mehr den Kopf zerbrechen über die Schroffheiten und Widersprüche in ihrem Charakter, denn er glaubte nicht mehr, daß er diese Seele hätte befreien können aus den Banden der Weltlichkeit und des Reichtums und der damit fast unlösbar verbundenen oberflächlichen Auffassung des Lebens. Er hatte ja seine Kunst. —

Potzingers stürzten sich in den Strudel der Vergnügungen, und Hans Kamp wurde, ehe er sich's versah, wieder in den Reigen mit hineingezogen. Herr von Potzinger hielt jetzt plötzlich große Stücke auf ihn, denn es zeigte sich sehr bald, welche Stellung Hans in München einnahm. Er war der gefeierte Mann des Tages, er verkaufte seine Arbeiten von der Staffelei weg. Kamp hier und Kamp da. Ja, ja es steckte doch was Tüchtiges in dem Jungen. Herr von Potzinger ließ mit Vergnügen durchblicken, daß er es gewesen, der das Genie des jungen Mannes entdeckt und ihm die ersten Studienjahre in Berlin verschafft hatte. Er hatte ja immer gewußt, daß der Kamp ein ganzer Mann war, aus dem noch mal was wurde!

Auf einem dieser Feste trafen auch Hans und Passau sich wieder.

Passau benahm sich durchaus gentlemanlike. Er sprach sich vollkommen mit Kamp, dessen Erfolge ihm kolossal imponierten, aus, und mit der Zeit entspann sich jetzt sogar ein ganz leidliches Verhältnis zwischen beiden. Passau hatte damals in Paris auch sein Lehrgeld zahlen müssen. Seine „Kollektion" war sehr schlecht rezensiert worden, das Terrain war ihm in Paris ungemütlich geworden, schließlich war er nach Berlin und dann nach München gegangen. Durch Kamps und Ottos Erfolge angestachelt, ar-

beitete er mit rastlosem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer. Seine ganze Richtung und Kunstauffassung war Hans in innerster Seele fremd, aber er mußte zugeben, daß Passau jetzt sehr Tüchtiges leistete, dieser ließ es auch weder an Mühe noch Mitteln fehlen, zum Ziele zu gelangen. Dank seines Reichtums, seiner liebenswürdigen Unverfrorenheit, holte er sich stets Rat bei den berühmten Meistern und wußte sich überall Zugang zu verschaffen. Sein Atelier in München war luxuriös und doch mit Geschmack eingerichtet. Viele Damen der vornehmen Welt ließen sich jetzt plötzlich von ihm malen; nur sein größter Wunsch, Irene zu malen, hatte sich bis jetzt noch nicht erfüllt. Sie wollte ihm unter keinen Umständen sitzen, trotzdem ihr seine Kunst sehr gefiel.

Im Dezember gaben Potzingers eine größere Festlichkeit.

Gegen hundert Menschen versammelten sich am späten Abend in den großen Festräumen der „Vier Jahreszeiten", die Herrn von Potzinger bei dieser Gelegenheit zur Verfügung gestellt waren.

Irene, in meergrüne Seide gekleidet, mit kostbaren Spitzen übersät, stand in ihrem Ankleidezimmer und wählte unter einem großen Strauß dunkelroter Rosen vorsichtig eine Knospe aus, die sie sich mit einer Diamantnadel vorn an der Brust befestigte. Hans hatte ihr die Rosen soeben geschickt, und sie hatte lachend zu Hildegard gesagt: „Jetzt kann ich ihm diese kleinen Scherze schon eher erlauben, als in Paris, da sich seine Vermögensverhältnisse so gebessert haben."

„Bist Du noch nicht fertig, Hilde?" rief sie in das Nebenzimmer hinein. „Die Menschen werden gleich alle anrücken."

„Ja, ich bin fertig," antwortete Hildegard und trat, ganz in Rosa, bei ihrer Schwester ein.

„Mir schickt doch niemand Blumen," sagte sie entrüstet, auf die Rosen deutend. „Du, Mama meinte eben, ob Hans auch im Frack kommen würde."

„Er weiß ja, daß es eine größere Festlichkeit ist; aber es wäre allerdings fatal —"

„Wenn er nur einen hat!"

„Nun, er kleidet sich doch jetzt ganz anders wie früher."

„Kinder," rief Frau von Potzinger, „geht hinunter, die Gäste zu empfangen. Ich bin noch nicht fertig, und der Papa wartet schon lange unten."

„Ja, Hilde, lauf schnell hinunter, ich bin noch nicht so weit."

Hildegard verschwand, eine Walzermelodie trällernd. Gleich darauf erschien sie atemlos wieder bei Irene.

„Rate, rate, wer ist da?"

„Nun?"

„Mit O fängt es an."

„Hilde, dummes Kind — Du meinst — Herrn Finzenthal — Otto?"

„Den Langweilpeter? Nein. Mitten im Saal stand tadellos, bildhübsch — Oskar von Schlicht. Denke Dir."

„Ach —"

„Irene, — ich an Deiner Stelle, — Du kriegst keinen Hübscheren, das steht fest."

„Still doch. Sei nicht kindisch."

„Irene, er sah reizend aus — Wenn er nun schon bei Papa angehalten hat. Sie standen da ganz allein."

„Das wäre fürchterlich; dann gehe ich erst hinunter, wenn andere da sind."

„Nein, komme jetzt mit, ich mag nicht immer allein —"

Man klopfte an.

Ein Diener erschien.

„Der gnädige Herr lassen die gnädigen Fräuleins dringend bitten, herunter zu kommen. Es wären sehr viele Herrschaften da."

Nun half es nichts mehr. Die Schwestern, die einen entzückenden Kontrast bildeten, die eine blond, frisch und blühend wie eine Rose, die andere mit dem dunklen Haar und dem wie Elfenbein schimmernden Teint, begaben sich zusammen hinunter und wurden gleich an der Tür des Saales von einem schlanken Dragonerleutnant begrüßt.

„Welche Überraschung," sagte Irene etwas kühl.

„Darf ich gleich um einen Tanz bitten?"

„Ach, ich habe noch gar keine Karte. — Guten Tag, Frau Geheimrätin! — Sie verzeihen, Herr von Schlicht —" und fort rauschte Irene.

Der Saal füllte sich mehr und mehr. Irene stand von Bekannten und Freunden umringt. Da drängte sich Hildegard zu ihr heran.

„Du, wir haben heute Glück. Er sieht aus wie ein Diplomat."

Irene hatte keine Zeit zu antworten,



Stilleben. Gemälde von [illegible]

da stand der Diplomat vor ihr. So sah er nun freilich keineswegs aus, sondern einfach wie ein freier, glücklicher Mensch, dem der Frack so gut saß, wie die Joppe, und aus dessen Augen Geist und Lebensfreude sprühten.

Er sah sie so entzückt an, daß eine leichte Röte ihr Hals und Wangen einen Augenblick bedeckte.

Jetzt setzte die Musik plötzlich mit einem rauschenden Galopp ein.

„Wollen wir eröffnen?" sagte Hans Kamp.

„Ja, gern," erwiderte sie freudig, und im nächsten Augenblick flogen sie in raschem Tempo davon.

Andere Paare folgten, und bald bot der Saal ein farbenprächtiges, buntes Bild.

In einer Fensternische standen jetzt Irene und Hans.

„Ich wußte garnicht, daß Sie solch flotter Tänzer wären."

„O, manchmal erfaßt mich eine wahre Leidenschaft zu tanzen. Für gewöhnlich habe ich ja nicht viel Zeit, und am liebsten tanze ich auch nach einer Harmonika oder Drehorgel und auf Volksfesten, so auch nach richtiger, gellender Dorfmusik. Ich habe letzthin so ein Erntefest im Hannoverschen mitgemacht. Ich sage Ihnen, was man da für Studien machen kann, was für Romane sich da vor einem abspielen, was für Bilder man sieht — elementar, grandios."

„Gewiß sehr interessant. Ich habe einmal bei Verwandten auf dem Lande auch einen Augenblick mit zugeschaut, aber mitmachen könnte ich so etwas nicht — Die stickige Luft, der Staub und Schmutz, die erhitzten Menschen —"

Hans starrte vor sich hin.

„Wenn dor een Pott mit Bohnen steiht
Ünd dor een Pott mit Brie —"

sang er halblaut, dann schlug er sich aufs Knie: „Bum, ist das schön!"

Irene lachte.

„Ihr Künstler habt alle etwas von großen Kindern," sagte sie und fügte leise hinzu: „Manchmal finde ich es beneidenswert."

„Herr Kamp, Sie erlauben?"

Sie wurde zu einer Extratour abgeholt.

Besser doch und seliger, ein „Kind" zu sein, als ein „Fräulein" oder ein „Herr", dachte Hans. Er summte die Walzermelodie „Les patineurs" mit, und fing an zu träumen. Nun brach die Musik ab, und er hatte während mehrerer Stunden kaum noch Gelegenheit, ein Wort mit Irene zu wechseln; aber beim Souper saß er ihr schräg gegenüber, und manchmal rief sie ihm ein Wort oder das andere zu.

Die Unterhaltung drehte sich an diesem Abend viel um Kunst. Ein großes Bild des bekannten Malers N. N. wurde besprochen, das momentan im Kunstverein ausgestellt war. Hans Kamp wurde von allen Seiten immer wieder angerufen und um seine Meinung gefragt. Irene sah mit Stolz und Staunen, wie sie alle an seinen Lippen hingen, wie er geachtet und bewundert wurde. Nun war er plötzlich in aller Stille so geworden, wie sie ihn sich immer erträumt hatte.

Hans Kamp, der große Heidemaler, der das unbekannte Land mit seinen wunderlichen alten Leuten, seinen Heidschnuckenherden und seiner ganzen, unermeßlichen Poesie so eigenartig, so kraftvoll wiederzugeben verstand, daß Publikum und Künstler vor diesen genialen Schöpfungen stehen blieben. Dabei war er so unheimlich produktiv und schüttete seine Schätze über die Welt aus, wie ein sprühendes Meer von Sternschnuppen.

„Es lebe die Kunst!" rief jetzt jemand, und „hoch! hoch! hoch!" schrieen alle.

Hans kam mit seinem Glas um den Tisch herum und stieß mit Irene an.

„Auf die Kunst," sagte sie ernst.

„Ja, die Kunst!" wiederholte er und hob sein Glas. Seine Hand zitterte ein wenig.

„Die Kunst!" wiederholte er noch einmal und blickte in den schäumenden, prickelnden Wein.

„Où nous buvons la mort
En regardant le ciel,"

und dann leerte er das Glas auf einen Zug. Alle umringten ihn und stießen mit ihm an.

„Warum sehen Sie plötzlich so furchtbar ernst aus?" fragte Irene, als sie nachher einen Augenblick neben ihm stand, während ihr Partner der Musik Aufträge erteilte.

Er seufzte tief.

„Weil es doch so furchtbar schwer ist, Künstler zu sein. Dieser fortwährende, aufreibende Kampf, dieses beständige Opfern,

Aufgeben und wieder von vorne anfangen, — das reibt einen auf, es verzehrt einen, und dabei diese Einsamkeiten."

Sie antwortete nicht gleich.

Er lächelte und fuhr fort: „Aber das muß so sein. Man muß ganz einsam sein können; ganz frei von allem, und dann strömt die Fülle auf einen ein. Dann erst kann man schaffen. Aber es ist furchtbar schwer und ernst."

Passau trat zu ihnen heran. Er hatte erst spät kommen können.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst," sagte er und klopfte Hans auf die Schulter. „Hat der große Mann Sorgen?"

„Herr Passau, tun Sie mir den Gefallen, und verschaffen Sie mir ein Glas Limonade —" bat Irene.

Er verbeugte sich stumm und zog sich mit einer gewissen Ostentation zurück.

„Ich muß Sie noch einen Augenblick sprechen, Hans. — Sagen Sie mir, woher das Gerücht entstanden ist, daß ich mit Herrn Passau —, daß wir verlobt wären?"

„Ich, ich — hörte auch davon," antwortete er stockend.

„Und Sie glaubten es?"

„Ich —; ja, ich dachte — ich — warum sollte es nicht möglich sein? — Sie —"

„Ich liebe meine Freiheit auch über alles," erwiderte sie schnell. „Wollen wir tanzen?"

Er sprang auf, und sie tanzten, und dann war er verschwunden und tanzte fast gar nicht mehr.

Im Kotillon brachte er ihr Blumen; nachher war Damenwahl, die Damen verteilten Veilchensträuße an die Herren, und Irene glitt mit ihrer seidenen, schillernden Schleppe quer durch den ganzen Saal und brachte dem Jugendfreunde Veilchen.

Dann war das Fest zu Ende. Hans Kamp ging mit langen Schritten nach Hause. Es war ein Uhr vorbei.

Die alte Professorin machte ihm eigenhändig auf, sie hatte gewärmten Kaffee für ihren Jungen, und er zog sich eine Joppe an und mußte ihr erzählen, und sie saßen noch lange in der kleinen, friedlichen Stube beisammen.

„Gott sei Dank, daß das Fest vorüber ist," sagte Hans und streichelte der Alten liebevoll die Hände. „Ich bin des Treibens müde." Und doch fand er keinen Schlaf. Die Veilchen von Irene Potzinger dufteten neben seinem Bett.

7. Kapitel.

Bei Potzingers wurde das erste Frühstück am nächsten Morgen sehr spät eingenommen. Irene erschien als letzte. Sie hatte nicht schlafen können.

Als sie sich dem Wohnzimmer näherte, hörte sie die laute Stimme ihres Vaters:

„Nein, nein, das können wir nicht erlauben. Er ist zu jung und —"

‚Schlicht', dachte Irene. ‚Ich habe ihn doch gestern so kühl behandelt.'

Sie trat rasch ein. Hildegard flog ihr weinend um den Hals.

„Irene — er — meint — mich."

„Wer — wer?"

„Oskar liebt mich, und ich liebe ihn glühend, und der Papa sagt —"

„Was sagt Papa?" fragte Irene ziemlich fassungslos, die Schwester noch immer im Arm haltend.

„Na, ich sage nur, die Kinder sind zu jung," mischte Herr von Potzinger sich begütigend dazwischen.

„Oskar sagt," fuhr Hildegard schluchzend fort: „Jung gefreit hat niemand gereut, und ich werde sonst noch alte Jungfer."

„Na, na, Hilde, ich werde mir den jungen Mann mal kommen lassen."

„O Papa, bitte gleich. — Irene, findest Du es denn nicht himmlisch?"

„Ja, himmlisch, Hilde."

„Daß ich mich nun noch vor Dir verlobe, ist doch zu amüsant. Hans hat es mir gestern schon prophezeit. Da kommt er übrigens. Hans, Hans —"

„Aber, Hilde, ich habe es noch gar nicht ordentlich mit Mama besprochen. Wir haben es noch nicht erlaubt."

„Doch, doch, Ihr erlaubt es, guter, lieber Papa. Und Hans ist mein Jugendfreund, mit dem muß ich es doch besprechen."

„Irene, empfange Du lieber den ‚Jugendfreund'," sagte Herr von Potzinger lachend. „Hilde und ich wollen zu Mama gehen."

Hans trat jetzt herein, und Hildegard fand noch Gelegenheit, ihm im Vorbeigehen zuzuflüstern: „Oskar und ich!" dann verschwand sie mit ihrem Vater.

Hans sah Irene fragend an.

„Sparen Sie Ihre Gratulation noch

drei Stunden auf," sagte sie nervös. „Wollen wir spazieren gehen?"

„Ja, gern."

Sie gingen über die Isarbrücke und an dem Maximilianeum vorbei, durch die Anlagen jenseits des Stromes. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Irene war beschäftigt mit der Verlobung ihrer Schwester und merkte es darum nicht, daß ihr Begleiter auch ernst und wortkarg neben ihr schritt.

Plötzlich sagte sie: „Sie sagten da gestern eine französische Strophe. Ist das auch aus einem Gedicht von Madeleine?"

„O nein."

„Was ist es denn?"

„Ach, — — es fiel mir so ein, ein kleines Gedicht."

„Sagen Sie es mir."

„Ach, ersparen Sie mir das. Ich weiß es nicht mehr genau."

„So? Wovon handelt es denn?"

„Von — — es ist ein Liebeslied; aber mir schien diese Strophe auch auf die Kunst zu passen."

„Sagen Sie mir die Strophe."

Hans schwieg.

Es war über Nacht ein leichter Schnee gefallen, der Weg war glatt und schlüpfrig. Sie konnten nicht immer nebeneinander gehen. Jetzt schritt sie ihm voran.

„Où nous buvons la mort,
En regardant le ciel,"

sagte er rasch und leise.

„Warum paßt das auf die Kunst?" antwortete sie leichthin. „Ich würde eher sagen: Où nous buvons la vie, en regardant le ciel. Nicht wahr?"

„Es ist doch immer ein Sterben dabei. Das Leben kommt nur aus dem Tode. Ein tägliches Sterben — —"

„Hans, ich finde diese Auffassung etwas krankhaft und kann sie nicht verstehen."

„Ich kann sie Ihnen auch nicht erklären."

Sie blieb stehen und sah ihn an.

„Ihr Freund Otto denkt gewiß nicht so. Nicht wahr?"

„Otto? Der, ja der ist wohl darin größer als ich. Er achtet den Tod gering, darum stirbt er leichter und lebt wohl — — glücklicher. Er braucht nicht so viel durchzumachen; das liegt in seinem Naturell. — Übrigens liegt er mir jetzt etwas auf dem Herzen. Darf ich mit Ihnen darüber sprechen?"

„Bitte," antwortete sie und lenkte rasch in einen kleinen, steilen Nebenpfad ein, den sie sehr eilig hinaufstieg. Er folgte langsam. Nun standen sie auf der Höhe.

„Ich — bin zu schnell gestiegen," sagte sie etwas atemlos. „Sehen Sie, mein Herz klopft ordentlich. Wie lange bleibt Ihr Freund eigentlich noch in Hannover?"

„Bis er seinen Auftrag — die Figur am Stadtbrunnen — erledigt hat; aber — Er ist jetzt in Lüneburg bei meiner Mutter, und nach seinem letzten Brief heute morgen — —"

„Wollen wir weitergehen?" unterbrach sie ihn. „Es ist auf der Höhe zu frisch. Hier diesen Weg. — Nun, was schreibt der Freund?"

„Ich bin überzeugt, daß er und Gabriele sich in den nächsten Tagen verloben werden."

„So?" antwortete Irene. „Es hagelt ja förmlich Verlobungen. Hilde auch —"

„Ja, es hagelt," wiederholte Hans.

„Wie unangenehm ist dieser Wind plötzlich." Sie hielt sich den Muff vor das Gesicht.

„Sie scheinen — — nicht sehr froh bei diesem Gedanken."

„Ottos Verlobung!" Er holte tief Atem. „Mit Ihnen kann ich ja ganz offen darüber sprechen. Sehn Sie, ich habe mich schon lange mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es so kommen würde, und ich bin ja auch ein Schuft, daß ich mich nicht rein freue, aber so'n Freund hergeben, — na!"

Er schlug mit dem Spazierstock durch die Luft. „Es wird ja auch so gehn." Eine Weile schwiegen beide.

„Wissen Sie," bemerkte sie plötzlich mit harter, fremder Stimme, „daß Ihr Freund zuletzt in Paris sehr wenig höflich gegen mich war?"

„Otto — hat mir davon erzählt. Er war tief betrübt darüber."

„Ich bin ihm fürchterlich." Sie lachte auf.

„O nein."

„O doch — — n'en parlons pas. Ich wünsche ihm Glück in der Ehe. — Wir vergessen ganz die Zeit. Wir müssen nach Hause eilen."

„Mir ist das kleine Lied wieder eingefallen. Darf ich es Ihnen noch sagen?"

„Ach — — jetzt sind wir schon wieder in der Stadt, nun ist die Stimmung hin. Ein andermal, Hans. — Was macht das Bild?“

„In drei Tagen geht es los. Dann werden sie mich alle morden und den Stab über mir brechen. Sie vielleicht auch.“

„Nein, ich weiß, daß ich es schön finden werde. Also in drei Tagen im Kunstverein. Nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Addio, Hans, addio. Auf heute abend.“

Während ihrer Abwesenheit war Herr von Schlicht bereits erschienen, und Irene fand ein strahlendes Brautpaar vor. Beim Frühstück wurde Sekt getrunken, und dann kamen verschiedene Bekannte, um sich nach dem Befinden der Herrschaften nach dem reizenden Fest zu erkundigen, und am Abend fand wieder ein größeres Diner statt, mit vielen Menschen. Es wurde wieder getanzt.

Während des Tanzens erhielt Irene ein kleines Billett von Hans. Otto habe ihm eben depeschiert, er wäre verlobt. Er wäre nicht mehr in der Stimmung, zu kommen. Irene zerriß das Billett langsam in kleine Stücke und war an diesem Abend heiterer und liebenswürdiger denn je.

In den nächsten Tagen sah sie nichts von Hans. Dann kam der Tag, an welchem sein großes Bild „Die Flucht nach Ägypten“ im Kunstverein ausgestellt wurde.

Irene rüstete sich gerade, um dorthin zu gehen, da trat Passau eilig bei ihr ein.

„Ich war da,“ sagte er. „Es ist grandios, fabelhaft. Die Menschen drängen sich schon, und es hängt erst vier Stunden. Es ist epochemachend. Kommen Sie mit? Der Kamp ist doch ein zu famoser Kerl.“

„Ich komme sofort mit,“ sagte sie erregt. Ihr Herz schwoll vor Freude und Spannung.

Als sie und Passau im Kunstverein zusammen den Saal betraten, in dem das Bild hing, sah Irene als erstes den jungen Künstler selbst vor seinem Werke stehen, neben ihm stand Bürger, einer der bekanntesten und berühmtesten Maler damals, und sprach auf ihn ein. Hans stand bescheiden und wie verträumt da.

„Können Sie hören, was Bürger sagt?“ flüsterte Irene ihrem Begleiter zu. Es war der Menschenmenge wegen unmöglich, näher heranzutreten.

„Ich sprach ihn schon heute morgen. Er sagt: Es ist einfach phänomenal; ja, ja, Kamp ist jetzt auf der Höhe seines Könnens.“

„Auf der Höhe,“ wiederholte Irene und sah wie gebannt den Jugendfreund an. Er war auf der Höhe, er hatte Herrliches geschaffen, er war ein großer Künstler. Sie sah ihn plötzlich mit ganz anderen Augen an; er kam ihr vor wie ein König unter allen anderen Menschen, und er war es ja auch. Er übertraf sie alle. Er war der große Kamp, und er war ihr Freund, was war sie gegen ihn?

Jetzt sah er sie plötzlich, und wie ein Leuchten ging es über sein Gesicht. Er ließ alle rechts und links stehen und kam auf sie zu und drückte ihr die Hand.

„Was sagen Sie, sind Sie befriedigt?“

Sie traten näher an das große Bild heran und sahen die heilige Familie durch das einsame Land fliehen in der Abendstunde, ehe die Sterne steigen. Es lag eine grenzenlose Einfachheit und Größe in dem Ganzen, und die Madonna und das schlafende Kind waren voll tiefer Poesie. Der Hauptreiz lag in der Stimmung der ganzen Landschaft. Irene kannte das Bild ja schon gut, aber so schön wie heute war es ihr noch nie erschienen. Etwas, was ihr noch nie geschehen war, geschah ihr in diesem Augenblick, vor diesem Kunstwerk. Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie schämte sich ihrer nicht. Stumm hielt sie ihm die Hand hin. Er sah sie bestürzt an.

„Kommen Sie heraus,“ bat er. „Ich ersticke hier.“

Man machte ihnen Platz, und sie fing all die bewundernden Blicke auf, die ihm galten, ihm, dem großen Künstler.

„Wo wollen wir hingehen?“ fragte sie beklommen.

„Ach, ich habe solche Sehnsucht nach Höhenluft. Ich möchte die Alpen sehen. Haben Sie Zeit? Wollen wir um die Theresienwiese gehn?“

Sie war einverstanden, und sie schritten rüstig aus. Den kalten Tagen war mildes, sonniges und klares Wetter gefolgt. Als sie an der Wiese angelangt waren, blieben sie stehen und sahen die schimmernden Spitzen der Schneeberge, und dann stiegen sie bergan und standen zu Füßen der großen einsamen Bavaria. Sie sprachen

nicht viel, nur Hans nahm manchmal seinen Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Es ist so warm, wir können uns einen Augenblick hier auf die Treppenstufen setzen," sagte Irene. Es war dort ganz einsam und menschenleer. Sie nahmen Platz und da er immer schwieg, fing sie wieder an und sagte: „Jetzt müssen Sie doch ganz, ganz glücklich sein."

Er antwortete nicht gleich. Dann sagte er: „Ja, wenn einem vergönnt wird, so etwas zu schaffen, das ist schön; aber der erste Gedanke, der Augenblick der Inspiration, das ist das Schönste."

„Sagen Sie nun heute auch noch, daß das ist, als tränken Sie den Tod?"

„Ja, ja! Denn man löst sich in diesem Augenblick gänzlich auf. Man gehört nicht mehr der Erde an. Es ist wie ein Vergehen."

„Und das Lied?"

Hans Kamp verschränkte die Arme über der Brust.

On m'a dit, que l'amour était une chimère,
Une fleur, qu'on effeuille,
Une étoile éphémère,
Un rêve sans retour,
Une coupe de fiel,
Où nous buvons la mort,
En regardant le ciel.

Je le sais! Et pourtant je te donne mon âme
Pour un regard de toi,
Pour un baiser de flamme,
Pour un doux souvenir.
Pour un triste avenir — — —

Ganz plötzlich brach seine Stimme, und er schlug die Hände vor das Gesicht.

Sie sah, wie der ganze Mann bebte, und plötzlich sagte er: „Irene, Irene, ich liebe Dich! O, Irene!"

Er sah sie nicht an und fuhr fort zu sprechen. Er hätte nicht anders gekonnt, er mußte es ihr sagen, ein einziges Mal. Er wußte es, daß sie ihn nicht liebte, sie sollte ihn auch gar nicht lieben, aber sein Herz würde springen, wenn er es ihr nicht einmal sagen dürfte, wie er sie liebte! Ja, wie er sie liebte!

Die ganze, jahrelang eingedämmte Leidenschaft brach jetzt hervor, und dann wurde er ganz still und ruhig. Er stand auf und sah gerade vor sich hin. Er nahm den Hut ab und sagte noch einmal: „Irene, ich liebe Dich!"

„Hans!" sagte sie kaum hörbar und streckte ihm die Hand entgegen.

Er wandte sich um und stürzte im nächsten Augenblick neben ihr in die Kniee. Sie sah ihn lächelnd an, ihre Augen schwammen in Tränen.

Sie nickte ganz leicht mit dem Kopf. Und Hans Kamp? Hans Kamp sah in den Himmel und vergaß, daß er den Tod dabei trank.

* * *

Und so wurde an diesem Nachmittage die zweite Verlobung im Potzingerschen Familienkreise gefeiert. Die Eltern waren etwas überrascht, aber mit Irene gaben sie von vornherein den Kampf auf; denn das Mädchen tat ja doch, was es wollte. Herr von Potzinger hatte im Grunde genommen nichts gegen die Partie. Hans war nun einmal „in der Mode" und auf dem besten Wege ein berühmter und reicher Mann zu werden.

Natürlich mußte er von nun an seine Preise verdoppeln, der Schwiegervater sagte ihm das auch, aber Hans verstand ihn wieder einmal gar nicht, sondern blickte ihn nur mit so strahlendem Gesicht an, daß selbst Herr von Potzinger für einen Moment in seinen Ermahnungen inne hielt und mit einem: „Na, na, mein Junge," ihm auf die Schulter klopfte. Es war auch ganz unmöglich, einem so verklärten Ausdruck, wie Hans ihn an seinem Verlobungstage hatte, zu widerstehen.

Erst spät abends ging er nach Hause durch die kalte, sternenhelle Winternacht... Er ging langsam, wie im Traum; er konnte sein Glück noch nicht fassen. Wie die Sterne funkelten und glitzerten.

‚Dies ist der schönste Tag meines Lebens!' dachte er.

In seiner Wohnung angekommen, ging er gleich ins Atelier hinauf. Er zündete mechanisch ein Licht an und blickte geistesabwesend um sich, dann trat er ans Fenster und sah hinaus.

‚O Gott,' sagte er sich, ‚das Herz muß mir ja springen. Es ist zu viel, es ist zu groß!' Dann setzte er sich hin und schrieb Irene einen langen Brief, immer wieder dasselbe, wie er sie liebte, wie er sie liebte. Er wußte gar nicht, was er machen sollte; er war vollständig fassungslos. An Schlafen war nicht zu denken; er fing an auf

und ab zu gehen. Die Bilder standen ihm im Wege, er drehte sie um und schob sie beiseite. „Otto!“ murmelte er. „Wo ist Otto?“ Und plötzlich ergriff ihn eine grenzenlose Sehnsucht nach dem Freunde. Er riß das Kursbuch vom Schrank herunter und sah in fieberhafter Eile die Züge nach. Es war bald Mitternacht; er konnte den Nachtexpreßzug nach dem Norden, 1,20, noch erreichen. Er konnte am Abend des nächsten Tages in Lüneburg eintreffen; dann den Sonntag dort zubringen und Montag Abend wieder in München sein.

Gedacht, getan. Er schrieb Irene einige Worte, packte das Notwendigste, stürzte zur Bahn, und dann saß er im Zuge, und die rasende Fahrt entsprach seinen Gefühlen, seiner Unruhe. Er konnte keinen Augenblick stillsitzen, und wie im Wirbelsturm durchkreuzten die Gedanken sein Hirn. ‚Liebte sie ihn? War er verlobt?‘ Er konnte es nicht fassen. Als der Morgen anfing zu dämmern, stand er am Fenster und sah hinaus, sah Länder und Städte an sich vorüberfliegen. Er sah die Sonne aufgehen und: ‚Irene,‘ dachte er, ‚Irene!‘ Er konnte gar nichts anderes und konnte nichts weiter denken, als nur ihren Namen, diesen über alles geliebten Namen, von dem sein Leben abhing. Er flüsterte ihn vor sich hin in den weichsten, zärtlichsten Tönen, er sagte ihn mit tiefster Andacht, wie sein größtes Heiligtum. Es gab kein anderes Wort, keinen anderen Gedanken, den er hätte fassen können.

Aus Morgen wurde Tag, ein leuchtender, kalter Wintertag. Und nun näherte er sich der Heimat, und nun war er bald in der Heide. Jetzt wurde das Land einsam, einzelne Kiefern waren zu sehen und Schnee, Schnee, nichts als Schnee.

Hans Kamp riß das Fenster herunter, seine Seele trank in durstigen Zügen die nordische, herbe Luft, und jetzt, bei der nächsten Station, hielt es ihn nicht mehr. Er warf den Rucksack über die Schultern und sprang aus dem Coupé. Er mußte durch die Heide wandern.

Die Heide im Winter!

So kannte er sie noch nicht, so grenzenlos einsam, tot und still. Der Weg war kaum zu finden. Seine Füße versanken im Schnee, und unter dem Schnee, da war totes Gestrüpp und wollte ihn umklammern. Er mußte sich mühsam weiterarbeiten. Weit und breit kein Ton, kein Laut.

Eine Schar Raben stieg jetzt krächzend aus einem Kieferndickicht auf. Hans hatte einen Hügel erklommen, er stand still und blickte um sich. Zu seinen Füßen lag ein umgestürzter Fichtenstamm, die knorrigen Äste wie in ohnmächtiger Wut in die Erde gegraben, schwer mit Schnee bedeckt.

„Wie furchtbar ist dies!“ sagte er unwillkürlich. Sollte er umkehren? Nein, nur weiter, er kannte die Richtung, die er innehalten mußte, und er hatte ein Gefühl, als müßte er durch, ja, als hätte er solch einen schweren Kampf nötig, um dem Sturm der Gefühle, der in seinem Innern tobte, etwas entgegen zu setzen, wenn auch nur eine körperliche Anstrengung. So wanderte er weiter durch tiefe Täler und über steile Höhen, und immer nur das tote, weiße, endlose Land zu seinen Füßen. Ein Stormsches Lied begleitete ihn auf Schritt und Tritt und verflocht sich mit seinen Gedanken:

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.
Brauende Nebel geistern umher.
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer!
Wär' ich nur hier nicht gegangen im Mai.
Leben und Liebe, wie flog es vorbei!

Wieder blieb er stehen.

„Mein Gott, mein Gott!“ murmelte er. „Ich will doch aber leben und lieben, gerade jetzt! — — Irene, Irene!“

Es sollte ein Jauchzer werden, aber es wurde ein Schrei, und nirgends kam ein Widerhall. Alles wie gebannt im Tode.

Hans Kamp fing an zu laufen. Er setzte in großen Sprüngen über Stämme, Gestein und Gestrüpp weg, und jetzt endlich, nach vierstündiger Wanderung, sah er am Horizont die Spitze eines Kirchturmes auftauchen hinter dem dunklen Saum des Waldes. Er dachte gar nichts mehr, als nur weiter, weiter, nur dieser furchtbaren Einsamkeit entrinnen.

Nach zwei Stunden erreichte er das Dorf, und von dort fuhr er mit der Post bis zur nächsten Bahnstation. Vollständig ermattet und halb krank vor Aufregung erreichte er abends zehn Uhr Lüneburg. Bei der Wohnung seiner Mutter angelangt, umwanderte er nach alter Gewohnheit das Haus und betrat die Küche. Es war nie-

mand dort. Er schritt über die kleine Diele. Die Tür zum Wohnzimmer war angelehnt, und da sah er sie alle sitzen, seine Mutter im Lehnstuhl, das Strickzeug war ihrer Hand entfallen, sie schlief. Und auf dem Sofa saß Otto, in seinen Armen Gabriele, die den Kopf an seine Schulter lehnte. Sie flüsterten miteinander, sie waren glücklich.

Hans hatte plötzlich das Gefühl, als müßte er wieder umkehren und fortlaufen, als zöge es ihn magisch wieder in das große weiße Grab da draußen.

„Otto!" rief er laut und wie entsetzt. Im nächsten Augenblick lag er an der Brust des Freundes, sein Körper bebte.

„Otto!" stammelte er. „Otto!"

„Junge! Was ist es?" fragte Otto ernst. „Komm, fasse Dich."

Beim Klange der geliebten Stimme fiel es Hans wie ein Alp von der Seele. Er nahm sich gewaltsam zusammen, er lächelte: „Ich bin verlobt!" sagte er.

Sie starrten ihn sprachlos an, als verständen sie ihn nicht.

„Ja," sagte er und machte sich von Otto los. „Gestern nachmittag haben wir uns verlobt."

„Mit wem, mein Sohn?" fragte die Pastorin mit zitternder Stimme. Sie hatte sich sehr erschrocken und setzte sich auf den nächsten Stuhl.

Jetzt endlich kam Leben in Ottos Gestalt.

„Junge! Mensch! Ist es wahr?" Er faßte ihn bei den Schultern.

„Ja," sagte Hans noch einmal.

Noch niemand hatte ihren Namen genannt.

„Irene!" sagte Otto jetzt, als spräche er im Traum.

„Irene," antwortete Hans, und als er ihren Namen aussprach, da kam es wieder über ihn, das große, unaussprechliche Glück. Er sank neben seiner Mutter in die Knie, seine Tränen fielen auf ihre Hände. Er war vollständig außer sich.

„Mutter! Mutter!" stammelte er. „Sie liebt mich!"

Als er sich endlich beruhigt hatte, mußte er ihnen erzählen, wie es gekommen war. Aber unbegreiflich, es lag wie ein Bann über ihnen allen; und die Freude wollte nicht recht zum Durchbruch kommen, trotzdem sie ihm alle herzlich und laut gratulierten.

Dann, in später Nacht standen Otto und Hans sich allein gegenüber.

Otto war die Kehle wie zugeschnürt, er dachte, das Herz müßte ihm springen von all dem, was er dem Freunde sagen wollte, sagen mußte. Aber es war alles so banal, so überflüssig, so wertlos.

„Nun sind wir beide glücklich," sagte er endlich.

„Ich hätte es nie gedacht!" antwortete Hans einfach. Sie saßen sich gegenüber an einem brennenden Kaminfeuer. Es war zwei Uhr in der Nacht. Otto rauchte eine kurze Pfeife; Hans stützte die Arme auf die Kniee und blickte ins Feuer. Die Kuckucksuhr an der Wand tickte laut. Eine Stunde verging ihnen so. Otto blickte den Freund an. Sollte er fragen: ‚Liebt sie Dich denn wirklich?' Mein Gott! Wenn sie ihn genommen hatte! Welche Frage! Sollte er ihn warnen, ihm Reden halten über das wahre Glück des Lebens, das, wie er meinte, Hans durch Irene Potzinger nicht zuteil werden konnte. Sollte er ihm das sagen, in diesem Augenblick, wo er selbst verlobt war und sich sein warmes Nest bauen wollte, ohne den Jugendfreund? Es war ausgeschlossen. Er brauchte auch Hans nur anzusehen, so wußte er, daß jedes Abraten vollständig aussichtslos war. Er kannte ihn zu genau und die entsetzliche Zähigkeit seines Herzens, wenn er einmal liebte. Sie schwiegen beide lange.

„Nun treiben wir scheinbar auseinander," sagte Otto, „aber ich denke, unsere Freundschaft — —"

„Wird alles überdauern," fiel Hans ein. Jetzt sahen sie sich an, und dann gaben sie sich die Hand, stumm und fest.

„Gute Nacht," sagte Hans, „ich glaube, ich habe Schlaf ziemlich nötig."

Arm in Arm schritten sie hinauf. Hans schlief diese Nacht wie ein Toter, während Otto sich ruhelos auf seinem Lager herumwarf und vergebens versuchte, eine Schar von quälenden, furchtbaren Gedanken mit klaren, zwingenden Vernunftgründen und Tatsachen zu bekämpfen.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Die Pastorin ging mit Gabriele und Otto zur Kirche; Hans lag noch erschöpft im Bette, und neben ihm saß Trinamutter und redete auf ihren „ollen Lütten" ein.

„Nee, nee, doch! Dat Du friген wist,

so'n olle lütten Dämelack, as Du büst, un kiek mal, Jung. Ik will ehr jo leew hebb'n, wenn se di leew hett, awersten — — —"

„Awersten, se hett mi leew," antwortete Hans glückselig.

„Na, dat will ik ok meenen, awersten, wenn se man bloß nich so riek wär. De rieken Lüd hebbt ümmer son lütten Splin un sünd männigmol ori dösköppi dobi. Is ni wohr?"

„Na ja, awersten ik bün de rieke Mann. Hörst Du wull? Un ik will dusentmillionen Dahler verdeenen un Du kriegst een Drüttel af."

„O mei, o mei," Trinamutter schlug sich aufs Knie. „Dat schall een Leben war'n, un Din Kinners, de will ik grottrecken, hörst Du wull? Du versteist dor doch nix von, min oll Söten, un wat din Brut is, düsse Lüd sünd ja all hüt to vörnehm, um sik um ehre Kinner to bekümmern. Ne, denn verlat di man up mi, denn kam ik an; un nu slop man noch'n beeten, Kind. Muttern is noch in' ne Kark."

„Ach, Trinamudder, Du büst doch de eenzge, richtge Minsch up de Welt."

„Na, na, de annern Lüd wöll'n doch ok leben, awersten, dor hest Du recht, dat giwwt 'n ganzen Barg Schapsköpp up de Welt."

Am Nachmittag hatte Hans noch ein langes Gespräch mit seiner Mutter, und die alte Frau überzeugte sich doch mehr und mehr davon, daß ihr Sohn so glücklich war, wie ein Mensch nur sein kann, dem die große Frage seines Lebens mit einem „Ja" beantwortet ist.

Sie schrieb mit unsicherer Hand einige Liebesworte an Irene und gab ihm ein schwarzes Medaillon mit einer Perle in der Mitte, das ein Kinderbild und Löckchen von Hans enthielt, für sie mit.

Am Abend brachten Gabriele und Otto Hans wieder an die Bahn.

„Auf Wiedersehen in München, Otto. Wann kommst Du? Bald?"

„O nein, noch lange nicht," sagte Jella, Ottos Arm an sich drückend. „Noch gönne ich ihn seiner Arbeit nicht wieder, noch will ich ihn haben."

Otto blickte lächelnd in ihr Gesicht. Sie waren so ineinander versunken, daß sie nicht merkten, wie der Zug sich in Bewegung setzte, und überhörten Hansens letzte Abschiedsworte.

„O, da fährt er hin," sagte Jella erschrocken, und nun winkten beide mit den Taschentüchern. Hans winkte wieder; ein halb wehmütiges Lächeln zuckte über sein Gesicht. Der Abschied von Otto wurde ihm schwer, aber dann ergriff ihn eine fieberhafte Unruhe, eine unsagbare Sehnsucht nach Irene. Was bedeutete es, daß schon zwei Tage verstrichen waren, ohne daß er sie gesehen hatte? Was bedeutete diese ganze wahnsinnige Reise überhaupt? O Gott, wenn sie gestorben wäre! Er war wie außer sich. Endlos war ja die Reise, aber endlich, am Montag abend, kam er an, warf sich in eine Droschke und fuhr ins Hotel „Vier Jahreszeiten".

Er sprang in raschen Sätzen die Treppe hinauf und klopfte an die Tür des gemeinschaftlichen Salons. Stimmengewirr drang ihm entgegen. Zufällig war es Herr von Potzinger selbst, der ihm öffnete. Er blickte Hans zornig an, machte die Tür hinter sich zu und lud ihn mit einer Handbewegung ein, ihm in sein Zimmer zu folgen.

„Mein Freund," sagte er dann mit erregter Stimme, „das darf nicht wieder passieren. Das ist keine Manier."

Er ließ sich in einen Sessel fallen und seine Finger spielten mit der dicken, goldenen Uhrkette, die auf der weißen Weste glänzte. Er hatte die Beine übereinander geschlagen. Hans blickte auf den breiten Fuß im Lackschuh und die rotseidenen Strümpfe. Er vermied es, seinen Schwiegervater anzusehen, und erwiderte befangen: „Ich war in Lüneburg bei den Meinen."

„Na ja, Lüneburg. Ganz schön; aber so etwas bespricht man vorher mit uns, verstanden? Anstatt so auszukneifen und seine Braut zu plantieren, he! Die Gratulationsvisiten strömten heute, und der Herr Bräutigam fehlte. Mein Junge, so etwas ist in unserm Stande nicht Sitte; der gute Ton verlangt noch ganz andere Sachen und — Du willst mir doch nicht weis machen, daß Du für einen Tag nach Lüneburg gefahren bist? Kolossale Verschwendung außerdem! — Ne, mein Junge. Benimm Dich wie ein Gentleman oder —"

Hans überhörte die letzten Worte und sagte mit Anstrengung: „Ich hatte es Irene doch geschrieben!"



Stilleben, gemalt von G. G. [illegible]

[illegible]

„Diesen Brief hat sie Sonntag morgen bekommen, nachdem wir am Sonnabend hinschicken mußten, weil Du nicht kamst. Mein Lieber, sie ist empört. Nun gehe nur nach Hause und komme morgen und entschuldige Dich, hörst Du?"

„Kann ich Irene nicht sehen?"

„Mensch! — — Es sind Gäste bei uns, Du bist in sehr — — mangelhafter Toilette. In diesem Aufzuge macht man nicht spät abends bei Damen Visite."

Eine Tür ging. Eine Schleppe rauschte. Irene stand in der Tür.. Hans starrte sie an wie gebannt.

„Na, Kinder, für heut abends ist's nun alle. Komm, Irene. Hans wird sich morgen bei Dir entschuldigen."

Irene streifte ihren Verlobten mit einem sonderbaren Blick.

„Papa," sagte sie dann, „geh nur zu den Gästen; ich werde die Strafpredigt übernehmen, so — — laß uns allein, Papa! Ich komme gleich nach."

Sie waren allein.

„Hans," begann sie. Er sah sie so verzweifelt an, daß sie rasch seinen Kopf zwischen ihre Hände nahm und ihn küßte.

„Ich verzeihe Dir nur, weil Du der große, große Kamp bist, und weil Dein Bild heute morgen verkauft ist."

„Ich liebe Dich," antwortete er.

„So? Und lässest mich hier drei Tage allein und reisest zu Deinem — Otto —. Höre, Hans! Diese fürchterliche Freundschaft mit Otto muß jetzt aufhören; ich dulde keinen Rivalen! — Hast Du mich eigentlich verstanden? Dein Bild ist verkauft!"

„Verkauft?" wiederholte er gleichgültig. „Komm, laß uns noch einen Augenblick hier sitzen. — Irene, ich dachte neulich, das Glück würde mich töten. Ich mußte fort, mich fassen. Ich bin durch die Heide gelaufen und — —. Ich kann es noch immer nicht fassen, daß Du — — — Irene, liebst Du mich denn?"

Sie hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt; jetzt sprang sie plötzlich auf.

„Der Papa kommt."

Er hielt ihre Hand fest.

„Liebst Du mich?"

„Liebchen," sagte sie, „hätte ich Dich sonst genommen?"

„Nein, nein, aber laß es mich noch einmal hören."

„Nun ja, man muß Dich wohl lieb haben, Hans."

„Man ist nicht ich. Sage es mir ein einziges Mal."

„Eh bien," sagte sie plötzlich, sich zurückbiegend, „et si je ne veux pas?"

Er schwieg, er war sehr blaß.

„Du bist zu, zu schön," antwortete er und küßte ihre Hände wieder und wieder.

Sie sah ihn erstaunt an.

„Und Du bist zu, zu — — — merkwürdig. Nun gibt er sich auch ohne das übliche ‚ich liebe Dich' zufrieden, nicht wahr?"

„Ja," antwortete er tapfer.

„Du verdrehter Mensch, Du!" Sie stand dicht vor ihm, eine Hand auf seine Schulter gelegt. „Was sagte Deine Mutter?"

„Hier ist ein Brief und so'n kleines Dings, weißt Du. Sie schickt Dir ihre Grüße und ihren Segen und — —"

„Jetzt muß ich fort," rief sie plötzlich. „Gute Nacht, gute Nacht. Oh chéri, Du zerdrückst meine Toilette. — — Also auf morgen!"

In dieser Nacht hatte Hans einen seltsamen Traum. Er lag in der Heide begraben. Er war nicht gestorben, aber er war ganz allein, gänzlich verlassen. Er hatte keine Kunst, er hatte keine Braut, er hatte keinen Freund mehr. Er war ganz einsam und lag verzaubert unter der blühenden Heide. Die Jahre fluteten dahin wie ein Strom, dessen Rauschen er in der Ferne hörte, und das Heidekraut wuchs und hüllte ihn ein, und es begrub ihn und hing über ihm wie ein leuchtendes, rotes Dach und blühte und blühte — — —

Zweiter Teil.

8. Kapitel.

Otto Finzenthal an Gabriele Kamp.

München, im März 19..

Mein geliebtes Herz!

Endlich komme ich dazu, Dir einmal wieder in Ruhe zu schreiben. Es gab so viel zu tun die letzte Zeit, daß Du schon mit meinen kurzen Grüßen fürlieb nehmen mußtest. Ich weiß aber, daß Deine ganze Sehnsucht danach steht, endlich einmal ordentlich von Hans und Irene zu hören; nur wollte ich selbst erst zur Klarheit dar-

über kommen, ehe ich schrieb. Ja, was ist Klarheit, was ist Wahrheit? Ein Menschenherz ist nie ganz zu ergründen, und wohl am wenigsten solche Charaktere wie Irene, von denen man den einen Tag denkt, sie sind abgrundtief und leidenschaftlich, und den nächsten Tag sagt man: kalt wie Eis, berechnend, oberflächlich. Aber ich will ordentlich erzählen. Als ich das Brautpaar zum erstenmal sah, war mein erster Eindruck: sie sind glücklich. Daß er sie mehr liebt, wie sie ihn, ist ja keine Frage. Sie behandelt mich mit eisiger Kälte. Ich glaube, sie wird mir niemals diese Geschichte in Paris verzeihen. Eine Dame kann so etwas wohl auch nie verzeihen. Ich wurde dann gleich von Potzingers zum Essen geladen. Es war recht prüfungsvoll. Die beiden Brautpaare waren nur mit sich beschäftigt, und ich mußte mit möglichster Fassung Potzingers Kunstgequatsche und Frau von Potzingers Aussteuersorgen für zwei Töchter mit anhören. Gleich nach Tisch zog Irene ihren Hans mit sich fort in die andere Stube. Ich glaube wahrhaftig, sie ist auch noch eifersüchtig auf mich. Ich sah beide nicht wieder an diesem Abend. Das andere Brautpaar hat in seiner harmlosen, oberflächlichen Glückseligkeit etwas Wohltuendes dagegen. Hans kommt mir schweigsamer vor denn je, und Irene — was sie selbst „in high spirits" nennt. Na, hoffentlich läuft die Sache gut ab.

Mit unserm Glück ist natürlich kein anderes zu vergleichen, kleine Jella, nicht wahr? Ich suche schon immer eine passende Wohnung für uns. Das Glück ist ja nicht auszumalen, wenn wir erst zusammen in unserer eigenen Häuslichkeit sind. Denke doch —: Aber verzeihe, die Augen fallen mir zu. Du weißt, daß es mir nicht gegeben ist, all das Liebe, Zärtliche, was ich Dir sagen möchte, in Worte zu fassen. — — Ich fasse es alles zusammen in einen einzigen Kuß, den ich Dir jetzt in Gedanken auf Deine — — meine Lippen drücke.

Dein Otto.

München, Ende März.

Meine Jella!

Die letzten Tage konnte ich Dir ja immer nur einen kurzen Liebesgruß schicken, heute habe ich etwas mehr Zeit. Meine Jella, schlecht, wie Du schreibst, ist Irene nicht. Da hast Du mich falsch verstanden. Im Gegenteil, ich glaube immer noch, daß alle Möglichkeiten in ihr liegen, und gerade gestern habe ich mich überzeugt, daß ihr Hans doch über alles geht. Sie hat mal wieder gesungen, himmlisch, sage ich Dir. Sie wollte erst nicht. Sie und Hans kamen ziemlich heftig darüber aneinander. Ich verhielt mich ganz passiv und war aufs äußerste gespannt, wer von beiden siegen würde. Plötzlich sah sie mich an, ich mag sie wohl etwas kühl und spöttisch angesehen haben. Jedenfalls traf mich ein Blick, schneidend sage ich Dir, und dann plötzlich saß sie am Flügel und sang. Na, es war einfach rasend. Eine solche Leidenschaft kann doch nicht lügen, sagte ich mir. Hans war ganz hin, glaube ich, er saß totenblaß da. Nachher ging sie direkt auf ihn los und küßte ihn so heftig, daß ich — daß mir — — —

Mir ist es ja unfaßlich, wie man in Gegenwart anderer so zärtlich miteinander sein kann, und es fuhr mir durch den Sinn, wie aufregend es sein muß, mit ihr verlobt zu sein, und überhaupt, einen solchen Charakter zu lieben. Donnerwetter, ein hartes Stück. Gott sei Dank, meine Jella, daß Du so bist, wie Du bist. Aber Hans' Schicksal geht mir so an die Seele, als wäre es mein eigenes. Ihn selbst kriege ich übrigens jetzt gar nicht zu sehen. Er ist ganz „verpotzingert". Ich vermisse ihn, aber — — ich kann warten.

Ich selbst bin jetzt sehr hingenommen von einer schwierigen Arbeit, von der ich Dir aber nichts erzählen kann, weil — — nun weil! O.

31. März.

Geliebte!

Deine Briefe sind mein ganzes Lebensglück. Du brauchst Dich wirklich nicht so um Deinen kleinen Bruder zu sorgen, mein Herz; er ist ja doch momentan der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Man muß es wenigstens annehmen. Ich habe ihn jetzt übrigens vier ganze Tage nicht gesehen; er sagte neulich, er arbeite. Ich möchte wissen, was! Ich will heute nachmittag einmal hin und die Wahrheit ergründen.

Mein Brief blieb gestern liegen. Ich war also bei Hans und traf ihn leider

wieder nicht allein. Sein heiliges, stilles Atelier sieht jetzt amüsant aus. In der Mitte steht ein großer Flügel. Als ich hereinkam, sang sie wieder, und er begleitete. Eine alte, lange, dünne Engländerin, die Potzingers sich als Chaperonne gemietet haben, und die die beiden Brautpaare abwechselnd hüten muß, saß am Fenster und häkelte. Auf mein Klopfen öffnete niemand; so ging ich hinein, und niemand bemerkte mich erst. Hans muß übrigens fleißig in der letzten Zeit Klavier gespielt haben, daß er es so wieder kann. Sie sang „Komm aus der engen Stadt," und erst als ich Bravo sagte, bemerkten sie mich.

Es ist keine rechte Freude bei unserm Verkehr; ich bin ihr in der Seele zuwider, Hans fühlt das auch, infolgedessen ist er nervös, und ich, da ich doch nicht mein Leben damit zubringen kann, Irene Potzinger wegen einer Beleidigung täglich dreimal um Verzeihung zu bitten, — ich bin kühl, ich übe Kritik, — kurz: die Karre geht nicht! Schade.

Geht es Dir und Mutter auch gut? Schreibe mir bald und so oft Du irgend kannst. Ich vergehe vor Sehnsucht und oft ist eine Unruhe in mir nach Dir, nach Deiner friedlichen, geliebten und stärkenden Gegenwart. O Jella, verlasse mich nur nie, nie!

5. April.

Denke Dir, mein Herz, gestern, nachdem ich ihn acht Tage überhaupt nicht gesehen, trat Hans bei mir ein.

„Lebst Du noch?" entfuhr es mir. Er wurde heftig. „Mein Gott, ich bin nun doch einmal verlobt, und Du solltest doch wissen — —"

„Wie geht's Dir denn?" Er sah mich nicht an. ‚Er will also nicht,' dachte ich. Auch gut.

„Ich arbeite, et vous?"

„Na, ich komme nicht viel dazu. Das Leben ist zu —"

„Zu schön dazu! Nicht wahr?" fiel ich ein.

Er hatte sich in einen Sessel geworfen, den Kopf in die Hände vergraben, seine Lieblingsposition.

„Zu schön!" wiederholte er, und das sagte er dann wieder so rührend, daß mir das Herz schmolz. So'n heißes, glühendes Herz, wie der Junge hat. Ich werde wohl große Geduld mit ihm haben müssen. Und dabei hat er wieder ganz seine hilflose Art wie früher. Ich brauche ihn eben nur anzusehen, so denke ich: ich muß ihn retten! Aber wovor?

Wir sprachen so allerlei, und einmal sagte ich so hin: „Du weißt, daß ich Dir immer helfe, wenn Du mich mal brauchst." Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen.

„Ich bin vollkommen glücklich. Ich weiß nicht, wie Du darauf kommst, daß ich hilfsbedürftig wäre!"

Es ist so merkwürdig, wenn man jahrelang so intim gewesen ist wie er und ich, und dann plötzlich so ein rätselhaftes Etwas zwischen einen kommt. Es ist kaum in Worte zu fassen, aber es ist da. Ich wollte, Potzingers wären erst fort, und ich hätte den Kleinen wieder etwas für mich. Warum er so wenig Zeit für mich hat, begreife ich ja doch nicht, wenigstens, wenn ich mich in seine Lage versetze. Na — — abwarten.

Er forderte mich dann noch auf, zu ihm ins Atelier zu kommen und seine letzte Arbeit zu sehen.

„Ich dachte, Du kämest gar nicht zum Arbeiten," meinte ich.

„Ach, weißt Du, ich muß doch was verdienen," sagte er.

„Ja, Hans, so'n Brautstand ist kostspielig." „Donnerwetter, ja, Otto." Das war mal wieder der alte Ton. Ich knüpfte gleich dran an. „Wann wolltest Du eigentlich heiraten?"

Er versenkte sich in den Anblick meiner ersten Komposition des „Wanderer", die er so auswendig kennt, wie seine Hosentasche, aber es schien ihm eine neue Offenbarung.

„Ach Du, vorläufig nicht. — Wir wollen ja bauen."

„Nanu? Das läßt sich hören. Wann? Wie? Wo? Warum?"

„Ja, ihr Traum ist eine Villa am Starnberger See. Wir zeichnen schon unentwegt alles auf."

„Ja, aber darum könnt Ihr doch heiraten!"

„Nein, wir wollen gleich in die Villa ziehen."

„Ach so, gleich in die Villa."

Ich weiß nicht, diese Art von ihm lähmt mich vollständig. Ich möchte ihn packen, ihn

schütteln, ihn durchprügeln, aber er gehört eben nicht mehr mir.

Jella, Du willst es, daß ich Dir so genau schreibe; er ist ja unser beider Sorgenkind. Diese Briefe kannst Du ja Mutter ruhig zu lesen geben. Ich lege noch einen Extrazettel ein, der nur für Dich ist. Du verstehst schon! Dein Otto.

10. April 19 . .

Mein Herz!

Gestern war ich in seinem Atelier. Er hat eine große Heidelandschaft gemalt, und ich sah es auf den ersten Blick: er hat sie absichtlich gemalt, d. h. er will ein großes Ausstellungsobjekt haben, das die Augen auf sich lenkt und ihm rasch ein paar Tausende einbringt, die ihm helfen, um Irene mit Blumen, oder Gott weiß was, zu überschütten. Ich war im ersten Augenblick so außer mir, daß ich hätte heulen mögen, und ein „Du Schweinehund!" entfuhr mir. Ich kriegte einen wahren Schrecken; der Mensch wurde totenblaß, er bebte vor Wut.

„Na na," sagte ich rasch. „Nichts für ungut. Aber ich meine, solche Sachen dürftest Du doch gar nicht mehr machen."

„Ich muß aber Geld verdienen," antwortete er zwischen den Zähnen. „Das kannst Du nicht verstehen."

„Jawohl, Geld verdienen! Aber auf unrechtmäßige Weise!"

„Otto!" schrie er mich an.

„Ja, Hans," antwortete ich fest. Die Sache war nun einmal ins Rollen gekommen und nicht mehr zu stoppen.

„Wenn Du anfängst solche Sachen zu malen, solche Reklameschinken, dann bist Du verloren. Natürlich verkaufst Du's — vielleicht noch zwei, drei solche, und dann sitzt Du fest. Sollte das da — — fertig sein?"

„Ja," antwortete er.

Die Tür ging auf, und „sie" rauschte und duftete herein. Miß Perdick hinterdrein. Hans ging ihr entgegen; er durfte ihren Handschuh an die Lippen führen und einen Augenblick ihren Schleier an seiner Backe fühlen. Ich erhielt einen leichten „Nick", und dann ging sie direkt auf das Bild los.

„Famos!" rief sie. „Famos! Wie herrlich groß ist es. Das sind doch noch Farben, die den Leuten in die Augen stechen werden. Das leuchtende Gelb von der Birke und das prachtvolle Rot von der Heide! Du, das ist eine Farbensymphonie. Kann es bald ausgestellt werden?"

„Es ist noch nicht trocken," murmelte er, und dann mit einiger Anstrengung: „Otto findet es nicht gut."

„Ach — so!" sagte sie.

Was in diesem „Ach so" alles lag — es läßt sich nicht beschreiben. Ach so, Otto, der dumme Otto, der verrückte Otto, der überspannte, pedantische Otto, der es eine Schande findet, wenn einer mal was macht, was uns armen Laien doch auch Spaß macht, so recht was Buntes, Lustiges; der egoistische Otto, der uns nur den Erfolg nicht gönnt, der Dich mir überhaupt nicht gönnt und der . Na, warte, Du elender Bildhauer, Du! Das alles stand so ungefähr auf ihrem Gesicht geschrieben, als sie mir jetzt mit vollendeter Liebenswürdigkeit sagte: „Herr Finzenthal, Sie finden es nicht gut? Sie wissen, daß Sie über den großen Kamp sprechen?" Sie legte einen Arm um seinen Hals und ließ den großen Kamp an ihren Veilchen riechen.

‚Lat Di ni verblüffen,' sagte ich mir und trat noch einmal vor das Bild.

Dann sagte ich mit möglichster Fassung: „Das Gelb und das Rot machen sich gegenseitig tot."

„Es war aber in der Natur so," sagte Hans.

„Nun ja, das glaube ich, aber nicht jede Stimmung und nicht jedes Farbenspiel ist malerisch."

„Können Sie das nun als Bildhauer so genau beurteilen?" fragte sie kindlich.

Ich sah Hans an, er sprang nicht für mich ein, und in demselben Augenblick sagte ich mir, daß, wenn ihm mein Urteil wertlos ist, der ganze Kampf ja sinnlos war.

„Ich finde, er kann besser malen, als dies hier," sagte ich, „aber schließlich ist ja alles Geschmacksache." Den Schweinehund hat er wenigstens weg, dachte ich, und dann empfahl ich mich. Mein Himmel! Laß doch die Leute machen, was sie wollen! Irene hat ja Geld, und Irene hat er ja jetzt. Wenn seine Kunst dabei vor die Hunde geht, wird's ihm wohl wurscht sein. Es ist ihm jedenfalls das Wichtigste, daß er in ihren Augen der große Kamp ist. Natürlich wird das schief gehen, denn in dem Sinne groß, wie sie ihn haben möchte, wird

er es niemals werden. Je größer die Welt ihn macht und je mehr er sich dem Tanz um das goldene Kalb anschließt, desto ärmer wird er werden. Gott helfe ihm durch!

Addio carissima. O.

Im Juni.

Geliebte!

Du fragst mich in Deinem letzten Brief, warum ich seit Wochen nichts von Hans schrieb; nun, ich habe da eben einen festen Entschluß gefaßt. Ich will mich über dieses Thema nicht mehr aufregen und, weißt Du, wir können ja bei der ganzen Sache auch gar nichts machen. Was wollen wir auch eigentlich? Sie sind verlobt, sie sind glücklich, sie werden reich und berühmt sein. Er hat Euch ja auch selbst geschrieben, daß die Heidesache, die ich damals so schlecht fand, dann doch bald ausgestellt wurde und daß die Neue Pinakothek sie für 10 000 M. ankaufte, und wie die Kritik in den höchsten Tönen schwelgte über die neue, interessante Manier ihres Götterlieblings Kamp. Also, was willst Du? Ich kann über das bloße Wort „Manier" in Tobsucht verfallen, aber — dann habe ich eben Tobsucht, und die Welt geht weiter, und an der Natur wird gesündigt, daß einem übel und krank werden könnte. Die Wahrheit wird verachtet, und mit pikanten Effekten wird kokettiert. Und wenn ich denke, wie Hans noch in Paris außer sich war über diese Kunstrichtung, wenn ich seine alten Arbeiten sehe, und sehe, wie er jetzt oberflächlich malt, und wie dann diese Affen von Menschen vor dem neuesten „Kamp" stehen, den er in ein paar Tagen heruntergeschmiert hat, ohne Saft und Kraft, und der in meinen Augen als anständige Untermalung noch gelten könnte, aber der dann von Potzingers & Co., ehe er noch knapp trocken ist, in die Ausstellung gehetzt wird, und dann da bezahlt und beklatscht wird von dieser Art Leuten. Ne, ich mag bald nicht mehr arbeiten; es wird einem alles verleidet. Er soll jetzt nachmittags immer Besuch in seinem Atelier haben. Er wird gefeiert wie ein König; aber über was für ein Reich herrscht er denn? Es ist eben gar nicht zu sagen, wie furchtbar ansteckend diese Atmosphäre von Weltlichkeit, Genuß- und Ruhmsucht ist, in der er jetzt lebt. Er hatte doch diesem Götzen abgeschworen, und nun dient er ihm mehr denn je. Die Villa wird gebaut und soll idyllisch werden. Ich versuche vergeblich, mir meinen Kleinen in diesen Prachträumen vorzustellen.

Des Abends bin ich manchmal bei Potzingers, aber da ist immer große Gesellschaft. Irene ist jetzt sehr höflich gegen mich. Merkwürdig!

So, da hast Du eine Kampiade. Heute abend füge ich noch einen Liebesgruß hinzu. Bis dahin D. O.

15. Juni 19 . .

Denke Dir, mein Herz, welch eine Zumutung! Ich schrieb Dir doch schon, daß Irene so merkwürdig nett gegen mich war in der letzten Zeit. Gestern abend lotste sie mich in ihr Boudoir, und nach einigem Hin und Her kam sie dann mit ihrer „großen Bitte" heraus. Ich soll ihren Kopf modellieren für Hans! Sie wollen nächsten Monat abreisen, und es soll eine Ueberraschung sein. Kurz, ich kann Dir sagen, Dein Otto stand da, wie — — (ein Esel ist nichts dagegen) — — das dümmste Beest von der Sorte muß noch listig ausgesehen haben gegen mich in dem Augenblick. Na, ich stand da, verlegen, einfach verlegen wie ein Backfisch.

„Ich — habe leider keine Zeit," sagte ich dann blöde; aber Ausreden gab's nicht. Ich mußte schließlich fast wieder grob werden und komme mir heute vor, wie ein richtiger Held, daß ich es abgeschlagen habe. Ich Irene modellieren! Sie kommt mir immer vor, wie — — ja, wie soll ich sagen, — — alle Vergleiche sind so banal, wie eine „allerliebste Delila"? Ja, ja. Das mag schon passen, denn seit er in ihrer Hand ist, fehlt ihm die Kraft zum Schaffen. O, du verrückte Welt! D. O.

Ende Juni.

Meine Zella!

Ich freue mich, daß Du so damit einverstanden warst, daß ich Irenes Bitte abgeschlagen hatte, aber nun wird es doch wohl anders kommen. Sie läßt nicht los, und gestern hat sie mir einen wunderhübschen Brief geschrieben und — ich sagte mir plötzlich: Warum soll ich es eigentlich nicht tun? Und merkwürdig, seit ich diesen Gedanken faßte, reizt es mich plötzlich, ihn auszuführen. Der Künstler erwacht in mir, sie hat einen klassischen Kopf, das Oval ist

schön. Es könnte schon famos werden, und sie hat ja eigentlich recht, ich könnte doch wirklich Hans diese Freude machen. Nun, wir wollen sehn.

Im September komme ich zu Euch, Jella, und ehe der Winter einzieht, halten wir Hochzeit, nicht wahr? Ach, könnten Hans und Irene doch einmal so glücklich werden, wie wir es schon jetzt sind, meine Geliebte; aber ich habe immer das Gefühl, als ob unser Glück auf ganz anderem, sicherem Grunde ruhte. Nur der Tod könnte uns trennen, sonst nichts, nichts. Lebewohl! Ce soir encore un petit mot d'amour. O.

25. Juni.

Geliebte!

Ich muß Dir gleich schreiben, wie es mir mit Irene weiter geht. Also: sehr contre cœur — trotz aller Lust — sagte ich „ja", und fragte, wann ich sie erwarten dürfte. Am anderen Tage, so in der Mittagszeit, ich arbeitete noch, höre ich denn in dem kleinen Garten vor meinem Atelier einen Skandal, als ob sämtliche Spatzen in dem alten Efeu am Hause vis à vis verrückt geworden wären. Darauf klopft es bei mir, und ich mache wütend auf: Familie Potzinger! En gros und en détail! Tableau!

Mutter, Vater, Töchter, Perdick, Schlicht, der kleine Kerl, auch mit dabei, zwei kläffende Pinscher, die süßen Lieblinge von Hilde. Kurz, hunderttausend Menschen! war mein erstes Gefühl. Ich weiß nicht, diesen Potzingers gegenüber verläßt mich aller Mannesmut; sie sind so intensiv, so 'ne vollständig unüberwindliche Flotte, daß mir, wenn sie anrücken, das Herz einfach in die Hosentasche und aus der Hosentasche herausfällt.

Ich hatte weder die Kraft, ihnen die Tür vor der Nase zuzumachen, noch sie zu bitten, näher zu treten. Es ist auch alles belanglos bei ihnen. Sie traten eben ein, und dann ging es auch gleich los. Ich wollte also Irenes Kopf modellieren, herrlich! Aber wie? Welche Haltung? Welche Frisur? Hildegard fragte, ob mit Hut. Papa Potzinger fragte, ob es nicht jetzt gleich losgehen könnte; sie wollten alle zugucken. Ich stammelte etwas von Tee oder Wein, trotzdem ich keines von beiden hatte, aber ich war eben hilflos wie ein Wickelkind. Irene rettete schließlich die Situation, indem sie mir mit einem sehr hübschen Ausdruck dankte, daß ich eingewilligt hätte, und sie hätten nur fragen wollen, wann es losgehen sollte. Ich sagte in meiner Angst: „Bitte morgen, aber Sie müssen allein kommen." „Das werden die Eltern nicht erlauben!" „Ach so!"

Es ist zu dumm; immer dieser Anstand, der gewahrt werden muß! Stell Dir vor, ich wurde einen Moment ganz rot vor Ärger. „Lassen Sie mich nur machen," fuhr sie unbeirrt fort, „und zeigen Sie Papa jetzt Ihre Sachen. Er ist heute sehr guter Laune und kauft Ihnen gewiß etwas ab!" Ich verbeugte mich, um doch etwas zu tun. Reizend, nicht wahr? Weil Vater Potzinger zufällig bei Laune war, konnte so 'n armer Künstler mal wieder Glück haben; wie? Der Kerl hatte denn auch wirklich die Dreistigkeit, meine „Psyche" zu — — wie soll ich sagen? — — zu entwürdigen durch ein: „Scharmantes Figürchen." Wenn der Mann etwa gewagt hätte, mir eine Bestellung zu erteilen in diesem Augenblick, ich hätte, weiß Gott, Psychen durchs Fenster geschlendert, und im Geiste hörte ich schon ordentlich den herrlichen, wohltuenden Krach, das entsetzte Gekreisch der Damen. Ich sah einen Sprühregen von Glassplittern auf die Pfannkuchen und Gewächshäuser von Hüten, die sie auf den Köpfen hatten, heruntersausen, ich hörte Täcki und Pucki kläffen und — ich war ganz enttäuscht, daß sie mir schließlich keine Veranlassung gaben, etwas kaput zu schmeißen, sondern daß die Visite ebenso normal und unausstehlich verlief, wie solche Visiten von Potzingers & Co. verlaufen müssen.

Also morgen um elf kommt sie. Nun — in Bereitschaft sein ist alles

Ever yours O.

1. Juli.

Geliebte!

Ich konnte die letzten Tage nicht schreiben, habe Geduld mit mir, einzig Geliebte; aber die Arbeit regt mich so namenlos auf. Ich bin jetzt schon dankbarer, als ich sagen kann, daß ich es übernommen habe. Alle Götter, ist das ein feiner Kopf! Und endlich einmal nach jemand zu arbeiten, der nicht den stumpfsinnigen Modell-

ausdruck hat, sondern diese Märchen- oder Nixenaugen. Es ist — — es regt mich entsetzlich auf, wie gesagt, und dabei ist es so schwer; und weißt Du — — ach, ich schreibe wohl dummes Zeug. Ich bin so todmüde, ich habe mich heut gänzlich verausgabt.

Siehst Du, mein Herz, es ist keine kleine Sache, einen Künstler zu heiraten. Wenn dann der Raptus über ihn kommt — — Grüße Muttern schön und danke Trinamutter für den famosen Kuchen. Oder schrieb ich das schon? Erkältet euch man nicht, der Juni ist so unnatürlich kalt dies Jahr. Gute Nacht, gute Nacht! O.

5. Juli.

Meine Zella!

Nun will ich Dir ordentlich von meiner Arbeit erzählen, da Du es wünschst. Aber weißt Du, wenn man so arbeitet wie ich die letzten Tage, dann ist das Briefeschreiben fast unmöglich. Nicht, daß ich Dir nicht jede Sekunde alle meine Erlebnisse und Gedanken mitteilen möchte! Aber das positive Schreiben erfordert eine Kraftanstrengung, die Finger sind an andere Dinge gewöhnt. Also Du willst, ich soll „vorne anfangen". Gut. Also von vorn an:

Sie kam am nächsten Morgen nach der Familienvisite mit Miß Perdick an. Letztere wurde mit einem Schmöker in eine möglichst entfernte Ecke plaziert. Sie sagte nicht viel, also ist sie unschädlich. Übrigens, fast meine größte Freude bei der Sache ist die, daß mir Irene so ausnehmend gefällt. Es scheint wirklich, als wäre doch noch etwas an ihr „kennen zu lernen". Sie war absolut natürlich, und so strahlend bei dem Gedanken, daß ihr Hans mit dieser Arbeit überrascht werden soll. Eine große Geheimniskrämerei ist ins Werk gesetzt. Ich bin „verreist" für einige Zeit, sie hat Aussteuerbesorgungen täglich von elf bis ein Uhr, an denen er sich nicht beteiligen darf. Außerdem muß er seine Landschaft für die Fürstin Fugger noch einmal malen. Sie spricht unausgesetzt von ihm, während ich um sie herumpendele, wie die Erde um die Sonne. Man muß eben als Bildhauer so entsetzlich neugierig sein, und ich muß diesen wunderbar geformten Kopf von allen Seiten studieren. Das erstemal war sie starr über mich. Sie hatte sich das doch ganz anders gedacht, aber sie hat ein lebhaftes Interesse für alles, und schön ist sie — — unser Hans ist doch ein schneidiger, kleiner Kerl. Das muß man sagen. Weißt Du, es ist doch für uns alle von größter Wichtigkeit, daß ich sie so kennen lerne. Wer weiß, ob wir nicht die Vornierten sind, und Hans in aller Stille das große Los gezogen hat.

Morgen mehr.

Dein Otto.

15. Juli.

Geliebte!

Denke Dir, die vorigen Tage ging die Arbeit so flott, und nun ist Miß Perdick, das schändliche alte Huhn, krank geworden. Den nächsten Tag trat Irene mit Mutter und Schwester an. Ich dachte erst, ich müßte das Unvermeidliche mit Würde tragen, aber es war nicht zu schaffen. Die guten Leute schwatzten unausgesetzt, und was für Zeugs! Sie hatten eine Gesellschaft mitgemacht, und nun mußte noch einmal genau nachgerechnet werden, wieviel Personen da gewesen waren, ob achtundzwanzig oder dreißig. Heftige Streitfrage. Alle Namen wurden aufgezählt, dann die Toiletten, dann das Menu, und wie sie glücklich beim Eis angekommen waren, riß mir die Geduld. Ich Esel! Nicht wahr? Ich hatte ja bloß noch den Käse und das Obst auszuhalten, dann wären wir „durch" gewesen. Aber Mutter Potzinger wollte nicht glauben, daß es mehrere Sorten Eis gegeben hätte, und betonte unentwegt: Zu mir ist aber nur das Kaffeeeis gekommen. Da verließ mich alles Eis der Selbstbeherrschung, und ich sagte heftig: Himbeereis oder Kaffeeeis, ich kann so nicht arbeiten. Sofort erhob das alte Potzingerweib sich zu seiner vollen Höhe und Würde.

„Herr Finzenthal, ich muß doch wirklich bitten, sich — — ein wenig — — rücksichtsvoller zu benehmen. Ich bin eine alte Frau."

„Verzeihung," stotterte ich. ‚Olles Kamel,' dachte ich.

Stell Dir vor, sie waren pikiert! Irene machte ein halb verlegenes, halb eigensinniges Gesicht, das ihr entzückend stand; aber da Mutter beleidigt war, so hielt sie es wohl auch für ihre Pflicht beleidigt zu sein, trotzdem sie, glaube ich, keinen

Teut um ihre ganze Familie gibt. Aber die gute Erziehung verlangt eben in erster Linie Rücksicht vor allen anderen Leuten, und dabei sind oft diese wohlerzogenen Leute von einer brutalen Rücksichtslosigkeit gegen andere, und merkwürdigerweise gerade gegen Künstler. Ich habe das schon so oft erlebt, und ich möchte nur wissen, was Hans für ein Gesicht gemacht hätte, wenn er dabei gewesen wäre. Oder leidet er auch schon so an Wohlerzogenheitswahnsinn, daß er gesagt hätte: „Aber Otto, meine Schwiegermutter ist so etwas nicht gewöhnt."

So etwas! So etwas!

Als die Tür sich hinter Pozingers schloß und ich allein vor meinem Machwerk stand, habe ich die Nase, die schon recht gut war, platt gedrückt, den Mund weit geöffnet, eine Zigarette reingesteckt, ihr meinen Hut auf den Kopp gestülpt und ihr gesagt: „So, mein Fräulein, nun pfeifen Sie sich eins."

Nun kann ich morgen von neuem anfangen! Ich komme mit diesem Kopf nie durch; das weiß ich schon heute.

Jetzt darfst Du mir für alle Dummheiten, die ich mache, ein paar ordentliche Ohrfeigen geben. Ach, das Leben ist zu verrückt! Die Kunst dito! Nur die Liebe hat Berechtigung — ne trouvez-vous pas?

O.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Geschichte.

Von

Georg Busse-Palma.

Wir waren Kinder und spielten
In Häslein bis zum Knie.
Im Garten bei dem Balkenhaus
Trug uns die Schaukel ab und auf,
Mich und die kleine Marie.

Wir waren Kinder und spielten
Und küßten uns dann und wann.
„Wenn wir erst größer sind" — dachten,
Sagten wir uns und lachten —,
„Werden wir Frau und Mann!"

Heut sah ich Maria wieder,
Die lange schon gefreit.
Ihr Töchterlein zählt zehn Jahre
Und schaukelt mit wehendem Haare
Sich wie Mama derzeit.

Daneben der Nachbarsjunge,
Er schaut sie an und lacht.
Er stiehlt ihr Birnen zum essen
Und küßt sie und wird sie vergessen,
Wie es die Alten gemacht.

Die süße, dumme Geschichte!
So früh hebt sie schon an!
Kaum ward man selbst vernünftig,
Probiert sich schon für künftig
Klein-Hühnchen und Klein-Hahn! —

Felix Willmann



Am Meer. Gemälde von Victor Gilsoul-Brüssel.

Goya.

Von

Dr. Richard Oertel.

Mit zwei Einschaltbildern und sechsundzwanzig Textabbildungen.

Der spanische Künstler, der während des letzten Jahres durch besondere Ausstellungen in London, Berlin und Wien eingeführt wurde und nun anch seinen Einzug in das Berliner Museum gehalten hat, war bisher außerhalb seines Heimatlandes fast ganz unbekannt. In den Museen und Privatgalerien Deutschlands, Österreichs, Englands und Italiens war er nirgends vertreten, und selbst der an Bildern seiner Zeit fast überreiche Louvre besitzt nur ein einziges Gemälde von ihm, weil die napoleonischen Kommissare, die die Bilderräubereien in den besiegten Staaten zu besorgen hatten, seine Bedeutung nicht erkannten. Wer Goya kennen lernen will, muß nach Spanien gehen, wo sich, überall zerstreut, einige 700 Bilder von ihm befinden mögen. Obwohl zweifellos der hervorragendste spanische Künstler des XVIII. Jahrhunderts und einer der bedeutendsten des Landes für alle Zeiten, hat Goya doch von Anfang an das Schicksal gehabt, seinen Ruf auf die Heimatgrenzen beschränkt zu sehen. Was daran schuld war, kann hier gleichgültig sein; ob es an den unseligen Zeitverhältnissen lag, den Revolutionsgreueln und Kriegsnöten, ob Goyas Name verdunkelt wurde durch die berühmteren Zeitgenossen in England und Frankreich, oder ob die künstlerische Abgeschlossenheit seines Landes und die spanische Eigenart des Meisters verantwortlich zu machen ist: genug, im übrigen Europa wurde Goya erst lange nach seinem Tode, sozusagen, entdeckt, und zwar durch die französische Kunstforschung, die, zuerst durch Th. Gautier, zu Anfang der vierziger Jahre des XIX. Jahrhunderts auf seine Radierungen und Lithographien aufmerksam machte. Als Maler dagegen beginnt er diesseits der Pyrenäen erst in neuester Zeit hervorzutreten, wo es die „moderne Richtung“ war, die ihn auf den Schild hob, weil sie glaubte, in ihm einen ihrer ersten Vorläufer erblicken zu dürfen.

Francisco Goya wurde 1746 als Sohn einfacher Landleute in einem ärmlichen Dorfe von Aragonien geboren. Bereits in den frühesten Knabenjahren scheint er in die Anfangsgründe der Malerei eingeführt worden zu sein, denn es steht fest, daß er schon, bevor er in die Welt ging, in der Pfarrkirche des Dorfes einen Vorhang in Fresko und auf die Tür des Sakramentshäuschens ein Madonnenbild in Öl gemalt hat. Natürlich waren diese Versuche sehr bescheidener Art. Als Goya über ein halbes Jahrhundert später auf der Höhe des Schaffens sein Heimatdorf wieder aufsuchte, fand er die ersten schüchternen Malereien seiner Knabenzeit noch unberührt vor: aber er schämte sich ihrer und leugnete die Vaterschaft energisch ab.

Immerhin scheinen Goyas frühzeitige Anlagen derartig ermutigend gewesen zu sein, daß sich sein Vater entschloß, den Knaben etwa in seinem dreizehnten Jahre nach



Abb. 1. Selbstbildnis Goyas.
Gemälde in der Akademie von San Fernando zu Madrid.



Abb. 2. Der Herbst. Karton für einen Gobelin. Im Pradomuseum zu Madrid.

fachen Liebeleien in Ungelegenheiten. Das Geld zur Reise nach Italien soll er sich dadurch verschafft haben, daß er sich auf der Wanderung nach dem Hafenplatz kurz entschlossen als Stierfechter verdang. In Rom trieb er es beinahe noch ärger. Während er seinen Landsleuten sorgsam aus dem Wege ging, stürzte er sich in das Gewühl des römischen Volkes. Wunderliche Geschichten werden erzählt, die sich indessen nicht alle, da mündliche Überlieferung wohl das Ihre dazu tat, auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen lassen. Zu Goyas hitzigem, streitsüchtigem Charakter, seinen wilden Leidenschaften, seiner Spottlust und seiner Empfänglichkeit für weibliche Reize passen sie allerdings ausgezeichnet, wie ihn auch der Ruf, den er in Saragossa und Madrid zurückgelassen hatte, durch seine ganze Jugend, ja, wenn man will, abgeschwächt durch sein ganzes ferneres Leben begleitet. Noch in späten

Saragossa zu schicken, wo ihn der Maler José de Luzan Martinez in seine Werkstatt aufnahm. Bereits zu dieser Zeit verriet Goya ein überschäumendes, exzentrisches Naturell, das sein gutmütiger Lehrer mit allen Kräften zu bändigen versuchte. Im Jahre 1765 finden wir Goya in Madrid und einige Jahre später in Italien. Dem Anschein nach ist er beide Male nicht ganz freiwillig gegangen. Seine leidenschaftliche Natur, seine Keckheit und das Bewußtsein von Körperkraft verwickelten ihn in Händel jeder Art. In Saragossa war er bei allen Raufereien und Lustbarkeiten der erste gewesen, bis ihm schließlich der Boden zu heiß wurde, als ein nächtlicher Streit ein blutiges Ende genommen hatte. In Madrid hatte er das abenteuerliche Leben fortgesetzt, aber auch hier verstrickten ihn die übermütigen Streiche und die viel-

Jahren konnte man ihn leidenschaftlich dem Stierkampf folgen sehen oder ausgelassen beim kreisenden Becher finden, und in Liebesabenteuer, wie in Duelle mit Nebenbuhlern war er noch verwickelt, als das Alter schon sein Haar zu bleichen begann und körperliches Leiden ihn mit Verbitterung erfüllte. Jene Eigenschaften gehörten zu seinem Wesen, er ist sie nie losgeworden.

Von Goyas Studien ist aus diesen Jugendjahren nur wenig bekannt. Offenbar hat er „mehr mit den Augen wie mit den Händen" gearbeitet, und es ist sicher nur ein Ergebnis so hingebrachter Lehrjahre, daß er, sobald er überhaupt etwas tat, zunächst nur Szenen aus dem Volksleben zur Darstellung brachte, die sein schnell erfassender Blick behalten und die seine stürmische Jugend meist wohl selbst mit erlebt hatte. Das Straßenleben Roms mit seinen

damaligen unendlich malerischen Reizen, den Karossen des Adels und der Prälaten, den Mönchen und Bettlern, den Maultiertreibern und ihren buntgeschirrten Karren, den sonnverbrannten Hirten aus der Campagna in ihren Tierfellen und noch mehr das Getümmel der beim Wein schreienden und auf den Gassen durcheinander wogenden Menge, Straßentänze, Volksfeste, Szenen der Liebe, das war es, was damals seinen Pinsel in erster Linie reizte. Dergleichen Darstellungen waren in dieser Zeit des „Klassizismus“ etwas Ungewohntes, und wir glauben es gern, daß Goya bei seinen ernsten Kollegen nur ein Kopfschütteln fand. Nebenbei versuchte er sich im Porträtfach und selbst — das einzige Mal! — in der Historie: in die italienische Zeit fiel seine Beteiligung an einem Preisausschreiben der Kunstakademie zu Parma über das Thema „Der siegreiche Hannibal blickt von der Höhe der Alpen zum ersten Male auf die Gefilde Italiens,“ wobei er neben einer warmen Anerkennung den zweiten Preis erhielt.

Ohne von seinem Stolz und Freiheitsdrang etwas aufgegeben zu haben, kehrte Goya nach Madrid zurück. Dort führte noch der Deutschböhme Rafael Mengs, den Karl III. und dessen Gemahlin, eine sächsische Prinzessin, 1761 an den spanischen Hof gerufen hatten, als Günstling des Königs und als Haupt einer zahlreichen Schule die unumschränkte Herrschaft über den gesamten Kunstunterricht und über alle künstlerischen Unternehmungen. Als höchstes Ideal erschien die Nachahmung der antiken Kunst und der italienischen Renaissance; die Ideen Winckelmanns, mit dem Mengs aus seiner italienischen Zeit her gut befreundet war, wurden mit der Maßgabe verwirklicht, daß die Malerei trachtete, die Schönheit von Rafaels Kompositionen mit dem Helldunkel Correggios und dem Farbenzauber Tizians zu vereinen. Mit dieser Atmosphäre hatte Goya verzweifelt wenig gemein. Nichtsdestoweniger stellte er sich dem gefeierten Meister in der Not des Augenblicks zur Verfügung, und das Ergebnis war, daß er von Mengs beauftragt wurde, für die königliche Teppichmanufaktur von Santa Barbara Zeichnungen zu entwerfen. Nach und nach hat Goya von 1776—1780 und von 1786—1791 fünfundvierzig Entwürfe abgeliefert, nach welchen zwei- oder dreimal so viel kleinere und größere Stücke ausgeführt wurden, die sich großenteils noch heute in den Madrider Schlössern befinden. Die Kartons wurden vor Jahren in einem Winkel des Eskorials aufgefunden und bilden gegenwärtig, sorgfältig restauriert, eine kostbare Sammlung, deren Studium für die Würdigung des Künstlers unerläßlich ist. Sie beweisen



Abb. 3. Wasserträgerin. Gemälde im Nationalmuseum zu Budapest. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

auch, daß die Kompositionsmängel, die die Gobelins hin und wieder aufzuweisen haben, auf Rechnung der Manufaktur und nicht der Vorlagen fallen. In diesen farbigen Zeichnungen hat Goya die ersten Proben seiner Begabung abgelegt, und sie sind es auch, die ihm neben einer überraschend hohen Bezahlung in Spanien den ersten Ruhm eingetragen haben. Was sie auszeichnete, war vor allem die scharfe Absage an die Tradition der alten spanischen Meister wie an die eintönige Steifheit der Mengsschule. Die religiösen Schwärmereien Murillos und die öden Schönheitsformen der neuen Renaissance mit den langweiligen Allegorien und den leblosen Götter- und Heldengestalten, die bisher auf den Wänden der Paläste geprangt hatten, wurden abgelöst durch Motive aus dem buntfarbigen nationalen Leben; die Schilderung der volkstümlichen Belustigungen, der Tänze und Feste, wie sie das damalige Spanien darbot, der Spiele und Stierkämpfe, gab Goya reiche Gelegenheit, seinem Geist, wie auch seinem Jugendfeuer und seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Die entzückenden, flott hingeworfenen Kompositionen mit ihren leicht bewegten, meist von landschaftlichem Grunde sich abhebenden und in die Klarheit des Tageslichtes getauchten Gruppen sind durchweg Zeugnisse von bewundernswertem Instinkte dekorativer Wirkung, die einzelne Mängel der Zeichnung und die bisweilen sichtbare Hast der Ausführung über dem Malerischen der Szenerie vergessen machen. Goyas Erfolg war um so größer, als Mengs mythologische und allegorische Herrlichkeit schon längst offene Gegnerschaft gefunden hatte; man verwies auf den nationalen Grundzug der neuen Kunst, man fing an Goya den Maler spanischer Volkssitte zu nennen, und wie das große Publikum, hielten bald auch der Hof und die vornehme Welt von Madrid mit ihrem Beifall nicht mehr zurück.



Abb. 4. Allegorie auf die Vergänglichkeit.
Gemälde im Besitz des Marqués de la Torrecilla.

Nach diesem ersten Erfolge behandelte Goya ähnliche Motive auf der Staffelei und lieferte nun, Schlag auf Schlag, eine Unzahl größerer und kleinerer Genrebilder in mannigfaltig-

ster Abwechslung: Stierkämpfe, Prozessionen, Landpartien, Modebilder, Fandangos, Maskeraden, Schäferszenen, Räubergeschichten, Kriegsabenteuer und malerische Volkstypen, wie die Blinden, die Gitarre spielen und Romanzen singen, Zigeuner, Schmuggler, Blumenmädchen und dergleichen mehr. Alle diese reizenden Bilder, die sich zumeist in Privatbesitz, in den schwer zugänglichen Gemäldekabinetten der spanischen Grandenfamilien befinden, sind mit Geist entworfen und voller Leben; sie zeugen von der reichen Phantasie und der scharfen Beobachtungsgabe des Künstlers und geben in ihrer Gesamtheit ein unübertreffliches Bild spanischer Kulturgeschichte im XVIII. Jahrhundert. Darin liegt ihr höherer Wert. Rein künstlerisch betrachtet, haben sie mancherlei Mängel. Die fieberhafte Hast, mit der Goya, seit er in geordnete Bahnen gekommen war, zu arbeiten pflegte — ein Grundzug seines unsteten und unruhigen Charakters — macht sich viel bemerkbar. Die Zeichnung erinnert oft an die Skizze, und die Malerei ist nicht selten so flüchtig, daß offenbar mehr der Spachtel zur Anwendung gekommen ist wie der Pinsel. Nicht zum wenigsten hat Goya wohl gerade dadurch die Sympathien unserer modernen Richtungen gewonnen. Die Komposition hat bisweilen starke Anklänge an die Schäferszenen der Watteauschule und manchmal auch an die edleren Erzeugnisse der Niederländer. Bei der allgemeinen Selbständigkeit von Goyas Schaffen ist aber sehr fraglich, ob er sich einer solchen Verwandtschaft jemals bewußt gewesen ist, und sicher, daß er sie nicht gesucht hat, und daß sie somit nur eine zufällige zu nennen ist. Die Ähnlichkeit bezieht sich auch nur auf das Äußerliche; in Technik und Farbengebung ist Goya ebenso weit von Watteau entfernt, wie von den niederländischen Genremalern, von jenem fehlt ihm das Graziöse und die künstlerische Feinheit, von diesen die lebensvolle Frische, die Sorgfalt der Technik und die koloristische Vollendung. Die Bilder sind auch sehr ungleichwertig. Manche sind überaus nachlässig gearbeitet, andere wieder überraschen durch außergewöhnliche Wirkungen und durch die dem Künstler eigentümliche Kraft und Energie der Auffassung. Merkwürdigerweise stehen gerade die Genrebilder, die die Madrider Galerien von Goya besitzen, auf einer ziem-



Abb. 5. Engel von den Gewölben der Seitenschiffe in San Anton de la Florida zu Madrid.



Abb. 6. Reiterbildnis Karls IV. von Spanien.
Gemälde im Pradomuseum zu Madrid.

lich tiefen Stufe, so tief, daß sie kaum eines Museums für würdig angesehen werden können. Was Lücke von der bekannten Szene aus dem Volksaufstand von 1808, die im Madrider Museum hängt, sagt, kann ich nur bestätigen: der abstoßende Eindruck dieser wüsten renommistischen Technik ist so überwiegend, daß ein anderer daneben kaum aufzukommen vermag. Man mag von Goya halten, was man will, so viel steht außer Zweifel, daß die Genremalereien nicht den Glanzpunkt seiner Leistungen bilden. Die Aufnahme freilich, die sie von Anfang an beim Publikum fanden, war eine überaus günstige: sie verhalfen ihm zu einer Volkstümlichkeit, wie sie außer ihm keinem spanischen Künstler auch nur annähernd zu teil geworden ist. Seine Zukunft war damit gesichert, und König Karl III. bewilligte ihm 1779 die erste Audienz. Wie sehr er trotz seines selbstbewußten Charakters äußerlichen Ehren zugänglich war, beweist die unbändige Freude, die er darüber empfand, und sein sich daran schließendes Gesuch um Verleihung der Würde als Hofmaler. Er hatte den Schmerz, daß der



Abb. 7. Maria Louise von Parma, Gemahlin König Karls IV. von Spanien.
Gemälde im Pradomuseum zu Madrid.

König die Bitte ablehnte. Dafür erfuhr er aber eine ganz unverhoffte Genugtuung von anderer Seite: die Kunstakademie von Madrid ernannte ihn zu ihrem Mitgliede.

Inzwischen war Goya auch vielfach zur Ausschmückung von Kirchen herangezogen worden. Schon Mengs hatte ihm noch Arbeiten für die neuerbaute Kathedrale San Francisco el Grande in Madrid übertragen. Das Gemälde, das Goya für diese Kirche lieferte, wie auch eine Menge anderer, zum Teil ziemlich umfangreicher Kirchenbilder in Öl und in Fresko, die er im Laufe der Jahre malte, haben indessen nur einen untergeordneten Wert, wenn sie auch wegen ihrer Tendenz zur Zeit entschiedenen Beifall fanden. Das Abrücken von den bislang herrschenden Schulformen ist das eigentlich Charakteristische an ihnen, im übrigen können sie auch nicht für besonders ori-



Abb. 8. Christus am Kreuz.
Gemälde im Pradomuseum zu Madrid.

Im großen und ganzen sind diese Fresken, die den Triumph der Jungfrau und der heiligen Märtyrer darstellen, nicht besser und nicht schlechter wie die zur Genüge bekannten Wand- und Deckengemälde, an denen das XVIII. Jahrhundert nach dem Vorgange der Spätitaliener und Franzosen einen fabelhaften Reichtum besitzt; mit diesen teilen sie auch das hohle Pathos, das Schablonenhafte, innerlich Unwahre, Gekünstelte, das Ausarten ins Banale, die unbegründete Bewegtheit und Aufgeregtheit in der Handlung und vor allem auch die Leichtfertigkeit in der ganzen Auffassung. Wir finden dieselben theatralisch aufgeputzten Engel, dieselben Frauen mit allerhand weltlichen Reizen, dieselben lächelnden, lockenden, koketten Gestalten wieder, die wohl in die Paläste dieser leichtsinnigen Zeit passen mochten, deren Übertragung in die Kirche aber nur am Vorabend der französischen Revolution möglich war. Nur fehlte Goyas Kirchenfresken noch die Eleganz der Form und die Heiterkeit des Kolorites, worin es die Franzosen zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Goya selbst die Schwächen seiner Kompositionen wohl erkannte. Zweifellos würde er seine Stellung in der Kunstgeschichte verbessert haben, wenn er sich von Aufgaben ferngehalten hätte, bei denen seine realistische Auffassung zu kurz kam.

ginell gelten. Nicht viel besser steht es mit den weiträumigen Decken- und Kuppelbildern, die Goya zwischen 1781 und 1785 in der Kathedrale Nostra Doña del Pilar zu Saragossa und in der Kapelle von San Antonio de la Florida zu Madrid und in späterer Zeit für die Kathedralen von Valencia, Toledo und Sevilla ausführte. Man merkt es den Kompositionen überall deutlich an, daß dem Künstler religiöse Empfindung und innere Wärme abgingen: sie wirken kalt und frostig, trotz aller Farbenverschwendung und trotz der Überfülle von Gestalten. Geist und technisches Können haben nicht zu ersetzen vermocht, was dem Künstler innerlich fehlte.

Derselbe Konflikt zwischen den gegebenen Anforderungen religiöser Malerei einerseits und Goyas Kunstanschauung und Freigeisterei andererseits wiederholte sich in Madrid. Goya hatte sein ganzes Talent zusammengenommen, da die gesamte Künstlerschaft der Hauptstadt vom Hofe berufen worden war, an der Ausschmückung der Schloßkirche mitzuwirken. Sein Ehrgeiz

stachelte ihn an, über alle anderen zu triumphieren. Nichtsdestoweniger treten auch bei den Madrider Fresken die angeführten Mängel deutlich hervor. Zur Abgeschmacktheit der Darstellungsweise und Formengebung gesellten sich hier sogar eine gewisse Liederlichkeit in der Ausführung und hier und da wahrnehmbare Dissonanzen in dem kräftig gehaltenen Kolorit.

Aber das damalige Madrid dachte nicht so streng, wie der Kunstkritiker von heute. Als der König im Dezember 1784, vom ganzen Hofe umgeben, in der feierlichsten Weise die Einweihung der Kirche vornahm, zeigte sich, wie die Hüllen von den Malereien weggenommen wurden, daß Goya tatsächlich den Sieg davongetragen hatte. Wenn auch dieser Triumph lediglich der Mittelmäßigkeit der übrigen Leistungen zu danken war, so hatte er doch für Goya große Bedeutung, zunächst die, daß sich naturgemäß sein angeborenes Selbstbewußtsein daran aufrichtete, und weiter auch insofern, als er kurze Zeit darauf, 1785, zum leitenden Direktor der Kunstakademie aufrückte und 1786 auch die längst ersehnte Ernennung zum „Maler des Königs“ mit 15000 Realen Gehalt erhielt. Das alles ging nicht ohne Mißstimmung in den Madrider Künstlerkreisen vor sich, die keineswegs bloß durch den Neid auf den Glücklichen hervorgerufen war, sondern in Goyas unabänderlicher Eigenliebe, in seiner ewigen Spottlust und bissigen Kritik immer neue Nahrung fand.

Alle Anerkennung verdient ein Christus am Kreuze, den Goya später für diese selbe Kirche gemalt hat (Abb. 8). Er ist neben Velasquez' bekanntem Christusbilde vielleicht die beste Aktstudie der gesamten spanischen Malerei und sicherlich auch eins der ersten Meisterwerke von Goyas Hand. Ein französischer Kunstforscher hat bemerkt, daß an diesem superben Stück alles erstklassig sei, und in der Tat verbindet Goya auf diesem Bilde eine bei ihm seltene Reinheit der Zeichnung, eine sichere und feine Modellierung, ein schönes, warmes Kolorit mit einer bis in die letzten Teile tadellosen Ausführung. Das Bild gewinnt noch dadurch besonderes Interesse, daß da scheinbar echte religiöse Empfindung nach ergreifendem, bis in die tiefsten Tiefen der Seele gehendem Ausdruck gerungen hat. Es war das erste und letzte Mal in des Künstlers langem und arbeitsreichem Leben.

Die eigentliche Bedeutung Goyas in der Malerei liegt auf dem Gebiete des Porträts. Hier ist er in gewissem Sinne Meister, wenn er auch bei weitem nicht an Velasquez heranreicht, den großen Realisten der spanischen Kunst, mit dem man ihn häufig verglichen hat. Sein ausgesprochen naturalistischer Sinn, seine feine Beobachtungsgabe und sein ausgezeichnetes malerisches Können waren Eigenschaften, die ihn zum Porträtisten in hervorragendem Maße befähigen mußten. Merkwürdigerweise scheint er auf dieses Gebiet erst spät gekommen zu



Abb. 9. König Karl IV.
Gemälde in Capodimonte zu Neapel.

sein; wir hören zwar, daß er bereits während seiner Akademikerzeit in Rom vereinzelte Versuche darin gemacht hat. Die ersten wirklichen Porträts fallen aber erst in die achtziger Jahre. Der arme Bauernsohn aus dem stillen aragonischen Dorfe war mittlerweile das erklärte Schoßkind der vornehmen Welt von Madrid geworden. Die Zeit der Prüfungen und Kämpfe war vorbei. Die Königin Marie Luise bevorzugt ihn in auffallender Weise: er nimmt oft und gern an ihren berüchtigten Morgenempfängen teil, und es ist ihm gestattet, dabei seiner verwegenen Laune freien Lauf zu lassen und sich mit seinem sarkastischen Witz selbst an die Höchsten aus der Umgebung des Hofes heranzuwagen, weil die Königin daran Gefallen findet. Das leichtfertige Milieu des spanischen Hofes ist sein Element geworden, und wenn er auch im Grund seines Herzens revolutionär gesinnt war und aus dem Holze der d'Alembert und Genossen geschnitzt, so war er doch viel zu wenig politischer Charakter, als daß er sich irgendwelche Gewissensbisse gemacht hätte, im Kreise der Hofschranzen zu sitzen und dem genußsüchtigen Hofe die Stunden kürzen zu helfen. Kein Wunder, wenn er auch in beneidenswertem Maße das feine Gefühl der Ratten besaß, zur rechten Zeit das sinkende Schiff zu verlassen. Mit derselben Wonne, mit der er dem strengen, frommen Karl III. und dem schwachköpfigen Karl IV. gedient, huldigte er nach des letzteren Abdankung Ferdinand VII., und als der Korse seine eiserne Faust auch auf Spanien gelegt hatte, war er der erste, der Joseph Bonaparte, dem verhaßten Feinde des Volkes, seine Reverenz erwies und sich mit dem Orden der Ehrenlegion absand. Solche Helden hatte ja die Zeit in Menge gezüchtet. Es entspricht nicht bloß Goyas Charakter, sondern auch seiner ganzen Entwickelung, daß er bald meinte, ohne die Sonne des höfischen Lebens nicht mehr existieren zu können. Daß es ihm dabei passieren konnte, noch einmal „fern von Madrid" zu enden, was kümmerte es ihn, so lange die Gnade ihm lächelte, der Glanz der Paläste ihm strahlte, der Beifall der Granden ihn umrauschte und die Gunst der Damen ihm hold war?



Abb. 10. Königin Marie Luise.
Gemälde der Galerie de San Telma zu Sevilla.

Den letzteren war er besonders zugetan. An allen Skandalen, die das geduldige Madrid am hellen, lichten Tage mit ansah, während der gutmütige König ahnungslos draußen im Lande der Jagd oblag, an allen galanten Intrigen dieser leichtfertigen Gesellschaft war er mehr oder weniger beteiligt. Seine ewigen Liebeleien und Abenteuer hatten ihn mit der Zeit geradezu berüchtigt gemacht. Bei den Herzoginnen von Alba und Benavente, die mit der Königin in Mode- und Vergnügungssucht um die Palme rangen, ging er aus und ein, als Liebhaber und als der Vertraute ihrer Eifersüchteleien und ihres Klatsches. Ganze Monate verbrachte er auf dem Schlosse Arenas de San Pedro in der Provinz Avila, wohin sich der wegen seiner Heirat



Abb. 11. Die Familie König Karls IV. Gemälde im Pradomuseum zu Madrid.

vom Hof verbannte Infant Don Luis, der Bruder Karls III., hatte zurückziehen müssen. Seine inzwischen hochgestiegenen Einkünfte erlaubten es ihm, nach diesem vornehmen Verkehr seinen Haushalt und sein ganzes Auftreten einzurichten. Am Manzanares hatte er sich ein elegantes Heim geschaffen, das zum Mittelpunkt von allerlei Vergnügungen der Gesellschaftskreise geworden war. Wie ein Dandy pflegte er in einem zweiräderigen, hochsitzigen, feinlackierten und reichvergoldeten, aufgeputzten Kabriolett mit einem wilden „Zigeunerpferd" eigenhändig durch die Straßen der Hauptstadt zu kutschieren, stolz darauf, daß es solcher Fahrzeuge in ganz Madrid nicht mehr als drei gebe. Nach Art moderner Sängerinnen, die kleine Unglücksfälle als billige Reklame betrachten, scheint ihm eine starke Beinquetschung, die er sich bei einer seiner tollen Fahrten durch Umwerfen des Wagens zugezogen hatte, gerade recht gekommen zu sein, weil sie noch mehr von ihm reden machte: mit breitem Behagen an der eigenen wichtigen Persönlichkeit berichtet er über den Vorfall seinem Freunde Zapater in die Provinz, der gestaunt haben mag, was aus diesem Goya alles geworden ist. Aus demselben Briefe erfahren wir, wie sich sein Leben in diesen glücklichen Jahren vollzieht, und welche überlegte Diplomatie er anwendet, um seine Stellung als großer Künstler in der Gesellschaft zu behaupten. „Ich habe mir," schreibt er am 1. August 1786 in dem etwas ironischen, selbstgefälligen Biedermeierstil, den er sich mit den Jahren angeeignet hatte, „meine Lebensweise genau zurechtgelegt. Antichambrieren tue ich nicht. Wer etwas von mir will, mag zu mir kommen, und falls ich überhaupt zu sprechen bin, lasse ich mich immer erst etwas bitten. Ich habe es ja auch gar nicht nötig, irgend welche Bestellung im Sturme anzunehmen, es müßte denn sein, daß ich einer Persönlichkeit von Stand und Ansehen dadurch eine besondere Gefälligkeit erweise, oder daß



Abb. 12. Der Architekt D. Tiburcio Perez.
Im Besitz von Herrn Duran-Roul zu Paris.

lichkeit der Madrider Gesellschaftswelt Zapater berichtet, entspricht der Wirklichkeit. Alle Mittel wandte man an, um zu ihm zu gelangen und ein Porträt oder ein Genrebildchen von ihm zu erhaschen; man belagerte seine Tür, stürmte das Atelier, ließ sich an den höchsten Stellen des Hofes bei ihm protegieren, ja, man verfolgte ihn förmlich. Im Zusammenhang mit der allgemeinen Beliebtheit, die das Porträt bei dem herrschenden Personenkultus an den Höfen Europas gefunden hatte, war es in Madrid Mode geworden, sich von Goya malen zu lassen. Spanien hatte damals keinen übermäßigen Reichtum an künstlerischen Talenten, im Porträtfach aber überragte Goya unbestritten alle anderen, und alles strömte zu ihm: Mitglieder der königlichen Familie, Staatsmänner, Dichter, Gelehrte, Granden, gefeierte Damen, Schauspielerinnen, kurz, alles, was in dieser Zeit, bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts

ich glaube, es der dringlichen Bitte eines hochmögenden Freundes schuldig zu sein. Je schwerer zugänglich ich mich mache, desto mehr sucht man mich (das nimmt von Tag zu Tag zu), und ich bin so überlaufen, daß ich manchmal wirklich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, und wie ich den übernommenen Verpflichtungen allen nachkommen soll." Jede dieser Zeilen spricht für die Beurteilung Goyas als Mensch von selbst. Charakterfestigkeit war nicht seine Sache, sie schien ihm das Merkmal einer naiven, bescheidenen Seele zu sein — ein Mann wie er gibt sich mit so altmodischen Dingen nicht ab. Dagegen war er sich seines Wertes und seiner Tüchtigkeit voll bewußt, und er trug kein Bedenken, das auch allenthalben zur Schau zu tragen. Der Künstlerstolz, sonst eine schöne Sache, hatte bei ihm einen häßlichen Zug, und sein ausgeprägter Geschäftssinn nahm schließlich die Schauspielerei zu Hilfe. Seit er hoffähig geworden war und seine Taschen sich füllten, hatte seine Hoffart keine Grenzen mehr. Mit wirklicher Gediegenheit hat er nie Bekanntschaft gemacht.

Was Goya übrigens über die Zudringhinein, in Madrid irgendwie hervortrat und über den nötigen Geldbeutel verfügte. Man sieht, Goya hatte bei dem Treiben am Hofe seine Rechnung gefunden. Der Künstler in ihm hatte an Erfolgen mit dem Menschen gewetteifert. Nicht als ob er die herrschende Verderbtheit der Sitten nur mitgemacht hätte, um im Trüben fischen zu können. Nein, diese Verderbtheit störte ihn nicht im geringsten, sie entsprach seinen Neigungen, ebenso wie die Verhätschelung, die er überall fand.

Man hat Goyas Repräsentationsbilder neben die des Velasquez gestellt und die intimeren Porträts in Kolorit und Vortrag mit englischen, venezianischen und französischen Porträts dieser Zeit verglichen. In der Tat erinnert ihre Technik bald an Greuze, Fragonard und Prud'hon, auch an Tiepolo, und in gewissem Sinne auch an Velasquez. Manchmal sieht es aus, als habe Goya die verschiedenen Manieren mehrerer von diesen Künstlern miteinander vereinen wollen. Man darf aber doch nicht glauben, daß er sich einen von den Franzosen oder den Engländern zum Vorbild genommen habe; das hieße die originellen Grundlagen seines ge-

samten Schaffens vergessen, die mit seiner Abneigung gegen jede fremde Manier zusammenhingen. Dabei ist sehr zweifelhaft, ob ihm jemals ein Reynolds zu Gesicht gekommen ist. Seit der Rückkehr aus Italien war Goya über Madrid und seine Umgebung nicht wieder hinausgekommen, und in dem auch in künstlerischer Beziehung ziemlich abgeschlossenen Spanien haben von jeher, die ihm politisch verbundenen Niederländer ausgenommen, die Erzeugnisse der Kunst aus anderen Ländern nur selten Eingang gefunden, am wenigsten Porträts, die ja in jener Zeit durchweg für lokale Zwecke bestimmt waren. Mag dem sein, wie ihm wolle, auf alle Fälle kann man behaupten, daß Goya ebensowenig nach Reynolds gearbeitet hat, wie dieser nach Goya. Die Ähnlichkeiten in Technik und Komposition sind ohne Zweifel nur zufällige, solche Verwandtschaft findet sich überall, ohne daß deshalb einer vom anderen gelernt zu haben braucht. Oft liegt sie im Geiste der jeweiligen Zeit, oft kommt sie, man weiß nicht, woher.

Ist somit die zufällige Verwandtschaft mit Zeitgenossen, die seinem Studium ganz fern gelegen haben, nicht geeignet, die starke Originalität des spanischen Meisters zu erschüttern oder zu vermindern, wie uns englische Kunsthistoriker glauben machen wollen, so liegt die Möglichkeit näher, daß die Porträtisten aus dem stammverwandten Frankreich wegen der intimen Beziehungen der beiderseitigen Höfe in Spanien wohl bekannt gewesen sind, und noch wahrscheinlicher ist, daß Goya von Velasquez beeinflußt worden ist, mit dessen realistischer Auffassung er sich von Jugend auf berührte. Wir werden noch sehen, daß er im Beginn seiner Künstlerlaufbahn, gleich nach der Heimkehr von Rom, eine Reihe der berühmtesten Bildnisse dieses Meisters in Radierungen herausgegeben hat. Velasquez war schon in Goyas jungen Jahren als der oberste Heros der spanischen Kunst anerkannt, ihn hatte der junge Künstler zu seinem besonderen Studium erkoren, auf Schritt und Tritt war er ihm durch alle die Jahre hindurch in den Schlössern und Sammlungen begegnet, auf den Radierungen hatte er sich bemüht, die Malart der Originale genau wiederzugeben, so gut es die Radiernadel vermochte, — es müßte wunderbar zugegangen sein, wenn das alles ohne Nachwirkung geblieben wäre. Man



Abb. 13. Die Schauspielerin La Tirana.
Gemälde der San Fernando-Galerie zu Madrid.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

hat namentlich auf die Behandlung des Lufttones hingewiesen, durch die Goya eine ähnliche malerische Wirkung erstrebt habe, wie Velasquez. Ferner scheinen eine ganze Reihe seiner Porträts von Velasquez' Einfachheit in der koloristischen Behandlung inspiriert zu sein, so z. B. die des Infanten Don Luis und seiner Familie (1783), des Grafen Floridа Blanca (1783), des Generals Urutia (ein Meisterstück, 1798), des Herzogs von Alba (1799), ferner die schönen Prunkbilder aus dem Madrider Museum: die Familie Karls IV. (Abb. 11), die Reiterporträts Marie Luises und des Königs (Abb. 6 und 7). Wir finden da denselben Verzicht auf starke Farbengegensätze, dieselbe grundsätzliche Anwendung neutraler Tinten, dieselbe Abdämpfung aller Lokalfarben auf den schwärzlich-grünen Gesamtton, wie er den Bildern des Velasquez etwas Müdes, Schläfriges und Seelenloses, sozusagen, einen Wiederschein der gedrückten Hofatmosphäre und des steifen Zeremoniells verlieh. Erreicht hat Goya freilich sein gewaltiges Vorbild nie, nicht einmal annähernd, und wenn er der Velasquez des XVIII. Jahrhunderts genannt worden ist, so hat das wohl nur zu bedeuten, daß Goya im XVIII. Jahrhundert als Bildnismaler eine ähnliche Stellung am spanischen Hofe eingenommen habe, wie Velasquez im XVII. Selbst die besten Porträts von Goya reichen noch nicht an die schlechtesten, d. h. die wenigst guten von Velasquez heran, namentlich in bezug auf vornehme Auffassung und auf Sicherheit des Pinselstrichs. Selbst bei seinem bis ins Grausame gehenden Realismus wirkt Velasquez oft genug durch eine eigenartige Anmut seiner Bilder: bei Goya ist davon nichts zu spüren. Freunde „schöner" Bilder werden sich nie für ihn begeistern. Sein Realismus ist vielfach nur ein scheinbarer, weil er ins Unrealistische übergeht, zur Karikatur ausartet.

Andere Bildnisse Goyas haben wieder ein helles, heiteres Kolorit, so daß man an die Venezianer des XVIII. Jahrhunderts und die französischen Zeitgenossen erinnert wird. Es sind namentlich die einfacheren, prunklosen Porträts, die sich durch muntre Farbenstimmung auszeichnen. Dazu gehören in erster Linie viele Damenbildnisse, ferner eine Reihe von Porträts, die sich in der Akademie von San Fernando in Madrid befinden, u. a. auch ein Selbstbildnis (Abb. 1), und endlich zwei Porträts, die in französischen Besitz übergegangen sind: ein junger Mann in grauem Modekostüm, wo der Fleischton und das Weiß der Weste eine Harmonie nach der Art von Greuze geben, und das bekannte Porträt des französischen Gesandten in Madrid, Ferdinand Guillemardet (1798), das jetzt dem Louvre gehört (Abb. 18). Das letztere ist oft bewundert worden, und nicht mit Unrecht. Man kann es ein Meisterstück der Technik nennen, weil



Abb. 14. General Juan Martin. Gemälde in Madrider Privatbesitz.


Abb. 15. Die Herzogin von Alba.
Gemälde im Palast de Livia zu Madrid.

Goya auf diesem Bilde das schwierige Problem gelöst hat, die französischen Nationalfarben mit den übrigen Teilen in Harmonie zu bringen. Der Kunstkritiker Legrange bemerkte 1865, daß das noch keinem französischen Maler so gut geglückt sei. Der Gesandte sitzt, ganz in Blau gekleidet und mit der trikoloren Schärpe versehen, auf einem gelben Stuhl, neben ihm, auf gleichfalls gelbem Tisch, liegt der große Hut mit dem trikoloren Federbusch. Diese verschiedenen, unvereinbar scheinenden Töne hat Goya zu einem Farbenkonzert zu vereinen gewußt, daß das Auge mit Entzücken auf dem Bilde verweilt.

Am bemerkenswertesten dürften Goyas Frauenbilder sein. Da zeigt sich die erstaunliche Vielseitigkeit seines Talentes. Aus der großen Menge will ich nur hervorheben: die eleganten Porträts der Herzogin von Alba, die er etwa zehnmal gemalt hat (Abb. 15), der Doña Gumersinda Goicoechea (seiner Schwiegertochter), der Schauspielerin La Tirana (Abb. 13), der Gemahlin des Kunstschriftstellers Juan Bermudez (Abb. zwischen S. 656 u. S. 657), der Marquise von Pontejos (Abb. 16) und die in zwei Exemplaren, mit und ohne Schleier, in der Akademie von San Fernando befindliche „Maja", eine verführerische Frauengestalt (Abb. zw. S. 664 u. S. 665). Diese Bilder sind in sehr verschiedener Manier behandelt, immer aber auf Effekt gearbeitet, in breiter, kräftiger Pinselführung gehalten und durch Lebensfrische, Anmut und Wärme des Fleischtons ausgezeichnet.

Im ganzen hat Goya zwischen 200 und 300 Porträts gemalt. Natürlich sind sie sehr unterschiedlich an Wert. Es gibt deren, die er im Sinne seiner Mitteilungen an Zapater offenbar nur sehr flüchtig hingeworfen hat. Viele erscheinen flach und dünn, auch Mangel an Eleganz macht sich hin und wieder bemerkbar, und die Haltung der Figuren verrät oft Steifheit und Pose. Alles Schattenseiten, die Velasquez nie gehabt hat. Gleichwohl muß man anerkennen, daß es kaum ein Bild von Goya gibt, wo den Mängeln nicht irgend etwas Versöhnendes gegenüberstände: von den malerischen Eigenschaften abgesehen, gehört dazu vor allem der gesunde Realismus, der allen seinen Bildern eigen ist, und das Geistvolle in Auffassung und Darstellung.

Die eigentliche große Bedeutung Goyas liegt nicht in seiner Malerei, sondern in seiner Radierkunst, deren erste Versuche bis in die Jugendjahre zurückgehen. Wahrscheinlich sind einige kleinere Blätter religiösen Inhalts, die an die leichte und licht-

volle Manier von Tiepolos Radierungen anklingen, schon während seines Aufenthaltes in Italien entstanden. An diese schlossen sich die bereits erwähnten Radierungen an, die er nach seiner Heimkehr zwischen 1775 und 1778 nach den bedeutendsten Gemälden des Velasquez gestochen hat, und die Karl III. sofort für das königliche Kupferstichkabinett erwarb. Es war einer seiner ersten Erfolge. Durch die sichre Nadelführung und durch die vorzügliche Wiedergabe der Originale in Zeichnung und Farbenstimmung künden diese Reproduktionen schon die künftige Meisterschaft an. Wer sich dem Studium dieser seiner frühesten Radierarbeiten hingibt, erstaunt über die Schnelligkeit, mit der Goya als Autodidakt über die Schwierigkeiten der ersten Versuche hinweggekommen ist und sich seine eigene Technik ausgebildet hat. Diese Blätter, sagt Lefort, tragen das Mal einer starken, in sich schon sicheren Künstlerpersönlichkeit: wenn man sie studiert, so merkt man gleich, daß man einen Velasquez vor sich hat, wie ihn das Auge Goyas sah. Immer haben diese Interpretationen einen großen Charakter, namentlich die Reiterbilder; die diskrete Färbung, die vornehme Haltung und die Klarheit der Luftmalerei sind gut wiedergegeben. Oftmals ist nach Goya versucht worden, Velasquez zu reproduzieren, aber keiner der späteren Künstler hat es verstanden, mit gleich einfachen Mitteln die volle Lebendigkeit und Natürlichkeit der Bilder des spanischen Meisters anschaulich vorzustellen.

Von seiner Porträtmalerei in Anspruch genommen, hat dann Goya die Radiernadel, wie es scheint, jahrzehntelang vollständig ruhen lassen, bis er gegen das Ende des Jahrhunderts ebenso, wie er durch seine Stellung als Hofmaler und durch seinen Verkehr in den Madrider Gesellschaftskreisen auf die auch seiner Naturanlage entsprechende Bildnismalerei gedrängt worden war, durch geänderte persönliche Verhältnisse wieder auf die alte Liebe zurückgebracht wurde. Die Rivolität der schönen Herzogin von Alba mit der Königin hatte schließlich dahin geführt, daß sie 1793 vom Hofe verbannt wurde. Goya, der die Sache der Herzogin zu der seinen gemacht und diese vor ihren Feinden und Neidern zu schützen versucht hatte, erhielt einen Verweis in Gestalt eines mehrmonatigen „Gesundheitsurlaubes“, den er nirgends besser verbringen zu können glaubte, als auf dem andalusischen Schlosse San Lucar, wo die Herzogin ihre Madrider Sünden zu büßen hatte. Während dieses halb freiwilligen, halb gezwungenen Exils, das übrigens in der vergnügtesten Weise verlief und über die vom Könige festgesetzte Zeit hinaus verlängert wurde, entstanden nicht bloß Goyas schönste Porträts der Herzogin, sondern auch die ersten Blätter seiner C a p r i c h o s. An dieser berühmten Reihenfolge von Radierungen hat Goya durch fünf Jahre gearbeitet, bis es im ganzen achtzig Stück waren. Seine Stellung bei Hofe hatte sich indessen noch nicht wieder genügend befestigt, als daß er es hätte wagen dürfen, von den neuen Schöpfungen etwas verlauten zu lassen. Sorgsam bewahrte er jahrelang das Geheimnis, bis er sich 1796 entschloß, sie einem Kreise von Freunden vorzulegen. Die Blätter erregten sofort Bewunderung, weniger wegen ihres künstlerischen Wertes, als wegen des beispiellosen Freimutes, mit dem auf ihnen Madrider Verhältnisse, besonders die moralischen Zustände gegeißelt waren. Man warnte Goya entschieden vor einer Veröffentlichung, hielt eine solche für äußerst gefährlich und meinte, es werde den größten Skandal geben, der je in Spanien dagewesen sei. Nichtsdestoweniger hatte Goya bereits im folgenden Jahre die Verwegenheit, zweiundsiebzig Blätter der Öffentlichkeit zu übergeben. Und er hatte Glück. Zwar befaßte sich die Inquisition damit, aber der König selbst nahm die Sache weniger tragisch, auf seinen Befehl ward 1802 die gesamte, nunmehr mit Goyas Bildnis auf dem Deckelblatt vollständig erschienene Serie einschließlich der vom Künstler selbst besorgten Probedrucke dem Kupferstichkabinett einverleibt. Ein feiner Diplomatenzug war es, daß Goya dem Staate aus eigener Initiative die Kupferplatten zu Eigentum übertrug, wofür seinem Sohne später sogar eine Pension von 12000 Realen bewilligt wurde. Mit den Motiven der Caprichos hatte man sich mit der Zeit dermaßen ausgesöhnt, daß in den Jahren 1806 und 1807 auf Staatskosten eine zweite Auflage veranstaltet wurde, der 1856 noch eine dritte gefolgt ist.

Die Technik der Caprichos ist schärfer



Die Gemahlin des Kunstschriftstellers Bermudez.
Gemälde von Francisco Goya im Besitz des Marqués de Casa Torres zu Madrid.
(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

und individueller als bei Goyas früheren Blättern. Die Nadelführung zeigt, wenn sie auch manchmal etwas hastig und nervös ist, eine außerordentliche Sicherheit. Zur Verstärkung der Wirkung ist häufig Aquatinta herangezogen worden. Goya ist der erste spanische Radierer, der sich ihrer bedient hat. Alle Kenner bewundern die souveräne Meisterschaft, mit der er schließlich dieses undankbare Verfahren beherrscht hat. Zwar ist diese Meisterschaft erst allmählich erobert worden, und in vielen Blättern hat man nur tappende Versuche in dieser Richtung zu erblicken. Aber bei der ungewöhnlichen Geschicklichkeit seiner Hand und bei der unschätzbaren Hilfe, die ihm sein koloristisches Temperament gewährte, überwand er spielend alle Schwierigkeiten, die ihm das gewählte Verfahren bereiten mußte.

Eine kleine Anzahl ausgenommen, die leicht mit der trockenen Nadel überarbeitet worden sind, hat Goya seine Kupferplatten nicht wieder vorgenommen. Er pflegte beim Radieren mit einer Sorgfalt zu Werke zu gehen, wie wir sie bei seiner Malarbeit vergeblich suchen, besorgte meist auch den Druck der Blätter selbst und ließ dann die Platten gern, wie sie waren. Interessant ist, daß er zu allen achtzig Blättern vorher Entwürfe angefertigt hat; sie existieren noch heute und befinden sich in spanischem Privatbesitz. Auf vielen dieser Originalzeichnungen, die mit der Feder ausgeführt sind, ist der Charakter der künftigen Radierung so ausgezeichnet vorweggenommen, daß der Laie beide, Zeichnung und Radierung, miteinander verwechseln könnte. In ähnlicher Weise hatte er auch die Reproduktionen der Velasquezbilder vorbereitet. Die sorgfältige Ausführung dieser Studien beweist jedenfalls, daß die Meinung, Goya habe die Blätter in seinem südlichen Feuer improvisierend nur so aus dem Ärmel geschüttelt, irrtümlich ist.



Abb. 16. Die Marquise de Pontejos.
Gemälde im Besitz der Marquise de Martorell.

Es mag sein, daß Goya für die Caprichos die französischen Stiche aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts, daß er z. B. Débicourt, den Hauptmeister des Kupferfarbendrucks, mit Vorteil studiert hat. Aber auch da zeigt sich wieder die selbständige Richtung seines Wesens; es besteht zwischen ihm und den französischen Kleinmeistern der Zeit kaum eine andere Verwandtschaft als die des technischen Verfahrens. Nicht bloß das echt spanische Kolorit der Darstellung,



Abb. 17. Goya und die Herzogin von Alba.
Gemälde im Besitz des Marquis de la Romana zu Madrid.

sondern vor allem die eigenartige Manier, die Verve des Vortrags, die Kraft der Zeichnung, die Breite und Tiefe im Strich, die energische Modellierung des Reliefs, die entschiedene Hervorhebung der Hauptsachen, die Vernachlässigung der Einzelheiten und des Hintergrundes, alles das bewirkt, daß die Caprichos in der gesamten Geschichte des Kupferstichs ohnegleichen dastehen. Diese Eigenschaften hatte Goya nur sich selbst zu verdanken. Dabei kam ihm, wie allen Kupferstechern, die gleichzeitig temperamentvolle Maler sind, das koloristische Talent zu statten, welches ihn die Radierung vom Standpunkt des Malers auffassen ließ. Mit verhältnismäßig einfachen Mitteln erzielt er die größten koloristischen Effekte, geistreich stuft er die Tönungen ab, im Komponieren und Ausführen hält er überall Maß, so daß die gewollte Wirkung überraschend scharf und frisch heraustritt, und jede Künstelei ist peinlichst vermieden:

alles wirkt spontan. Was aber bei diesen Blättern besonders zur Bewunderung zwingt, ist die Kunst, mit der das die Gestalten umgebende Licht angedeutet ist. Mit wenigen Nadelstrichen, geschickt verteilten Lichtern und Schatten sind Figuren gezeichnet, die sich uns unauslöschlich ins Gedächtnis einprägen.

Wie die Technik dieser Blätter, so waren auch ihre Kompositionen ohne Vorgang in der ganzen Geschichte der Kunst, und wenn auch Goya, der durch sie der Erfinder des politischen Satirenbildes geworden ist, Nachahmer in Menge gefunden hat, gute und schlechte, so stehen doch seine Caprichos, weil sie wahre Kunst mit wahrem Geist verbinden, noch heute unerreicht da. Von allem, was Goya geschaffen hat, haben die Caprichos denn auch ohne Zweifel am meisten zu seinem Ruhme beigetragen. Es ist ein merkwürdig reiches und vielseitiges Werk. Wie der Kupferstecher hinter dem Maler zurücktritt, der niemals von seinem ausgezeichneten Farben- und Effektgefühl im Stich gelassen wird und dadurch manchen Mangel der Ausführung und manche Trockenheit der Darstellung ausgleicht, so verschwindet wieder der Künstler hinter dem freien Denker und dem kritischen Beobachter der um ihn herum bestehenden politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse. Sein Spott und sein Zorn verschonen niemand und nichts. Sittenbilder voller Ironie wechseln ab mit phantastischen Träumen, scharfe Angriffe gegen den Adel, die Minister, den Hof, die Königin mit ihren Liebschaften, unerhört kühne Ausfälle gegen die gesamte politische und soziale Ordnung, besonders gegen das Königtum (Bl. 59: „Und noch immer gehen sie nicht!") mit beißenden Satiren gegen den Aberglauben, die Inquisition, die Mönchsorden und gegen die Religion und ihre Dogmen. Solche Ideen erfüllen das ganze Werk — echte Kinder der Revolutionszeit, die es begreiflich machen, daß die Caprichos nirgends so laute Bewunderung gefunden haben wie in Frankreich. Die Frage liegt nahe: Was beabsichtigte Goya mit diesen Blättern? Wollte er Moral predigen, er, der selber keine besessen hat? Wollte er Rache für sein



Abb. 18. Der Gesandte Guillemardet. Gemälde im Louvre.

gesellschaftliches Ungemach nehmen an diesem und jenem? Wollte er seiner politischen und religiösen Freidenkerei Ausdruck geben und in Spanien Propaganda machen für die Ideen von 1789? Oder sollten es nur Karikaturen sein, wie er es glauben machen wollte? Oder gar nur Künstlerlaunen, wie er sie selbst genannt hatte? Es wird schwer sein, auf diese Fragen die zutreffende Antwort zu geben. Man wird aber der Wahrheit nahe kommen, wenn man sie mehr oder weniger alle bejaht. Sicherlich kam es ihm mehr auf den pamphletischen Charakter der Blätter an, als auf die Herausgabe von Radierungen nach einer neuen Technik, deren er Herr geworden war; die Radiernadel erfüllte wohl nur die Aufgabe, seinen politischen Federzeichnungen die ihm erwünschte Verbreitung zu verschaffen.

Zur Erklärung der Blätter, die dem in Geschichte und Leben der Zeit nicht Eingeweihten Mühe macht, hat Goya handschriftliche Bemerkungen hinterlassen. Man würde aber fehl gehen, wollte man annehmen, daß darin klipp und klar der Sinn der Blätter auseinandergesetzt wäre. Der schlaue Künstler hat vielmehr diesen Kommentar nur dazu benutzt, seine Gedanken in überaus geistreicher Weise zu verschleiern, ihnen eine scheinbar harmlose Deutung zu geben, und hat so die in den meisten Blättern verborgenen Rätsel nur noch schwerer lösbar gemacht. Als Beispiel will ich nur das sonst leicht verständliche Blatt Nr. 22, Pobrecitas (Armut), anführen: Zwei in Mäntel gehüllte Weiber werden von zwei wackren Männern, denen wahre Galgenphysiognomien verliehen sind, ins Gefängnis geschleppt. Das Blatt sollte natürlich die Polizei treffen. Goya aber macht in seinem Manuskript dazu die Bemerkung: „Man mag die Frauenzimmer nur einsperren, die haben sich lange genug ohne Begleitung herumgetrieben!“ Ein solches Verfahren erschien Goya ratsam, weil er sich durch zu deutliche Anspielungen eine Menge Feinde gemacht hatte.



Abb. 19. Ya es hora. (Die Stunde ist da!) Aus den Caprichos. (Bl. 80.)

Die nächste Folge Radierungen war die zwischen 1810 und 1815 entstandene Tauromaquia, 33 Blatt, die in der Technik noch den Caprichos nahestehen und inhaltlich die verschiedenen Szenen und die historische Entwicklung der Stiergefechte schildern. Wenn man bedenkt, daß Goya selbst ein leidenschaftlicher Freund dieser Art spanischer Belustigungen war und noch in alten Tagen keine Gelegenheit zu versäumen strebte, ihnen beizuwohnen, so kann man diesen Blättern gegenüber zweifelhaft werden, ob seine Satire wirklich immer einen tieferen Hintergrund hatte,



Abb. 20. Qual la descañonan! (Wie sie gerupft wird!) Aus den Caprichos. (Blatt 21.)

auf den es dem Künstler mit der Darstellung ankam. Für den ernsthaften Betrachter muß jedenfalls die Tauromaquia mit den wütenden Stieren, den aufgespießten oder in die Luft geschleuderten Kämpfern den Eindruck einer regelrechten Satire machen. Sie ist dasjenige Werk, wo seine Fähigkeit, Gesehenes mit packender Deutlichkeit darzustellen, die größten Triumphe feiert. Er selbst hat die begeisterte Aufnahme, die gerade diese Blätter bei Sammlern und Kennern gefunden haben, nicht mehr erlebt: er hatte die Probedrucke in seinem Atelier versteckt, und die Veröffentlichung erfolgte erst nach seinem Tode durch die Familie.

Ähnlich ist es mit der dritten Folge von Goyas Radierungen gegangen, die den Titel „Proverbios“ (Sprichwörter) führen und erst 1864 von der Madrider Kunstakademie herausgegeben worden sind: achtzehn Blatt in großem Format, deren Entstehungszeit zweifelhaft ist, wohl aber mit derjenigen der Tauromaquia zusammenfällt oder sich unmittelbar an diese anschließt. Der Sinn der Kompositionen ist heutzutage kaum noch zu erkennen; nur wenige Blätter, die sich auf gewisse Sitten beziehen, lassen ungefähr erraten, worum es sich handelt, die andern sind voller Anspielungen auf

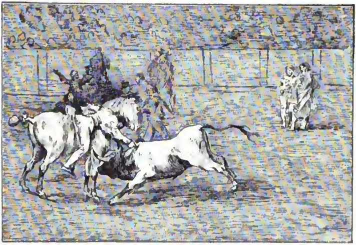


Abb. 21. Mariano Ceballos, genannt der Indier, tötet einen Stier. Aus der Tauromaquia (Blatt 23).

Zeitumstände, deren Deutung nicht mehr möglich ist. Unter dem Schutze der Allegorie werden, ähnlich wie in den Caprichos, bestimmte Personen angegriffen, Skandatgeschichten oder höfische und politische Intrigen aufs Korn genommen usw.

Sehr stark tritt in Goyas späteren Jahren die Vorliebe für geheimnisvolle Halbdunkeleffekte nach der Weise Rembrandts hervor. Man nimmt auch an seinen letzten Kirchenmalereien in Madrid und Toledo wahr, daß er in der Zeit nach dem Erscheinen der Caprichos, gegen das Ende des XVIII. und den Anfang des XIX. Jahrhunderts der Manier des großen Holländers ein aufmerksames Studium gewidmet haben muß.

Die vierte und letzte Folge von Goyas Radierungen sind die „Desastres de la guerra". Sie sind zum Teil, fünfzehn Blatt, eine Fortsetzung der Caprichos und enthalten in der denkbar kühnsten Form satirische Kompositionen mit freiheitlichem und kirchenfeindlichem Inhalt, die übrigen fünfundsechzig Blatt sind ein erschütternder Kommentar zu dem Kriegselend, das die französische Invasion über Spanien heraufgeführt hatte. Alle Greuel werden uns vor Augen geführt: Hinrichtungen, Racheszenen, Feuersbrünste, Schändungen, Raub und Mord, Hunger und Pest und wie alle die traurigen Folgen dieses Krieges hießen.

Goya hielt auch diese Blätter, von denen er sich nur wenige Probedrucke gemacht hatte, streng geheim. Nur einem einzigen Freunde offenbarte er sie. Erst lange nach seinem Tode wagte man es, die Blätter in die Öffentlichkeit zu bringen. Die erste offizielle Ausgabe erfolgte 1862 durch die Akademie von San Fernando. Lebte Goya heute noch, so würde er verdienen, mit dem Friedenspreis der Nobelstiftung bedacht zu werden.

Technisch betrachtet, ist die Serie sehr ungleich an Wert. Während manche Blätter durch ihr Rembrandtisches Gepräge und ihre packende Wirkung ganz wundervoll sind, kommen andere nicht über die Mittelmäßigkeit, und noch andere sind so schwach in der Ausführung, daß man sie lieber vermissen würde: Goyas Hand war mit den Jahren schwer geworden, mit der alten Leichtigkeit in der Handhabung der Nadel und mit der Kunst, den Grund fein mit Aquatinta zu körnen, war es vorbei.

Außer diesen Serien hat Goya noch eine Menge kleinerer und größerer Einzelblätter radiert, so daß sein gesamtes Kupfer-



Abb. 22. Aus den Proverbios. (Blatt 13.)



Abb. 23. El buitre carnivoro. (Der Aasgeier.)
Aus den Desastres de la guerra (Blatt 76).

stichwerk 262 Blätter umfaßt. Am verbreitetsten sind die Stiergefechte, am beliebtesten die Caprichos, die Kriegsszenen waren noch bis vor kurzem ziemlich unbekannt und werden scheinbar niemals dahin gelangen, das Interesse in der Weise zu fesseln, wie es den Caprichos zu teil geworden ist. Wenn diese auch nicht entfernt das beste enthalten, was Goya radiert hat, so haben sie doch durch ihre bizarren und tiefsinnigen Kompositionen, ihre drastischen Volksszenen und ihre boshaften Satiren den Namen des Künstlers über die Grenzen Spaniens in die Welt getragen und werden ihm als Lieblingsobjekt der Sammler und als erste Produkte ihrer Art einen Platz in der Geschichte des Kupferstichs für alle Zeiten sichern.

Die Verbitterung, die in allen späteren Arbeiten Goyas zum Ausdruck kommt, war nicht bloß eine Folge des Alters. Sie hatte die mannigfaltigsten Ursachen, zu denen in erster Linie die geschwundene Stellung bei Hofe und ein körperliches Leiden gehörten, das ihn mehr und mehr isolierte. Goya, der schon von Kindheit an etwas schwerhörig gewesen war, hatte nämlich 1793 während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse der Herzogin von Alba sein Gehör vollständig eingebüßt. Von da an konnte man sich mit ihm nur noch durch Zeichen verständigen. Es läßt sich denken, daß der unterhaltsame Mann darunter schwer gelitten hat. Hinzukamen die unseligen politischen Zustände, die unter den Nachwehen der französischen Revolution durch die Eroberungssucht Napoleons auch über sein Vaterland hereinbrachen. Dem alten, ruhebedürftigen Manne wollte das Gewühl der Hauptstadt nicht mehr behagen, und er flüchtete sich in ein bescheidenes Landhaus weit vor den Toren der Stadt. Von dem Glanz der vergangenen Tage war ihm fast nichts verblieben. Immer seltener von Freunden besucht, aber noch eifrig mit Arbeiten beschäftigt, lebte er dort still und zurückgezogen, beinahe Mitleid heischend. Nur der Blick auf die kastilische Heide und die schneebedeckten Höhenzüge der Guadarrama, der auch Velasquez entzückt hatte, vermochte ihn

zeitweilig aufzuheitern, oder der Genuß der Jagd auf den umliegenden Feldern. Nach dem Tode der Gattin und der Verheiratung seines geliebten Sohnes war er gänzlich vereinsamt, eine entfernte Verwandte, die im Leben Unglück gehabt hatte, führte ihm die Wirtschaft. Wer einen Blick in diesen Teil von Goyas Leben tun will, muß die Bilder sehen, mit denen er die Räume seines Landhauses bemalt hat. Sie sind vor einigen Jahrzehnten, als das Haus zu verfallen drohte, sorgfältig abgelöst worden und hängen jetzt im Prado-Museum. Von welchen teuflischen Vorstellungen muß die grausige Phantasie des einsamen Greises während jener langen Jahre verfolgt worden sein! Hier tut sich der Abgrund auf, wie ihn so furchtbar und grauenvoll kein zweiter Künstler geschaffen hat. Niemand vermag die Bilder zu deuten, ihr Schöpfer hat das Geheimnis mit ins Grab genommen. Auf einem Ackerfeld schlagen Burschen wie besessen mit Knütteln aufeinander los, daß ihnen das Blut von den Köpfen rinnt. Von der brutalen Wut und Kraft sind ihre Sehnen gespannt und ihre Körper bis an die Kniee in den Erdboden eingesunken. Darüber grauer Himmel und im Hintergrunde eine Hochgebirgslandschaft mit wunderbaren Linien. Auf einem anderen Bild ist ein ungeschlachter Riese mit Glotzaugen dargestellt, der Menschen frißt und gerade einen Arm abbeißt. Dort ein unheimliches Weib mit gezücktem Messer, dort durch die Luft sausende Hexen, dort endlose Züge von Männern und Weibern, die längs steiler Felswände über baumlose Flächen schreiten, und dazwischen Fabelwesen, Dämonen, Ungeheuer aller Art, eins immer entsetzlicher als das andere — überall Bosheit und Wildheit, grausame Wollust, vor Schmerz verzerrte Gesichter, Leichenblässe und blutendes Fleisch. Alles in schaurigem Grauschwarz, aber mit blauem Himmel und grünen Matten in ungemischten, auffallend saftigen Farben und mit einer Sicherheit hingesetzt, der man trotz des abstoßenden Eindrucks dieser Bilder seine Bewunderung nicht versagen darf.



Abb. 24. Stierkampf. Radierung. Einzelblatt.

Man hat Goya zum Vorwurf gemacht,



Die bekleidete Maja. Gemälde von Francisco Goya im Prado-Museum zu Madrid.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)



Abb. 25. Course de Novillos. Lithographie.

daß er an den politischen Ereignissen, die das unglückliche Land heimsuchten, keinen tätigen Anteil genommen habe, und hat gemeint, er sei im geheimen ein Parteigänger der französischen Eindringlinge gewesen, weil er die Kinder der Revolution, auch Napoleon, von den ihm sympathischen Ideen der Freiheit und Gleichheit nicht habe trennen können. Wohl mit Unrecht. Mir scheint, daß seine Desastres, die das Elend und die Greuel der von Napoleon heraufbeschworenen Kriegszeit ergreifender schildern, als es jemals geschehen ist, eher für das Gegenteil sprechen.

Als Ferdinand VII. auf den Bourbonenthron zurückgekehrt war und die Reaktion ihr Zepter schwang, war Goya in Gefahr. Der König bedeutete ihm offen, er habe die Verbannung und eigentlich den Galgen verdient, aber er begnadigte ihn: der Künstler hatte den Satiriker gerettet. Dennoch scheint es ihm in Madrid unheimlich geworden zu sein, er mochte die Rache seiner alten persönlichen und politischen Gegner um so mehr fürchten, als er nunmehr vereinsamt war und des Schutzes mächtiger Freunde entbehrte; kurz, er nahm Urlaub und ging nach Frankreich (1820).

Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris ließ er sich in Bordeaux nieder, das damals vielen seiner aus politischen Gründen geflüchteten Landsleute zum Asyle diente. Sein Leben lang an Tätigkeit gewöhnt, nahm der 74jährige Mann hier frisch die Arbeit wieder auf; er malte, zeichnete und radierte ohne Unterlaß: Genrebilder, Miniaturen auf Elfenbein und eine Reihe von Porträts seiner neuen Freunde und Exilsgenossen stammen aus dieser Zeit. Daneben nahm er seine Versuche in der Lithographie wieder auf, die er bereits vor seinem Weggange von Madrid begonnen hatte. Diese Kunst lag noch in den ersten Anfängen, und für das Streben des alten Mannes ist es bezeichnend, daß er ihr seine Aufmerksamkeit zuteil werden ließ. Sein lithographisches Werk umfaßt im ganzen siebzehn Blatt, welche in die Jahre 1819 und 1825 fallen. Am verbreitetsten sind die unter dem Namen „Die Stiere von Bordeaux“ bekannten Blätter, kleine Meisterstücke in Farbe und Bewegung, welche Delacroix bei seinen Faustillustrationen, die wenige Jahre darauf erschienen, beeinflußt haben sollen. Goya war über achtzig Jahre alt, als er die letzten Blätter ausführte. Alle diese Lithographien sind fast unbekannt geblieben und ziemlich selten, der Künstler hielt sie für Versuche und ließ nur wenige Abzüge herstellen, die er in seinen Mappen behielt.

Im Jahre 1827 reiste er noch einmal nach Madrid, um seinen Urlaub verlängern zu lassen. Ferdinand nahm ihn wohlwollend auf und ließ ihn Spanien nicht eher wieder verlassen, als bis er sich von Lopez hatte malen lassen. Das Bild befindet sich heute im Prado-Museum. Als Goya nach Bordeaux zurückkam, nahm er die teuer gewordenen Gewohnheiten wieder auf. Obwohl seine Hände zitterten und er nur noch mit Hilfe einer Lupe sehen konnte, zeichnete und malte er weiter. Aber seine Kräfte nahmen ab. Er fühlte selbst sein Ende herannahen. Er ließ seinen Sohn kommen, der in Madrid geblieben war, und starb wenige Tage darauf, am 15. April 1828, über achtzig Jahre alt, in den Armen seiner Freunde. Bis zuletzt war er geblieben, wie er in der Jugend gewesen: hart wie Stahl, energisch bis zum Starrsinn ein scharfer Beobachter menschlichen Lebens, ein Realist von Grund aus, ein geistreicher, mit kritischem Sinn begabter Kopf, übersprudelnd von Witz und Spott, voll närrischer Einfälle, ein unruhiger Geist, von unermüdlicher Schaffenskraft und Schaffenslust, „eins jener regellosen, bizarren Genies, in denen sich Phantasie und Laune mit merkwürdiger Gedankenschwere einen“, schier unerschöpflich in der Erfindung, ein abgesagter Feind akademischen Formelkrams und traditioneller Manier, keines Meisters gelehriger Schüler, selbständig durch und durch, leidenschaftlich, zügellos, von Selbstbewußtsein und Freiheitsdrang beseelt, ein verstockter Skeptiker in religiösen Dingen, politisch ein Revolutionär, ja, ein Nihilist, im übrigen ziemlich charakterlos, kurz, voll genialer Eigenschaften, aber auch voller Fehler — ein Temperament.



Abb. 26. Tänzerin. Lithographie.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus den Memoiren von Fritz Reuters „Franzos“.

Mit des Letzteren von Reuter in Magdeburg 1837 gemalten Bildnis.

Von

Dr. Edm. von Freyhold (Baden-Baden).

An der Nied, einem Nebenflüßchen der Saar, liegt zwei Kilometer von der lothringischen Grenze im Kreise Saarlouis das stattliche Niedaltdorf in der breiten, von niedrigen Hügelketten umsäumten Talsohle. Das Dorf ist seit einigen Jahren leicht mit der Bahn erreichbar, die von Dillingen a. d. Saar nach Busendorf in Deutsch-Lothringen führt. Die Station Gerstlingen dieser Bahn hätte nämlich besser Niedaltdorf heißen sollen, denn sie liegt der letzteren stattlichen Gemeinde viel näher als dem ganz unbedeutenden lothringischen Dorf Gerstlingen. Hart an der Grenze stehen, teils hüben, teils drüben, die paar Baulichkeiten des Bahnhofes ganz in der Nähe der Stelle, wo im Juli des denkwürdigen Jahres 1870 der erste deutsche Krieger im Vorpostengeplänkel fiel.

Aber dieses Niedaltdorf ruft in uns noch ganz andere Erinnerungen wach, Erinnerungen, die nach dem fernen Osten hinweisen, nach Graudenz und der Feste Courbière, und es mahnt an Zeiten, die jetzt genau zwei Drittel eines Jahrhunderts hinter uns liegen. In einer Kasematte jener Feste führten damals zwei junge Häftlinge ein vergnügliches Leben, von dessen Vorfällen wohl jeder gebildete Deutsche schon mit Behagen gelesen hat. Ich sage ein vergnügliches Leben, sofern man bei zwei armen Gefangenen von einem solchen reden kann, die, damals vor sechs Jahren, mitten aus dem sonnigen akademischen Leben mit seiner goldenen Freiheit und all seinen Herrlichkeiten herausgerissen, wegen angeblicher Staatsverbrechen zum Tode verurteilt, aber anfangs zu dreißig-, später zu zehnjähriger Festungshaft begnadigt worden waren. Von den beiden war der eine Fritz Reuter, — der andere aber stammte aus unserem Niedaltdorf und begab sich, von Graudenz bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. entlassen, sofort wieder dorthin ins elterliche Haus.

Das war der von Fritz Reuter in der „Festungstid“ mit soviel frischem Humor gezeichnete „Franzos“, — der Mann, welcher mit ihm einige Wochen lang gemeinsame Küche geführt, sich von einem Fischermädchen Rotaugen als „Karpfen“ hatte aufhängen lassen und aus diesen dann in Gemeinschaft mit Reuter das verunglückte Gericht hergestellt hatte. Sehr viel schönes Kochgeschirr soll der gute „Franzos“ in seiner Ungeschicklichkeit zerschlagen, auch die kostbare „Bifstück-Maschine“ unverständig zunichte gemacht haben. Kurz, er spielt in der Graudenzer Festungszeit von Fritz Reuter eine hervorragende Rolle.

Ein Niedaltdorfer Kind war er, und wenn wir dort vom Bahnhof kommend am großen Viadukt vorbei über die steinerne Niedbrücke in die Hauptstraße des Dorfes biegen, steht gleich linker Hand die große schöne Kirche, und an ihren beiden Längsseiten erstrecken sich die Grabstätten des Friedhofs. An der nach Osten gerichteten linken Seite, also zwischen dem Gotteshaus und der Nied, ruht im dritten Grabe der sechsten Reihe Fritz Reuters „Franzos“ Johann Guittienne. Eine große Steinplatte deckt das Grab in seinem vollen Umfange, und zu Häupten erhebt sich ein gegen drei Meter hoher Denkstein, den ein Kreuz krönt. Nicht weniger als elf Personen nennt der Stein, deren Reste hier vereint ruhen, nachdem ihre ursprünglich getrennten Gräber dem 1873 erfolgten gänzlichen Neubau der Kirche zum Opfer gefallen waren. Das sind die Eltern unseres „Franzos“, sein Bruder nebst dessen Gattin und erwachsener Tochter, vier im zarten Alter verstorbene Kinder des „Franzos“, seine Frau und endlich er selbst. Als er 1873 den Stein setzen und zu allen Namen der bereits verstorbenen Verwandten auch seinen eignen einmeißeln ließ, blieb für diesen Geburts- und Todesdatum unausgefüllt. Das ist denn bis auf den heutigen Tag so geblieben, nachdem er 1889 als achtzigjähriger Greis die müden Augen zum letzten Schlummer geschlossen hatte und hier ebenfalls beigesetzt wurde.

Will man erfahren, wer und was Johann Guittienne im Leben nach seiner Entlassung aus der Festungshaft war, dann muß man die älteren Einwohner von Niedaltdorf oder der benachbarten Ortschaften fragen, bei denen er noch im besten Andenken steht. Viel Gutes wissen sie vom „alten Herrn Gittchen“ zu erzählen, denn so wird trotz seiner welschen Schreibweise der Name Guittienne dort ganz ausnahmslos gesprochen. Es mag daher ununtersucht bleiben, ob die Familie überhaupt französischer Herkunft war, oder nur ihren ursprünglich deutschen Namen während der langen Franzosenherrschaft in jenen Landen der fremden Orthographie anpaßte. Jeden-

falls war unser Guittienne sein ganzes Leben lang ein sehr guter Deutscher gewesen. Lange bevor er Fritz Reuter kennen gelernt hatte, war ihm auf der Universität Bonn beim Eintritt in die dortige Burschenschaft der Spitzname „Franzos" beigelegt worden. Derselbe begleitete ihn auf seiner ganzen akademischen Laufbahn nach München, Heidelberg und Berlin, folgte ihm bei der allgemeinen Verfolgung der Burschenschaft in die Gefangenschaft nach Berlin, Magdeburg und Graudenz, ward von Fritz Reuter in dessen „Festungstid" übernommen und so zu einer berühmten Marke des Mannes.

Guittienne hatte Jura studiert. Irgendwelche Begeisterung für dieses Fach ist in den Memoiren, die er hinterlassen hat, — ich werde sie später besprechen, — nicht zu erkennen. Im Begriff, sich in Berlin der ersten Staatsprüfung zu unterziehen, ward er als Mitglied der deutschen Burschenschaft verhaftet und verbrachte sieben Jahre seines Lebens auf preußischen Festungen, bis auch ihm der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. die Freiheit wiedergab. Einunddreißig Jahre alt geworden, hing er die holde Juristerei an den Nagel und widmete sich in der Heimat der Landwirtschaft. Das war alles wie bei Fritz Reuter, mit dem er auch den Umstand gemeinsam hatte, daß beider Väter Bürgermeister und Ökonomen waren. Aber auch nur soweit ging die Ähnlichkeit der Lebensschicksale, die sich von da ab bei ihnen sehr verschieden gestalteten. Unser „Franzos" wurde nämlich im Laufe der Jahre selbst Bürgermeister von Niedaltdorf und als solcher Nachfolger seines Vaters und älteren Bruders. Als einer der angesehensten Männer seines Kreises ward er in den Provinziallandtag der Rheinlande gewählt, war 1848 Mitglied des Frankfurter Vorparlamentes und der preußischen Nationalversammlung. Er bekleidete überhaupt fast bis an sein Lebensende eine ungewöhnlich große Zahl von Ehrenämtern, mit denen ihn das Vertrauen teils seiner Mitbürger, teils der Regierung belehnt hatte. Im Oktober 1861 nahm er als Provinzialdeputierter an den Krönungsfeierlichkeiten Wilhelms I. in Königsberg Anteil und ward auch wiederholt mit ehrenden Ordensauszeichnungen bedacht.

Als Fritz Reuters „Festungstid" erschienen und weit und breit in deutschen Gauen Leser und begeisterte Freunde gefunden hatte, konnte es nicht fehlen, daß das Buch mit der Zeit auch in der engeren Heimat Guittiennes bekannt wurde und ihn in den Augen seiner Freunde und Bekannten mit einem gewissen neuen romantischen Zauber umwob. Zwar war die „Festungstid" 1862 erschienen, also zu einer Zeit, als Guittienne 53 Jahre alt war; da es aber immerhin eine Reihe von 5 bis 6 Jahren gedauert haben mag, bis Reuters Ruf und Werke auch in der entlegenen Saar- und Niedgegend bekannt wurden, und man in seinem „Franzos" den Herrn Guittienne von Niedaltdorf erkannte, wird dieser wohl nicht mehr weit von den Sechzig entfernt gewesen sein. Jetzt wurde er erst recht der Löwe des Tages, und immer wieder mußte er in kleineren und größeren Kreisen aus der Zeit seiner Festungshaft und des Zusammenlebens mit Reuter erzählen. Mit besonderem Stolze zeigte er bei solchen Gelegenheiten Besuchern das Bildnis, welches Reuter von ihm in Magdeburg 1838 gemalt hat. Eine photographische Nachbildung desselben, hier zum erstenmal veröffentlicht, begleitet diesen Aufsatz. Das Original ist auf braunem Tonpapier mit Pastellfarben ausgeführt in einer Figurengröße von 25 cm in der Breite, 30 cm in der Höhe. Der „Franzos" erscheint hier als 29jähriger Mann in kaffeebraunem Rock mit schwarzem Kragen, vermutlich von Samt, in weißer Weste und mit schwarzer Halsbinde, über welcher der Hemdkragen nur schmal hervorragt. Die blauen Augen, der blonde Schnurrbart und das dichte, volle Haupthaar von gleicher Farbe verraten echt deutsche Abstammung. Der Hintergrund ist nach unten azurblau abschattiert. Unter der rechten Schulter des Bildes steht die eigenhändige Widmung des Künstlers: „F. Reuter seinem Freunde Guittienne. Magdeburg 1838." Da Reuter Magdeburg schon am 10. März jenes Jahres verlassen hat, um über Berlin die Reise nach Graudenz anzutreten — Guittienne aber jedenfalls viel früher, wahrscheinlich schon im Februar nach Berlin befördert wurde, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das Bild im Januar 1838 angefertigt worden ist. In seinen Memoiren schreibt der „Franzos" bezüglich desselben: „Mein Porträt war wohl verschönert, aber getroffen. Reuter war zufrieden damit." Jedenfalls ist es eine hochinteressante Reuter- und Guittienne-Reliquie. Ganz anders mutet uns ein viel späteres Bild des Mannes an, das wohl aus der Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege stammt, als Guittienne sich dem sechsten Jahrzehnt seines Lebens näherte. Es zeigt energische Züge, denen ähnlich, die man auf einem wahrscheinlich aus dem Jahre 1848 stammenden Bilde, einer Lithographie erblickt.*)

Guittienne hatte nie daran gedacht, seine Denkwürdigkeiten zu schreiben. Aber er war ein flotter Erzähler, der im engeren oder weiteren Kreise gern aus dem Schatze seiner reichen Erinnerungen zum besten gab. So hatte ihm öfter im Kasino zu Saarlouis ein Hauptmann zugehört, der später Mitbesitzer der Buchhandlung Hofmann & Campe in Hamburg wurde. Als solcher regte er Ende September 1886 Guittienne zur Niederschrift seiner Memoiren an und versprach, diese in Verlag nehmen zu wollen. Nach langer Überlegung ging der hochbetagte, inzwischen 78 Jahr alt gewordene „Franzos" an die Abfassung jenes Werkes. Außer seinem Gedächtnis standen ihm hierbei keine anderen Quellen zur Verfügung. Notizen hatte er sich niemals gemacht. So lassen denn die Zeitbestimmungen der bedeutsameren Ereignisse seines Lebens, ganz besonders während der Festungsjahre viel zu wünschen übrig. Es steht fest, daß er etwa bis Ende Juni 1887 zur Schilderung der Graudenzer Zeit gekommen ist. Mit dieser bricht aber das an interessanten Einzelheiten reiche Werk leider unvollendet ab. Wie es scheint, hinderten zunehmende Beschwerden

*) Gustav Raatz hat sie pag. 97 seines Buches „Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Werken", Wismar 1895, veröffentlicht.

des Alters Guittienne an der Fortführung, und am 10. Mai 1889 starb er. Nur notdürftig werden die Memoiren durch ein dem Niedaltdorfer Kirchenbuch einverleibtes „Biographiefragment" ergänzt, das Guittienne 1883 in sehr flüchtigen Umrissen niederschrieb. An der Vollendung jener „Memoiren" hat ihn offenbar auch das Bestreben gehindert, Material für die politische Zeitgeschichte beizubringen. Da ihm für diese gar keine Daten zur Verfügung standen, so stockte die Arbeit auch bei der Erzählung des persönlich Erlebten, was sehr zu bedauern ist. Guittienne hatte immer das Glück gehabt, mit sehr viel berühmten und interessanten Personen in Berührung zu kommen. Wir wollen hier nur einiges Wenige aus seinen Aufzeichnungen auszugsweise mitteilen, vor allem das die Festungszeit und Reuter betreffende. Eigentümlich ist es, daß er sich bezüglich des Datums seiner Geburt bis in sein hohes Alter im Irrtum befand. Er ist weder am 7. April 1809 geboren, wie das „Biographiefragment" sagt, noch am 9. April, wie seine „Memoiren" erzählen, sondern am 15. April jenes Jahres. Das ergibt sich ganz unzweifelhaft aus dem Kirchenbuch der katholischen Gemeinde Niedaltdorf, welches ich selbst einzusehen Gelegenheit hatte. Die Beurkundung erfolgte in französischer Sprache, denn damals bildete bekanntlich die heutige Rheinprovinz einen Teil des napoleonischen Kaiserreiches. „Niedaltroff" hieß zu jenen Zeiten die Gemeinde. Außer dem Pfarrer haben der Vater und Taufpate des Neugeborenen das Aktenstück unterzeichnet, aus welchem hervorgeht, daß der kleine Guittienne gleich am Tage seiner Geburt getauft wurde.

Von seiner Kindheit erzählt er in den mit zitternder, kritzliger, oft schwer entzifferbarer Greisenhandschrift geschriebenen „Memoiren" nichts. Zehn Jahre alt, kam er aufs Gymnasium nach Trier, absolvierte dasselbe, regelmäßig aufrückend, Herbst 1828 und trat sofort in das dortige Infanterie-Regiment ein zur Leistung des einjährigen Militärdienstes. Herbst 1829 bezog er die Bonner Universität, um sich hier dem Rechtsstudium zu widmen, und wurde Mitglied der allgemeinen deutschen Burschenschaft.



Der „Franzos" Johann Guittienne.
Zeichnung von Fritz Reuter aus dem Jahre 1838.

Nachdem er im folgenden Jahre eine mehrwöchige Dienstübung mitgemacht hatte, erhielt er sein Patent als Leutnant der Landwehr. Was er aus der fröhlichen Studentenzeit in Bonn, München und Heidelberg mit ihren wechselreichen, mehr oder minder bedeutsamen Erlebnissen erzählt, übergehen wir hier. Überall war der „Franzos", — diesen Beinamen führte er wie gesagt seit dem Anfang der Bonner Studentenzeit, — einer der Haupthähne des studentischen Treibens und vor allem der burschenschaftlichen Bestrebungen. Daß er dem Jus aus innerer Neigung und mit Begeisterung obgelegen habe, kann man nicht sagen, wenigstens sind in seinen „Memoiren" keine Spuren hiervon bemerkbar. Duelle und Mensuren hat er auch gehabt und war ein gewandter glücklicher Schläger. In München war Berthold Auerbach sein Leibfuchs, in Heidelberg trat er in nähere Berührung mit Friedrich Hecker, dem späteren badischen Freiheitskämpfer des Jahres 1848. Nur das Sommersemester 1832 verbrachte er an der Heidelberger Hochschule. In diese Zeit fielen seine Beteiligung am Hambacher Fest und Besuche von Baden-Baden und Straßburg. Viel studiert hat er also auch jetzt noch nicht. In Baden wollte er mit drei burschenschaftlichen Bundesbrüdern, von denen einer ein ganz unerhörtes Glück in allen Hasardspielen hatte, die Spielbank sprengen. Bei der nie versagenden Gunst, mit der Fortuna jenem einen zu lächeln pflegte, schien das Unternehmen eine bombensichere, sehr gewinnreiche Kapitalanlage. Aber die treulose Göttin kehrte dieses Mal ihrem Günstling hohnlachend den Rücken, denn nach wenigen Minuten war die von den vieren aufgebrachte Summe bis auf den letzten Kreuzer verspielt, und nach abermals wenigen Minuten auch das noch übrige Geld jedes einzelnen, mit dem man in der Verzweiflung den großen Verlust wett zu machen suchte. „Da standen wir nun und rissen Maul und Nasen auf," sagt Guittienne, und wir wollen's ihm gern glauben, wenigstens was das Aufreißen des ersteren anbetrifft. Ins Hotel zurückgekehrt, um bei einer Flasche Wein Kriegsrat zu halten, entdeckte einer von ihnen in der Kurliste einen Freund seines Vaters, der dann auch dem unglücklichen vierblättrigen Kleeblatt durch eine

reichlich bemessene Anleihe aus aller Verlegenheit half. Noch eine weitere Unterbrechung erlitt dieses Heidelberger Semester durch eine politische Agitationsreise, die Guittienne mit seinem Freunde und späteren Leidensgenossen **Brüggemann** unternahm. Darüber wurde ihm aber auch klar, daß er nun endlich an ernstliche Arbeit und ans Auskultatorexamen denken müsse. Nach den Herbstferien und einer sechswöchigen Landwehrübung beim 30. Regiment in Trier, die er in fröhlicher Gesellschaft von Kameraden, namentlich des Leutnant v. **Salis**, des späteren Dichters, verlebte, ging er Herbst 1832 nach Berlin, um hier fleißig zu „ochsen". Die Reise führte ihn über Frankfurt, Jena und Halle. In der freien Reichsstadt am Main machten ihm Münchener Universitätsfreunde, die später in den törichten Putsch auf die Konstablerwache verwickelt waren, Anerbietungen für den Fall seiner Beteiligung am Aufstande. Guittienne war so vorsichtig, das durch einige hinhaltende Redensarten abzulehnen. In Jena lernte er auf der Germanenkneipe ganz oberflächlich **Fritz Reuter** kennen, ohne damals in irgendwelche Beziehung zu ihm zu treten. Sie sollten sich erst ungefähr fünf Jahre später im Inquisitoriat der Festung Magdeburg wiedersehen.

Da die deutsche Burschenschaft damals an der Berliner Hochschule durch keine Zweigverbindung vertreten war, so führte Guittienne ein, wie er sagt, ziemlich philiströses Leben. Da erfolgte am 3. April 1833 der bereits erwähnte Frankfurter Putsch, bei welchem die Konstablerwache von den Aufständischen überrumpelt und im ersten Anlauf genommen wurde. Sofort nahte aber auch eine Abteilung preußischer Truppen, die nach kurzem Kampfe dem Aufstandsversuch ein Ende machte und die große Mehrzahl der überspannten Putschkämpen gefangen nahm. Nur wenige entkamen, so der Haupträdelsführer **Körner**, ein junger Frankfurter Rechtsanwalt von ungewöhnlicher Begabung. In München war er Sprecher der Burschenschaft Germania und ein vertrauter Freund unseres politisch viel harmloseren „Franzos" gewesen. Die Behörden erblickten in jenem lächerlichen Putsch den Keim eines heillosen Aufruhres. Überall wurden wirkliche oder vermeintliche Mitschuldige verhaftet und namentlich die Mitglieder der Burschenschaft eingezogen, wo man ihrer habhaft werden konnte. Die jungen Leute machten im Gefühl ihrer Unschuld und Harmlosigkeit kein Hehl aus ihren im ganzen sehr platonisch gedachten Bestrebungen für deutsche Einheit und Freiheit. So gerieten immer neue Teilnehmer dieser Bestrebungen ins Netz der Untersuchung.

Unserm Guittienne begann allmählich der Boden unter den Füßen heiß zu werden. Er beschloß nach Hause zu reisen, um dort zwei Kilometer von der Grenze entfernt den kommenden Ereignissen entgegen zu sehen oder im Falle der Not sich unverzüglich in Sicherheit jenseits der blau-weiß-roten Pfähle zu bringen. Er nahm daher sein Abgangszeugnis von der Universität, ließ sich einen Paß ausstellen und löste im Besitze dieses den nötigen Fahrpostschein. Doch das Auge des Gesetzes wachte auch über ihm. Mitten in der Nacht vor der Abreise, als er sich nach einer kleinen Abschiedskneiperei dem nötigen Schlummer hingab, holten ihn der Oberpedell und ein Gerichtsbote aus dem Bette. Seine Papiere wurden beschlagnahmt, — er selbst in die Hausvogtei abgeführt. Das war der Anfang von sieben langen, bangen Festungsjahren, aber auch der Grundstein zu seiner späteren literarischen Berühmtheit als Fritz Reuters munterer „Franzos" aus der „Festungstid". Aber er wird das damals und auch viel später noch schwerlich zu würdigen gewußt haben. Leider geht aus den „Memoiren" nicht hervor, wann seine Verhaftung erfolgte. Man kann nur indirekt schließen, daß sie noch 1833 stattfand. Der Aufenthalt auf der Hausvogtei dauerte bis ins Jahr 1834. Schlecht erging es Guittienne gerade nicht, wiewohl ihm, der bis dahin die ungebundenste Freiheit genossen und die Freuden des akademischen Lebens mit vollen Zügen geschlürft hatte, das beschauliche Leben in den düsteren, vergitterten und mit Blechkästen verbauten Zellen der Hausvogtei spanisch genug vorgekommen sein mag. Das Essen fand er erträglich, wenn auch nicht brillant. Schlimmer war das harte Strohlager und am unerträglichsten das ebenfalls mit altem Stroh gefüllte Kopfkissen. Es gelang ihm nach einiger Zeit mit Hilfe der schmucken, jungen Frau eines Wärters, welche für ihn die Wäsche besorgte, einen Brief an den Bruder nach Niedaltdorf gelangen zu lassen und drei Wochen später auf demselben Wege in den Besitz der Antwort und des für die augenblicklichen Verhältnisse netten Sümmchens von 30 Talern zu kommen. Wärter Bennewitz, der Mann jener mitleidigen weiblichen Seele, sorgte nun täglich für Bier und Wein, ließ diese aber vorsichtigerweise dem Gefangenen nur in mäßigen Mengen zukommen. Die ersten acht Wochen in Einzelhaft, bekam Guittienne später wiederholt einen oder zwei Zellengenossen, bald einen Juristen, bald protestantische Theologen, die es teilweise später zu sehr angesehener Stellung in ihrem Berufe gebracht haben.

Als Untersuchungsrichter war Kammergerichts-Assessor **Bischoff** tätig, sonst ein liebenswürdiger, feiner Mann, der es aber sehr darauf ablegte, den armen Häftlingen durch arglistige Fragen allerlei Fallen zu stellen, und weit mehr Schuldmomente hineinzuinquirieren, als gerechterweise hätten aus ihnen herausinquiriert werden können. Wohl an 50 Verhöre hatte Guittienne vor ihm zu bestehen. Die ersten waren meist nur kurz. Später dehnten sie sich bis zur Dauer von 5 bis 6 Stunden aus. Daß dann der Herr Assessor eine Frühstückspause machte, während der Häftling sowohl, wie auch der Protokoll führende Referendar trocken dasitzen mußten, schien Guittienne ganz besonders schmerzlich zu empfinden. Fünfzehn Jahre später nahm er seine Rache. Damals saß er Anno 1848 als Abgeordneter in der preußischen Nationalversammlung und rief dem nunmehrigen Regierungs-Kommissar gelegentlich einmal vom Rednerpult aus zu: „Der Spieß hat sich gedreht, Herr Regierungsrat. Jetzt sind wir die Inquirenten, und Sie haben uns Rede und Antwort zu

stehen!“ Daß der Regierungs-Kommissarius stark Fiasko machte, rechnete Guittienne ganz besonders seinen Bemühungen zu, wenn auch andere Abgeordnete, wie Karl Schramm oder Messerich aus Trier, auch ehemalige Leidensgenossen, ihm wacker dabei geholfen haben werden.

Fritz Reuter bekam Guittienne auf der Hausvogtei nicht zu sehen, wiewohl sie lange miteinander das unglückselige Dach teilten. Wohl aber begegnete er gelegentlich auf den Erholungsspaziergängen oder dem Wege vom und zum Verhör manchem anderen aus der überreichen Zahl der unglücklichen Gefährten. Von diesen nennt er Heinrich Laube, den späteren Dichter und Dramaturgen, und verschiedene andere. Als die Untersuchungen bezüglich seiner Beteiligung an den sogenannten hochverräterischen Bestrebungen zum Abschluß gekommen waren, wurde er, begleitet von zwei bewaffneten Gendarmen, mit Extrapost nach Magdeburg gebracht.

Hier begann für ihn eine viel schlimmere Zeit. Die Ausstattung und Einrichtung der Zellen war zwar die gleiche wie in der Hausvogtei, aber die Lage eine viel düsterere und ungesundere, die Behandlung eine strengere. Hier saß er bis etwa Februar 1838, also rund vier Jahre. Als wahre Erholung mußte er es betrachten, wenn ihn der menschenfreundliche Stabsarzt zeitweilig ins Lazarett schickte. Etwa fünf Wochen nach seiner Ankunft bekam er in Peter Haßlacher aus Koblenz, dem späteren berühmten Jesuitenpater und Kanzelredner, einen trauten Zellengenossen. Haßlacher, bis dahin Mediziner, hatte die drei ersten Semester mit Guittienne in Bonn studiert und war gleich ihm dort Burschenschafter geworden. Später ging er nach Würzburg und gelangte von da auf die Hausvogtei. Guittienne schildert ihn als einen liebenswürdigen und hübschen jungen Mann, der sehr fromm, von feiner gesellschaftlicher Bildung und gern gesehen bei allen war, die ihn kannten. „Wir stimmten in religiöser Beziehung nicht überein,“ erzählt er in den Memoiren, „und verfochten unsere Ansichten lange aufs heftigste. Da jedoch auch ich aus einer gut katholischen Familie stammte und bis zu meinen Universitätsjahren sehr fromm gewesen war, so wachten nach und nach die alten Gefühle wieder in mir auf, und da ich überhaupt sensibler Natur bin, so wurde ich schließlich besiegt. Nun verfiel ich bald in das andere Extrem, wozu die abscheuliche, Geist und Körper herabdrückende Behandlung, welche wir zu erdulden hatten, die einseitige Gesellschaft mit Haßlacher und das Lesen religiöser Bücher viel beitrugen. Ich wurde tiefsinnig, grübelte, durch lebhafte, aufregende Träume noch mehr darin bestärkt, über das Diesseits und Jenseits so viel nach, daß ich zuletzt glaubte, meine Träume seien prophetische.“ Über diese Seite des „Franzos“, sein Prophezeien, das schließlich auch ein paarmal in ganz auffälliger Weise in Erfüllung ging, hat ja Reuter genau berichtet.

Guittienne und Haßlacher bezogen anfangs ihr Essen aus einem Gasthof. Sehr bald behagte ihnen das nicht mehr, und sie gingen dazu über, eigene Küche zu führen. Die reichliche Geldzulage, die sie von Hause erhielten, gestattete ihnen diesen Luxus. Guittienne berichtet ausführlich über die Erfolge dieser gemeinsamen Kocherei mit Haßlacher, bei welcher sie sich schließlich auch zu schwierigeren Gerichten nicht ohne Glück verstiegen. Er legt offenbar Wert darauf, den Nachweis zu führen, daß Reuters Erzählung von des „Franzos“ Ungeschicklichkeit in allen Kochangelegenheiten nur launige Erfindung gewesen sei und den Tatsachen nicht entsprochen habe. Sogar ein eigenes Kochbuch habe er damals in Magdeburg gemeinsam mit Haßlacher verfaßt. Noch in einer anderen Kunst übte sich der letztere sehr eifrig. Er stickte und häkelte. Er brachte es sehr weit darin, und Guittienne bewahrte bis in sein hohes Alter ein Paar Pantoffeln, die ihm Haßlacher gestickt hatte. Seine meiste Zeit widmete dieser aber zu jener Zeit dem Studium der Philosophie, das ihm als Vorbereitung für den zu ergreifenden theologischen Beruf dienen sollte, denn er war fest entschlossen, der Medizin Lebewohl zu sagen. Vor seinem Freunde Guittienne hatte er keine Geheimnisse, und so schüttete er ihm eines Tages sein Herz aus und gestand ihm, daß er an einer hoffnungslosen Liebe leide. Eine weitläufige Verwandte, ein Fräulein Helf aus Ehrenbreitstein, sei die Herzerwählte, — aber die liebe ebenso hoffnungslos einen jungen Notar ihrer Heimatstadt. Da die Mutter des Fräuleins ihre Einwilligung zu der Verbindung nicht geben wollte, so hätte die Ärmste das Gelübde getan, gar nicht zu heiraten. Aber mit Peter Haßlacher stand sie damals und auch später noch in Briefwechsel. Nach dem Tode ihrer Mutter trat sie dem Orden Sacré-Coeur bei. Haßlacher aber, der 1838 von Magdeburg auf die Feste Ehrenbreitstein versetzt wurde, widmete sich nach seiner Begnadigung 1839 dem theologischen Studium in Metz und wurde Jesuit. Als solcher wurde er ein berühmter, hervorragender Kanzelredner und unternahm weite Reisen. So kam er im Herbst 1858 auch nach Saarlouis und hielt hier seine religiösen Vorträge. Wiederholt sahen sich damals die beiden Jugendfreunde wieder, und Haßlacher war mehrmals Gast in Ihn bei Niedaltdorf, wo Guittienne zu jener Zeit als Gutsbesitzer lebte. Als der letztere 1867 die Pariser Weltausstellung besuchte, hatte er die Freude, den Jugendfreund hier wiederzusehen. Es war das letztemal. Wenige Jahre später starb Haßlacher.

Im Frühjahr 1837 wurde Fritz Reuter von Glogau nach Magdeburg versetzt und ebenfalls im Inquisitoriat untergebracht. Aus dieser Zeit erst stammt seine eigentliche Bekanntschaft mit dem „Franzos“, den er auf den Erholungsspaziergängen im engen, düsteren Hofe näher kennen gelernt hat. Die leichtlebige, harmlos fröhliche Art beider knüpfte bald ein Band zwischen ihnen. Vielleicht verlebten sie auch gemeinsame Tage im Lazarett, wohin ja der Stabsarzt immer die einen oder anderen abkommandierte, die es gerade am nötigsten hatten. In diese Zeit fällt auch die endliche Urteilsverkündigung für die meisten Häftlinge. Guittienne wurde als Mitglied der Bonner Burschenschaft zu sechs Jahren Festungshaft, als solches der Münchener Germania zum Tode, als Heidelberger Frankone

gleichfalls zum Tode, und als Mitglied des allgemeinen Preßvereins zu sechs Monaten Festung verurteilt. Dieses niedliche Parallelogramm der Kräfte ergab für ihn als Resultante die einfache Todesstrafe durchs Beil, die aber sofort auf dem Gnadenwege in 30jährige Festungshaft umgewandelt wurde. Bekanntlich ist es damals Hunderten anderer junger Leute, unter ihnen auch Fritz Reuter, ebenso aber ähnlich ergangen.

Gegen das Ende jener bis Februar oder März 1838 dauernden Magdeburger Zeit Guittiennes malte Reuter das fragliche Bild desselben. Für den „Franzos" war jetzt die trübste Zeit seiner Festungsjahre gekommen, eine starke, bis zur Schwermut gesteigerte Gemütsdepression, die zu seiner Verbringung in die Berliner Charité führte. Bevor er jedoch hier untergebracht wurde, verlebte er abermals einige Wochen in der Hausvogtei. Ein paar Monate früher waren aus Magdeburg die dort eingekerkerten Mediziner Rheinhardt und Wagner geflüchtet. In der hierüber eingeleiteten Untersuchungssache hatte man gehofft, von Guittienne wichtige Aufschlüsse und Fingerzeige bezüglich etwaiger Mitschuldigen zu erlangen. Deshalb wurde er in der Hausvogtei zurückgehalten, bis man das Vergebliche der Bemühungen erkannte und ihn der Charité überwies. „Ich wußte von jener Fluchtangelegenheit nichts," sagt er, „war gar nicht in der Lage gewesen, etwas darüber zu erfahren. Hätte ich aber von den Mitschuldigen Kenntnis gehabt, so wäre ich doch nicht zum Verräter an meinen armen Leidensgenossen geworden."

Es muß im April 1838 gewesen sein, als er nachts in einem geschlossenen Wagen nach der Charité übergeführt wurde, um hier beobachtet, beziehungsweise geheilt zu werden. Elf Monate verbrachte er in der Anstalt, bis auch er Ende März 1839 nach Graudenz kam, wo damals Fritz Reuter seit einem vollen Jahre weilte. Guittiennes Aufenthalt in der Charité gestaltete sich für ihn nach den sehr eingehenden Mitteilungen der „Memoiren" über diese Zeit recht wechselvoll. Anfangs allerdings befremdete es ihn sehr, daß er in einem Saale schlafen mußte, wo gegen zwanzig Insassen der Abteilung ihrer Ruhe oblagen, die ganze Nacht bei brennenden Lampen von zwei Wärtern beobachtet. Das Schlimmste dabei war, daß sein rechtes Bein allabendlich mit eiserner Kette an die Bettlade geschlossen wurde. Doch daran gewöhnte er sich schließlich, wie man sich in alles Unvermeidliche mit der Zeit schickt. Nicht genug kann er im übrigen die freundliche Behandlung seitens der Herren Ärzte, vor allem des Direktors Dr. Idler rühmen. Allerdings gab es damals für widerspenstige Patienten der psychiatrischen Abteilung Straf- und Zuchtmittel, die nicht selten zur Anwendung gebracht wurden. Der gutmütige, leicht lenksame „Franzos" hat aber mit ihnen keine persönliche Bekanntschaft gemacht, wurde jedoch von dem Anblick ihres Gebrauches, den er gelegentlich hatte, peinlich berührt. Bei Tage war er zwar stets unter Aufsicht und Beobachtung, durfte sich aber im übrigen innerhalb der Abteilung frei bewegen, erhielt auch nach Belieben geeignete Lektüre, welche ihm der protestantische Anstaltsgeistliche mit Bewilligung des Direktors aus seiner reichhaltigen Bibliothek zur Verfügung stellte. In dem Maße, als man sich von seiner geistigen Gesundheit mehr und mehr überzeugte, verlebte er oft fröhliche Abende in Gesellschaft der jüngeren Charitéärzte, durfte auch Besuch von ehemaligen Trierer Schulfreunden empfangen, die sich gerade in Berlin aufhielten. Zwei jüngeren Insassen der psychiatrischen Abteilung, Söhnen aus guten Häusern, erteilte er wissenschaftlichen Privatunterricht und empfing nach dessen erfolgreichem Abschluß von den Vätern Anerkennungs- und Dankesschreiben voll herzlicher Teilnahme für sein Geschick. Außerdem machte er eine Reihe interessanter Bekanntschaften verschiedener Gemütskranken, die eigene Zimmer bewohnten. Hier besuchte er die einen oder anderen. Es waren darunter Männer, mit denen er früher schon im Leben unter anderen Umständen zusammengetroffen war. Leutnant v. R., ehemaliger Trierer Regimentskamerad von Guittienne, hatte zuweilen Tobsuchtsanfälle. Er war auf Betreiben seiner Familie in die Charité verbracht worden, weil er im Begriffe stand, ein Trierer Mädchen schlichter kleinbürgerlicher Herkunft zu ehelichen. Ein Bonner Korpsstudent von der Borussia, Herr v. G., hing seit ein paar Jahren mit Guittienne in einer erst im Philisterium auszufechtenden Contrahage und war inzwischen geisteskrank geworden. In der Charité sahen sie sich wieder, und der Borusse erkannte in einem lichten Augenblick seinen Gegner, lud ihn zu einer Tasse Kaffee auf sein Zimmer und focht hier, mit unbewehrtem Arm in der Luft herumfuchtelnd und mit Stentorstimme kommandierend, den Ehrenhandel bis zur eingebildeten Abfuhr aus, worauf er wieder vor Aufregung in Toben verfiel. Ein älterer Major litt an Verfolgungswahn. Er glaubte sich wegen seiner bürgerlichen Abkunft zurückgesetzt. Wenn auch bei ihm Widersetzlichkeit und Tobsucht eintrat, wurde er zur Strafe am entblößten Oberkörper mit dem Strahl einer von vier Mann gehandhabten Feuerspritze bearbeitet, so daß ihm die Haut blutrünstig wurde. Er brauchte bei der Vornahme nicht festgebunden zu werden wie andere, befehligte vielmehr selbst mit dröhnender Stimme das Verfahren mit den Worten: „Zur Attacke! Gewehr rechts! Marsch, marsch!" Ein Student litt an der Wahnidee, daß die junge Königin von England, die zu jener Zeit eine in den Tagesblättern hochgefeierte Person war, ihn zum Herzallerliebsten erkoren habe. Er beteuerte sie schwärmerisch zu lieben und richtete täglich Briefe und Gedichte an sie, von denen die letzteren — erzählt Guittienne — mitunter gar nicht schlecht gewesen sein sollen. Stubengenosse jenes Studenten war ein junger Musiker, der sich für einen zweiten Mozart hielt. Abgesehen von der fixen Idee, daß er Tag und Nacht mit bösen Geistern zu kämpfen habe, war er ein recht umgänglicher Mensch. Er komponierte viel und widmete auch dem „Franzos" einen recht ansprechenden „Guittienne-Walzer", den derselbe bei der Niederschrift seiner Memoiren noch besaß.*)

*) In dem mir zugänglichen Teil des schriftlichen Nachlasses von Guittienne befand sich die-



Ruhende Herde. Gemälde von Prof. Adolf Oberländer-München.

über Langeweile konnte sich also der in der Charité inhaftierte Guittienne nicht beklagrn.

Über die Straf- und Zuchtmittel in der psychiatrischen Abteilung der Charité berichtet er eingehend, aber mit unverhohlener Empörung über die Barbarei jener Zeiten. Seine eigene Behandlung beschränkte sich hauptsächlich auf gesunde körperliche Arbeit im Hofraum, die ihm verordnet worden war, Holzsägen und Wasserpumpen. Außerdem bekam er kalte Tropfbäder auf den Scheitel, denen er sich in einer Badewanne sitzend unterziehen mußte. Er schildert sie als sehr wohltätig, wiewohl nicht ganz schmerzlos. Nachdem er sechs Monate in der Anstalt zugebracht hatte, ließ der Direktor ihm nachts vor dem Schlafengehen nicht mehr die Kette anlegen, mit welcher er bis dahin immer an die Bettstelle gefesselt worden war. Guittienne empfand das als große Wohltat. Aber noch fünf weitere Monate blieb er in der Charité, um Ende März 1839 nach Graudenz übergeführt zu werden. Alle Bemühungen ärztlicherseits, seine Freilassung oder mindestens seine Unterbringung in einer heimatlichen rheinischen Festung zu bewirken, waren fruchtlos geblieben. Übrigens sollten die in der psychiatrischen Station der Charité zugebrachten elf Monate viel später noch von einer gewissen Bedeutung für ihn werden. Seit 1853 Mitglied des rheinischen Provinzial-Landtages wurde er, als das Irrenhauswesen der Provinz neu geregelt werden sollte, zum Mitgliede der betreffenden Kommission gewählt, und hatte mit dieser eine eingehende Besichtigung der damals einzigen rheinischen Irrenanstalt in Siegberg vorzunehmen, eine Studienreise nach den hervorragendsten Irrenhäusern anderer Länder anzutreten und Vorschläge für die Errichtung von fünf neuen Provinzialanstalten auszuarbeiten. Die von ihm am eignen Leibe gemachten Erfahrungen verliehen ihm also in den Augen seiner Amtsgenossen eine besondere Sachverständigkeit in diesen Fragen. Die Reise von Berlin nach Graudenz trat er ebenso wie ein Jahr vorher Reuter, in Begleitung zweier Gendarmen im geschlossenen Wagen an, schildert auch die harmlosen Erlebnisse unterwegs ganz im Anschluß an dessen Erzählung in der „Festungstid", die auch schon mehr oder weniger freie Erfindung war.*)

Er traf in Graudenz früh morgens am 25. März 1839 ein. Dirsen Tag nennt ein im Guittienneschen Nachlaß befindlicher Auszug aus den Graudenzer Festungsakten. Wie man weiß, wurde er in der gleichen Kasematte mit Fritz Reuter untergebracht. Und nun begann jenes fröhliche Beieinanderleben, welches so anmutig in der „Festungstid" geschildert und jedem Kenner der Werke des plattdeutschen Dichters bekannt ist. Es dauerte bis zum 15. Juni, dem Tage, da Reuter von Graudenz nach Dömitz in Mecklenburg entlassen wurde.*) Bekanntlich sind die launigen Erlebnisse der „Festungstid" aus Dichtung und Wahrheit zusammengewoben. Das kann nicht Wunder nehmen, denn jeder Erzähler wird um der künstlerischen Wirkung willen genötigt sein, die oft graue, trockne Wirklichkeit zu vergolden, zu verschönern, mit dem Rankenwerk und Blumengewinden der Poesie zu verflechten. Aber es ist auch wieder interessant, der Wahrheit nachzugehen, aus welcher die Schöpfungen des Dichters herausgeboren werden, — sofern es im einzelnen Falle überhaupt noch möglich ist, diese Wahrheit festzustellen. Die vorsichtig tastenden Erinnerungen eines schon fast dicht vor der Schwelle der Achtzig stehenden Greises sind begreiflicherweise keine allzu üppig sprudelnde Quelle für diese Wahrheit. Immerhin aber bieten sie manches, was uns jene Graudenzer Ze.t der armen Häftlinge anschaulicher vor Augen treten läßt.

Wahr ist es zunächst, daß Reuter und Guittienne einige Wochen gemeinsame Kasemattenküche führten, wie lange, steht allerdings nicht fest. Sie wechselten wochenweise ab. Der eine kochte, der andere besorgte alle Nebenarbeiten. Nach der „Festungstid" hatte Reuter einen humorvollen Kampf gegen die Ungeschicklichkeit und Traumverlorenheit des „Franzos" zu führen, der viel schönes Küchengeschirr und manches in der Anlage gut erdachte und wohlvorbereitete Mittagsgericht zum Opfer fielen. Nach des letzteren „Memoiren" verhielt sich die Sache wesentlich anders. Es handelte sich um den Gegensatz zwischen „nord- und süddeutscher Küche", wie Guittienne schreibt, oder wie wir lieber sagen wollen, zwischen mecklenburgischer und rheinischer. Es gibt wohl eine ostpreußische, pommersche, mecklenburger, eine schlesische, berliner, hamburger, westfälische Küche usw., die alle untereinander verschieden sind, aber keine gemeinsame norddeutsche, sowenig, wie es neben der rheinischen und pfälzer Küche, neben der schwäbischen und bayrischen eine allgemeine süddeutsche gibt. Guittienne verallgemeinerte also mit Unrecht, eine Gepflogenheit, die übrigens auf diesem Gebiete noch sehr verbreitet ist. Er entsetzte sich über Reuters süße Suppen, süßsaure mit Rosinen zubereitete Saucen, über den mit Zucker und sehr viel Essig angemachten Salat, über Biersuppen u. dergl. Er übersah, daß sich über Geschmackssachen nicht streiten läßt, und daß nur unsere zu einer gewissen bedauerlichen Einseitigkeit erzogene Zunge daran schuld ist, wenn wir über der heimischen provinziellen Zubereitungsweise diejenige anderer Gaue unseres deutschen Vaterlandes verwerfen. Er bringt ein reiches Verzeichnis der Gerichte, die während der Reuterwochen mittags und abends den Kasemattentisch zierten. Diesen stellt er ebenso ausführlich alles das gegenüber, was die Guittiennewochen brachten. Bei dem tollen Wettstreit, der zwischen den beiden Kochlünstlern mehr und mehr zum Ausdruck kam, hieß das Feldgeschrei: „Hie Mecklenburg! — Hie Rheinland!" Während Reuter gesunde Hausmannskost vorzog,

ses Tonstück nicht. Ich habe auch nichts über seinen Verbleib in Erfahrung bringen können.

*) Die Hoffmann & Campesche Verlagsanstalt, welche die Niederschrift der Guittienneschen Memoiren veranlaßt hatte, hatte ihn angewiesen, in Fällen, wo ihn sein Gedächtnis verlasse, sich an Reuter zu halten.

*) Dieses Datum nennt der obenerwähnte Festungsaktenauszug im Guittienneschen Nachlaß.

was entschieden das einzig angebrachte war, Hülsenfrüchte, billige Gemüse und einfache, ungekünstelte Fleisch- und Fischgerichte, abends kalte Küche mit Wurst, Eiern und allerlei geräucherten Fischen u. dergl. führte, verfiel der „Franzos“ auf immer verwickelter werdende Kochfinessen, die schließlich ein Heidengeld kosteten, wiewohl die Lebensmittelpreise in Graudenz zu jener Zeit sehr wohlfeile waren. Nach heutiger Münzwährung kostete damals ein Pfund Kalbfleisch 15 Pfg., Rindfleisch 25 Pfg., Butter 35 Pfg., ein Dutzend Eier 30 Pfg., Heringe, Bücklinge, Flundern, Spickaale waren geradezu spottbillig. Aber Guittienne brachte mit der Zeit, als der Kochwettstreit hitziger wurde, ganz andere Dinge auf den Tisch, Krebssuppen, Hühnerfrikassee, allerlei Mayonnaisen, Spanferkel, verstieg sich bis zu Trüffelsaucen, Puddings und Torten. Als er aber gar Froschschenkel und Schnecken auftafelte, habe Reuter entrüstet gestreikt, und die gemeinsame Kocherei habe ein Ende gehabt.*) Beide hätten von da ab wieder ihre Mittagsmahlzeiten aus der Offizierskküche bezogen. Es war aber auch die höchste Zeit, denn infolge der unsinnigen, verschwenderischen Wirtschaft hatten sie unverhältnismäßig Schulden gemacht. Guittienne nennt für seinen Teil allein 200 Taler. Die berühmte Karpfenkocherei wird in den „Memoiren“ nicht erwähnt. Aber Guittienne hat in einem Briefe an Raatz die Richtigkeit des Sachverhaltes zugegeben, die Verantwortung für das mißlungene Gericht jedoch mit Recht Reuter selbst zugeschoben. Während der Zeit, da beide ihre Mahlzeiten aus der Offizierskküche bezogen, bereiteten sie sich nur ausnahmsweise mal ein Lieblingsgericht selbst zu. Dahin gehörten vor allem Gulasch und andere stark gewürzte Sachen, zu denen Reuter gern als Mitteln gegen das „graue Elend“ griff. Was Guittienne über des letzteren traurige Sucht der Quartalstrinkerei erzählt, kann hier als genugsam bekannt übergangen werden, ebenso die gut gemeinten, aber stets fehlgeschlagenen Versuche des „Franzos“ und anderer Freunde, den Armen von seiner Krankheit zu heilen. Wenn sich auch Reuter nur wenig durch positive Kenntnisse ausgezeichnet habe, so sei er doch ein äußerst witziger und unterhaltender Gesellschafter gewesen, dessen zahllose mit vielem Plattdeutsch untermischte Schnurren die Gefährten damals leider nicht genügend zu würdigen gewußt hätten. Eifriger, zielbewußter Burschenschafter sei er durchaus nicht gewesen. Wenn irgend jemand, so sei Reuter, der für die politischen Bestrebungen der Burschenschaft sehr wenig Sinn an den Tag gelegt habe, ganz unverschuldet verfolgt worden. Sehr warm nimmt er aber auch Karl Schramm in Schutz, von dem in der „Festungstid“ unter der Bezeichnung der „Philosoph“ und unter sehr durchsichtiger Andeutung seines Namens ein ganz schiefes, ungerechtes Bild entworfen worden sei. Es könne gar keine Rede davon sein, daß Schramm irgendwie bei den Untersuchungen den Verräter gemacht habe. Dazu habe es vor allem an dem ersten Erfordernis gefehlt, an dem Vorhandensein wirklicher Straftaten auf seiten der verhafteten Burschenschafter. Die Untersuchungsrichter waren längst durch polizeiliche Geheimagenten von allem in Kenntnis gesetzt worden. Die Untersuchungsgefangenen konnten vernünftigerweise nichts anderes tun, als das ihnen Vorgehaltene zugeben, namentlich da es sich um tatsächlich harmlose Dinge handelte. So habe es Schramm gehalten, so Guittienne selbst und wohl auch die meisten übrigen. Zu weiter gehenden Anschuldigungen Schramms fehlte es an jeglichem Beweise; sie seien auch nach der ehrenfesten Art des Mannes im höchsten Grade unwahrscheinlich.*)

Guittienne erzählt, es habe sich, als er nach Graudenz gekommen sei, von den politischen Gefangenen außer Reuter nur noch Schultze (Kaptein), Vogler (Kopernikus) und Witte (Erzbischof) dort befunden. Er vergaß offenbar Cornelius (Don Juan), der nach den Graudenzer Festungsakten am 6. Mai 1839 von dort entlassen wurde, also genau sechs Wochen nach des „Franzos“ Ankunft. Auch bemerkt er, daß die Verlobung des „Kopernikus“ mit Fräulein Aurelia, von der die „Festungstid“ erzählt, schon vor seiner Ankunft stattgefunden habe. Auch das ist ein offenbarer Irrtum, denn unter Guittiennes Papieren befindet sich ein vom 30. Mai 1839 datiertes Konzept eines Briefes, in welchem er Fräulein Aurelia Schöneich auf die von seinem Freund Vogler soeben erhaltene Mitteilung von der erfolgten Verlobung in sehr herzlicher und feiner Weise gratuliert. Das war sogar neun Wochen nach Guittiennes Ankunft in Graudenz. Übrigens ist es poetische Lizenz, wenn Reuter bei der Kasemattenfeier der Verlobung auch den „Don Juan“ zugegen sein läßt. Der war damals schon seit drei Wochen auf freiem Fuße und in seiner Heimat Stralsund. Wie uns Guittienne erzählt, führte jenes Verlöbnis zu keiner Verbindung. Es wurde einige Jahre später wieder aufgelöst.

Selbst im fernen Osten hatte Guittienne ein paar Landsleute gefunden. In Graudenz amtierte ein Assessor Kromeyer, ein Saarbrücker Kind, und ein Lehrer Weinz aus Trier. Beide verkehrten mit ihm und Reuter. Diesem Kreise gehörte auch ein Assessor Drenkschmitt aus Marienwerder an, ein geborener Westfale, der wegen einer „Holzerei“ mit einem Bürgermeister seine Festungshaft in Graudenz verbüßte. Er verkehrte viel mit den politischen Häftlingen, den sogenannten Demagogen. Sie alle lud Guittienne zu höchst vergnügten Maibowlen ein, nachdem er prächtigen Waldmeister in einem der Feste benachbarten Buchenwäldchen entdeckt hatte. Wie er berichtet, sollen damals noch im fernen Osten die

*) Übrigens irrt Guittienne bezüglich einiger Leckereien, weil diese zu der in Frage stehenden Zeit gar nicht vorhanden sein konnten, und heutige Konservierungsmethoden noch unbekannt waren. Vielleicht verwechselt er mit Vorkommnissen aus der Zeit gemeinsamen Kochens mit Peter Haßlacher.

*) Im Nachlaß Guittiennes befindet sich ein interessanter Briefwechsel mit Schramm vom Jahre 1887. Hier tritt uns in dem Letzteren eine höchst eigenartige, knorrige, aber ehrenhafte, wenn auch politisch etwas verbohrte Persönlichkeit gegenüber, so ein Stück vom „Sturmgesellen Sokrates“.

würzigen Kräfte jenes Kräutleins und seine Verwendung ganz unbekannt gewesen sein, eine kulturgeschichtliche Behauptung, deren Richtigkeit wir dahingestellt sein lassen wollen. Guittienne kannte Drenkschmitt schon von seiner Bonner Studienzeit her. Letzterer machte wegen starken Schielens leicht beim ersten Anblick einen etwas unschönen Eindruck. Aber das vergaß man sehr schnell über seiner vorzüglichen Unterhaltungsgabe. Leider wurde er beim Klange froher Becher gern streitsüchtig und konnte dann keinen Widerspruch vertragen, eine Eigenschaft, die ihn auch für sechs Monate nach Graudenz auf die Festung geführt hatte. Er soll auch Guittienne und Reuter zu manchen übermütigen Extravaganzen verleitet haben. Eifrigst redete er Guittienne zu, dafür zu sorgen, daß er, der „Franzos“, die Erlaubnis bekäme, Sonntags das Hochamt in der Graudenzer Pfarrkirche zu besuchen. Als das gelungen war und Unteroffizier Lewandowski das erste Mal die frommen Pilgrime zur Messe geleitete, verzog sich Drenkschmitt sofort in ein Weinhaus, um hier in Gesellschaft von einigen Bekannten den Vormittag bei ein paar Flaschen Ungarwein zuzubringen. Hier fand sich dann nach dem Hochamt auch der gute „Franzos“ mit Lewandowski ein, und nun wurde die Sache mit größerem Eifer und solchem Nachdruck betrieben, daß dem gutmütigen, aber schwachen Unteroffizier himmelangst wurde. Schließlich gelang es ihm doch, die schwankenden Gestalten seiner Pflegebefohlenen, wenn auch arg verspätet, auf den Heimweg zu bringen. Am Festungstor begegnete der Kommandant, Generalmajor von Toll, welcher gerade nach Tische einen kleinen Ausritt unternahm, dem Aufzuge. Er musterte mit strengem Auge die Ankömmlinge und ließ sie dann passieren. Am andern Tage wurde über Lewandowski eine empfindliche Strafe verhängt, Drenkschmitt wurde untersagt, bis auf weiteres mit den politischen Gefangenen Umgang zu pflegen, Guittienne aber erhielt bei der Parolebausgabe vor versammeltem Offizierkorps einen ernstlichen Verweis.



Johann Guittienne in älteren Jahren.
Nach einer Photographie.

Reuters Tätigkeit als Porträtmaler war nach Guittienne eine sehr umfassende. Er malte nicht nur, was ihm vor den Pinsel kam, sondern erfreute sich auch zahlreicher Aufträge, namentlich von seiten verschiedener junger Damen. Er durfte zu den Sitzungen in die betreffenden Häuser gehen und nahm dann gern den „Franzos“ mit, welcher bei dem Graudenzer schönen Geschlecht wohlgelitten war und durch seine flotte, leichte Unterhaltungsgabe und seine Manieren dafür sorgen mußte, daß die zu malenden Schönen recht freundliche und fröhliche Gesichter machten. Wiederholt malte Reuter die vierzehnjährige Ida Kucke, die Stiefschwester von Aurelia Schöneich, der Braut des „Kopernikus“. Er malte das reizende Kind, den Liebling aller Festungsgefangenen, in verschiedenen Trachten und Stellungen, außerdem auch die übrigen Glieder der zahlreichen Familie. In seiner „Festungstid“ setzte er dem holden, blonden „Idachen“, das einige Jahre später in der Jugendblüte starb, mit warmen, ja zärtlichen Worten einen Denkstein der Erinnerung. Was er aber nicht erzählt, weil er es nicht hat wissen können, denn es spielte sich erst nach Reuters Graudenzer Zeit ab, das ist, daß aus dem „Franzos“ und Ida beinahe ein glückliches Paar geworden wäre, wenn nicht alles so ganz anders gekommen wäre. Aber Guittienne, von dem wir wissen, daß er als 78jähriger Greis an die Niederschrift seiner Memoiren gegangen war, erzählt mit sichtlicher Empfindung, wie allmählich zwischen ihm und dem schlanken Kinde eine tiefe Neigung erwachte. Guittienne hatte es durch kleine Geschenke zu erfreuen gesucht. Ida antwortete darauf mit reizenden Handarbeiten. Bald keimte in beider Herzen die junge Liebe. „Erblickte sie mich nur von ferne,“ erzählen die Memoiren, „dann ließ sie jedermann stehen, mit dem sie gerade geplaudert hatte, kam auf mich zugesprungen und streckte mir mit holdem Gruß ihre kleinen Hände entgegen.“ Bald wußten auch andere, wie es um die beiden stand. Einige, besonders die älteren Glieder der Familie Martini, schüttelten ernst ihre strengen Häupter. Generalmajor von Toll aber beschied Guittienne zu sich, hielt ihm eine wohlmeinende Standrede, ermahnte ihn, keine unerfüllbaren Hoffnungen in dem jungen, unschuldvollen Herzen zu erwecken und brachte ihm das Verbot in Erinnerung, mit der Zivilbevölkerung der Feste in Verkehr zu treten. Aber Guittienne brannte bereits lichterloh, und viele nahmen das junge Paar heimlich in ihren Schutz. Die Aufseher ließen sich durch gute Worte und verstohlenen Händedruck bewegen, beide Augen zuzudrücken. Vogler-Kopernikus, mit welchem Guittienne offen Rücksprache genommen hatte, ward ihm bei den

Eltern von Ida ein warmer Fürsprecher. Diese waren nicht abgeneigt, zu einer dereinstigen Verbindung ihres jüngsten Kindes mit einem so wohlempfohlenen Bewerber ihre Zustimmung zu geben, namentlich da derselbe im schlimmsten Falle nur noch drei bis vier Jahre Festungshaft vor sich hatte. Er war ja längst auf im ganzen zehn Jahre begnadigt worden. Guittenne faßte ernstlich den Plan, Ida auf seine Kosten in einem besseren Pensionat erziehen und ausbilden zu lassen. Dann wollte er sich in Westpreußen, wo die Güterpreise zu jener Zeit sehr niedrig standen, ankaufen und sein Bräutlein heimführen. Zu alledem brauchte er das Geld und die Einwilligung des Vaters, namentlich aber auch die Fürsprache des älteren bereits verheirateten Bruders Nikolaus. Er faßte sich ein Herz und schrieb nach Niedaltdorf. „Mit Ängsten ging ich daran, dem Vater mein Vorhaben begreiflich zu machen und ihn um seine Einwilligung zu bitten. Aber meine Vorstellungen, so schön ich sie auch gestaltete, fanden bei dem Vater wenig und noch weniger bei meinem Bruder, auf den es dabei am meisten ankam, Gehör." Natürlich, Menschen, welche die Zeit der eigenen Romantik mehr oder weniger hinter sich liegen haben, pflegen in der Regel nur wenig Verständnis für die Romantik der jüngeren zu haben. In einem Schreiben, welches der arme „Franzos" ein geharnischtes nennt, setzte ihm Guittienne-Vater auseinander, es sei ein Unsinn, sich in der Gefangenschaft zu verloben und noch dazu mit einem Kinde, das er, der zukünftige Schwiegervater, erst erziehen solle. „Für Deine eigene Erziehung habe ich schon Tausende von Talern ausgegeben, und man kann nicht sagen, daß sie bis jetzt gut ausgefallen ist ... Sitz Deine vier Jahre ab, dann komm nach Hause und erlerne hier praktisch den Ackerbau, ehe Du Dir ein Gut kaufst. Hier findest Du auch Land und Frauenzimmer, die Du nach gehöriger Prüfung heimführen kannst. Sie passen für die hiesige Gegend und die Landwirtschaft besser als vermögenslose junge Beamtentöchter aus dem Norden." Der alte Guittienne hatte ja von seinem praktischen, wenn auch nüchternen und prosaischen Nützlichkeitsstandpunkt aus nicht unrecht. Ein Glück jedoch, daß dieser Standpunkt nie in der Welt der allein herrschende sein wird. Denn ein Zukunftsgeschlecht hausbackener Profitmenschen würde dann herangezüchtet werden und allen idealen Schwung aus dem Leben verdrängen.

Im vorliegenden Falle war Guittienne-Franzos ein viel zu wohlerzogener, gehorsamer Sohn, um Widerstand zu leisten. Er entsagte allen romantischen Plänen. „Was der Vater schrieb, gefiel mir zwar nicht," erzählt er, „doch im Grunde genommen, mußte ich ihm recht geben. Nur wußte ich nicht recht, wie ich mich nun bei der heiklen Sache verhalten solle. Der Tod Friedrich Wilhelms III., der ein paar Monate nach jenem Schreiben eintrat, verhalf mir zur geistigen und körperlichen Freiheit. Nachdem ich der Mutter und Tochter in einem längeren Briefe meine Verhältnisse genau und der Wahrheit gemäß dargelegt hatte, sahen sie die Unmöglichkeit einer Heirat zwischen uns ein und nahmen freundschaftlich gerührten Abschied von mir."

Ja, ja! Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht auf die zarten Blaublümelein dieser Liebe. Fritz Reuter verbüßte damals seit neun bis zehn Monaten den Rest seiner Haft in der heimatlichen mecklenburgischen Festung Dömitz. Er wußte nichts von dieser gewiß schmerzlichen Phase in Idachens Leben. Guittienne aber reiste nach Niedaltdorf. Erst viel später erfuhr er aus der „Festungstid", daß die kleine Ida inzwischen längst gestorben war. In dem Notiz- und Skizzenbuch seiner Memoiren steht an einer Stelle mit zittriger Greisenhandschrift der rührende Seufzer: „Farewell, my dearest, dearest, Ida! farewell for ever!"

Nach der Amnestierung waren die einstigen Freunde und Festungsgenossen von Graudenz und Magdeburg schnell in alle vier Winde zerstreut. Zwischen den meisten von ihnen hatten sich alle Verbindungen von selbst gelöst und blieben es für immer. Auch Fritz Reuter und sein „Franzos" sahen sich nie wieder, knüpften nicht einmal brieflichen Verkehr an, wiewohl außer allem Zweifel steht, daß beide voneinander Kenntnis hatten. „Da ich von einem Leidensgefährten in Trier*) gehört hatte," sagt Guittienne in den „Burschenschaftlichen Blättern", 1887, S. 179, „daß Reuter seine früheren Bekannten vermeide, denn er habe, als er in Trier weilte, jenen nicht aufgesucht, — bekümmerte ich mich nicht weiter um ihn, kaufte mir aber jeweils seine Werke."

Wie es der „Franzos" später in der Heimat zu Ehren und Einfluß brachte, erwähnte ich bereits in der Einleitung dieses Aufsatzes. Im Jahre 1846 verheiratete er sich mit einer Lothringerin aus der Nachbarschaft von Niedaltdorf, der Schwester von seines Bruders Frau. Sie ward ihm 1863 durch den Tod entrissen. Nur zwei Kinder aus dieser Ehe überlebten den Vater. Eine Tochter wohnt als Arztwitwe in Nancy. Ihren freundlichen mündlichen und brieflichen Mitteilungen verdanke ich manche Aufklärung. Guittiennes Sohn aber hinterließ drei schmucke, stattliche Knaben, die den Stamm und Namen ihres Großvaters weiter fortführen. Der Stiefvater dieser Enkel des „Franzos", Herr Hauptmann a. D. Ulrich, der jetzige Bürgermeister der Gemeinde Niedaltdorf, und seine Gattin gestatteten mir in liebenswürdiger Weise die literarische Verwertung der Memoiren und des Bildes, das Reuter in Magdeburg malte. Ihnen sei auch hier freundlicher Dank dargebracht.

Als achtzigjähriger, aber immer noch geistesfrischer Greis starb „der alte Herr Gittchen" zu Niedaltdorf in der Frühe des 10. Mai 1889, nachdem ihm im Oktober des Vorjahres Reuters „Philosoph" Karl Schramm im Tode vorangegangen war. Ein langwieriges Leiden an einem Skirrhus der Leber raffte Guittienne dahin. Mit ihm schied wohl der letzte aus dem engeren Kreise der Magdeburger und Graudenzer Festungsgenossen des plattdeutschen Dichters aus dem Leben.

*) Zweifellos Rechtsanwalt Messerich in Trier, der in Magdeburg eine Zeitlang mit Reuter die Stube im Inquisitoriat geteilt hatte und mit Guittienne in enger Fühlung geblieben war.



Abb. 1. Ein Meisterzug! Nach einem japanischen Aquarell.

Ostasiatische Brettspiele.

Von

Dr. Junghans.

Mit zehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Während vom fernen Osten her der Donner der Kanonen und das pfeifende Langblei der Geschosse den europäischen Völkern vernehmlich genug die Kunde bringen, daß das Reich der viertausend Inseln mit ihnen in den Wettbewerb um den Besitz der Erdoberfläche getreten ist, während zur gleichen Zeit japanische Industrieprodukte verschiedenster Art den ostasiatischen Markt füllen, während Japan noch auf der letzten Weltausstellung in St. Louis durch die kunstgerechte und geschmackvolle Anordnung seiner Arbeiten die ungeteilte Bewunderung fand, begegnet man noch immer der Anschauung, daß alle diese Erfolge lediglich der Einwirkung der Kulturvölker Europas zuzuschreiben seien, daß es der Japaner zwar in geschickter Weise verstände, sich fremde Errungenschaften zu eigen zu machen, dagegen unfähig sei zu eigener schöpferischer Geistesarbeit.

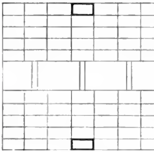
Wie irrig diese Ansicht ist, in welch einseitiger Weise hier ein Urteil über ein begabtes Volk gesprochen wird, muß jeder Kenner des japanischen Volkes bestätigen und zugleich darauf hinweisen, daß die Keime zu solchen Früchten des Strebens und Schaffens nur auf dem Boden einer viele Jahrhunderte hindurch ungestört erwachsenen Kultur sich entwickeln konnten. Wie man ferner den Charakter der einzelnen Menschen nach seinen Lieblingsneigungen und Lieblingsbeschäftigungen beurteilen kann, wie man aus seiner erfinderischen Kraft, auf welchen Gebieten des Lebens sich dieselbe auch betätigen mag, auf seine geistigen Fähigkeiten schließen kann, ebenso kann man den Bildungsgrad einer Nation, ihre Fähigkeit, mit teilzunehmen an den großen Fortschritten der Menschheit, nach ihren künstlerischen Erfolgen und nach ihren Neigungen beurteilen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend könnte man auch die Nationalspiele eines Volkes als Maßstab für seine Bildungsfähigkeit zugrunde legen und wendet man dies auf die ostasiatischen Völker, vor allem auf die Japaner an, so kann man ihnen ein gutes Zeugnis in dieser Beziehung nicht versagen.

Während den jugendlichen Völkern Europas, entsprechend ihrem nach Außen wirkenden Charakter, Krieg und Sport zusagten, zeigten sich, ganz im Einklang mit ihrem mehr ernsten und beschaulichen Wesen, die

ostasiatischen Völker seit den frühesten Zeiten erfinderisch in Brettspielen, also in solchen Spielen, bei welchen der Sieg lediglich von der klug abwägenden Berechnung und Überlegung abhängt. Der Osten kann als die Wiege der Brettspiele bezeichnet werden und die besten und interessantesten dieser Art sind von dort zu uns gelangt und haben hier, meist in etwas veränderter Gestalt, Eingang gefunden; daß aber noch gegenwärtig die Brettspiele bei den ostasiatischen Völkern, namentlich bei den Japanern, sich einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuen, soll eine kurze Betrachtung zeigen.

Seit dem letzten Kriege mit Rußland hat in Japan ein neu erfundenes „Kriegsspiel" Eingang gefunden, das in hohem Grade geeignet sein dürfte auch bei uns Interesse zu erwecken.

Das Kriegsspiel wird von zwei Personen auf einem Brette von nebenstehender Form gespielt. Jedem Spieler stehen 35 Figuren zur Verfügung, nämlich 1 Generaloberst, 1 Generalleutnant, 2 Generalmajore, 3 Oberste, 3 Oberstleutnants, 3 Majore, 3 Hauptleute, 3 Oberleutnants, 3 Leutnants, 3 Kavalleristen, 4 Pioniere, 4 Minen, 1 Spion und 1 Fahne. Die Steine sind aufrechtstehende oben abgerundete Täfelchen, die sämtlich unter sich gleich sind, nur die beiden Parteien zeigen verschiedene Farbe, die einen sind braun, die anderen weiß. Die Täfelchen tragen nur auf einer Seite



ihr Kennzeichen und werden auf den entsprechenden Feldern so aufgestellt, daß dem Gegner die unbeschriebene Seite zugewendet ist. Die Gangart der Steine ist einfach, sie gehen nach allen Seiten in ein benachbartes Feld, jedoch nicht schräg, Pioniere können gleich mehrere Feldreihen durchlaufen, Minen und Fahne sind unbeweglich. Jeder Spieler besitzt ein Hauptquartier, dessen Besetzung durch den Feind das Spiel ebenso entscheidet wie die Eroberung der Fahne. Auf den drei Zugangsbrücken treten sich die feindlichen Truppen entgegen. Gewöhnlich wird in Gegenwart eines Schiedsrichters gespielt. Dieser entfernt, falls zwei Steine sich gegenüber treten, den niederen Ranges, stehen zwei Steine gleichen Ranges sich gegenüber, so werden

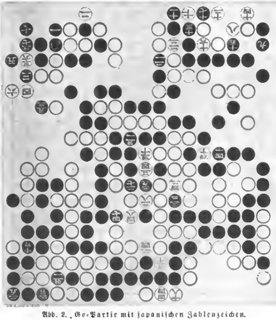


Abb. 2. Go-Partie mit japanischen Zahlenzeichen.

beide entfernt. Minen können nur von Pionieren gesprengt werden, der Rang der Fahne bestimmt sich nach dem Range des dahinter stehenden Fahnenträgers, fehlt ein solcher, so verliert die Fahne gegen alle anderen Steine. Der Spion wird von allen Steinen besiegt, siegt jedoch selbst gegen eine alleinstehende Fahne und den Generaloberst. Der Rang der anderen Steine entspricht der oben genannten Aufzählung. Niemals darf der Schiedsrichter den Grad der von ihm entfernten Steine verraten.

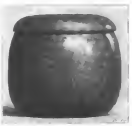


Abb. 3. Japanische Holzdöschen zum Aufbewahren der Shogi-Steine.

Der Reiz des Spieles liegt darin, daß man durch vorsichtiges und überlegtes Spiel die unbekannte Stellung des Gegners, seine Stärke, die Lage der Minen, Besetzung des Hauptquartiers zu erforschen sucht, um dann zum entscheidenden Angriff überzugehen. Es würde zu weit führen, die vielen kleinen Kriegslisten anzuführen, die bei dem Spiele zur Anwendung gelangen, bereits die Aufstellung bietet hier unerschöpflichen Stoff.

Das größte Interesse bietet das Spiel ohne Frage durch die überraschende Ähnlichkeit, die es in seiner ganzen Anordnung mit der modernen Kriegsführung besitzt. So hat es denn auch schnell Eingang in die japanische Armee gefunden und dürfte dort der Mehrzahl der Offiziere bekannt sein. Beim stillen Lagerfeuer, wenn der Kriegslärm des Tages verhallt ist, dann findet man, wie mir berichtet wird, oft Gruppen von tapferen Kämpfern zu friedlicherem Wettkampfe vereinigt.

Während das Kriegsspiel aus neuester Zeit stammt, gilt das „Go“ als das eigentliche Nationalspiel der Japaner. Das Go ist von einem europäischen Gelehrten der König aller Brettspiele genannt, wohl mit Recht, denn trotz der überaus einfachen Spielweise ist es nach übereinstimmendem Urteil aller, die sich mit ihm eingehender beschäftigt haben, an Vielseitigkeit der Spielweise, an Kühnheit und Gedankentiefe der Operationen und an geistreichen Kombinationen selbst dem Schach überlegen.

Das Go ist das älteste aller bekannten Spiele. Seine Erfindung ist den Chinesen zuzuschreiben, bereits in uralten chinesischen Werken wird es genannt, und seine Geschichte ist mit der Nationalgeschichte Chinas und Japans auf das engste verknüpft. Allgemein wird als Erfinder des Go-Spieles der chinesische Kaiser Shun genannt, der von 2250 bis 2206 v. Chr. regierte. Er soll das Spiel ausgedacht haben, um seinen mit schwachen Verstandeskräften ausgestatteten Sohn damit zu üben. Danach wäre das Spiel 41 Jahrhunderte alt, und dies hohe Alter findet seine Bestätigung in der beispiellosen Einfachheit der Spielregeln, welche eine fortschreitende Entwicklung des Spieles vollständig ausschließt, sowie darin, daß in den ältesten chinesischen Werken, in Gleichnissen und Erzählungen das Go beiläufig erwähnt wird, so daß es bereits damals allgemein bekannt gewesen sein muß.

Unter der chinesischen Dynastie Sung (960—1126 n. Chr.) erlebte das Go seine erste Blütezeit in China. Eine ganze Reihe hervorragender Spieler beschäftigte sich mit der Theorie der Spielarten, und aus dieser Zeit stammen die ersten Lehrbücher, welche uns auch Go-Partien aus alter Zeit überliefert haben.

Viele Anekdoten sind über das Go bekannt, von denen nur einige erwähnt werden können, aus denen aber die hohe Bedeutung hervorgeht, welche das Go bereits damals einnahm.

Sha-an, ein Fürst unter der Dynastie Tsin um 400 n. Chr., führte Krieg mit seinem Neffen um den Besitz des Landes. Lange war der Kampf unentschieden, schließlich einigten sich beide Heerführer dahin, den Sieg durch eine Partie Go zu entscheiden, die sie miteinander spielten. Der Neffe verlor die Partie und das Land. Es war dies ohne Zweifel ein sehr praktischer Ausweg aus der Kalamität des Krieges; nur schade, daß er heute keine Anwendung mehr findet!

Weiter erzählt man, daß im Jahre 300 n. Chr. ein gewisser Osan lebte, der eine solche Fertigkeit im Go erlangt hatte, daß er eine gespielte Partie aus dem Gedächtnis von neuem aufsetzen konnte. Es sei hierbei erwähnt, daß es gegenwärtig in

Japan Hunderte von Spielern gibt, die dasselbe leisten, ähnlich wie bei uns Schachmeister ein ausgezeichnetes Gedächtnis für bemerkenswerte Partien besitzen, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob diese Fertigkeit beim Go entsprechend der größeren Menge von Zügen nicht eine größere Kunst voraussetzt.

Im Jahre 754 n. Chr. brachte der japanische Gesandte Kibidaijin das Go aus China in seine Heimat, und damit beginnt ein neuer Abschnitt in der Lebensgeschichte des Spieles. Bald eiferten Prinzen und Daimios darin, das neue Spiel kennen zu lernen, und es wurde uns von verschiedenen Großen des Landes erzählt, die Tag und Nacht in dasselbe so vertieft waren, daß sie alles um sich her vergaßen. Zu Anfang des XII. Jahrhunderts begann das Spiel Eingang zu finden in die Armee und das Volk, und bereits damals gaben fast alle Soldaten, vom General bis zum Gemeinen herab, sich dem Genuß des Spieles hin. Es bildeten sich gesellige Vereinigungen, die sich die Pflege des Go zum Zwecke machten, berühmte Spieler wurden geladen und spielten vor einer stattlichen Versammlung, welche zum Schlusse eine Kritik der Züge gab. Noch bis zum heutigen Tage hat sich diese Sitte in Japan erhalten. Bald darauf begann auch das goldene Zeitalter des Go. Der mächtige Shogun Jyeyasu, einer der begabtesten Herrscher, die über Japan regiert haben, derselbe übrigens, auf dessen Befehl die Jesuiten und die anderen katholischen Orden das Land verlassen mußten, nahm sich des Spieles an und gründete 1603 die erste Go-Akademie. Es war dies eine staatliche Anstalt, in der die besten der damaligen Spieler als wohlbesoldete Professoren angestellt wurden. Wie hoch die Besoldung war, ist daraus zu ersehen, daß der Vorsteher der Akademie Honimbo Sausha neben einem Grundbesitz von 650 qm Land noch 300 hl Reis alljährlich erhielt, damit er, wie es im Anstellungsdekret heißt, sich, ledig der Sorge um den Lebensunterhalt, nur dem Spiel widmen könne. Die Schüler der Akademie wurden nach ihrer Ausbildung entweder an die Höfe der Daimios gezogen, oder sie fanden ihren Unterhalt als Wanderlehrer, zogen von Ort zu Ort und gründeten kleinere Go-Schulen.

Honimbo Sausha gab der Go-Akademie auch eine innere Verfassung, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Er teilte die Spieler nach ihrer Stärke in neun Grade ein. Der unterste Rang war der erste und wurde mit sho-dan (sho = Anfang, dan = Grad) bezeichnet. Ein Spieler dieses Grades ist jedoch kein Anfänger, sondern es gehören Talent und lange fortgesetzte Übung dazu, diese unterste Stufe zu erreichen. Ein sho-dan kann das Spiel bereits berufsmäßig betreiben und selbst Spieler anlernen. Den höchsten Rang eines mei-jin (= berühmter Mann) haben seit Bestehen dieser Einteilung nur neun Personen geführt und ebensoviel den achten Grad.



Abb. 4. Go-Klub „Hoyensha" in Tokio.
Kenzo-Iwasaki, Vorsteher des Klubs 8. Grades. Hirota 4. Grades. Senji Nakagawa 6. Grades.

Aus der nun folgenden Zeit stammt eine reichhaltige Sammlung von Partien aller Art. Ueber Eröffnungen und Endspiele, verschiedene Spielarten und Aufgaben wurden zahlreiche Bände geschrieben, deren Abhandlungen noch heute als mustergültig anzusehen sind. Die große Umwälzung



Abb. 5. Japanische Damen beim Go-Spiel.

des Jahres 1868, welche dem Shogunat ein Ende bereitete und den Mikado als alleinigen Herrscher einsetzte, wurde dem Go verhängnisvoll. Die Akademie wurde aufgelöst, die Lehrer zerstreuten sich in alle Gegenden, eine traurige Zeit brach für sie herein, da das Volk sich mit lebhaftem Interesse dem europäischen Einflusse zuwandte und darüber oft das Alte und Bewährte vernachlässigte. Nur einige Wohlhabende fanden noch Zeit und Gelegenheit, sich dem Spiel zu widmen. Erst der neuerwachte Nationalstolz der Japaner brachte das Go wieder zu Ehren und heute ist es wie in



Abb. 6. Hoju Jamura, Go Spieler 7. Grades. Shuju Jsuchiya, gegenwärtig bester Go-Spieler 8. Grades.

Gegners umschließen, wobei auch der Rand des Brettes als Begrenzung der Kette gilt. Ein oder mehrere Steine des Gegners, die von allen Seiten umringt sind, werden, falls keine freien Punkte mehr innerhalb der Umzingelung sind, als getötet angesehen und herausgenommen. Das Spiel ist zu Ende, sobald die weißen und schwarzen Ketten sich ohne Zwischenräume berühren; der Gewinn setzt sich aus den in den Ketten befindlichen freien Punkten und den getöteten gegnerischen Steinen zusammen.

Das Bild einer nicht ganz vollendeten Go-Partie auf Seite 678 ist der in Tokio erscheinenden „Neuen Go-Zeitung" entnommen; die Steine sind der Reihe nach mit japanischen Zahlen beschrieben, um ein Nachspielen der Partie zu ermöglichen.

früheren Zeiten das Lieblingsspiel der höheren und mittleren Gesellschaftsklassen. Der gegenwärtig bedeutendste Go-Klub wurde in Tokio von dem berühmten jetzt verstorbenen Go-Meister Murase Shuho begründet und existiert unter dem Namen des Hoyensha-Klubs. Eine auf meine Veranlassung vor einigen Monaten aufgenommene Photographie zeigt die besten Spieler des Klubs in ihrer bestimmten, mit Abzeichen versehenen Kleidung am Go-Brett. Links ist der gegenwärtige Vorsteher des Klubs, Herr Kenzo Jwasaki, zu sehen, der trotz seiner 60 Jahre als der beste Kenner des Go gilt. Auch die übrigen Bilder geben eine Anschauung über die Art des Spieles.

Aus den Abbildungen ist auch die Form des Go-Brettes ersichtlich. Es ist ein 44 cm langer, 40 cm breiter und 12 cm hoher Holzblock, auf niedrigen Füßen ruhend, zu dessen Seite die Spieler auf Matten sitzend Platz nehmen. Das Brett zeigt 19 × 19 Linien, auf deren 361 Schnittpunkten Steine nach Belieben aufgesetzt werden können. Geschoben werden die Steine nicht. Die Steine sind gewöhnlich aus weißen Muscheln oder schwarzem Basalt, billigere Steine, aus Ton gebrannt und poliert, werden von Minderbemittelten bevorzugt. Dem einen Spieler stehen die schwarzen, dem anderen die weißen Steine zur Verfügung. Der Zweck des Spieles ist, durch allmähliches Aneinanderfügen der Steine Ketten zu bilden, welche freie Punkte oder Steine des

Während unser Schach mehr an die Kriegsführung alter Zeiten erinnert, in denen der König mit Offizieren und Mannschaften ins Feld zog, in denen sein Tod die Niederlage besiegelte, nähert das Go mehr dem Bilde eines modernen Feldzuges. An verschiedenen Punkten des Brettes zugleich werden Schlachten und Gefechte geliefert, Festungen werden belagert und erstürmt, Armeen werden zurückgeschlagen und gefangen genommen. Zum Nahkampfe kommt es selten, im Gegenteil ist ein verfrühter Angriff oft die Ursache großer Verluste.

Beim Schach wechseln die Chancen nicht oft, der Verlust einer wichtigen Figur entscheidet das Spiel, dessen weiterer Verlauf ein erfolgloses Ankämpfen gegen eine Übermacht ist. Anders beim Go. Hier kann man eine auf einer Seite des Brettes verlorene Schlacht auf einem anderen Teile des Kampffeldes ausgleichen und selbst größere Verluste einholen. Es ist interessant, zu beobachten, mit welchem Eifer und welcher Spannung die Zuschauer selbst aus den unteren Volkskreisen in Japan dem Spiele berühmter Meister zuschauen, und dieses Interesse, wie man es in Deutschland nur in Schachkreisen findet, ist gewiß ein Beweis für die hohe geistige Begabung

der Japaner. In seiner ursprünglichen Heimat, in China, hat das Go gegenwärtig nicht mehr die frühere Verbreitung, es wird dort ausschließlich in einzelnen gebildeten Kreisen gespielt, auch sind mir aus neuerer Zeit keine chinesischen Lehrbücher über das Go bekannt geworden.

Neben diesen Brettspielen sind nicht nur in China und Japan, sondern in ganz Ost- und Südasien Schachspiele verschiedener Art verbreitet. Während es in Europa lediglich die gebildeten Kreise sind, die das Schach pflegen, ist in Ostasien das Schach das Volksspiel geworden. Nicht nur am Hofe der Fürsten und Edelen, sondern auch im niederen Volke findet man eingehende Kenntnisse dieser Spiele. Soldaten und Bauern, Lastträger und Bettler kann man in Häusern und auf Straßen spielen sehen. Fehlt ein Brett, so werden schnell Linien in den Boden gekritzelt, einfache Steine, von der Straße aufgelesen, ersetzen die verschiedenen Figuren, die dennoch niemals verwechselt werden. An der alten Stadtmauer zu Peking kann man Schachbretter eingeritzt sehen, meist von wachehaltenden Soldaten, die auf diese Weise ihre Langeweile vertreiben wollten.

Bekanntlich hat man auch dem europäischen Schachspiel ein hohes Alter nachgesagt und ein indisches Schachspiel aus alter Zeit als Beweis dafür angesehen. Demgegenüber muß jedoch betont werden, daß das Schachspiel, wie es gegenwärtig in Europa gespielt wird, erst in neuerer Zeit durchgreifende Veränderungen erfahren hat, so vor allem diejenige, daß jeder in die feindliche erste Figurenreihe einrückende Bauer sich in eine beliebige Figur verwandelt, während er früher nur den Rang der Figur einnahm, auf deren Platz er zu stehen kam, wobei stets eine ganze Reihe von Spielen unentschieden wurde. Ob das indische oder das chinesische Schach älter ist, muß bis jetzt noch unentschieden bleiben, beide sind zwischen 1800 und 2000 v. Chr. erfunden. Vom indischen Schach sind leider nur spärliche Nachrichten erhalten, zu spärlich, um ein genaues Bild der Spielweise zu erhalten. Auf einem Brette von 64



Abb. 7. Geishas in einem Teehäuschen Go spielend.

gleichfarbigen Feldern spielten vier Personen, die ihre Figuren in je einer Ecke aufstellten. Den Eckplatz nahm der König ein, neben ihm stand ein Minister, es folgten Reiterei und Elefant, alle geschützt durch vier davorstehende Bauern. Es wurde geschoben und gewürfelt, die Gefangennahme des Königs entschied das Spiel. Die Gangart der Figuren mag ziemlich gleich der unsrigen gewesen sein. Gegenwärtig wird das Schach in beiden Indien auf europäische Art gespielt. Das Schachspiel gelangte bereits in den ersten Jahrhunderten n. Chr. zu den Persern, die aus dem indischen Vierschach unser heutiges Zweischach schufen. In der Folge übernahmen die Araber das Schach. Nach jetzt bilden die reizenden Schilderungen von Schachspielen in den Märchen von 1001 Nacht eine besonders anziehende Episode in diesen Erzählungen. Von den Arabern kam das Schach an den Hof Karls des Großen, bis es durch die Kreuzzüge allgemeine Verbreitung fand, wenn auch in einer von der heutigen verschiedenen Spielweise.

In Japan und China sind heute noch Abarten des Schach verbreitet. Das Shogi der Japaner ist vermutlich bereits im V. Jahrhundert v. Chr. aus China dorthin verpflanzt. Während aber das Go über eine reiche Literatur und eine lange Reihe historischer Daten verfügt, existieren in Japan keine Shogiklubs, auch ist dort kein Lehrbuch über Shogi bekannt. Dagegen wird es im Volke mit großer Fertigkeit gespielt, und es wird dem Europäer schwer, sich mit dem Spiele so vertraut zu machen, daß er es mit sonst ungebildeten japanischen Shogispielern aufnehmen kann.

Das Shogi wird wie das Go auf einem kleinen mit Holzfüßchen versehenen Brettchen von gelber Farbe gespielt. Es zeigt 9 × 9 Felder von gleicher Farbe. Wie die Abbildung zeigt, wird mit Figuren von gleicher Form und Farbe gespielt, nur die Richtung des schmäleren Endes zeigt, gegen den Feind gerichtet, an, zu welcher Partei der Stein gehört. In der Mitte jeder Stellung befindet sich der König (ö), der zu beiden Seiten zunächst je einen Goldoffizier (kinsho), dann einen Silberoffizier (ginsho) hat, es folgen darauf zwei Springer (kei-ma) und zwei turmartige Figuren (yari). Letztere nehmen demnach die Eckplätze ein. In der zweiten Feldreihe von den Kei-mas stehen zwei Figuren, von denen die auf der rechten Seite, hisha genannt, alle Eigenschaften unserer Türme, die auf der linken, kaku genannt, diejenigen des Läufers im europäischen Schach hat. Vor diesen Figuren in der dritten Feldreihe werden neun Bauern (fu) aufgestellt. Der König des Shogi hat dieselbe Gangart wie der Schachkönig, ebenso der Springer, letzterer geht jedoch nur vorwärts. Yari geht nur geradeaus. Mit den Gold- und Silberoffizieren kann keine Figur des europäischen Schachs verglichen werden. Der Goldoffizier darf nach allen Seiten einen Schritt gehen, aber nicht schräg rückwärts, ebenso kann der Silberoffizier jedes benachbarte Feld betreten, nur nicht die in gerader Richtung seitwärts und rückwärts belegenen Quadrate. Bauern gehen einen Schritt vorwärts und schlagen auch in dieser Richtung. Gelangen Figuren in eine der drei feindlichen Feldreihen, so nehmen alle Figuren die Gangart der Goldoffiziere an, nur Hisha und Kaku behalten dabei ihre frühere Gangart bei.

Eine Eigenart des Shogi besteht darin, daß man die eroberten Steine der Gegner als seine eigenen mit der ihnen ursprünglichen Gangart an beliebiger Stelle des Brettes aufsetzen kann. Eine in den Feldreihen des Gegners aufgestellte Figur nimmt jedoch erst beim folgenden Zuge die Gangart des Goldoffiziers an. Oft fragt ein Spieler den andern, welche Steine er noch in Bereitschaft hat. Diese Eigenart macht das Spiel ungemein reizvoll und gleicht die beschränkte Bewegungsfreiheit der Shogifiguren aus.

Somit kann sich das Shogi als ebenbürtig dem Schach der Europäer an die Seite stellen, auf jeden Fall aber ist es ein geistvolleres und eleganteres Spiel als die sonst bei uns gebräuchlichen Karten- und Brettspiele.

Ausschließlich in China sind zwei Schachspielarten üblich, ein Zweischach und ein Dreischach. Aus den beigefügten Abbildungen ist die Form der Bretter und der Figurenaufstellung ersichtlich. Besondere Steine sind nicht gebräuchlich, im allgemeinen werden einfache runde, den Go-Steinen ähnliche Klötzchen verwendet, welche die Zeichenaufschrift in chinesischer Sprache

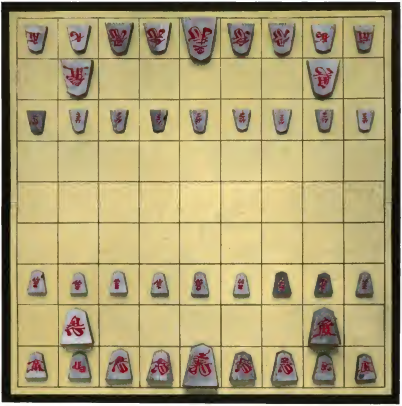


Abb. 8. Shogi-Spiel mit Figuren.

mit verschiedenfarbiger Tusche aufgetragen zeigen.

Bei beiden Schachspielen sind die beiderseitigen Feldreihen durch einen Grenzfluß geschieden, dessen Überschreitung nur den Offensivfiguren erlaubt ist.

Im Zweischach (hsiang-chi = Ministerschach) steht der König in der Mitte, ihm zu Seiten stehen die Minister. Beide Figuren dürfen die Burg nie verlassen. Der König darf nach allen Seiten, jedoch nur gerade gehen, die Minister nur schräg, alle nur einen Schritt. Zu den Defensivfiguren, welche ausschließlich zur Verteidigung der Burg und des Königs bestimmt sind, gehören auch die neben den Ministern aufgestellten Elefanten oder Adjutanten. Sie können nach allen Seiten schräg, aber nur zwei Schritte gehen und dürfen den Grenzfluß niemals überschreiten. Alle übrigen Steine dienen zum eigentlichen Angriff. Die Springer oder Pferde ziehen wie die Springer des Schach, können jedoch niemals eine andere Figur überspringen, auch darf in gerader Richtung seines Ganges das benachbarte Feld nicht besetzt sein, so daß unter Umständen ein Schach dieses Steines durch eine dazwischen gezogene Figur unwirksam wird.

Die in den Eckfeldern aufgestellten Türme gehen geradeaus nach allen Seiten, beliebig viele Felder, sind also ganz gleich den entsprechenden Figuren des europäischen Schach.

Auf der dritten Feldreihe stehen zwei unserm Schach fremde Figuren, Geschütze oder Kanonen genannt. Sie laufen wie

die Türme, schlagen jedoch nur dann, wenn zwischen ihnen und dem bedrohten Steine eine andere, gleichgültig ob eigene oder feindliche Figur, sich befindet, sie haben also eine den wirklichen Kanonen entsprechende Fernwirkung. Diese Eigentümlichkeit macht sie zu den stärksten Angriffsfiguren, zwei Geschütze in der Königslinie geben ein unfehlbares Matt.

Während ein Schach seitens des Turmes durch das Dazwischenziehen einer Deckungsfigur verhindert wird, kann man die Bedrohung des Königs durch ein Geschütz in der Weise abwehren, daß man eine zweite Figur auf die Angriffslinie zieht oder die bereits dazwischen stehende Figur fortrückt.

Auf der vierten Feldreihe stehen fünf Bauern oder Soldaten, diese können stets nur vorwärts und zwar einen Schritt gezogen werden, und schlagen auch in dieser Richtung. Überschreitet ein Bauer den Grenzfluß, so darf er auch noch seitwärts ziehen und schlagen.

Das Zweischach ist ebenfalls ein sehr altes Spiel, seine Erfindung stammt aller Wahrscheinlichkeit nach vom chinesischen Kaiser Dsin-Wu-Wan, der um 2000 v. Chr. lebte. Es sind auch Lehrbücher, Partiensammlungen und Schachaufgaben in China

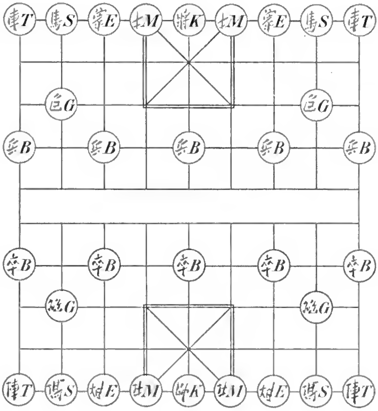


Abb. 9. Chinesisches Zweischach.

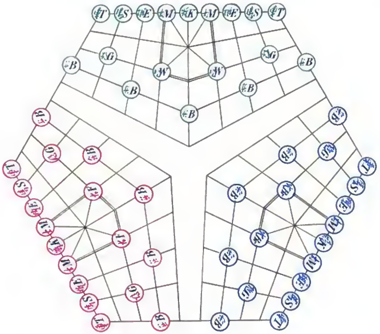


Abb. 10. Chinesisches Dreischach.

bekannt, doch ist dem Europäer, der nicht vollständig die neuere und ältere chinesische Sprache beherrscht, die Benutzung dieser reichhaltigen Literatur so gut wie verschlossen. Da aber fast alle Chinesen, namentlich die gebildeten, das Spiel gut spielen, so hat man auch in Deutschland Gelegenheit, das „Ministerschach" zu üben.

Das chinesische Dreischach (San-kwo-chi = Dreieckschach) stammt aus dem VIII. Jahrhundert v. Chr. und soll seine Entstehung dem gegenseitigen Kampfe dreier Königreiche verdanken. Jeder Spieler hat sich hier gegen zwei Feinde zu wehren; ist eine Partei mattgesetzt, so nimmt der Sieger die Defensivfiguren mit in sein eigenes Heer auf und verwendet sie gegen die dritte Partei, ohne indessen die zum Schach notwendigen Figuren stehen zu lassen. Der mattgesetzte König wird als nicht vorhanden angesehen.

Die Figuren sind die des Zweischachs, sie unterscheiden sich durch die Farbe ihrer Bezeichnung, die rot, grün und blau ist. Beim Dreischach treten noch neue Figuren hinzu, die bei der roten Partei „Feuer", bei der blauen „Banner", bei der grünen „Wind" genannt werden. Ihre Gangart ist den Springern ähnlich, nur eine weitergehende; sie besteht darin, daß der Stein zwei Felder gerade und dann ein Feld schräg geht.

Das Dreischach erfreut sich einer großen Beliebtheit bei den chinesischen Damen, sagt man doch der jetzigen Kaiserin von China nach, daß sie häufig in ihren Mußestunden ihre Hofdamen zu sich befiehlt, um auf einem reich mit Gold geschmückten Brette ihre Kunst zu zeigen.

Sollten diese Zeilen dazu beitragen, dem einen oder dem anderen Spiele auch bei uns einige Verbreitung zu verschaffen, sollte namentlich das Go, das doch jedenfalls turmhoch über unseren bekannteren Spielen, wie Dame, Mühle, Skat, steht, verständnisvolles Interesse vor allem in unseren Schachkreisen finden, so wäre der Zweck dieser kleinen Darstellung erreicht.



Abendstimmung.

Von

Otto von Leitgeb.

Zwei Gestalten kommen langsam, längs des frischgepflügten Ackers über die Wiese daher. Hier läuft, kaum sichtbar, ein Fußweg durch das hohe Gras, in zwecklosen Windungen, als würde er nur von Menschen betreten, die so glücklich müßig gingen, wie diese zwei. Die Halme sind hier länger und breiter, sie haben mehr Glanz, mehr Wildheit in ihrem Aussehen als an dem schönen Wiesengrase weiter landeinwärts, von der Küste entfernt. Vielleicht kommt dies daher, daß sich das Meer jezuweilen höher als die Dünen erhebt. Dann rauscht es bis hier herein und tränkt die Erde mit seinen Salzwellen. Darum ist wohl auch das Gras wetterfester und von härteren Fasern geworden. Dennoch strecken sich daraus genug Blumen an langen Stengeln in die Höhe; die Wiese ist von leuchtenden Tüpfchen gesprenkelt. Da gibt es zarte Federblüten, die wie kleine Wimpel im Abendlüftchen flattern; andere erinnern mit ihrer Farbe an die der vorüberziehenden Fischersegel, tonrot und meerblau. Andere sind von dem satten Gelb, wie die Altarsäulchen von giallo antico in der uralten Kirche draußen auf der Insel. —

Die Spaziergänger sind eine junge Dame und ein junger Mann. Beide sind ganz in Weiß gekleidet und tragen weiße Panamahüte, deren Krempen sie tief in die Stirnen gezogen haben, denn nun fällt schon ein Streifen vom Meere in ihre Gesichtslinie, und dies ist ein schmerzlich blendendes, wie poliertes Metall gleißendes Band; es strahlt wie eine weiße, sengende Flamme, so heftig macht die tiefstehende Sonne seinen Glanz.

Wegen ihrer schneeweißen Schuhe blickt die junge Dame so aufmerksam auf den Weg, als ihre Gedanken es zulassen. Der Herr schreitet achtlos durch das Gras; der Weg und sonst alles ist ihm unsäglich gleichgültig. Es liegt ihm bloß daran, so dicht als möglich an des schönen Mädchens Seite zu bleiben. Die ganze Zeit schwätzen und lachen sie miteinander. Anfangs hat sich die junge Dame wohl ein paarmal nach dem Gutshause umgesehen, beinahe als überlegte sie, wie weit sie sich davon entfernen mochte. Aber es macht sie allzu froh, ihren Begleiter hierher zu führen, wo er noch niemals gewesen. In ihrer Kindheit war dies ein beliebter Spaziergang; es hängt deshalb auch hieran ein Stückchen ihres Lebens. Und sie möchte alles mit ihm teilen, bis hinab in das kleinste, einfachste Gefühl, in die leiseste Herzensregung. Wer weiß, wann sie dann wieder einmal daran dachten, hierherzukommen! Sie kannte auch jeden Hauch der Stimmung dieser Stunde. Das wollte sie auch gerne mit ihm teilen; was ihr gehörte, gehörte ihm. Aber trotz aller bedeutsamen und seltenen Gedanken, die durchs Herz pochten, waren es unwichtige, gänzlich gleichgültige, uninteressante Sachen, wovon sie sprachen. Und wenn sie lachten, war vielleicht ein barer Unsinn der Grund. Es machte sie unsäglich glücklich, daß sie allein miteinander waren. Die junge Dame hörte auf das, was er sprach, als hänge das Leben an diesem Stadtklatsch. Und ihr Begleiter verstand es, mit wahrhaft verblüffendem Interesse um die lächerlichsten Dinge zu fragen, die auf dem Gutshofe bekannt sein mochten. Zum Beispiel um die Küchlein, wovon er wußte, daß sie ihr Unterhaltung gaben; oder um den alten, buckeligen Krüppel, den sie ihren Protegé nannte; um das kleine Mädchen mit den schönen blinden Augen, über das sie neulich geweint hatte. Ihre Herzen spielten dabei Versteckens miteinander. Wären sie genug ruhig oder verwegen gewesen, so hätten sie weder vom Gute noch von der Stadt, weder von den Nachbarn noch von den langweiligen heutigen Mittagsgästen gesprochen. Sondern



Vétheuil. Gemälde von Claude Monet.

sie hätten sich still an den Händen gefaßt, wären einander haltend und führend gegangen und hätten immer nur dasselbe kosende und glühende Wort gefunden: „Ich liebe Dich! — Ich liebe Dich!"

Nun sind sie bald am Rande der Wiese. Hier endet auch der frischgepflügte Acker, und da liegt ein winziges Bäumchen an der Erde; die Pflugschar oder eine Hand hat es aus dem Boden gerissen, weil es im Wege stand. Es ist ganz frisch, die dichten reichen Wurzeln sind noch feucht. Die junge Dame hebt es auf, betrachtet es und klagt darüber, wie über ein gefährdetes lebendiges Wesen. Es ist wahrhaftig ein Kirschbäumchen! Sie wollen es sicherlich nicht zugrunde gehen lassen. Nein, sie wollen es retten. Dort, neben dem Gebüsche, wo es geschützt stehen kann, wollen sie es wieder einpflanzen. Welche Freude dann einmal, wenn es gedeiht, wenn es blühen wird —! Das junge Mädchen kauert auf dem Boden, und da ihr Begleiter fühlt, daß er ihr helfen müsse, tut er dasselbe. Man weiß nur um die Welt nicht, wie man es eigentlich anzufangen hat. Eine Zeitlang betrachten sie abwechselnd die Pflanze in ihren Händen und das Fleckchen Erde, dem sie anvertraut werden soll. „Ach bitte, grab es hier ein!" sagt die junge Dame. Es ist eine Verlegenheit. Ihrem Freunde steigt das Blut in die Wangen. „Ja, gewiß!" entgegnete er. Vielleicht errötet er auch ein wenig aus Ärger, weil sie eine so unmögliche Arbeit ohne weiteres von ihm verlangt. Ratlos bohrt er mit einem abgebrochenen Hölzchen in der Erde herum. Sie lacht laut. „Nun, so geht es nicht! Hast Du nichts, womit wir uns helfen könnten?" sagte sie. Er sieht um sich, als ob die Gartenwerkzeuge überall liegen könnten, ganz hilflos. „Nimm doch Dein Taschenmesser!" sagte sie. Und er entgegnet: „Bravo! Damit wird es ja gehen!" Wirklich zieht er sein Messer aus der Tasche. Es ist ein sehr feines, kostbares Taschenmesser mit einem Hefte aus weißem Perlmutter und ziseliertem Silber. „Das ist ausgezeichnet dafür!" behauptet das Mädchen. Er beginnt schweigend ein kleines Loch zu graben und denkt, daß die feine englische Klinge dabei natürlich zugrunde gehen müsse. Doch für seine Freundin ist das seltsamerweise belanglos. Merkwürdig! Es ist ihm jetzt, als ob mitten in ihre frohe, glückliche und kindische Stimmung hinein aus dieser nichtigen Ursache ein kleiner Mißton klänge. In jedem Weibe, in jedem, steckt doch diese Anlage, den Mann selbstverständlich für den immer bereiten Diener zu halten .... Er errötet wieder, während er pustend arbeitet. Diesmal ist es wirklich aus Ärger. Allein der kleine Mißton verstummt sofort, huscht vorbei, von seinem Herzen weg. — Sie pflanzen das Bäumchen nun wirklich ein, sie drücken und glätten beide das Erdreich um die Wurzeln. Es steht nun, und sie gehen weiter. „Wir haben es mitsammen gepflanzt!" sagt die junge Dame, glücklich lächelnd.

Endlich erreichen sie die Uferkante. Es ist nur eine unbedeutende kleine Erdwelle, die man mit zwei, drei Schritten ersteigt. Man bedarf keiner Hilfe dazu. Das junge Mädchen hat aber dennoch die Hand des Mannes angenommen und läßt sich ein bißchen ziehen. Es ist ein so angenehmes Gefühl.

Nun ist nach rückwärts gar nichts mehr zu sehen. Die Erdwelle versteckt das Land vollkommen. In weitester Ferne, gegen Norden, liegen ein paar silberweißliche Umrißlinien wie Träume von Berggestalten im Himmel; die südlichsten Vedetten der Alpen, deren Rumpf im Dunste der Entfernung verschwunden ist; nur die Stirnen sieht man. Auf der Düne stehen einige Pinien mit den breiten, von den rötlichen Schnüren der Äste durchflochtenen Kronen. Das Gras ist einem flaumweichen Sandlager gewichen, das das Meer von den Gezeiten zurückläßt. Ganz unten, wo das Wasser den Sand wäscht, schwanken die federleichten Äste der Tamarisken hin und her. Und darüber hinaus streckt sich das Meer „bis ans Ende der Welt"! Der Frühsommerhimmel ist in zarte, milchig-blaue Farbe getaucht. Weiße Wölkchen ziehen neben grauen Wölkchen. Ein rosenfarbener, blasser Schimmer durchdringt sie. Sie zerfließen langsam, verschwinden, verwehen und entstehen auf einmal wieder. Das Meer aber liegt wie ein ewiges Rätsel darunter und fängt alle Schatten und Farben des Himmels in unfaßbaren Spiegelungen auf, die seinem Ansehen, trotz der majestätischen Ruhe, etwas rastlos vom Leben Bewegtes verleihen.

Die beiden Menschenkinder setzen sich

unter einen der großen Bäume auf dem weichen Sande nieder und blicken hinaus....

Und da das junge Mädchen, so oft sie auch schon denselben Anblick genossen hat, nie in ihrem Leben im Herzen so empfänglich gewesen für alles, was die Schönheit und der Zauber der Natur einem Menschen schenken können, deuchte ihr, daß erst ihre Liebe sie zum Leben geweckt hätte. Sie empfand eine unendliche Dankbarkeit gegen Gott, daß er ihr die Gnade verliehen, zu lieben. Sie empfand in ihrem scheuen und bescheidenen Herzen tiefe Dankbarkeit auch gegen den Mann, den sie liebte, fast als hätte auch er ein Verdienst daran, daß ihre Seele dieses Wunder an sich erlebte. Denn alle Eindrücke, die von Gottes Schöpfung kommen, reden seither eine andere Sprache zu ihr, alle Schönheiten des Himmels und der Erde sind unmeßbar vergrößert, alles ist entzückend, ist festlich, unfaßbar groß. Der Mensch selbst aber, der dies höchste Glück im Herzen trägt, ist demütig, schwach und klein dagegen. Nie noch hat sie wie jetzt empfunden, daß der Menschen Gestalten, Gedanken, Stimmen ein Nichts sind im All. Dies Gefühl schwebt ihr vor, und sie legt es nieder auf den Stufen des Altars ihres Schicksals, wie ein freudiges Opfer, wie einen Tribut, den sie ihrem Glücke leistet. Eine Art selige Berauschung wogt durch ihr Gemüt, eine Art von seliger Auflösung in der Schönheit und dem Frieden des Alls zittert darin, so heftig, daß sie auch in Gedanken keine Worte mehr zu finden vermöchte, — denn das höchste Glück macht die Sprache wortkarg und den Mund verschwiegen.

„Nun laß uns ganz, ganz stille sein!" sagt sie leise und lehnt ihre Schulter ein wenig fester an die seine. „Fühlst Du dieses süße Schweigen rings um uns? Wir wollen es ganz, ganz genießen! Gibt es Schöneres? Wie müssen sich zwei Menschen lieben, die es so vermögen wie wir! Wie müßten uns Hunderttausende beneiden —! Dieses heilige Schweigen —"

Er nahm ihre Hand und drückte sie an die Lippen. Dann saßen sie lange da und wechselten kein Wort.

Ja, so süß, so beglückend war dieses Schweigen. Man durfte es nicht stören. Es trug etwas Heiliges an sich. Und mit den Gedanken, die das Herz des jungen Mädchens dabei durchzogen, schritt eine Schar von Cherubim durch ihre Seele, wie Herolde eines Zukunftsreiches von lauter Glück und Sonnenschein.

Nach einer Weile aber sagte sie mit leisem Lachen: „Ich bin allzu kindisch! Den ganzen Tag über habe ich mich gesehnt, daß wir wenigstens ein Stündchen ganz für uns hätten. Doch haben wir früher unsere Zeit an die gleichgültigsten Dinge verloren, und jetzt waren wir stumm wie Trappisten. Ach, mein Gott, was für ein großes Schicksal muß die Liebe sein, wenn sie ist, wie die unsrige! Alles so selig verwirrt, daß man sich selbst nicht mehr kennt! Und wie gut, wie gut bist Du zu mir! — Sieh! Ja, ich muß lachen, in jeder Kleinigkeit liegt etwas Frohes und Glückliches! Guter, Du! Jetzt fällt mir ein! Du hast die ganze Zeit nicht einmal geraucht! O, ich weiß, was das für Euch für ein Opfer ist! Nein, komm, nimm eine Zigarette, ich will sie Dir selbst anzünden —"

Aber er sträubte sich dagegen. Er beteuerte, daß er nicht im entferntesten daran gedacht habe, — auch dürfe sie ihn durchaus nicht für so schwach halten, daß er seine Zigarette nicht entbehren könne! Allein sie drang darauf, bis er sich eine anzündete.

Nun wurde es Abend; sie mußten heim. So gingen sie, und als sie an dem Kirschbäumchen vorüberkamen, sagte die junge Dame: „Ach, wenn wir es nächstes Jahr doch blühen sehen würden —!"

Wie lauter Friede und Glück taute es vom Himmel herunter.

* * *

Es ist etwas Merkwürdiges um den Gang der Zeit. Manchmal fliegt sie zart hin, mit dem sanftesten Schwingenschlag, wie ein Schmetterling. Oder sie setzt den Fuß hart und klingend auf, wie ein Krieger; weh und schwankend, wie ein Besiegter; träumend, wie ein Kranker; eilend, wie das Leben; schleichend, wie der Tod — — Wer hat nicht schon in Herzensspannung hingehorcht auf den Schritt der Zeit? Denn ihr Weg ist bestreut mit den Herzen der Menschen; darum fühlen wir ihn alle. O, wenn wir am Anfange zu erraten vermöchten, wie des Weges Ende ist! — Wird unser Herz am Wege blühen, wie eine Blume? Wird es zertreten sein, wie ein welkes Blatt? — Nein, nein! Ob Glück

oder Elend, — besser ist es, daß wir nicht ahnen, wie sie über uns hinwegschreiten wird, die Allsiegerin —

Drüben, auf dem schönen Gute, wohnt nun das junge Paar. Gott hat ihnen keinen Kindersegen geschenkt, die Eltern sind für immer nach der Stadt übersiedelt, und so sind sie ganz allein geblieben. Doch das haben sie lange weder als etwas Trauriges, noch als Entbehrung empfunden. Denn ihre Zeit schritt fröhlich dahin, sonnigen Antlitzes, gleichsam in festlichem Putze, von heiteren Melodien umklungen, wie ein Spielmann, der mit lockenden Weisen verführt, ihm zu folgen. Anfangs flogen die Tage und die Monate und sogar Jahre nur so vorbei, daß sie gar nichts merkten vom Gange der Zeit. Auf einmal aber schien sie zu ermüden. Die Tage wurden lang, der Winter schleppte sich mühsam, dem Frühling fehlte etwas von seinem Lächeln, die Sommerschwüle drückte Herz und Gedanken. Früher waren sie bloß allein; nun wurden sie einsam. Denn sie verloren das Gefühl, als wanderten sie miteinander durchs Leben, wenn auch dasselbe Dach sie deckte und derselbe Tisch sie speiste. Man begreift gar nicht, wie vieles man verlieren kann auf dem Wege der Zeit. So unergründliche Launen hat sie. Nur in einem bleibt sie sich immer gleich: unerbittlich schreitet sie weiter auf dem Wege, an dem die Jugend liegt und das Alter, das Glück und das Leid und die Herzen aller Menschen. Vielleicht hat man darauf vertraut, daß der Weg unmeßbar lang sei, und doch ist die Jugend auf einmal zu Ende. Man hat das Glück für unerschütterlich gehalten, und wenige Schritte bloß trennten es vom Leid. Sonderbare Dinge geschehen. Vielleicht ist man noch jung, ganz jung, bloß das Herz ist weit vorausgeeilt; die Zeit spottet der törichten Menschen und hat in den jugendlichen Körpern die Herzen stumpf und alt gemacht. Auch das vermag sie. — —

Es sind ein paar Jahre vergangen, und vieles ist verändert. Die Zeit aber kümmert sich nicht darum. Sie hat inzwischen schon viele ebenso schöne Frühlingsabende werden lassen mit allen Zaubern der Natur. Gerade wie damals, als die zwei Menschen auf der Düne oben gesessen und das herrliche Schweigen ringsumher so selig genossen, weil es in ihren Herzen von festlichem Jubel nur so geklungen und sie sich selbst selig verändert geschienen, eingehüllt in eine Ecke des großen Märchenmantels, womit die Liebe Himmel und Erde umfängt. Größere und herrlichere Stunden gibt es nicht in der Liebe als jene, in denen das Herz vor lauter tiefer Bewegung des Erlebens Stille um sich her begehrt. Niemals ist das Glück beredter, als wenn es vor drängendem Reichtum nur mehr zu schweigen vermag. Das gleicht den Pausen, wenn in weitem Hallendom eine hundertstimmige Kantate und brausender Orgelgesang plötzlich verstummen; wenn alle Gewölbe noch erfüllt sind von Tönen, die leise auf den Luftwogen entschweben und die Herzen erzittern lassen von Schauern der Schönheit und Erhebung. —

Es war just so eine Abendstunde, wie einst vor Jahren. Überall hingen noch die Frühlingsblüten; die Wiese strotzte von wilden Blumen.

Der Gutsherr und seine Frau waren planlos vom Hause fortgegangen; der Zufall lenkte sie gerade hierher. Sie kamen über den Fußweg durch das hohe Gras gegangen.

‚Der Zufall! Der Zufall!‘ dachte die junge Frau, und etwas Wehmütiges war daran. Sie wäre gewiß nicht hierher gekommen, wenn sie überlegt hätte —

Der Gutsherr schritt ihr voraus. Er ging rasch und rücksichtslos, als hätten sie ein Ziel, — was gar nicht der Fall war. Vielmehr ging er so schnell, weil er ungeduldig war. Mit der Zeit war er fast über alles ungeduldig geworden. Das lag so in seiner Natur. Sein Temperament hatte sich unglücklich entwickelt. Jetzt war er äußerst ungeduldig über diesen Weg, daß es so still und langweilig in diesen blühenden Feldern war, und daß seine Frau nicht ebenso rasch gehen wollte, wie er.

Sie kam langsam, etwas müde, eine ganze Strecke weit hinter ihm. Auf einmal rief sie nun: „Willst Du nicht lieber umkehren, Rudolf?“

„Wozu? — Nein!“ sagte er und ging weiter.

Gedankenlos blickte sie umher. Da standen jene wilden Blumen mit den Farben der Fischersegel, auch die kleinen Federblüten, die wie lustige Wimpel flatterten .... Ganz leise begann die junge

Frau eine Melodie zu summen. Eigentlich war es ein lebhaftes Lied. Aber sie sang es so leise und schleppend, daß es dadurch ganz trübselig wurde. Das merkte sie selbst, schämte sich beinahe darüber, schüttelte heftig den Kopf und schwieg. Sie fühlte, als ob das Leben so stark und herrisch sein könnte, einen wider Willen in mürbe Stimmungen zu versetzen, und dagegen wollte sie sich wehren; denn sie war im Grunde weder weichlich veranlagt noch sentimental. Vielleicht war sie aber doch noch so jung, daß das Leben alles aus ihr machen konnte; es fragt sich bloß, was es werden wird ....

Drüben, am Ende der Wiese, vor dem Gesträuch, steht ein kleiner Kirschbaum, der eben noch in voller Blüte ist. Jetzt fällt er der jungen Frau ins Auge; es ist, als erlebte sie eine Überraschung. Sie erinnert sich augenblicklich, daß sie dieses Bäumchen mitsammen gepflanzt haben; sie sieht es zum ersten Male wieder. Richtig ist es davongekommen! Um ihren Mund zuckt es wehmütig. Dann fliegt jedoch ein Schatten über ihre Stirne, und ihre Wangen werden dunkel vor Schamröte. Als schämte sie sich vor sich selbst, tief und empfindlich. Es könnte sogar Ärgeres sein, als Beschämung .... Wieder senkt sie die Stirne; aber nicht mehr blickt sie, als ob sie Erinnerungen suchte. Und sie beschleunigt ihren Schritt, bloß um fortzukommen. —

„Da wären wir —," sagte der Mann, oben auf dem Dünenrücken. Aber er sagte es in die Luft, oder wie zu sich selbst. Übrigens stand er schon einige Minuten da und hatte nicht auf sie gewartet.

„Willst Du Dich denn hier aufhalten?" fragte sie verdrießlich.

Das reizte sofort seinen Widerspruch.

„Natürlich!" entgegnete er. Er warf sich auf den Boden, stützte sich dann auf einem Arme auf, fand das unbequem, setzte sich gerade, kramte in seinen Taschen, stopfte sein englisches Pfeifchen und begann in kräftigen Zügen zu rauchen. —

Die junge Frau machte noch ein paar Schritte weiter fort. Dann blieb sie plötzlich stehen, als hemmte eine bestimmte Empfindung ihren Fuß, als sollte sie doch auf etwas warten ... Warten — worauf? —

Nun setzte auch sie sich auf den Boden. Sie blickte hinaus über die Lagune, auf das Meer. Ein paar Fischerbarken zogen langsam in die Ferne. Sie sah ihnen mit einem Gefühle der Enttäuschung nach, verwundert, wie schnell ihre Körper sich verkleinerten, wie rasch sie die Ferne zu erreichen schienen. — Dort, auf dem Eilande, zwischen ein paar hohen Bäumen, schimmerte ein wenig das Dach des Heiligtums, zu dem bedrängte Menschen pilgern, um zu bitten oder zu danken. Ein harter Ausdruck kam in ihren Blick, während sie darauf hinsah, und in ihrem Herzen erhob sich ein trotziger Widerstand gegen den Gedanken, daß die Menschen sich vor dem Gnadenbilde auf den Steinboden warfen und ihre Gefühle in Gebeten ausgaben. So tief, wie das Meer an der tiefsten Stelle, ist die Täuschung, als ob sich das Glück im Leben erflehen ließe, oder als ob sich das Schicksal besänftigte, wenn man demütig dafür dankte...

Über dem Himmel liegt der Hauch müder Ruhe; mit seiner unbegrenzten Tiefe beginnt sich das Schweigen des Abends zu mischen, das von der Erde aufsteigt. Etwas Stumpfes scheint der Natur zu drohen; ihre Töne werden in Grau gebrochen werden; die Geräusche sinken zu kraftlosen Ahnungen herab; ein Tag geht zu Rüste. —

Da sie niemals wieder hierher gekommen waren, regt sich in der jungen Frau die Erinnerung, daß sie ein einziges Mal, vor Jahren, mit ihrem Bräutigam an eben diesem Flecke gestanden. Sie haben damals, so wie heute, hier auf der Düne gesessen. Sie hatten, recht wie verliebte Menschenkinder, von der Schönheit der Natur, von Poesie und allerlei gefühlvollen Dingen, natürlich auch von Liebe gesprochen. Sie hatten sich in süßlicher Träumerei von dem tiefen Schweigen des Abends ergreifen lassen. Ja, sie hatten dieses Schweigen wie etwas Herrliches gepriesen und sich eingebildet, daß es für sie das Richtige sei, da es in ihren Herzen ohnehin überlaut war vor Glück ...

Nun breitet sich das gleiche Schweigen aus ... Es ist ebenso wie damals, als umgebe es nicht nur ihre leiblichen Sinne, als durchdringe es vielmehr alles, woraus das Dasein besteht; als habe es nur seither unmeßbare Fortschritte gemacht und sei tief eingedrungen, langsam auch die innersten Töne unterdrückend, mit zäher, dunkler Gewalt auch alle die Stimmen in sich schlürfend, die einmal durch die Brust geklungen —

Es ist etwas Beklemmendes um solch ein Schweigen. Wie vieles muß in uns abgestorben sein, ehe wir es begreifen lernen! Sind wir stumpf geworden für das Leben außer uns, weil wir ängstlich horchen, was in uns selber vorgeht? Weil wir erst wissen müssen, was sich noch in uns selber regt, ehe wir wieder die Lust und die Wärme wagen, nach außen zu blicken? — Schweigen und Tod gehören so nahe zusammen ....

Sie strengte sich an, an Liebes und Wertvolles zu denken, das die paar Jahre ihrer Ehe ja immerhin auch mit sich gebracht hatten, trotz der kalten Einsicht, daß sie beide einen Irrtum begingen, als sie sich vereinten. Vielleicht brachte es die Erinnerung jenes längst verblichenen Abends mit sich, daß nun für einen Augenblick eine mutige, lichte, bereite Spannung sich in ihr erhob, — beinahe, als könnten sie mit einem Male zu plaudern, zu scherzen beginnen, als ob ein einziger Moment von rätselhafter Kraft ihnen über Jahre hinweghülfe. Ihr guter Wille war ja noch nicht ganz erdrückt, ihre Zuversicht noch nicht ganz erlahmt. Es hatte immer einzelne Stunden, einzelne Augenblicke gegeben, die man glücklich nennen konnte. — Mein Gott, sollten es wahrhaftig bloß Augenblicke gewesen sein? ...

Und wieder verrann eine ganze Weile. Sie saß da und blickte mit teilnahmslosen, unmutigen Augen in den Abend, der über das Meer herabsank. Worauf wartete sie? Sie konnte sich ebensogut erheben, fortgehen; vielleicht würde er es nicht einmal merken — Oder sollte sie ihn, der dort lag und aus seiner Pfeife qualmte, mit einem übermütigen Worte anrufen, um ihn an ihre Anwesenheit zu erinnern; etwa mit einem Kosenamen? Möglicherweise würde er gar nicht antworten. Ja, das war möglich —!

Wie sie sich beide verändert hatten! Weil alles, was lebt, sich fortwährend ändert und der Mensch am allermeisten. Und alles, was im Menschen gelegen ist, seine Träume, seine Wünsche, alle seine Eigenschaften, auch seine Liebe. Vielleicht ist auch dies natürliches Gesetz. Und doch — und doch! Vielleicht hätte sich nichts geändert, vielleicht wäre alles geblieben, noch schöner geworden, wenn das Schweigen nicht gewesen wäre — —

Sie lächelte etwas trotzig und bitter. Sie lächelte, weil sie sich bei diesen philosophierenden Gedanken ertappte. Auch soweit hatte sie sich geändert! Ascanio Lanza behauptete, daß keine Frau sich je soweit vergäße, zu philosophieren, außer es wäre eine enttäuschte. Ascanio Lanza war ein unheimlich sicherer Beobachter, und dies fühlte sie genau, trotz der unendlichen Wohlerzogenheit und der ritterlichen Art seines Wesens. Er sah auch, wie ihre Seele zum Schweigen verurteilt war ... Es ist etwas Furchtbares um die Entdeckung, daß unsere Sprache nicht verstanden wird, wenn wir dachten, uns in ihr hingegeben zu haben. Und unsere wahre Sprache ist weit mehr, als was unsere Lippen sprechen. Es sind alle unsere Gedanken und Empfindungen, es sind unsere Gewohnheiten und Liebhabereien; es sind unsere Neigungen sowohl wie unser Haß, unsere Vorzüge und unsere Fehler, — es ist das ganze Ich, der ganze Mensch ...

Ascanio Lanza meinte, daß sie ein Wesen sei, das ewigen Tag um sich haben müsse; ein Wesen, das von den Jahreszeiten des Lebens nur den Frühling kennen sollte, nur die Zeit der Blumen ...

Es muß wie ein Fluch über sie gekommen sein. Manchmal schien ihr, als könnte sie selbst die unbeirrte, siegesbewußte Schönheit der Natur hassen, die sich nicht einen Augenblick um die Menschen kümmerte. Als könnte es so kommen, daß man selbst die Blüten des Frühlings haßt und all die prangende, sorglos treibende Üppigkeit und all das nimmerrastende Schaffen der Natur, für die der Mensch, mit allem, was er lebt und leidet, ein Nichts ist, ein gleichgültiges Staubkorn im All. Wir brauchen Liebe, um dankbar zu sein, Liebe, um demütig zu sein, Liebe, um an die Schönheit zu glauben, Liebe, Liebe, Liebe, um uns als Gottes Schuldner zu fühlen ...

Sie strich mit der Hand über ihre Stirn hin. Was lag in dieser Stunde? Hatte alles dies nur das dumpfe Schweigen hervorgerufen, das sich still niedersenkte auf Meer und Land?

Sie wollte gehen. Worauf wartete sie noch? Sie waren seit einer Stunde hier und hatten noch kein Wort mitsammen gewechselt.

Ihr Mann lag noch immer dort, lang ausgestreckt, auf dem Rücken, die Hände unterm Nacken, den Hut über die Augen herabgezogen. Beinahe sah es lächerlich

aus, daß man eigentlich nur die Pfeife sah, die aus seinem Munde baumelte, an der Wange herab. Und sehr komisch, wenn er, so wie jetzt, plötzlich das eine Bein in die Höhe schnellte, um eine Hummel abzuwehren, die hartnäckig über ihm brummte. Er tat es wirklich mit dem Beine, denn er war zu faul, die Arme unter dem Nacken hervorzuholen, einfach zu träge, — das kannte sie. Zufällig blickte sie auf seine Füße. Er trug die derben Schuhe, die er heute morgen angezogen hatte, der Schmutz von den Feldwegen hing noch daran. Es lag ihm nichts mehr an seiner äußeren Erscheinung, er war für alles zu träge und zu ungeduldig geworden. Früher hatte er peinlich auf seine Kleidung, auf seine Wäsche, auf seine Krawatte gehalten, er war beinahe eitel gewesen. Das dauerte solange, als sie noch häufig in die Stadt gefahren waren und sehr gesellig gelebt hatten. Dann hatte er sich mit ihren Eltern überworfen. Jetzt sahen sie nur noch die Nachbarn; zu den Eltern reiste sie immer allein. Ihres Mannes beste Freunde waren ein paar Jagdgenossen, ein paar halbverwilderte Gutsbesitzer, die am Feierabend Karten spielten, wenn er zu ihnen kommen wollte, denn seine Frau war ihnen zu anspruchsvoll, als daß sie sich auch in ihrer Gesellschaft wohlbefunden hätten. Nur Ascanio Lanza kam, wenn er im Lande war, und eigentlich erfuhr sie nur von ihm, wie es in der Außenwelt zuging ...

Sie fühlte jetzt, daß ihre Wangen heiß wurden und ein leises Zittern ihren Blick trübte. Sie dachte an die Aufmerksamkeiten, die ihr Ascanio erwies; an die feine und doch absichtsvolle Art, womit er sich ihr stetig zu nähern suchte; an die unverhüllte Neigung, die sie merkte, ohne es nötig zu finden, sich davor in acht zu nehmen. Ach ja, sie sah und durchsah dies alles. Manchmal verlor er etwas von seiner Beherrschung. War das dann wirkliche Leidenschaft oder nur Berechnung? Sehr geschickte Leute vermögen beiden ganz das gleiche Aussehen zu verleihen, — für eine Weile. Manchmal machte er ihr in ganz unsinniger Weise den Hof. Kürzlich hat wohl nur ein störender Zufall verhindert, daß er ihr eine förmliche Liebeserklärung machte. Jedenfalls wäre es nicht ohne Reiz gewesen, ihn über die Liebe sprechen zu hören. Er war so feinsinnig, voll raffinierter Ansprüche an das Leben, gebildet, belesen, weltmännisch, mit allen den vielfältigen, undefinierbaren Nuancen moderner Kultur. Er liebte die Kunst ebenso wie den Sport, reiste viel, kannte viele Menschen. Er vermochte über die unterschiedlichsten Dinge mit demselben Geist zu plaudern, über Puccinis neueste Oper und den Gordon-Bennett-Rennpreis, über Monna Vanna und die Isadora Duncan, über d'Annunzios Francesca und Santos Dumonts neuestes Luftschiff, über Anatole France und den letzten Blumenkorso in Nizza, über einen Hofball beim König und eine Audienz beim heiligen Vater. Man hörte immer heraus, daß Ascanio Lanza alles, was das Leben ihm bot, oder was er ihm abzulocken verstand, wenn es nicht von selbst kam, mit allen Fibern und Fasern seines frohen Wesens zu genießen verstand. Er war ein wahrer Lebenskünstler. Er sagte auch, daß er nur das Schöne kenne. Seine Seele kannte nur den Frühling ...

Es machte das Herz lau und den Kopf müde, jemandem zu lauschen, der immer nur von Glück und Schönheit zu sprechen hatte. Manchmal, ja, zauberte er damit lichte Visionen vor sie hin, brachte unterhaltende Abwechslung in ihren Gedankenkreis, gaukelte ihr Neuheit und Zerstreuung vor. Manchmal aber witterte sie mit dem Mißtrauen der Abgesperrten und Enttäuschten etwas Unechtes dahinter. Dann ist auch das nur wie der Frühling, den man nicht anders als durch vergitterte Fenster sehen darf. Ein häßliches, leidenschaftliches, neidisches Gefühl kann sich in uns erheben, eine Art grausame Lust, die festliche Stimmung zu stören, in der wir andere schwelgen sehen; — ein barbarisches Verlangen, sich unter den blütenstrotzenden Baum zu stellen und all den jubelnden Putz aus seiner Krone zu schütteln, der unbekümmerten Natur einen vergeltenden Streich zu spielen ...

Ihre kleinen weißen Zähne nagten ein bißchen an ihren feinen purpurroten Lippen. Ihre schönen, dunklen Augen blickten finster auf die mattschimmernde Wasserfläche hinaus, langsam wandernd. Vielleicht ist es ein Recht der enttäuschten Herzen, daß sie schlecht und hart werden ... Wenn Ascanio Lanza wieder einmal in seine überschwengliche

Stimmung kam, wollte sie doch sehen, wie er es anfing. Sie mochte es einmal soweit kommen lassen, daß er ihr alle seine blühenden, unsinnigen Einfälle verriet; er mochte ihr einmal zeigen, was er von der Liebe zu sagen wußte; sie wollte ihn sehr gelassen anhören — Und schließlich konnte sie ihn aufrütteln, diese Traumblüten zu Boden schütteln, achtlos verstreuen vor seinen Augen . . . Der feine Lebenskünstler sollte nur sehen, daß sie sich nicht fürchtete, daß sie der Gefahr spottete, womit er sich in Gedanken brüsten mochte . . .

Nein, nun wurde es unerträglich noch länger hinzudämmern mit diesem verbleichenden Tage. Es wird Abend; die Dünste beginnen leise aufzusteigen aus dem Wasser; schläfernd klatschen kleine, müde, kurze Wellen unten an die abgebrochene Sandstufe . . .

Sie konnte es nicht länger ertragen. Leise erhob sie sich und ging langsam, gedankenlos über den Dünenrücken zurück. Es war so still, so einsam hier, daß der Saum ihres Rockes ein fast seltsames Geräusch machte, wie er durch den trockenen Sandhafer schleppte. Noch einen Seitenblick warf sie hinüber auf ihren Mann. Noch immer lag er träge da und schmauchte. Und er merkte gar nicht, daß sie ihn verließ.

Ganz langsam stieg sie von der Dünenböschung herab. Hier steht das Kirschbäumchen, völlig bedeckt von weißen, schimmernden Blüten. Damals lag es schon halb verschmachtet an der Erde; es wäre umgekommen, wenn sie es nicht eingepflanzt hätten. Manchmal reißt irgend etwas auch den Menschen mit allen Wurzeln aus seinem Boden. Da liegt die arme Seele und wartet, daß sich jemand ihrer erbarme . . .

An dem Bäumchen blieb sie stehen und betrachtete eine Zeitlang nachdenklich, mit unsicheren, unentschlossenen Blicken den zarten weißen Blütenflor, der die dünnen Zweige bedeckte. Ihre Augen schimmerten feucht dabei; ein zweifelnder, fast lächelnder Zug, halb Schmerz, halb Weh zuckte um ihren Mund. Sie faßte das schlanke Stämmchen an und begann es hin und her zu schaukeln. Einzelne Blütenblätter lösten sich los und fielen zur Erde. Sie merkte wohl, daß sie einen Schaden anrichtete; aber gerade das reizte sie. Langsam, fast bedächtig, ganz gleichmäßig rüttelte sie an dem Bäumchen. Immer mehr Blüten flogen herab. Sie blieben in ihren Haaren hängen, rieselten über ihr Kleid, sanken auf den Boden nieder. Verwundert, wie so schnell das ging, blickte sie darauf. Aber nun war es schon geschehen. Jetzt sollte er keine, gar keine mehr behalten von seinen Blüten — —

Als sie sah, daß die mageren Ästchen ihres ganzen Schmuckes beraubt waren, ließ sie das Stämmchen los und trat einen Schritt zurück. Dann wandte sie sich jäh ab und ging gesenkten Hauptes fort durch die Wiese, wo die langen Blumenstengel im Abendwinde zitterten.

Scholle.



Du lobst die Weite? Findest hier
Nichts, was das Herz dir füllte?
Vernimm ein Märlein, das sich mir
Im Garten jüngst enthüllte:

Die Windsbraut nahm den losen Sand
Auf eine weite Reise,
Die Scholle blieb auf ihrem Land
In ihrer stumpfen Weise.

Der Spaten kam. Die Scholle ward
Von ihm ins Herz geschnitten,
Der Sand auf seiner Hochzeitsfahrt
Hat nichts derlei erlitten.

Du magst sein stolzes Ziel hernach
Dir selbst zusammenreimen;
Doch aus der wunden Scholle brach
Ein Schwall von grünen Keimen.

Lutz Horn.

Die Bekämpfung der unsittlichen Literatur.

Von

Hermann Roeren.

In der Reichstagssitzung vom 9. März 1900 erklärte der Staatssekretär im Reichsjustizamt bei der Beratung der lex Heinze, „es sei eine traurige, aber durch die Statistik unwiderleglich erwiesene Tatsache, daß *wir uns in Deutschland in einer Periode des sittlichen Niedergangs befinden*". Trotz des beigebrachten statistischen Materials wollten die Gegner der Vorlage sich nicht dazu verstehen, dies zuzugeben, sie bezeichneten diejenigen als Schwarzseher, die darauf hinwiesen, daß es bei uns mit der Sittlichkeit bergab gehe. Das hat sich inzwischen geändert. Auch in den Kreisen der damaligen Gegner des Gesetzes wird der Niedergang der Sittlichkeit nicht mehr bestritten. „Es ist geradezu unheimlich" — so schreibt jetzt die „Münchener Allgemeine Zeitung" —, „wie tief und rapid der Stand der Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist. Der Schmutz türmt sich höher und höher, kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt. Alle politischen Streitigkeiten müßten verschwinden vor dieser Seuche. Man mag Katholik oder Protestant, Christ oder Atheist, radikal oder konservativ sein: Reinheit des Familienlebens, Reinheit der Jugend, Gesundheit der Geschlechter stehen auf dem Spiele." So und in noch schärferer Weise lassen sich jetzt zahlreiche Stimmen in solchen Preßorganen vernehmen, die vor vier Jahren ihre Spalten nur den Angriffen gegen den „Sittenzelotismus" und „Moralfanatismus" öffneten. Es bedarf dieser Bestätigung durch die Presse nicht mehr. Das Laster macht sich in der Öffentlichkeit, auf der Straße, an den öffentlichen Plätzen überall in einer Weise breit, daß jeder, der nicht absichtlich seine Augen verschließt, die Versumpfung gewahren muß, in der unser Volksleben unterzugehen droht. Die Prostitution tritt immer dreister und zudringlicher auf und zieht ihre Kreise immer weiter und, was das bedauerlichste ist, immer tiefer hinab, bis in das jugendlichste Alter und in die Volksschule hinein. Die Geschlechtskrankheiten haben nach den ärztlichen Ermittlungen in allen Kreisen der Bevölkerung, namentlich aber unter der studierenden Jugend, eine Verbreitung gewonnen, die mit Schrecken und Besorgnis erfüllen muß. In den Anstalten zur Aufnahme und Rettung gefallener und verwahrloster Personen reichen die Räume und Kräfte kaum noch aus, um den ständig wachsenden Anforderungen zu genügen. Die Aburteilungen jugendlicher Personen wegen Sittlichkeitsvergehen haben nach der Statistik in bedenklichem Maße zugenommen. Und doch sind diejenigen Fälle, die an die Öffentlichkeit gelangen, nur die Ausnahmen; sie sind nur Symptome für die wirkliche Verbreitung des Lasters, das seinen Sitz im geheimen hat. Das sind ernste Erscheinungen, die jedem, der es mit unserem Volksleben gut meint, mit Sorge erfüllen müssen und nicht durch den wohlfeilen Spott und die frivollasziven Witze der illustrierten Wochenblätter hinweggewitzelt werden können. Man kommt gern mit der Behauptung, daß es in früherer Zeit ebenso schlimm oder noch schlimmer gewesen sei. Gewiß, auch früher vor Jahrhunderten oder vor Jahrtausenden, haben die sittlichen Verhältnisse oft niedrig gestanden. Es mag auch sein, daß zuzeiten in *einzelnen Klassen* der Gesellschaft schwerer gesündigt ist, als zur Jetztzeit. Das Betrübende an unseren gegenwärtigen Zuständen liegt aber in der *allgemeinen* Verbreitung der Unsittlichkeit, in der Ausbreitung derselben auf *alle* Volkskreise und alle *Altersklassen*. Und



Blick von Fiesole bei Florenz auf die Apennin-Kette.
Liebhaberaufnahme von Otto von Stetten in Augsburg.

wäre es selbst hiermit auch früher in alter Zeit schon einmal ebenso schlecht bestellt gewesen, dann kann doch gewiß nicht geleugnet werden, daß es gegenüber der Zeit vor 10 oder 20 Jahren in sittlicher Beziehung erheblich schlimmer geworden ist. Dies allein rechtfertigt schon die Bestrebungen zur sittlichen Hebung unseres Volkslebens. Es soll der Rückgang, in dem wir uns befinden, aufgehalten und das Volksleben vor weiterer Vergiftung bewahrt und da, wo es bereits gelitten hat, wieder auf eine höhere sittliche Stufe gebracht werden. Das sind Bestrebungen, denen durch den bloßen Hinweis auf die Fehler alter, früherer Zeiten weder an ihrer Berechtigung, noch an ihrer Notwendigkeit etwas genommen werden kann. Unser Volk ist gegenüber früherer Zeit kulturell vorangeschritten und soll sich weiter heben. Zur kulturellen Hebung aber gehört die sittliche Hebung. Es ist daher ein innerer Widerspruch, alle kulturellen Bestrebungen, auf welchem Gebiete sie auch liegen mögen, zu loben und zu preisen, die Bestrebungen zur Erhaltung und Förderung der sittlichen Gesundung aber abzuweisen. —

So erklärt sich auch, daß fast überall, selbst auf seiten derjenigen, die ihre Moralauffassung nicht auf religiöser Grundlage aufbauen wollen, sich Bestrebungen zur Besserung unserer sittlichen Zustände zeigen. Die meisten dieser Bestrebungen aber — dahin gehören insbesondere diejenigen des Vereins zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten — leiden an dem beklagenswerten Mangel, daß sie das Übel nicht an die Wurzel fassen. Sie sind gegen das bereits vorhandene Laster und seine Folgen, nicht aber gegen die Ursache desselben gerichtet. Wenn eine schon in den Jugendjahren sittlich vergiftete Generation heranwächst, werden alle späteren Maßnahmen gegen das Laster nur wenig Erfolg haben. Das einmal vorhandene Laster läßt sich nicht eindämmen, es durchbricht alle Schranken und sucht und findet in der einen oder anderen Weise seine Befriedigung. Eine wirkliche Besserung ist daher nur zu erzielen, wenn die heranwachsende Jugend sittlich intakt erhalten und gegen die moralische Verseuchung geschützt wird. Fragt man sich aber, wo die Hauptursache für die letztere liegt, so kann die Antwort nur lauten: in der ungeheuren Verbreitung der unsittlichen Schriften und Bilder, die, jedes künstlerischen und wissenschaftlichen Wertes bar, lediglich auf die niedrigsten Triebe spekulieren. Von dem Umfange, den die Verbreitung dieser Schmutzwerke in den letzten Jahren genommen hat, und von der Obszönität des Inhalts und der Darstellung der meisten dieser Produkte können nur die wenigsten sich eine richtige Vorstellung machen. Einigen Anhalt gewährt schon der Inseratenteil der sogen. Witz- und Wochenblätter. Dort wimmelt es in jeder Nummer von Annoncen, die unschwer den pornographischen Charakter erkennen lassen. Die Summen, die für diese Inserate ausgegeben werden, sind außerordentlich hoch. In einer letzthin stattgefundenen Gerichtsverhandlung wurde die Einnahme, die ein einziges dieser Blätter jährlich allein für Annoncen dieser Art erzielt, auf 20 000 Mark beziffert. Ähnlich wird es bei den andern Blättern gleicher Sorte sein. Diese Summen aber würden nicht gezahlt, wenn die Inserenten nicht ihre Rechnung dabei fänden. Dazu aber ist der jährliche Vertrieb von Millionen und Abermillionen dieser Schmutzwerke erforderlich, da dieselben durchweg schon zu dem Preis von einigen Groschen erhältlich sind. Daneben wird das Land fortgesetzt mit einer wahren Flut von Prospekten, Geschäftsempfehlungen und Verzeichnissen „pikanter", „hochpikanter", „stark realistischer" u. dergl. Artikel überschüttet, die als Drucksachen bis in das entlegenste Dorf hinein versandt werden. Erwägt man hierzu, welche Masse von Gift durch die meisten unserer Witz- und Wochenblätter, die vielfach in einer Auflage von mehr als 100 000 Exemplaren erscheinen, in den Wirtschaften aufliegen und dort von Hand zu Hand gehen und in den Privathaushaltungen auch in die Hände der Kinder gelangen, das ganze Jahr hindurch verbreitet wird, dann wird man nicht bestreiten können, daß hier der Hauptgrund für den sittlichen Untergang unseres Volkslebens liegt und hier vor allem die bessernde Hand anzulegen ist. Otto von Leixner, der in diesem Jahre zu Berlin einen Volksbund für ganz Deutschland lediglich zum Kampfe gegen den Schmutz in Schrift und Bild gegründet hat, spricht sich über die Gefahr, die insbesondere von den Witz-

blättern aus auf die breiten Massen ausströmt, zutreffend dahin aus:

1. Diese Blätter sind fast durchweg ein Geschwür am Körper der deutschen Presse und üben auf das öffentliche sittliche Leben einen verderblichen Einfluß aus, der von Jahr zu Jahr weiter gefressen und sich von den Hauptstädten auf das flache Land ausgedehnt hat.

2. Fast keines dieser Blätter kann sich in Wort und Bild auf das Freiheitsrecht höherer Kunst berufen.

3. Die Unterdrückung dieser Preßerzeugnisse würde kein irgendwie „berechtigtes Interesse“ schädigen, da das bloße Geldverdienenwollen unter diesen Umständen überhaupt aus den Grenzen jeder Berechtigung hinausfällt.

4. Die Unterdrückung würde in Verbindung mit anderen Mitteln zugleich dem schmachvollen Handel ein Ende machen, der sich dieser Blätter als Mittel zur Vertreibung seiner giftigen Waren bedient.

Der Internationale Kongreß, der im Oktober 1904 zu Köln tagte, hat sich ebenfalls einzig und allein die Bekämpfung der unsittlichen Literatur zur Aufgabe gesetzt. Und selbst der Goethebund hat sich verpflichtet gefühlt, die einzelnen Bunde zum Kampfe gegen den Schmutz in Literatur und Bild aufzufordern, indem er auf dem Delegiertentag zu Dresden im April 1904 folgende Resolution gefaßt hat: „Der Delegiertentag der deutschen Goethebunde ersucht die Einzelverbände, in ihrem Wirkungskreise gegen die Schmutz-Literatur und -Kunst in geeigneter Form vorzugehen, da diese Unkunst einen Schaden gegen die echte Kunst bedeutet.“ Sehr bezeichnend, aber auch ebenso erfreulich ist, daß der deutsche Buchhandel selbst jetzt den Kampf aufgenommen hat, indem in dem Deutschen Buchhändlerbörsenblatt zur Bildung einer Organisation unter den Fachgenossen zur Bekämpfung des Schmutzbetriebes in ihrer Branche aufgefordert wird.

Wenn demgegenüber von anderer Seite auf die sozialen Mißstände und die Notlage der unteren Volkskreise als die Hauptursachen der zunehmenden Unsittlichkeit hingewiesen wird, so kann gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß die sozialen Verhältnisse, insbesondere das Schlafstellenwesen, das Zusammenleben der Geschlechter und der verschiedensten Altersklassen in ein und demselben Raume, die vielfach noch gänzlich unzureichende Löhnung der weiblichen Angestellten von schwerwiegender Bedeutung für die allgemeine Sittlichkeit sind. Zahlreiche Vereine und Organisationen arbeiten deshalb auch mit Eifer und Opferwilligkeit an der Besserung dieser Schäden. Aber es geht zu weit, die letzteren als die Hauptursache für den sittlichen Niedergang hinzustellen. Dieser Rückgang ist allgemein, er zeigt sich bei allen Klassen der Bevölkerung, nicht minder in den Reihen der wohlsituierten Klassen, die unter den sozialen Mißständen nicht zu leiden haben, als in den unteren Kreisen des Volkes, nicht weniger bei der jeunesse dorée in den Städten, der akademischen Jugend und den Angehörigen der übrigen besseren Stände, als bei den Angestellten und Angehörigen der unteren Klassen. Es muß deshalb noch eine andere, allgemeine Ursache geben, die sich auf alte Kreise erstreckt, und diese liegt eben in der Überwucherung und Überflutung mit unsittlichen Schrift- und Bildwerken, von der alle Volkskreise, die unteren, wie die oberen, und alle Altersklassen gleichmäßig betroffen werden.

Angesichts dieser Tatsache drängt sich die Frage auf, wie dieser Massenverbreitung wirksam entgegen zu treten ist. Gegenüber der auf dem letzten Internationalen Kongreß zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur einstimmig gefaßten Resolution, die eine Ergänzung der bestehenden Strafbestimmungen für notwendig erklärt, ist von einem Teil der Presse wieder der Einwand erhoben: durch äußere Mittel lasse sich hier nichts erreichen, es könne lediglich durch „eine allgemeine Veredelung des Geschmacks und durch Ausbildung des Bedürfnisses nach moralischer Sauberkeit“ geholfen werden. Wie aber diese Veredelung des Geschmacks und die Ausbildung des moralischen Sauberkeitsbedürfnisses bewirkt werden soll, solange die Wege dazu mit Schmutz überflutet sind, ist nicht gesagt. Wenn schon in der Jugend durch den Schmutz das Gefühl für Sittlichkeit erstickt ist, wie soll dann das Bedürfnis nach sittlicher Sauberkeit geweckt und ausgebildet werden? Erst muß der Überflutung mit Schmutz ein Damm gesetzt werden, ehe der Boden für Geschmacksveredelung und Ausbildung des Sittlichkeits-

bedürfnisses bearbeitet werden kann. Dazu aber ist erste und notwendigste Voraussetzung ein genügendes Abwehrgesetz, durch welches die Grenzen gezogen werden, über welche sich die Spekulation eines unsauberen Händler- und Literatentums nicht hinauswagen darf. Solche Schutzbestimmungen sind für alle Gebiete, für das Verkehrs-, das hygienische und das gewerbliche Gebiet, als notwendig befunden und in umfangreichem Maße erlassen; sie sind nicht minder notwendig gegenüber dem ebenso ausgedehnten wie gefährlichen Betriebe der Schmutzliteratur. Man hat diese Forderung als ein „Rufen nach dem Polizeistock" bezeichnet und den Vertretern derselben vorgeworfen, sie wollten durch die Polizei zur Sittlichkeit erziehen lassen. Die Erziehung zur Sittlichkeit steht hier nicht in Frage. Für sie sind andere Faktoren — die Kirche, die Schule und das Elternhaus — berufen. Aber zum Schutze der Sittlichkeit hat der Staat seine Hand zu leihen. Er hat mitzuhelfen, daß das, was sorgsame Erziehung in Haus, Schule und Kirche aufgebaut, nicht durch das dreiste Treiben gewissenloser Spekulanten, leider nur zu oft mit einem Schlage, wieder niedergerissen wird.

Daß aber das gegenwärtige Gesetz für einen wirksamen Schutz nicht ausreicht, kann nach den Erfahrungen, die man tagtäglich zu machen Gelegenheit hat, ernstlich nicht bestritten werden und wird denn auch jetzt von seiten derjenigen, die noch vor vier Jahren von einer Ergänzung nichts wissen wollten, zugegeben. So schreibt unter anderem die „Kölnische Zeitung" in einem Rückblick auf den Internationalen Kongreß vom 5. und 6. Oktober 1904: „Im übrigen teilen wir vollständig die Ansicht, daß der § 184 des St.G.B. für die Bekämpfung jener Schäden des Handels unzulänglich ist, und wir würden es ganz gern sehen, wenn schärfere Mittel dagegen angewandt würden. Wir stimmen daher durchaus der Rede des Oberlandesgerichtsrats Roeren zu, die sich eben auf diese Schäden beschränkte."

Der § 184 des deutschen St.G.B. ist gegen die Verbreitung von Schriften, Bildern und Darstellungen gerichtet, die als unzüchtig zu erachten sind. Der Begriff „unzüchtig", den das Strafgesetzbuch selbst nicht näher erläutert, hat in der Rechtsprechung eine so enge Begrenzung erhalten, daß von ihm nur die wirkliche, grobe Pornographie oder vielmehr dasjenige, was zwar derber, aber richtiger, die deutsche Übersetzung von Pornographie besagt, getroffen wird. Die Fabrikation dieser Schmutzware geschieht wegen der drohenden Strafe geheim in Schlupfwinkeln, wo man sich der öffentlichen Kontrolle zu entziehen weiß. Ebenso geschieht der Vertrieb dieses Schmutzes im geheimen durch Kolporteure, die je nach Gelegenheit in den Kneipen oder auf der Straße ihre Ware unbemerkt an den Mann zu bringen suchen, oder in Geschäftsspelunken, oder auf vorherige Bestellung durch Postsendung. Dies unsaubere, niedrige Gewerbe völlig auszurotten, ist früher nicht gelungen und wird schwerlich jemals zu erreichen sein. Von der Vigilanz der Behörde hängt ab, wie weit ihm zu Leibe gegangen wird. Das Gesetz selbst aber genügt hier, und wenn trotzdem selbst diese Sachen massenhaft verbreitet werden, so ist dafür nicht das Gesetz, sondern die Lässigkeit in der Handhabung desselben verantwortlich zu machen. Es muß anerkannt werden, daß wenigstens in letzterer Zeit seitens der Behörden mit mehr Eifer gegen dies Gewerbe vorgegangen ist; aber unbegreiflich bleibt, daß die Annoncen und Prospekte, die unzweideutig den pornographischen Charakter der empfohlenen Sachen erkennen lassen, sich fortgesetzt so unbehindert breitmachen können. Die Behörde weiß, was hinter den Annoncen steckt, der § 184 verbietet schon das Vorrätighalten dieser Sachen, aber die Behörde bleibt untätig, und die Ankündigungen erfolgen fortgesetzt das ganze Jahr hindurch und vermitteln den Vertrieb. Hier könnte eingegriffen werden, da das Gesetz die Handhabe dazu bietet. Gegen die plumpe Pornographie reicht der § 184 also aus.

Anders aber verhält es sich mit denjenigen Literaturerzeugnissen sexuellen Inhalts, die sich nicht gerade als grobe Sudeleien darstellen, sondern unter dem Deckmantel der Kunst, der Hygiene und der Wissenschaft auftreten, darum aber nicht weniger gefährlich auf die Sinnlichkeit einwirken und die Sittlichkeit zu vergiften nicht weniger geeignet sind, als die platten Obszönitäten. Auf dem Delegiertentag der Goethebunde erklärte der Referent Dr.

Goldstein zu dieser Art Literatur durchaus zutreffend: „Das Schlimmste der pornographischen Literatur seien die Ansichtskarten, die Photographien aus dem Leben und die halbwissenschaftliche medizinische Literatur, die sich mit sexuellen Problemen beschäftigt. Hier sei ein Eingreifen nötig." ·

Zu dieser Gruppe von Literatur hat sich seit einiger Zeit noch eine andere Industrie gesellt, die sehr richtig als „Groschenschmutz" oder als „Gift für 10 Pfennige" bezeichnet wird. Es sind die sogenannten Groschenhefte, die in möglichst auffälligem Umschlage von den Straßenhändlern ausgerufen und massenhaft, namentlich an halbwüchsige Burschen und Mädchen, vertrieben werden. Durch die Titel: „Intime Geschichten", „Lustmord", „pikante Hundstagsgeschichte", „masochistische Geschichte" usw. soll die erregbare Jugend angelockt werden. Nacktheiten, Zoten und Schlüpfrigkeiten bilden den Inhalt dieser Hefte, während der Inseratenteil mit Annoncen von „pikanter Lektüre", „Photos", „weiblichen und männlichen Akten" usw. gefüllt ist. Titel, Inhalt und Annoncen — alles nur auf die niedrigsten Triebe berechnet, und von Kunst, Wissenschaft und Hygiene nicht eine Spur! Selbst der Humor fehlt, geistlose Witze sollen ihn ersetzen.

Alle diese Produkte und die vielen sonstigen „Witzblätter", die im ganzen auf demselben sittlichen und geistigen Niveau stehen, werden offen auf den Markt geworfen und unbeanstandet über das ganze Land verbreitet. An dem massenhaften Auftreten gerade dieser Erzeugnisse krankt unsere Zeit. Hier muß daher die bessernde Hand angelegt werden, hier aber versagt das Gesetz wegen der engen Begrenzung seines Tatbestandes. Kein halbwegs anständiger Mensch hat Interesse an dem Fortbestehen dieser jämmerlichen Literatur. Außer denjenigen, die sie fabrizieren und verhandeln, wünscht jeder ihre Beseitigung im Interesse der Sittlichkeit der heranwachsenden Jugend und des ganzen Volkslebens. Dennoch wuchert das Unkraut weiter. Die Polizei hat wiederholt eingegriffen und vorläufige Beschlagnahmen vorgenommen. Gewöhnlich aber erfolgte, wie die täglichen Erfahrungen zeigen, gerichtliche Freigabe oder Freisprechung, die dann noch als zugkräftige Reklame für den Massenabsatz benutzt wird. Die gerichtlichen Entscheidungen gründen sich darauf, daß der enge Begriff „unzüchtig" im § 184 auf diese Art von Machwerken keine Anwendung finde. Ist letzteres richtig, und nach der konstanten Rechtsprechung muß dies angenommen werden, dann geht daraus hervor, daß das jetzige Gesetz zur Unterdrückung dieses allgemein verurteilten Gebarens nicht genügt und deshalb eine Ergänzung notwendig ist.

Wie bereits erwähnt, ist auch auf dem Delegiertentag der Goethebunde ein „Einschreiten für nötig" erklärt. Auch das „Berliner Tageblatt" verlangt ein solches, indem es am Schlusse eines gegen den Schmutz der Groschenliteratur gerichteten Artikels schreibt: „Für 10 Pfennig wöchentlich können sich hier also jeder Quartaner und jedes frühgeweckte Mädel allmählich eine Bibliothek anlegen, die über weniges auf geschlechtlichem Gebiete im unklaren läßt und den Appetit nach mehr rege macht. Wir schreien nicht gern nach Polizei. Aber hier ist doch ein Fall, der sich zur amtlichen Behandlung besser eignet, als das Vorgehen gegen mißliebige politische Zeitungen und Witzblätter." In einem anderen Artikel schreibt dasselbe Blatt: „Mit einer Frechheit, die ihresgleichen sucht, werden hier (an der Passage zu Berlin) Ansichtskarten zum Verkauf ausgebrüllt, deren schamloser Inhalt schon aus der Art und Weise erkannt wird, mit welcher die Händler ihr Geschäft besorgen. Die Zweideutigkeiten, welche die Händler mit Ansichtskarten und Broschüren den Passanten zurufen, lassen überhaupt nur eine Deutung zu ... Die Jugend Berlins ist doch wirklich schon verdorben genug, als daß man sie auf offener Straße mit allem Greuel moderner Großstadtsünden Bekanntschaft schließen lassen sollte. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Ein schamloses Schlagwort jener Händlerspezies hat vielleicht ein vergiftetes Kindergemüt zur Folge ... Den nächtlichen Buchhändlern könnte ebenfalls mehr auf die Finger gesehen werden. Sie gehen jetzt wieder mit sehr großer Kühnheit ihrem lichtscheuen Berufe nach, und besonders sind es ganz junge Leute, denen sie ihre obszöne Schundlektüre aufzureden ver-

suchen. Wenn irgendwo, so sollte der so beliebte Grobe-Unfugs-paragraph hier Anwendung finden."

Daß der Grobe-Unfugsparagraph hier nicht angewandt werden kann, versteht sich von selbst. Aber auch der § 184 versagt, wie die Tatsachen zeigen. Wenn trotzdem ein „Einschreiten" erfolgen soll, dann bleibt nichts anderes übrig, als das Gesetz dahin zu ergänzen, daß es das Einschreiten ermöglicht. Es ist deshalb nicht konsequent, auf der einen Seite zu verlangen, daß eingeschritten wird, auf der andern aber die hierzu erforderliche Ergänzung des Gesetzes abzuweisen.

Das deutsche Strafgesetzbuch datiert vom 15. Mai 1871, ist also jetzt über 33 Jahre alt. Der § 184 mit seiner engen Begrenzung mochte unter den damaligen Verhältnissen genügen. Mit der Entwicklung der Verhältnisse ist aber auch das Bedürfnis nach einer Erweiterung des Begriffs immer zwingender hervorgetreten. Infolge der Errungenschaften der Neuzeit auf dem Gebiete der Technik in der Reproduktion, der Vervielfältigung und Photographie haben Literatur und Bild und ihre Verbreitung einen ganz anderen Charakter angenommen. Schriften, Photographien, Bilder, die früher nur in vereinzelten Exemplaren hergestellt wurden und nur zu nicht unerheblichen Preisen erhältlich waren, somit schon von selbst nur einen engen Kreis der Verbreitung fanden, werden jetzt infolge der Leichtigkeit und Billigkeit der Vervielfältigung ohne besonderen Aufwand, Mühe und Kosten tausend- und abertausendfach vervielfältigt und zu Spottpreisen von einigen Pfennigen auf den Markt geworfen und in den Städten wie in den Dörfern an alle Stände und Altersklassen verbreitet. Dadurch haben diese Sachen im Vergleich zu früher eine wesentlich andere, ungleich größere Bedeutung für unser Volksleben erlangt. Einer solchen Entwicklung aber muß eine gute Gesetzgebung Rechnung tragen, ebenso wie dies auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, auf hygienischem, industriellem und dem Verkehrs-Gebiete geschehen ist, wo fortschreitend mit der Entwicklung innerhalb der letzten Jahrzehnte eine Menge von neuen Schutzmaßnahmen erlassen ist. —

Die Strafgesetzgebungen aller anderen Länder gehen daher auch weiter als das deutsche Strafgesetz. Sie haben sich nicht mit dem engen und doch unsicheren Begriff „unzüchtig" begnügt, sondern die Strafbarkeit darüber hinaus auf alle „unschicklichen", „anstößigen" und „ärgerniserregenden" Schriften und Bilder ausgedehnt.

Das englische Strafgesetz bedroht jeden mit Strafe, welcher

a) „unzüchtige" (abscene) Schriften und Bücher verkauft und verbreitet oder „unschickliche" (indecent) Darstellungen ausstellt, oder

b) „ekelhafte" (disgusting) Sachen öffentlich ausstellt.

Außer den unzüchtigen werden hier also auch die unschicklichen Darstellungen und Bilder und alle ekelhaften Ausstellungen getroffen.

Das niederländische Strafgesetzbuch vom Jahre 1881, also ein ganz modernes Gesetz, bestraft in Artikel 239, 240 und 451 jeden, der Schriften oder Bilder verbreitet oder ausstellt, die „in sittlicher Beziehung anstößig" sind, oder der „unanständige" Lieder singt, „unanständige" Reden führt oder „unanständige" Zeichnungen anbringt.

Das Strafgesetzbuch des Staates Newyork vom selben Jahre, 1881, enthält sehr ins einzelne gehende Bestimmungen auf diesem Gebiete. Es verbietet nicht nur die Verbreitung unzüchtiger Bücher, Zeichnungen und Bilder, sondern auch die Verbreitung „unanständiger" Schriften, Bilder, Photographien usw.

Das italienische St.G.B. von 1889, also ein noch neueres Gesetz, richtet sich im Art. 470 gegen alle „den öffentlichen Anstand verletzenden" Bilder, Schriften und Darstellungen.

In einem der neuen Entwürfe des österreichischen St.G.B. ist der § 415 gegen die Verbreitung und Ausstellung von Schriften und Bildern gerichtet, „die den Anstand oder die Schicklichkeit verletzen."

Für Norwegen liegt der Entwurf eines Strafgesetzbuches vor, in welchem alle Literatur und Bildwerke, „die den Anstand verletzen," getroffen werden.

Was endlich Frankreich betrifft, so ist das gesetzgeberische Vorgehen dort auf

diesem Gebiete für uns in Deutschland von besonderem Interesse. Seit dem Gesetze von 1882 war dort nur die Verbreitung von Schriften und Bildern mit Strafe bedroht, die als unzüchtig (obscène) anzusehen waren; das Gesetz war also ganz unserm Strafgesetzbuch nachgebildet. Man kam aber schon bald zu der Einsicht, daß mit diesem engen Begriff nicht auszukommen sei. Deshalb wurde im Jahre 1896 vom Präsidenten ein Gesetzentwurf vorgelegt, wonach neben den obszönen Schriften und Bildern auch solche unter Strafe gestellt werden sollten, „die geeignet sind, die Lüsternheit zu erregen.“ Im französischen Senat fand dieser Entwurf Annahme. Die Kommission der französischen Abgeordnetenkammer ging aber noch weiter, indem sie alle „gegen die guten Sitten gehenden“ (contraires aux bonnes mœurs) Schriften und Bilder für strafbar erklärte. Soweit geht man in Frankreich vor, dem man doch gewiß nicht eine zu große Strenge in bezug auf Literatur und Bilder vorwerfen kann.

Das belgische Strafgesetz ist ebenfalls nicht nur gegen die unzüchtigen, sondern auch gegen „die gegen die guten Sitten gehenden“ Schriften und Bilder gerichtet.

Man sieht hieraus, wie völlig unbegründet der damals in der Lex Heinze-Bewegung gemachte Vorwurf war, die deutsche Strafgesetzgebung unternehme hier, indem sie dem § 184 eine über den Begriff unzüchtig hinausgehende Ausdehnung geben wolle, einen einzig in der zivilisierten Welt dastehenden Schritt rückwärts in der Strafrechtspflege. Das gerade Gegenteil ist der Fall: Deutschland allein unter allen zivilisierten Ländern ist hier auf seinem über 30 Jahre alten eingeschränkten Standpunkt stehen geblieben!

Auch über die Fassung der vorgeschlagenen Abänderung des § 184 ist damals viel gesprochen, geschrieben und gewitzelt worden. Es sollte nach der Vorlage die Verbreitung nicht nur derjenigen Schriften und Bilder, die als unzüchtig im Sinne des § 184 anzusehen seien, sondern aller derjenigen, „die das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzten“, für strafbar erklärt werden. Nur um einer Legendenbildung vorzubeugen, sei hier hervorgehoben, daß diese Fassung nicht vom Zentrum herrührt, sondern bereits in der Regierungsvorlage enthalten war. Vom Zentrum war vielmehr nur der — demnächst auch von der Reichstagskommission einstimmig angenommene — Zusatz beantragt, daß die Strafbarkeit sich lediglich auf die „zu geschäftlichen Zwecken“ vorgenommene Verbreitung oder Ausstellung beschränken solle. Es sollte hierdurch schon in dem Gesetze selbst zum Ausdruck gebracht werden, daß alle zu Kunst- oder wissenschaftlichen Zwecken dienenden Ausstellungen von der erweiterten Strafbestimmung des § 184 ausgeschlossen werden sollten.

Über die Fassung der damaligen Regierungsvorlage läßt sich streiten, sie erhebt jedenfalls nicht den Anspruch für sich, die einzig richtige zu sein. Sie ist gewählt, weil man der Ansicht war, mit ihr dem Mangel, der sich doch nun einmal fühlbar macht, zweckentsprechend abzuhelfen. Aber weder die Regierung, noch irgend jemand, dem es ernstlich um die Sache selbst zu tun ist, wird sich auf die Formulierung steifen. Diejenige Fassung, die am sichersten die Beseitigung der anerkannten Schäden bewirken wird, ist die beste, mag sie von dieser oder jener Seite vorgeschlagen werden. Über die Schäden, die von dem § 184 in seiner jetzigen Begrenzung nicht getroffen werden, deren Beseitigung aber im Interesse der Sittlichkeit gefordert werden muß, herrscht in den weitestgehenden Kreisen Übereinstimmung. Dann aber muß es auch möglich sein, auf eine Fassung sich zu einigen, die zur Beseitigung dieser Schäden geeignet ist. Nur darauf kommt es an. Nicht Kunst, nicht Wissenschaft und Literatur sollen geknebelt werden. Es ist schale Phrase, dies zu behaupten. Nur der Schmutz, der der Todfeind der Kunst ist, soll hinweggefegt werden. Kunst und Wissenschaft veredeln und erheben den Menschen und arbeiten dadurch mit an der sittlichen Erziehung des Volkes. Sie bilden wichtige Faktoren in der Bekämpfung der Unsittlichkeit, und sie zu knebeln, hieße nichts anders, als seine Mitkämpfer in Fesseln legen. Es ist beleidigend für die Kunst, die so hehr und rein dasteht, wenn gesagt wird, daß es schwer sei, die Grenze zu ziehen, bei der

die Kunst aufhöre und der Schmutz beginne, und deshalb von einer gegen den letzteren gerichteten Bestimmung auch eine Einengung der ersteren zu befürchten sei. So gleichgeartet sind Kunst und Schmutz nicht, daß nicht auch die Gerichte sie zu unterscheiden wüßten. Zwar wird nicht ausgeschlossen sein, daß bei dem Spielraum, der, wie auf manchen anderen Gebieten, auch hier dem richterlichen Arbitrium belassen bleiben muß, jene halbschürigen Produkte, die auf der Grenze des Gestatteten und Gesitteten sich bewegen, vielleicht einmal betroffen werden. Darunter aber leidet weder Kunst und Wissenschaft, noch Kunstgenuß, und ganz gewiß in keinem Falle die Sittlichkeit.

Auch darin ist ein Eingriff in die künstlerische und dichterische Freiheit nicht zu finden, daß Schmutzprodukte, die technisch künstlerisch ausgeführt sind, getroffen werden. Die künstlerische Technik allein vermag dem Schmutze seine Substanz nicht zu nehmen. Man kann hier nur dem Grundsatze zustimmen, dem die „Münch. Allg. Ztg." in der Kritik eines Spezialfalls Ausdruck gibt, indem sie schreibt: „Wenn seine (des X.) Verteidiger kommen und schwätzen, es sei sein Künstlerrecht, zu schreiben und drucken zu lassen, was ihm beliebe und wann es ihm beliebe, wenn es nur künstlerisch gearbeitet sei, so erwidern wir ihnen, daß die sittliche Gesundung und Kraft einer Nation denn doch bedeutend gewichtiger sind, als die Veröffentlichung einer noch so virtuos gemachten Alkovenstudie." —

Wenn es hiernach aber auch als eine der Hauptaufgaben in der Bekämpfung der unsittlichen Literatur gelten muß, die Ergänzung des Gesetzes zu erstreben, so wäre es doch verkehrt, nun alles Heil von ihr zu erwarten. Auch das weitestgehende Gesetz wird wenig helfen, wenn es nicht in dem Geiste und Sinne angewandt wird, in welchem es erlassen ist. Für die Anwendung aber ist die sittliche Auffassung maßgebend, von der die zur Anwendung des Gesetzes berufenen Behörden getragen werden. Auch nach dem gegenwärtigen Gesetze schon könnte manches mehr erreicht werden, wenn nicht die Behörden gerade auf diesem Gebiete, auf dem es am wenigsten angebracht ist, ein so großes Maß von Nachsicht und Zaghaftigkeit zeigten, und die Gerichte bei Beurteilung der Frage, ob durch das Machwerk das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt wird, sich nicht so oft von allzu leichten sittlichen Anschauungen leiten ließen. Wenn man es oft nicht versteht, wie es möglich ist, daß dies oder jenes Schmutzwerk sich so unbehindert breitmachen kann, dann darf man nicht immer das mangelhafte Gesetz verantwortlich machen; in zahlreichen Fällen vielmehr verdanken solche Sachen ihren Freibrief lediglich der laxen Handhabung des Gesetzes. Wie jeder einzelne durch die sittliche Auffassung der Umgebung, in der er lebt, mehr oder weniger beeinflußt wird, so wirkt auch auf die Behörden die sittliche Anschauung des Publikums, die öffentliche Meinung, ein. Läßt das Publikum sich den Schmutz gefallen, geht es an den Schamlosigkeiten, die es gewahrt, passiv vorüber, als wenn es nichts darin fände, dann sind auch die Behörden geneigt, nichts darin zu finden und vorüberzugehen. Zeigt aber das Publikum, daß es sich beleidigt fühlt durch die Anstößigkeiten, die man ihm zu bieten wagt, dann wird auch die Auffassung der Behörden geschärft und manches würde verschwinden, was jetzt in ärgerniserregender Weise sich breit macht. Es ist deshalb notwendig, daß immer energischer und allgemeiner gegen die Frechheit, mit der ein gewissenloses Literaten- und Händlertum unser Volksleben und namentlich unsere heranwachsende Jugend zu vergiften sucht, Protest erhoben wird, öffentlich in der Presse und auf den Versammlungen, und privatim, indem jeder, der solche Anstößigkeiten gewahrt, ihre Beseitigung verlangt. Hier eröffnet sich für jeden einzelnen, insbesondere aber für die Vereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit ein Feld der segensreichsten Tätigkeit. Es ist Zeit, daß sich jeder seiner Pflicht besinnt und das ganze Volk sich aufrüttelt und erhebt gegen den Schmutz, mit dem unsaubere Subjekte das Land frech überschütten.

Hofnarren.

Eine kulturgeschichtliche Skizze von

Georg Buß.

Mit dreizehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Eine volkstümliche Geschichte berichtet, daß die Narren die Nachkommen der Schildbürger seien. Die Schildbürger aber sollen von einem der sieben Weisen stammen und anfänglich so klug gewesen sein, daß sie, als sie das Salz ihres Verstandes und Witzes auf ihrem Acker ausgesäet hatten, auf seine Ernte verzichten mußten, weil sie es für zu scharf befanden. Ihre außerordentliche Klugheit sprach sich in der ganzen Welt herum und veranlaßte alle Fürsten, sie als Räte zu begehren. Immer lebhafter wurde das Verlangen nach ihrer Weisheit, so daß keiner von ihnen daheim bleiben und für seine Familie sorgen konnte. Endlich auf Befehl ihrer entrüsteten Frauen zum Ordnen des vernachlässigten Heimwesens nach Hause zurückgekehrt, beschlossen sie, sich von nun an närrisch zu stellen und so für immer dem Rufe in die Ferne zu entgehen. Unentwegt hielten sie an ihrem Vorhaben fest, so daß sie schließlich völlig in Narrheit versanken und in Anerkennung ihres närrischen Wesens vom Kaiser sogar ein Privilegium mit Brief und Siegel erhielten. Aber dem Komischen liegt nahe das Tragische — die Schildbürger zerstörten in ihrer Narrheit ihre eigenen Wohnsitze und waren daher gezwungen, mit Weib und Kind in die weite Welt zu ziehen. Sie zerstreuten sich wie die Juden und pflanzten ihre Zucht weit und breit aus, überall die Narrheit fördernd. Seitdem sind die Narren heimisch in allen Ländern, bei allen Völkern und an allen Fürstenhöfen.

Zu ergründen, wann sich die tief metaphysische Geschichte der Schildbürger zugetragen hat, würde ebenso zwecklos wie das Bemühen sein, das erste Lachen aufzuspüren. Zweifellos ist sie im grauen Altertum geschehen, denn schon damals tauchte die Behauptung auf, daß eigentlich alle Menschen Narren seien und das Leben nur einen sehr zweifelhaften Genuß bedeute. Die Skepsis bezüglich menschlicher Weisheit und Größe reicht eben tief in die Jahrhunderte zurück. Aus ihr schöpfen der Pessimismus und die Weltverachtung ihre Nahrung. Bereits Theognis, der um 574 v. Chr. in Megara dichtete, hielt das Leben nicht wert gelebt zu werden —

„Gar nicht sein, das wäre den Erdegebornen das Beste
Und niemals zu erschau'n Helios' sengenden Strahl,
Aber gezeugt, baldmöglichst zu zieh'n durch Aides Tore
Und still liegen, den Staub über sich mächtig gehäuft."

Und Sophokles läßt in seinem Ödipus Kolonos den Chor reden:

„Nie zu schauen des Lebens Licht,
Ist der erste, der höchste Wunsch;
Und der nächste: sobald man lebt,
Eilig zu gehen, woher man gekommen."

Wer da vermeint, am Ziel der Erkenntnis zu sein und den Schleier von dem geheimnisvollen Bilde von Saïs zu heben, dem grinst niederschmetternd das Wort „Narr" entgegen. „Nennst Du mich Narr, Junge?" fragt König Lear seinen philosophisch angehauchten Hofnarren, um sofort die Antwort zu empfangen: „Alle Deine andern Titel hast Du weggeschenkt, mit diesem bist Du geboren."

Herrschern ist es gesunde Medizin, wenn sie gelegentlich an ihre menschliche Schwäche und an die Wahrheit, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, erinnert werden. Die Verabreichung einer solchen Medizin ist für den gewöhnlichen Menschen stets mit einiger Gefahr verknüpft gewesen. Man überließ daher schon in alten Tagen diesen ärztlichen Beruf mit Vergnügen den Hofnarren. „Manchmal sind sie so geistreich," sagt Fielding in der

Lobrede auf Garrick, „daß man nicht weiß, ob man sie für Narren oder für Kluge halten soll. Wie die Bauern im Shakespeare verstecken sie sich hinter ihre Narrheit, um so die Pfeile ihres Witzes treffender abschießen zu können.“ Als Kilian, der Hofnarr Albrechts zu Österreich, gefragt wurde, warum er sich so närrisch stelle, da er doch klug sei, gab er zur Antwort: „Ach, wie unglücklich bin ich doch; je närrischer ich mich stelle, für desto witziger hält man mich; hingegen meinen Sohn, der sich witzig dünkt, hält jedermann für einen Narren!“ Bereits im orientalischen Altertum sind Narren als schonenswerte Wesen betrachtet worden, deren wirre Reden Inspirationen rätselhaften Inhalts seien. Mithin konnten Hofnarren, je närrischer sie sich stellten, um so eher bittere Mahnungen in der doppelsinnigen Form des Scherzes und der Satire zu Ohren der Majestät bringen. Je witziger das geschah, um so besser für den Narren, denn fast immer siegten in der Majestät über die verletzte Eitelkeit das Vergnügen am Witz und die Großmut, die sich nun gegen jenen in Gnadenbezeugungen und klingende Münze umsetzte. „Es haben eben Narren den Vorzug, daß man von ihnen nicht allein Wahrheiten, sondern sogar offenbare Beschimpfungen unter beifälligem Lachen anhört,“ sagt Erasmus von Rotterdam. „Ein und derselbe Einfall, wenn er aus dem Munde eines Weisen käme, würde von den Fürsten mit dem Leben bestraft werden; der aus dem Munde eines Narren wird mit vielem Wohlgefallen gehört. Dieses Vorrecht haben die Götter den Narren allein verliehen.“

In der Tat haben sich manche Hofnarren nicht geniert, ihren und anderen hohen Herren recht herbe Wahrheiten zu sagen. Sie wußten wie ihr Kollege beim König Lear ganz genau: „Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und hinausgepeitscht wird, während Madame Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf.“ Ihnen war der Hund lieber als die Schoßhündin.

Einige dieser hofnärrischen Wahrheiten sind uns aufbewahrt. Als Markgraf Philipp von Baden mit seinen Räten die Frage erwog, ob man die Juden ins Land nehmen solle, wurde auch der Hofnarr Lips um seine Meinung gefragt. Der antwortete: „Ja, ich rate, nehmt sie auf. Denn so werden wir alle Religionen im Lande haben, bis auf die christliche, die uns noch mangelt.“ — Kaiser Karl V. hatte einst in Gegenwart seiner Hofleute über seinen Hofnarren Za-



Nürnberger Schembartläufer.
Aus der Deutschen Literaturgeschichte von Vogt u. Koch, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

pata scharf gespottet und dann mit den Worten geschlossen: „Jetzt wird mir Zapata sofort heimzahlen.“ Aber der Narr erwiderte mit Lammesmiene: „Da sei Gott für, wie sollte ich so bald heimzahlen, da Ew. Majestät Dero Hofstaat schon ein ganzes Jahr die Besoldung schuldig sind.“ — Nach dem Schluß des Reichstages zu Regensburg im Jahre 1613 erschien vor Kaiser Matthias der Hofnarr Nelle mit einem neuen, sauber in Schweinsleder gebundenen Büchlein unter dem Arm. „Was ist's mit dem Büchlein da?“ fragte der Kaiser. „Ich hab' die Reichstags-Akta hineingeschrieben,“ gab Nelle wichtig zur Antwort. Der Kaiser, neugierig geworden, nahm sofort das Buch, blätterte es durch und fand nur leere Seiten. „Es steht ja versichert hatte, daß er für dieses Mal die Pfeile seines Witzes im Köcher behalten werde. „Nun, Pace,“ sagte Elisabeth zu ihm, „was bringst Du? Soll ich meine Fehler von Dir hören?“ „Gewiß nicht,“ beteuerte der Narr, „ich pflege nicht von solchen Dingen zu reden, von denen die ganze Stadt spricht.“ — Killegrew, der geistvolle Hofnarr Königs Karl II., legte eines Tages ein Pilgerkleid an, ging zu seinem Herrn und nahm Abschied von ihm. Erstaunt fragt ihn der König: „Wo willst Du hin?“ „Nun, in die Hölle!“ „Und warum?“ „Ich will Oliver Cromwell holen. Er wird sich wenigstens mehr um den Staat kümmern, als sein Nachfolger.“ — Als ebendemselben Narren Ludwig XIV. in der Bildergalerie zu Versailles ein



Schlußbild zu Erasmus' „Lob der Narrheit“, Zeichnung von Hans Holbein. (Die Narrheit steigt vom Katheder herunter.) Federzeichnung in dem Handexemplar des Erasmus, im Museum zu Basel.

nichts darinnen,“ rief er ärgerlich aus. Mit heiligem Ernst entgegnete Nelle: „Weil auf dem Reichstag nichts ist verrichtet worden, so hab' ich auch nichts können hineinschreiben.“ — Da gelegentlich einer Gesellschaft am Hofe Kaisers Ferdinand II. ein Fürst die Anwesenden mit albernen Redensarten langweilte, suchte des Kaisers Hofnarr Jonas der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Aber der Fürst fuhr dazwischen mit den Worten: „Höre, ich rede mit keinem Narren!“ „Gut, aber ich rede mit einem,“ sagte Jonas, ruhig in seinem Geplauder fortfahrend. — Von Pace, dem Hofnarren der Königin Elisabeth von England, wird erzählt, daß ihn seine Herrin wegen seiner scharfen Zunge sehr gefürchtet habe. Nur widerstrebend ließ ihn die Königin eines Tages kommen, da man ihr Christusbild mit den Worten wies, daß der Schächer zur Rechten des Kreuzes der Papst und der zur Linken er, der König, sei, erwiderte Killegrew: „Ich danke Ew. Majestät für diese Nachricht; ich habe immer gehört, daß unser Heiland zwischen zwei Schächern gekreuzigt worden; aber ich habe bis jetzt noch nicht erfahren können, wer sie gewesen sind.“ —

Diese wenigen Proben hofnärrischer Wahrheitsliebe mögen genügen. Die betreffenden Meister der Narrheit kennzeichnen sich mit ihnen als Leute von hellstem Verstande und spitzester Zunge. Daß sie die scharfen Pfeile ihres Witzes mit besonderer Vorliebe gegen die Höflinge richteten, mag die Fürsten über die Wunden, die sie selbst empfingen, getröstet haben, denn geteiltes Leid ist halbes Leid. Auch vernahm das



Fürstliche Familie mit Hofnarr, im Freien lustwandelnd.
Miniature auf den Monat April aus dem Breviarium Grimani.

fürstliche Ohr durch die Vermittlung des Narren von den Kabalen und Intriguen der Hofgesellschaft, horchte doch der Schalk nach allen Richtungen der Windrose, um im Interesse seines Herrn Neues und Wichtiges zu erfahren. Das nahm die Majestät für den Hofnarren ein, und um so mehr, als dieser ein angenehmer, stets lustiger Gesellschafter war, der durch seine losen Streiche und seinen Witz den Trübsinn zu bannen und die Unterhaltung zu beleben wußte. „Ich bin nicht nur selbst witzig," sagt Falstaff, „sondern bin auch Ursache, daß es andere Leute sind." Besser als



Ich aber bin ein Schellenmachr/
Zu Preng vnd Narrnweiß ein vrsachr/
Mach Zuñbel Schellen/groß vnd klein/
Zum Schlittenzeug/sauber vnd rein/
Auch wol gestimbt auff die Stech Bahn/
Darzu Schelln für den Prittschenmann/
Auch Schellen an die Narren Kappn/
Darmits zu Faßnacht vmbher sappn.

Der Schellenmacher.
Illustration aus dem Werke von Jost Amman „Eygentliche Beschreibung Aller Stände“ aus dem Jahre 1568.

durch diesen Ausspruch des prächtigen Gesellen läßt sich der Einfluß geistreicher Hofnarren auf die höfische Gesellschaft nicht darlegen.

Mag nun auch die Sitte, Hofnarren zu halten, uralt sein, so hat sie doch eine besondere Ausdehnung im Mittelalter erfahren. Der Geist der Zeit und die Mode sind die Ursachen, daß Hanswurst und Hansnarr allgemeine Lieblinge wurden und noch mehr als sonst Hoffähigkeit erlangten.

Ueberraschend ist diese Erscheinung nicht, denn sie hängt zusammen mit dem Rückschlage, der auf die stark entwickelte Romantik des Rittertums folgen mußte. Das XII. und XIII. Jahrhundert war die Zeit des ritterlichen Frauendienstes gewesen. Zu Ehren der Frauen hatte das Rittertum seine Taten vollbracht, ganz erfüllt von der Vorstellung, daß das Weib die Krone der Schöpfung sei. Frau und Liebe bilden das unerschöpfliche Thema nicht nur im Minnelied, sondern auch im Epos, wie im Parzival und Tristan; aus zarter Frauenhand bei Festen und Spielen den Siegespreis zu empfangen, ist der erstrebenswerteste und schönste Lohn; selbst in der Tracht sucht man sich jener der Frauen zu nähern, ganz gleich, ob sich in ihr die männliche Erscheinung weibisch ausnimmt. Das ist die Blütezeit des Rittertums gewesen, in der unter dem milden Einflusse der Frauen der rauhe Rittersmann zu feiner Sitte und Geselligkeit erzogen wurde, die anmutigen Spiele der Liebeshöfe oder Minnegerichte blühten, die Troubadours in der Provence ihre feurigen Liebeslieder erschallen ließen, die Trouvères im Norden Frankreichs den Heldengesang pflegten, die Minnesänger an den Fürstenhöfen und auf den Burgen Deutschlands das Lob der Frauen in zarten Liedern kündeten und Geistliche und Laien in den Kirchen die Holdseligkeit der Madonna priesen.

Der Rückschlag in dieser Schwärmerei konnte nicht ausbleiben — er ging von den Städten aus. Das Bürgertum, zu starkem Selbstbewußtsein erwachsen, stand mit seiner realistischen Denkart der romantischen Überspannung des höfisch-ritterlichen Wesens diametral gegenüber. Wo Handwerk und Handel getrieben werden, ist für das Phantastische kein Raum. Zwischen Bürgertum und Rittertum entbrannte ein heißer Kampf, aus dessen hochgehenden Wogen dieses wie ein verwettertes Wrack, jenes ungebrochen und siegreich hervorging. Fehden, Faustrecht und Gelage taten im Verein mit dem Bestreben der Fürsten, ihre Hausmacht zu erweitern, das übrige, um die Kraft des Rittertums zu brechen. Äußerlich mag ja der Verfall nicht so sichtbar gewesen sein, denn an Prunk und glänzenden Turnieren ließ man es ebensowenig wie an glänzenden

Taten fehlen, aber der rechte Geist und ein gut Teil des berückenden Zaubers, der sich aus Galanterie und Poesie ergeben hatte, waren dahin. Von nun an trat in den Vordergrund der Geschichte das Bürgertum.

Wie immer beim Absterben einer alten und dem Emporkommen einer neuen Kulturperiode entstanden die grellsten Dissonanzen. Im überschäumenden Kraftgefühl vermaß sich der Städter, jeder Tradition zu entsagen und neue Bahnen zu wandeln. Nur ältere Elemente hielten noch an den lieb gewordenen Anschauungen und Gewohnheiten fest, schaudernd die Abtrünnigkeit des jungen Geschlechts beklagend. Unersättlicher Lebensgenuß, zunehmende Gleichgültigkeit zwar nicht gegen den Glauben, wohl aber gegen die Kirche und insbesondere gegen das Mönchswesen, kritisches Untersuchen autoritativer Satzungen auf der einen Seite und gesteigerte Entsagung, übertriebene Frömmigkeit und unbedingte Unterwerfung unter die hohe Obrigkeit auf der anderen Seite, dazu Bürgerschaft und Geschlechter in ewigem Hader um die Herrschaft, das waren Gegensätze, die dem Leben in den Städten trotz aller werktätigen Arbeit einen Zug großer Ruhelosigkeit verliehen. Dann die Verheerungen der Pest und nach dem Erlöschen der furchtbaren Krankheit ein Aufflammen der Lebenslust zu geradezu tollen Auswüchsen.

Zwar wurden stolze Dome gebaut, Kirchen mit Vermächtnissen bedacht, Stiftungen ausgesetzt, aber zugleich auch das kirchliche Leben scharf unter die Lupe genommen und in seinen Auswüchsen mit ätzender Satire bedacht. Aus diesem Milieu des Sarkasmus entwickelt sich das Vergnügen an den Totentänzen, die in Malerei und Holzschnitt sichtbar vor Augen führen, daß Papst, Kaiser, Fürst, Reicher und Bettler im Grunde genommen gleich sind. Ebenso gewinnt an Interesse der Narr, der, gleich dem geschickten Florettfechter, irgendeine Blöße am sozialen Körper oder an einer angesehenen Person erspäht und mit der scharfen Spitze des Witzes trifft. Wie ein Zugeständnis an die Massen, die mit der Frömmigkeit und dem heiligen Ernst nicht mehr zufrieden sind, sondern als Dessert Lustiges und Witziges genießen wollen, erscheint schon im 14. Jahrhundert sogar in den Mysterienspielen, mit denen die Kirche die Gläubigen zu fesseln sucht, die Figur des Narren, der den Herodes wegen der Angst vor einem neugeborenen Kinde und der geringen königlichen Macht höhnt und verlacht. Da dieses Zugeständnis nicht genügt, wendet sich die große Masse zu den amüsanteren Neujahrsspielen, diesen Überresten des Julfestes der alten Nordländer, und mit besonderer Begeisterung zu den Abkömmlingen der römischen Saturnalien, den

Der Schalcksnarr.



Ich brauch mancherley Narren weiß/
Darmit ich verdien Tranck vnd Speiß/
Doch weiß ich durch ein zaun mein Mañ/
Mit meim fatzwerck zu greiffen an.
Da ich mit mein närrischen Sachn/
Die Herrschafft kan fein frölich machn/
Mit heuchlerey die Leut ich blendt/
Drum man mich ein Schalcksnarren neñt.

Der Schalksnarr.
Von Jost Amman.

Fastnachtsspielen, in denen Geck, Hanswurst, Hansnarr, Harlekin, Arlechino, Pulcinello, Punch und alle die anderen lustigen Personen Allotria treiben und die Lacher widerstandslos auf ihre Seite bringen.

Obwohl die Mysterienspiele aus der Kirche in die große Öffentlichkeit verlegt, von Laien vorgeführt, theatralisch zugestutzt und stark verweltlicht werden, so können sie doch die alte Zugkraft nicht wiedergewinnen. Mochten auch die Geistlichkeit und ein wohledler Rat gegen die Fastnachtsspiele als eine „heidnische Tobung" zu Felde ziehen — die Bürgerschaft ließ sich in dem Vergnügen der Mummerei nicht stören. Es wollte eben neben dem Tragischen auch das Grotesk-Komische sein Recht haben. Damals, um die Mitte des XIV. Jahrhunderts, nahm auch in Nürnberg das Schembartlaufen, so genannt nach dem alten deutschen Worte „Schembart", das soviel wie Larve oder Maske bedeutet und mit Schemen zusammenhängt, seinen Anfang. Ebenso fand eine Menge Liebhaber das Kasperletheater, das mit seinen derben Späßen jung und alt in jubelndes Entzücken versetzte. Die Bodleian Library zu Oxford besitzt noch eine altfranzösische Handschrift jener Tage mit einer Miniatur, welche Kasperle samt einer Dulcinea in lustigster Aktion vor dem versammelten Publikum darstellt. Nicht minder gab sich diese Freude am Komischen und an der Satire, aus der Lustspiel, Posse, Schwank und Operette erwachsen sind, in einer recht urwüchsigen literarischen Kost, in seltsamen Ergüssen einer „dörplichen Lyrik", die als schroffer Gegensatz zur höfischen Poesie auftrat, und in zahlreichen Schwänken, lustigen Anekdoten und Zoten zu erkennen. Als man später, nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, diese volkstümlichen Leckerbissen, zu denen auch „Reynke de Vos" gehört, gesammelt und gedruckt hatte, wurden sie geradezu verschlungen. Sebastian Brant hielt dann mit seinem 1494 herausgegebenen „Narrenschiff" dieser närrischen und verderbten Welt den Spiegel vor.



Illustrationen aus „Der Schelmen-Zunfft" des Dr. Murner aus dem Jahre 1618.

Ja, es ging ein närrischer Zug durch das XIV. und XV. Jahrhundert — auch in der Tracht gelangte er zum unzweideutigsten Ausdruck. Lange Schnabelschuhe, Gugel-, Schellen-, Zattel- und halbierte Kleider enthusiasmierten alle Menschen, die für etwas gelten und ihren guten Geschmack beweisen wollten. Klingende Glöckchen und Schellen brachte man als etwas außerordentlich Schönes an den Säumen der Kleider, am Gürtel, an den Spitzen der Schnabelschuhe und am Ende der Gugel an. Die Gugel war nichts weiter als eine Kapuze, die aber die Mode in der Weise übertrieb, daß sie die Spitze übermäßig verlängerte und hinten wie eine Wurst bis zum Boden herab-

hängen ließ. In langen Zacken, entstanden durch Zwickelausschnitte, ließ man die Ränder der weiten offenen Ärmel phantastisch flattern. Aus Stoffen von möglichst grell kontrastierenden Farben setzte man die Kleidung zusammen.

Die Schellentracht ist das Unsinnigste in dieser Mode. Herren und Damen waren in sie vernarrt. Kaiser Karl IV. und seine Brüder schmückten sich mit Schellen am Mantel, am Wams und an den Beinen. „Als Herzog Otto von Braunschweig in den Jahren 1370 und 1376 glänzende Feste und Ritterspiele gab, waren die Damen," so meldet ein geschriebenes Tagebuch, ‚Dat olde Bock' genannt, „alle wunderschön und mit purpurnen Kleidern angetan, hatten hinten dicke Wülste und um sich klingende Gürtel und Borten mit Schellen, die schur, schur, schur, kling, kling, kling machten." Und „anno 1400, bis man 1430 schrieb," heißt es in einer alten Chronik, „da trugen Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch die Weiber silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von fünfzehn und bisweilen von zwanzig Marken."



Kunz von der Rosen, Hofnarr Kaiser Maximilians.
Kupferstich von Daniel Hopfer. (Zweiter Abdruck, durch hinzugefügte Schrift zu einem Bildnis des Klaus Störtebeker verunechtet.)

Aus diesem seltsamen Milieu ist auch die Narrentracht entstanden. Der Narr trug die Gugelkappe mit Eselsohren und rotem Hahnenkamm, den gezattelten Kragen und reichlichen Schellenbehang auf der Gugel, am Ende der Eselsohren, am Gürtel, auf dem Wams statt der Knöpfe, am Schienbein, an den Knieen, am Ellbogen und an den Schuhen, ganz entsprechend dem Sprichwort: „Je größer Narr, je mehr Schellen." Als Zepter führte er den Narrenkolben oder die Pritsche. Der Kolben, wohl eine Nachbildung des mittelalterlichen Streitkolbens, bestand aus Leder, lief oben zierlich in einen Narrenkopf aus, war zum Anhängen an den Arm mit einem Riemen versehen und diente ebenso wie die Pritsche, deren Ursprung angeblich in den hölzernen Schwertern der römischen Histrionen zu suchen ist, als Waffe. Wollte der Narr seinen komischen Eindruck steigern, so legte er sich noch einen Höcker zu, wie er denn auch, um die Lachlust zu erregen, gern zum Hinken und zum Stottern seine Zuflucht nahm. In dieser stammelnden Figur ist er als Tartaglia auf der italienischen Bühne mittelalterlicher Zeit typisch geworden.

So ist die Tracht der Narren fertig im XIV. Jahrhundert. Sie war nichts weiter als eine Verspottung der Modetollheiten und eine Selbstironisierung der damaligen Gesellschaft. Auch in der Tracht wollte der Narr ein Spiegelbild der menschlichen Torheit sein und die Lacher auf seine Seite bringen. Bereits 1381 stiftete Graf Adolf zu Cleve die Clever Geckengesellschaft. Alle Mitglieder dieser Vereinigung



Bildnis eines Hofzwerges Philipps IV.
Gemälde von Velasquez im Pradomuseum.

Jongleurs, die den dichterischen Vortrag mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteten, oder Barden, Meister- und Minnesänger eine Rolle an den Fürstenhöfen, so nun, seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts, die Hofnarren, auch wohl „lustige Räte" genannt. Mehr als je tritt der Schalk in den Vordergrund, nicht nur um Wahrheiten zu sagen und klug zu reden, sondern um den Herrschaften mit höherem und niederem Blödsinn, Possen und Schabernack die Zeit zu vertreiben, ihre melancholischen Anwandlungen zu bannen, Heiterkeit und Gekicher unter Damen und Kavalieren zu entfesseln und jene Lebenslust frisch zu erhalten, die so trefflich durch das Motto: „Après nous le déluge", gekennzeichnet wird.

mußten bei ihren feierlichen Zusammenkünften mit einer Mönchskappe von gelber und roter Farbe, mit vielen Schellen auf dem Haupte und an den Ärmeln und mit einem von Silber gestickten Narren auf ihrem Ordenskleide erscheinen. Ebenso trugen die Mitglieder der „Narrenmutter zu Dijon" schon vor 1450 Mützen von grüner, roter und gelber Farbe mit zwei Spitzen oder Eselsohren samt Schellen. Das zeigt zur Genüge, wie sich manche Leute der Lächerlichkeit ihrer zeitgenössischen Tracht bewußt waren.

Was die Volksmassen bewegte, konnte an den Herrschersitzen nicht spurlos vorübergehen. Auch die Fürsten sind Kinder ihrer Zeit und den geistigen Strömungen unterworfen, die sich in der menschlichen Gesellschaft Bahn brechen. Spielten früher Troubadours und Trouvères samt ihren Menestriers, welche die Gedichte vortrugen, und den

Sowohl an den weltlichen, wie auch an den geistlichen Höfen Europas eroberte sich das Narrentum für lange Zeit eine gesicherte Stellung. Die Fama berichtet, daß sogar am Hofe Leos X. der Narr heimisch gewesen sei. Am französischen Hofe war das Metier des Narren zu einem amtlichen Posten erhoben worden, der bis zu den Tagen Ludwigs XIV. für durchaus notwendig gehalten wurde. König Karl V. erbaute sich an den Schwänken des lustigen Thevenin, Louis XII. an denen des klugen Triboulet, Franz I. an dem Unsinn des kecken Briandas und Heinrich II., Franz II. und Karl IX. an dem Humor und dem Sarkasmus des geistvollen Brusquet, eines ehemaligen Wundarztes, der mit Gott Äskulap beständig auf Kriegsfuß gestanden hatte und erst in seinen satirischen Kuren das Richtige leistete.

Es rekrutierten sich eben die Hofnarren aus allen Ständen, auch aus dem Adel. Als der Narr Königs Karl I. von England dem Herzog von Buckingham mit den Worten: „Sollst Du, schlechter Gesell, bedeckten Hauptes mit meinem Könige reden?“ den Filz vom Kopfe schlug und der König den Herzog unter Hinweis darauf, daß der Übeltäter ja nur ein Narr sei, zu beruhigen suchte, rief der Narr: „Für dieses Mal bin ich kein Narr, sondern ein schottischer Edelmann, der nicht leiden kann, daß Buckingham Ew. Majestät den schuldigen Respekt versagt!“

Auch Gelehrte finden sich schon frühzeitig unter den Hofnarren, wenigstens wird als solcher Michael Aitzinger, der Lustigmacher des finstern Königs Philipp II. von Spanien, bezeichnet. Ein anderer berühmter spanischer Hofnarr war Luis Lopez — nach seinem Tode setzte man ihn ehrenvoll in der Hauptkirche zu Cordova bei. Von Philipp IV., einem besonderen Freunde närrischer Weisheit, wurde am meisten der in Mimik, Gesten, Rezitation und Witzen ausgezeichnete Pablillos de Valladolid geschätzt. Ihn und eine Anzahl anderer Narren des Königs hat Velasquez, der 1623 einen Ruf nach Madrid erhalten hatte, meisterlich verewigt. In den Physiognomien der meisten dieser Gestalten prägt sich weniger ein komischer, als ein tragischer Zug aus. Auch die von Velasquez gemalten Zwerge, die zum Zeitvertreibe des Hofes dienten, lassen, da sie sich wie eine Anklage gegen Natur und Gesellschaft ausnehmen, keine ungemischte Freude in dem Beschauer aufkommen.



Bildnis des Narren El Primo.
Gemälde von Velasquez im Pradomuseum.

Die Liebhaberei für Zwerge war übrigens Mode geworden seit den Tagen Königs Franz I. von Frankreich und hat sich fast an allen Höfen, vornehmlich am russischen, wo man unter Peter dem Großen sogar Zwerghochzeiten mit großem Gepränge veranstaltete, bis tief in das XVIII. Jahrhundert erhalten; werden doch drei Hofzwerge noch im Münchener Hofkalender vom Jahre 1785 angeführt. In England haben sie in den Familien des Hochadels vielfach als Spielzeug der Kinder gedient.

Deutschland bot infolge seiner vielen Fürsten- und Edelsitze dem Hofnarrentum einen besonders günstigen Boden. Dem Schalk öffneten sich überall, wo Lust für Kurzweil und die nötigen Mittel vorhanden waren, willig und gern Palast und Burg.

Vornehmlich scheint Herzog Otto der




Menippus und Äsopus, der lachende und der weinende Philosoph.
Ausschnitt aus den Gemälden von Velasquez, gemalt für ein Jagdhaus Königs Philipp IV., jetzt im Pradomuseum.

Fröhliche, gestorben 1339, auf die vergnügten Gesellen großen Wert gelegt zu haben, denn der Überlieferung zufolge ist sein Hof der Schauplatz jener Possen des schlauen Pfaffen von Kalenberg gewesen, die Philipp Frankfurter von Wien in einem zuerst in den siebziger Jahren des XV. Jahrhunderts gedruckten Buche reimweise erzählt hat. Einstmals soll der Pfaffe, der angeblich seinem Herzog nicht nur als Hofkaplan, sondern auch als Hofnarr gedient hat, oben auf dem Berge einen Korb voll Menschenschädel ausgeschüttet und, als der eine da-, der andere dorthin rollte, ausgerufen haben: „Viel Köpfe, viel Sinne! Das tun diese im Tode, was werden sie erst im Leben getan haben?“ An den Hof Ottos des Fröhlichen wird auch die Tätigkeit des in Wirklichkeit hundert Jahre früher am Hofe Friedrichs des Streitbaren lebenden Neidhart von Reuenthal, des Hauptvertreters der urwüchsigen höfischen Dorfpoesie, verlegt. Er lag mit den „dummen“ Bauern ewig in Streit, wie denn die Dörfler stets die Zeche bezahlen mußten. Angeblich sollte er Neidhart Fuchs geheißen haben, ein Franke gewesen und am Eingange zum Stephansdom in Wien begraben worden sein. Ihm werden auch die zahlreichen Tanz- und Schwanklieder zugeschrieben, die im XV. Jahrhundert zu der Sammlung des „Neidhart Fuchs“ vereint wurden.

Daß auf lange hinaus die Späße der Hofnarren dem groben Geschmacke der Zeit entsprachen, geht aus vielen Mitteilungen hervor. Selbst der vielgerühmte Kunz von der Rosen, der getreue Hofnarr Kaisers Maximilian I., läßt an Derbheit nichts zu wünschen übrig. Er erheiterte seinen Herrn und die Hofgesellschaft häufig durch Vorführungen, die noch unter denen des „August“ im modernen Zirkus stehen. Gelegentlich der Vermählung Markgrafs Kasimir von Brandenburg mit der Prinzessin von Bayern zu Augsburg ließ er sich am Schlusse eines Turniers mit seinen Kumpanen in ein großes Bassin, den Röhrenkasten, fallen, zahlreiche Umstehende, unter ihnen auch einen Mönch, mit sich reißend, so daß ihrer sechzehn beieinander lagen. „Das lockte,“ wie Fugger schreibt, „dem Kaiser und der Braut ein großes Gelächter ab, zumal Kunz den Mönch beschuldigte, als ob er ihn hineingerissen hätte.“ Ein anderes Mal soll Kunz in Augsburg, um dem Kaiser ein Vergnügen zu bereiten, ein Schwein an einen Pfahl gebunden, alsdann alle Blinden der Stadt zusammengerufen, jedem einen Kolben gegeben, und dem das Schwein versprochen haben, der es erschlagen würde. „Hierbei ist es denn geschehen, daß die Blinden sich einander selbst brav um die Köpfe geschlagen haben.“

Witziger und sympathischer erscheint Kunz

bei anderen Gelegenheiten. Da der Kaiser viele Zeit mit der Abfassung seines angeblich auf Noah zurückreichenden Stammbaumes verbrachte und in diesem Unsinn von Johann Stabius, dem Verfasser einer 1510 herausgegebenen Genealogie des Hauses Österreich, bestärkt wurde, hielt es Kunz für nötig, seinen Herrn von dem törichten Zeug abzubringen. Als er daher in Gegenwart des Kaisers mit Stabius zusammentraf, überreichte er diesem einen Gulden mit den Worten: „Hab' Dank, mein lieber Stabius; durch Dich hab' ich erst erfahren, daß der Kaiser von Noah her mein naher Vetter ist.“ Maximilian soll dann das Lächerliche solcher übertriebenen Genealogien eingesehen haben. Nicht minder hübsch ist eine andere Geschichte: Als der Kaiser infolge des Kriegführens an Geldmangel litt, riet ihm Kunz, Amtmann zu werden, da er dann genug Geld haben würde. Es galt eben, den Kaiser auf die Bestechlichkeit und die Untreue der Amtleute aufmerksam zu machen.

Die Vorliebe Maximilians für Kunz soll sich wesentlich darauf gegründet haben, daß ihn dieser einst aus den Händen der Brügger zu befreien gedachte, indem er sich in der Verkleidung eines Mönchs und Beichtvaters zu seinem streng bewachten Herrn schlich und ihn zu veranlassen suchte, die Mönchskutte anzulegen und zu entweichen, — ein Vorschlag, den aber Maximilian ablehnte. Die Züge des getreuen Hofnarren hat uns Holbein der Aeltere in jener meisterlichen Silberstiftzeichnung voll frischen Lebens und psychologischer Wahrheit erhalten, die seit geraumer Zeit im Berliner Kupferstichkabinett aufbewahrt wird.



Clauß, Hofnarr Friedrichs des Weisen von Sachsen. Zeitgenössischer Stich.



Friedrich Taubmann.
Aus dem Werke von Fr. W. Ebeling, „Friedrich Taubmann“. Verlag von C. Ludwig Ungelenk in Dresden-A.

Andere „lustigeRäte“ von einer gewissenBedeutung sind Jonas, der Hofnarr des Kurfürsten Maximilian von Bayern, und Clauß Narr, Hofnarr unter Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen, gewesen. Von Jonas wird erzählt, daß er einst als Gast des Wiener Hofes auf die Frage, was man in München mache, geantwortet habe: „Sie haben viele Nüsse, woran sie werden zu krachen haben.“ Und auf die weitere Frage, was das für Nüsse seien: „Nun, Betrübnuß, Bekümmernuß, Beschwernuß; allein die Erbarmnuß können sie darunter nicht finden.“

Schon im Laufe des XVI. Jahrhunderts war die eigentliche Amtstracht bei den Hofnarren bis auf die Schellenkappen in Wegfall gekommen. Auch begann allmählich unter dem Ernst der Zeit der Stern der Hofnarren zu erbleichen. Dann verfeinerte sich das Hofleben, die Galanterie erwachte zu neuem Leben und geistige Interessen regten sich. In der Atmosphäre der Molièreschen Lustspiele vermochte der Hofnarr nicht mehr Atem zu schöpfen. Unter Ludwig XIV. hat der Narr am französischen Hofe ausgelebt und ausgelitten.

Wohl am längsten hat sich der Hofnarr noch in Deutschland gehalten. Aber es war nicht mehr der alte Schalk in seiner bunten, schellenklingenden Tracht, sondern der nach guten Diners lüsterne Schmarotzer oder der von eitlem Dünkel erfüllte pedan-



Jacob Paul Freiherr von Gundling,
Hofnarr Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

tische Gelehrte, der sich gern, wenn auch nur als Hansnarr und Prügelknabe, in fürstlicher Huld sonnt. Sie sind mehr tragische, als komische Figuren, über die man am liebsten den Schleier ziehen möchte.

Einer der charakterlosesten, wenn auch begabtesten dieser Parasiten war Friedrich Taubmann, geboren 1565 in Franken und gestorben 1613 als Professor der Poesie in Wittenberg, der viel gehänselte Günstling des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Sachsen. Gottsched nennt ihn zwar ein Talent, aber auch den Großvater der Pritschenmeister. Jedenfalls war Taubmann ungemein witzig. Als er einst einen Höfling bei der Hand faßte und dieser zu ihm sagte: „Sie haben gar große Hände, die sich zum Dreschen eignen würden," gab er zur Antwort: „Ja, ja, ich habe den Flegel schon in der Hand." Ein anderes Mal fragte er bei der kurfürstlichen Tafel einen Kardinal, ob er auch wohl wisse, wo Gott nicht wäre. Der Kardinal meinte: „In der Hölle." „Nein," sagte Taubmann, „zu Rom ist er nicht, denn da hat er seinen Statthalter."

Hundert Jahre später fand der Wittenberger Professor der Poesie würdige Epigonen am preußischen Königshofe in Gundling, Faßmann, Dr. Bartholdi, Kornemann, von Hackmann und Morgenstern. Sie bildeten die Zielscheibe des Spottes im Tabakskollegium Königs Friedrich Wilhelm I. Der Monarch, der mit absoluter „Wurschtigkeit" der Wissenschaft gegenüberstand, verlieh Gundling außer vielen anderen Titeln sogar den eines Präsidenten der Kgl. Sozietät der Wissenschaften. Gundlings Schwächen waren maßlose Eitelkeit und die Liebe zum Alkohol. Er starb am 11. April 1731 zu Potsdam. Angeblich ist er auf Befehl des Königs in einem Sarge beerdigt worden, der die Form eines Weinfasses hatte. Mit dem liederlichen Baron von Pöllnitz unter Friedrich dem Großen schließt die Reihe dieser Unglücksmenschen am preußischen Hofe. An anderen deutschen Höfen vegetierte ihre Kollegenschaft etwas länger, denn Thomas Moore weiß zu berichten, daß noch 1774 ein solcher Spaßmacher am kurfürstlichen Hofe zu Mannheim gehalten wurde. Es habe dieser Mensch an der Mittagstafel mit jedermann, auch mit den Prinzessinnen, sehr vertraulich gesprochen und alle durch seine Bemerkungen zum Lachen gebracht.

Im XIX. Jahrhundert ist der ganze närrische Spuk an den Höfen verflogen. Der Narr mit Schellenkappe und Pritsche ist nur dem gewöhnlichen Volke geblieben, während die gebildeten Elemente sich erbauen an dem Komiker, der von den Brettern herab, welche die Welt bedeuten, sein Metier mit Geist und Witz betreibt, helle Strahlen sonnigen Lichtes in des Lebens Ernst und Dunkel entsendend.

Friedrich von Logau hat einst gemeint:

„Ein Herr, der Narren hält, der tut gar weislich dran,
Weil, was kein Weiser darf, ein Narr ihm sagen kann."

Ehemals mag dieser Rat berechtigt gewesen sein, heute ist er wertlos, denn an Stelle der Hofnarren sind die Herren der Presse getreten, die, wenn auch nicht in der Schellen-, so doch in der Tarnkappe, tagtäglich eine Menge von Wahrheiten zu sagen wissen.

Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Peter Hille, Gesammelte Werke I. II. — Ricarda Huch, Seifenblasen. — Marie von Ebner-Eschenbach, Die Prinzessin von Banalien. — Wilhelm Schmidt-Bonn, Raben. — Walther Siegfried, Die Fremde.

Zwischen einem deutschen und einem französischen Studenten, die einträchtig im Erich Schmidtschen Kolleg nebeneinander saßen, hörte ich einst ein Gespräch, das in folgenden Sätzen kulminierte. Der Deutsche: „Sie in Frankreich haben eine Unmenge guter und glänzender Schriftsteller, aber im Verhältnis dazu nur wenig Individualitäten." Die prompte Erwiderung des Franzosen lautete: „Und Sie in Deutschland haben eine Unmenge Individualitäten, aber nur wenige, die gut oder gar glänzend schreiben."

Beides klappte so hübsch auseinander und enthielt trotz der übertreibenden Zuspitzung so viel Wahres, daß mir die Sätze in der Erinnerung blieben. Sie spiegelten scharf nationale und kulturelle Verschiedenheiten, und unwillkürlich mußte ich ihrer denken, als mir kürzlich die beiden ersten Bände der Gesammelten Werke von Peter Hille in die Hände fielen. Es mag sein, daß eine Erscheinung, wie Peter Hille es war, auch in Ländern mit alter Kultur möglich ist, obschon vieles dagegen spricht. Ganz unmöglich aber wäre es, daß dort jemand auf den Gedanken käme, die „Werke" eines solchen Mannes zu sammeln und daß ein bekannter und geistreicher Kritiker die Einleitung dazu schriebe. Man würde das in Frankreich überhaupt nicht begreifen. Denn jedes Volk von alter Kultur und durchgebildeterem Geschmack verlangt natürlich zuerst, daß jeder Dichter, der zu ihm spricht, die Ausdrucksmittel seiner Kunst beherrscht. Gewiß eine Forderung, die sich von selbst ergibt. Es genügt nicht, daß jemand eine Dichter*seele* ist, daß er als Dichter schaut und fühlt — er muß vor allem doch auch als Dichter schaffen, d. h. sein Schauen und Fühlen in einer entsprechenden, notwendigen, gesetzmäßig wirkenden Form offenbaren. Aber wenn man in Deutschland von „Form" spricht, muß man sich förmlich entschuldigen und immer von neuem sagen, daß man nicht diese meint, die an den Fingern abgezählt wird, sondern jene, die als Kraft den Stoff erst bewegt, die genau so eine nicht erlernbare Himmelsgabe ist, wie das dichterische Fühlen selber. Ohne diese Kraft und Gabe ist man eben kein Dichter, wenigstens anderswo nicht. Und so würde es auch keiner anderen Nation jemals einfallen, in Peter Hille einen Poeten zu sehen, in diesem Manne, der wohl eine Dichterseele hatte, aber kein Dichter war, weil er an völliger Schaffensohnmacht litt. Er fühlte rein, tief und echt, aber wenn er das aussprechen wollte, geriet er in ein wirres Stammeln, das zusammenhangslos wirkte, und statt eines Bildes, das er uns groß und ganz zeigen wollte, streute seine künstlerische Ohnmacht tausend Splitterchen hin, von denen einige glänzten.

Man wird leicht bitter, wenn man das Kapitel anschneidet, zu dem Peter Hille oder vielmehr die Herausgabe seiner „Gesammelten Werke" eine Illustration bietet. Denn das gleiche Schauspiel, das sich hier darstellt, wiederholt sich im literarischen Treiben Tag für Tag. Unser Volk war von vornherein kein Volk der Kunst und Schönheitsfreude. Das ist schließlich auch kein Unglück. Aber ein Unglück war es, daß wir jahrhundertelang Umwege machten, ehe wir zu dem ersten natürlichen Ziele kamen, daß alle Ansätze einer nationalen Kultur immer von neuem ersticken mußten, weil wir kein festes, umfassendes, schützendes Haus hatten. Das Haus ist nun da, doch was Jahrhunderte an uns gesündigt und an Problematischem in uns entwickelt haben, das löscht kein Menschenalter aus, das wird wohl wieder Jahrhunderte brauchen, um zu verschwinden. Wohl wächst uns daraus die starke Hoffnung entgegen, daß das Deutschtum endlich einmal in ungestörter Entwicklung und äußerer Geschlossenheit seine ganze innere Kraft wird zur Geltung bringen können, aber wir Heutigen leiden noch unter den Nachwehen der Vergangenheit, und uns fehlt noch ganz, was anderen Nationen froher und natürlicher Besitz ist: jene nationale Kultur, die unser Volk innerlich so fest bindet, wie der Ring des Reiches es äußerlich tut. Ein fast schmerzhaftes, ungestümes Suchen und Sehnen, Tasten und Arbeiten danach ist ja, selbst stumpferen Geistern fühlbar, in der ganzen Zeit; mit Gewalt soll auf einmal nachgeholt werden, was notgedrungen früher versäumt wurde; was allein an „Erziehung des Volkes zur Kunst" jetzt in Deutschland geleistet wird, ist ungeheuer und gewiß nicht ganz verloren, ob das aufgepfropfte Reis auch erst mit fortschreitender Gesamtkultur lebendig einwachsen kann. Vorläufig ist dieses Tasten und Suchen nur ein Beweis, daß wir nicht besitzen; ein Beweis allerdings auch, daß wir den Mangel erkannten; ein Beweis, wie wenig sicher wir noch in Geschmack und Urteil sind. In solchen Zeiten vergreift man sich leicht, unterschätzt das Seiende und Gewordene, schaut in Erwartung auf alles Werdende, alles Ungewöhnliche und fragt mehr dem Wollen, als dem

Können nach. Und deshalb bietet die Literatur der Gegenwart ein zwar überaus mannigfaltiges, aber auch höchst verworrenes Bild, denn neben den echt gärenden Talenten halten auch die literarischen Bajazzi Erntetag. Niemals war es so leicht wie heute, in literarischen Zirkeln Aufsehen zu erregen, weil Hunderte unruhig und gespannt horchen und ausspähen, und wenn nun ein Pojaz oder ein echter Narr auftritt, der sein literarisches Gebein klappernd verrenkt und das abstruseste Zeug produziert, so findet er immer — wenigstens so lange, bis etwas noch Unsinnigeres da ist — Gläubige, die geistreich seinen Ruhm verkünden, in seinem Wahnsinn Methode, in seiner Formlosigkeit Genie, in seiner Unverständlichkeit Tiefsinn entdecken und die jedes verschrobene Durcheinander für das Chaos halten, das Sterne zu gebären vermag. Dadurch wird nicht nur der ohnehin unsichere Geschmack eines bestimmten Publikums noch mehr verwirrt und irregeleitet — es wird auch eine gewisse Mißachtung groß gezogen gegen die klaren und natürlichen Talente, die nicht kurios und „interessant“, dafür aber echt sind. Die Sucht nach dem Interessanten und Außergewöhnlichen, der nicht als spiritus rector ein geläuterter Geschmack zur Seite steht, hat unendlich viel Schaden gestiftet. Gerade dem literarischen Deutschen imponiert eine gewisse Unverständlichkeit viel mehr als Klarheit; Formlosigkeit, die sich genialisch aufputzt, mehr, als eine schöne Form.

Das sind die Nachwehen dreihundertjähriger Schwäche und Lähmung; darin offenbart sich der Mangel einer gleichmäßigen nationalen Kultur, die uns Sicherheit, Geschmack, Sinn für Form, Freude am rein Ästhetischen hätte geben können. Dem Durchschnittsdeutschen fehlt das völlig; er klebt immer und überall am Stofflichen — das deutliche Zeichen künstlerischer Unkultur. Von 100 Leuten, die den „Faust“ lesen, werden 99 vielleicht darüber grübeln, was der Dichter „damit hat sagen“ wollen; ein einziger wird sich rein an dem Wunder der Verse und Gestalten berauschen. Unsere Professoren und Lehrer machen es ähnlich: sie erwecken und fördern nicht das ästhetische Kunstgefühl an der Dichtung, sondern interpretieren, betrachten das Kunstwerk unter moralischen, literar-historischen, stofflichen, psychologischen Gesichtspunkten, um damit meist gründlich alle Phantasie- und Poesiefreude im jungen Geschlechte zu ersticken. Aus diesem Mangel an ästhetischem Sinn erklärt es sich auch, daß der Durchschnitt unserer Schriftsteller soviel schlechter schreibt, als der Durchschnitt der französischen. Es kommt ja eben nicht darauf an ... Jenseits des Rheines würde ein Erzähler, der seine Muttersprache behandelte, wie viele wohlbekannte bei uns, einfach unmöglich sein. Von unseren Gelehrten schweigt man lieber ganz. Es ist keine Übertreibung, daß eine glänzende Darstellung einem wissenschaftlichen Werke stets noch den Vorwurf des Dilettantischen und Unwissenschaftlichen eingetragen hat. In Frankreich ist es umgekehrt. Soll ich das Thema noch weiterspinnen? Ein Lorbeerblatt mit schwarz-weiß-roter Schleife ist nicht dabei zu holen.

Daran wird vorläufig auch keine Erziehung zur Kunst etwas ändern. Aber die Besserung vorzubereiten, dazu sind wir da. Und wenn nun, wie wir alle hoffen, wirklich dem Deutschtum weiter die Ruhe beschert sein wird, die es Jahrhunderte nicht gehabt hat, so daß sein Wesen sich setzen und voll entfalten kann, dann wird auch die Zeit einst kommen, wo man nicht mehr mit leichter Bitterkeit Selbstverständlichkeiten vorzutragen und zu begründen braucht, weil dann der Sinn für Kunst, der immer auch ein Sinn für Form ist, mehr und mehr Eigentum des Gesamtvolkes geworden sein wird. Daß wir bei unseren natürlichen Anlagen jemals die „Form“ überschätzen könnten, ist dabei nicht zu befürchten. Wohl aber werden wir dann manche „Individualitäten“ nicht mehr ganz so ernst nehmen, und wahrscheinlich auch nicht mehr verstehen, daß man einst gesammelte Werke von Peter Hille herausgab. Denn dann wird niemand diesen Mann, der gerade unfähig war zu „dichten“, ins Enge zu bringen, noch einen Dichter nennen.

Um einer etwaigen Irreleitung des Gefühls vorzubeugen, soll dies von vornherein betont werden. Aber, wird man fragen, wie kommen denn viele geistreiche Kritiker dazu, von Peter Hille solch ein Wesen zu machen? Weshalb hat Liliencron auf ihn hingewiesen, weshalb Heinrich Hart ein ganzes Büchlein über ihn veröffentlicht, weshalb Julius Hart den Werken eine Einleitung vorangestellt, weshalb Arthur Moeller-Bruck eine feine Studie „Peter Hille“ betitelt? Nun, einmal weil dieser Peter Hille als Erscheinung in unserer Zeit allerdings völlig einzigartig war und von erdfremden Küsten in unser heutiges Deutschland verschlagen schien: eine der merkwürdigsten „Halbnaturen“, die je gelebt haben. Dann aber hat sich den persönlichen Freunden in ihm eine Dichterseele erschlossen, die der Fernerstehende aus irren Fragmenten kaum ahnen kann. Deshalb hat die Bemerkung, die vor den „Gesammelten Werken“ steht: „herausgegeben von seinen Freunden“, noch einen tieferen Sinn. Von diesem Werke liegen vorläufig die beiden ersten Bände vor: „Blätter vom fünfzigjährigen Baum“ und „Gestalten und Aphorismen“. (Berlin, Schuster & Loeffler, 1904.)

Fragte man früher, wer Peter Hille eigentlich sei, so bekam man seltsame Antwort: Ein Pilgrim und Wanderer, halb Bettelmönch, halb Vagant, der die Welt durchziehe, ein Kind voll Unschuld und ein Greis voll Weisheit, ein Mann ohne Herd und Habe, dem der lange Mantel Rock und Weste ersetzen müsse, ein Poesiestammler von wunderlicher Art. Man erfuhr, daß er sich in den letzten Jahren der „Neuen Gemeinschaft“ in Schlachtensee angeschlossen habe und in einer italienischen Weinstube oft verworrene Gedichte vortrage, in denen plötzlich wohl ein göttlicher Funke aufblitze. Und eines Morgens las man in den Zeitungen, daß man ihn irgendwo tot aufgefunden habe.

Schnellfertiges Urteil wollte danach in ihm den geborenen Bohémien sehen oder ein Talent, das in Elend und Armut verkommen sei. Aber jeder, der ihn kannte, bestritt das entschieden, und seine poetischen Aufzeichnungen legen gleich-

falls ein Veto gegen dieses Urteil ein. Nichts von der Verbitterung des Niedergebrochenen ist darin, nichts auch von dem fidelen Leichtsinn und der Eitelkeit literarischer Zigeuner. Sondern eine naive Kinderfreude an der schönen Welt und allem Hellen, untermengt mit dem leisen Grauen vor dem harten Leben. Kein Trotz, kein Widerstand, kein Angriff — nur zages Erdulden, ein Sichtreibenlassen, äußerste Passivität, die selbst nicht mehr sorgte. Nicht aus Neigung hat Peter Hille ein Leben außer dem Gleis geführt; es war sein angestammtes Schicksal; eine „Jägergewalt", wie Julius Hart so schön sagt, hielt ihn „wie einen erlegten Vogel" in der Hand. Deshalb hätten auch andere Lebensumstände ihn nicht zu einem anderen machen und sein Stammeln zum Gesang steigern können, und deshalb war er auch niemals unglücklich, sondern seine unzerstörbare Kinderseele stieß höchstens mit ängstlichem Staunen darauf, wie schlecht es ihm oft erging. Wie gesagt, er kam von fremden Küsten und hatte keine Möglichkeit, schon als Knabe nicht, mit dieser Welt, die doch so schön war, einen modus vivendi herzustellen. Wie ein Kind ging er einher, und wie ein Kind schuf er. Unablässig schrieb er Gedichtkeime, Einfälle, Aphorismen, allenfalls halbe Szenen auf und freute sich über die Schlösser, die er sich vom Ertrage seiner „Werke" demnächst erbauen wollte, aber nicht einmal er selber, geschweige denn ein anderer, fand sich in seinen Handschriften zurecht. Aus „Manuskriptsäcken", die man nach seinem Tode entdeckte, suchten die Freunde mühsam zusammen, was nun die Werke füllt. „Mit dem peinlichen Ordnungssinn, der unseren Peter Hille auszeichnete," erzählt Julius Hart, „schleppte er in seinen Säcken sämtliche Papierschnitzel, Zigarrentüten, Briefumschläge, Berliner Lokalanzeiger und Tageblätter, die einmal in seine Hände gekommen, mit sich, um gelegentlich das Bedruckte noch einmal zu überschreiben und jene kostbaren Palimpseste herzustellen, deren Entzifferung selbst den raffiniertesten Handschriftendeutern große Probleme stellt. In dem unendlichen Haufen Papier lagen die Manuskripte mit tausend Zeitungsblättern, zerrissenen Fetzen vielleicht etwas wirr durcheinander, und wenn auf dem einen Blatt das Kapitel eines Romans anhub, dann befand sich auf dem nächsten der Teil einer dramatischen Szene, das dritte enthielt das Bruchstück eines Aufsatzes und auf dem vierten wogten wild Aphorismen und Gedichte durcheinander."

Was sollen die Werke danach also bringen? Gedichte, die keine sind, denn es sind nur mehr oder minder entwickelte Keime zu Gedichten; Prosa, die bald konventionell, bald bizarr, bald unverständlich ist, und zu der uns oft die Beziehungen völlig fehlen. Ahnungen überall, Möglichkeiten auf jeder Seite, nirgends Erfüllungen; Wunderlichkeiten, die auf dem Wege zum Wunder stecken geblieben sind. Ein merkwürdiger Wust, seines Fundortes würdig, aus dem plötzlich, sekundenlang nur, eine große Helle und Wärme uns überflutet, aus dem sich irgend ein herrliches Bild einmal hebt, eine fabelhaft gefaßte Situation wie ein „Seegesicht". Doch niemals ist ein Ganzes so groß und hell, selbst im kleinsten Gedicht immer nur eine Bildprägung, eine Zeile. Man merkt das Bemühen, in Worten so zu malen, daß nicht ein langsames Vorstellen, sondern ein rapides Innewerden eintritt, aber fast überall vergreift sich Hille und redet an den Dingen und an sich selbst vorbei in äußerster Schaffensohnmacht. Auch hier kann man nur wieder an das Kind erinnern, das in seiner Art auch eine Dichter*seele*, aber keine Dichter*kraft* hat. Nicht umsonst hat Hille die Kinder so lieb gehabt und ihnen viele Worte gewidmet: es waren seine nächsten Verwandten.

Fragt man, was aus diesen „Gesammelten Werken" bleiben und in den Besitzstand der Nation übergehen wird, so kann man getrosten Mutes antworten: Nichts! Selbst dann kann man diese Antwort geben, wenn man die Meinung Julius Harts teilt, daß man in dem chaotischen Wogen dieser poetischen Fragmente dem unmittelbar schöpferischen Leben am nächsten zu stehen scheint. Schließlich kommt es doch nicht auf das Schaffensgeheimnis an, sondern auf die Schöpfung; nicht auf das Gebären, sondern auf das Geborene. Nur eine suchende und vorbereitende Zeit, nicht eine besitzende und zielsichere wird diesen „verirrten Deutschen" schätzen. In der ersten Romantik könnte man sich ihn vielleicht noch eher denken, als in der Gegenwart. Denn damals waren derartige Naturen, die ihre Fülle nicht fassen konnten und sie „in allerlei Ungestalten" von sich gaben, an der Tagesordnung, und ein Urteil, wie es August Wilhelm Schlegel über seinen Bruder Friedrich fällt, könnte man Wort für Wort auch für Peter Hille übernehmen: „Randglossen zu Briefen gelingen ihm weit besser als ganze Briefe, sowie Fragmente besser als Abhandlungen, und selbstgeprägte Worte besser als Fragmente. Am Ende beschränkt sich sein ganzes Genie auf mystische Terminologie."

Mit ganz besonderer Liebe und seltenem Einführungsvermögen hat sich *Ricarda Huch* in solche Persönlichkeiten, vornehmlich der ersten Romantik, versenkt, und sie würde auch von Peter Hille ein so apartes und feines Porträt entworfen haben, wie von dem formlosen Anreger Friedrich Schlegel. Gerade für diese Naturen besitzt die ungewöhnliche Frau, die einen ganz eigenen Rang unter unseren schreibenden Damen einnimmt, eine erstaunliche Witterung, gleichsam als fühle sie in ihrer tiefsten Wesenheit eine geheime Verbindung mit ihnen. Und hin und wieder, mitten in dem freudigen Staunen über ihre Feinheit und Eigenheit, hat man auch die Empfindung von ihren Werken, als wäre hier mehr Kunstphantasie, als Kunstwerk, mehr ein wogender goldener Rauch, als schöne feste Körperlichkeit, mehr zerrinnende, auseinanderströmende Fülle, als Geschlossenheit und Form. Besonders in ihrem letzten Roman „Von den Königen und der Krone" trat das hervor, und ihre ganze Entwicklung war gleichzeitig ein Auflösen der Formen und Gestalten. Sie hatte mit Gedichten, die sie unter dem Pseudonym Richard Hugo veröffentlicht hatte und die stark unter dem Einflusse Conrad Ferdinand Meyers standen, einst debutiert und sich mit den „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" sofort einen ersten Platz unter den Erzählerinnen

der Gegenwart verschafft. Viele sind des Glaubens, und auch ich rechne mit dazu, daß sie mit ihren späteren Schöpfungen den „Ludolf Urslau“ nicht mehr erreicht hat. Wohl sprach sie mit immer feineren und schöneren Worten, in immer glänzenderen Bildern, aber der literarische Apparat, den sie in Bewegung setzte, ward auch immer verwickelter, der Aufwand an exotischer Phantasie immer größer, und im Verhältnis dazu minderte sich die plastische Kraft. Unter blendendem Schmuck, unter breitgelegter Umständlichkeit, die einen unermeßlichen Reichtum vorspiegelte, verschwanden mehr und mehr die einfachen, festen und edlen Linien, so daß man, um das Wort zu wiederholen, zuletzt etwas ratlos in einen goldenen, an sich bewundernswerten Rauch griff und nichts mehr recht fassen und halten konnte. Dieselbe Ricarda Huch, die von einem Poeten ausging, dem die Plastik in fast übertriebener Weise das A und O aller Dichtung war, verlor sich bis zur romantischen Erweichung aller Linien in Unplastik und Phantastik.

Um so angenehmer berührt es, daß sie in ihrem neuesten Buche „Seifenblasen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1905) wieder zurücklenkt. Wohl wäre es möglich und würde mich gar nicht wundern, wenn Ricarda Huch selbst auf die darin enthaltenen „Drei scherzhaften Erzählungen“ kein Gewicht legte — möglicherweise soll der Titel das auch andeuten —, aber das würde ja schließlich nichts besagen. Genug, daß diese „Seifenblasen“ unendlich kräftiger berühren, als das große Redefest „Von den Königen und der Krone“. Hier ist doch in jeder der drei Geschichten ein fester Kern, hier gibt es nicht die etwas pretiösen Reflexions- und Phantasieorgien, hier wird nicht das Schlicht-Menschliche unter der Überfülle von Dekorationen erstickt, sondern hier kann man sich der kostbaren Bilder und Worte freuen, weil die klare Linie nicht darunter leidet, sondern erst recht von ihnen herausgearbeitet wird. Dabei hat Ricarda Huch ihre Eigentümlichkeit nicht nur gewahrt, sondern sogar stärker zum Bewußtsein gebracht, und allen denen, die bisher in kein rechtes Verhältnis zu diesem ungewöhnlichen Talent kommen konnten, möchte ich die Lektüre der „Seifenblasen“ anraten. Die erste Erzählung darin, der „Lebenslauf des heiligen Wonnebald Puck“, ist ein scherzhaftes und geistreiches Spiel, dem man gern folgt; Humor und herzliche Fröhlichkeit fehlen Ricarda Huch zwar, aber sie hütet sich auch, direkt eine Satire zu schreiben, sondern ergötzt sich nur mit überlegener Laune an allerhand Menschlichkeiten. Durch dieses scherzhafte Spiel jedoch geht eine Gestalt, die man lange nicht vergißt: Lux Vernkule, die junge Frau. Es ist ganz außerordentlich, wie die Erzählerin es fertig gebracht hat, dieser Gestalt, die sie durch äußere Mittel doch nicht eigentlich erhöht, sondern realistisch anfaßt wie jede andere, einen langen nachstrahlenden Glanz zu geben, so daß sie in der Erinnerung immer noch wächst. Zwischen dieser ersten Geschichte, die manche vielleicht mit gemischten Empfindungen lesen werden, und der letzten, die ein wenig in der Anekdote stecken bleibt, steht ein Fragment: „Aus Beinbos Seelenwanderungen“, ein phantastisches Ding, aber in seiner Art meisterhaft und von starker Wirkung. Vor mehreren Jahrhunderten, erzählt Bimbo, war er der Sohn eines Scharfrichters. Und er küßt Wunneke, des Bürgermeisters Tochter, und soll dafür auf dem Schafott sterben. Wunneke bittet ihn los und sich zum Manne, aber er nimmt es nicht an, denn er weiß, sie liebt nicht ihn, sondern seinen Vater. Und dieser Vater steigt mit dem Schwerte auf das Gericht zum Sohne, und sein weiter Mantel läßt sich wie ein Vorhang herab über den Sohn, der das Haupt auf den Block gelegt hat und nur noch dumpf aus weiter Ferne das Brausen des Meeres hört ... Nichts weiter; ein Fragment; aber, wie gesagt, ein Meisterstück, durchsetzt mit wunderbaren Einzelheiten, in eine große Stimmung getaucht, düster und süß zugleich, dabei prachtvoll geschrieben ...

Ricarda Huch hat lange in Zürich gelebt und von den beiden Züricher Meistern Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer manches gelernt — von diesem mehr für ihre Lyrik, von jenem für die Prosa. Ich glaube, daß ihre Kunst eine Kunst der höchsten Raffiniertheit ist, daß sie besonnen ihren Stil an dem großen Meister gebildet hat, daß wenig Naivität in ihr steckt. Wie ihr eigener Vorname, hat auch ihre Dichtung etwas Exotisches, und sie legt alles darauf an, das von den Romantikern angegebene Kunstmittel zu befolgen und auch dem Gewöhnlichen den Anschein des Ungewöhnlichen zu geben. Charakteristisch sind die phantastischen Namen, die sie für alle ihre Personen erfindet. Wenn sie dieser „exotische“ Hang ihrer Phantasie nicht zu weit treibt, erreicht sie ihren Zweck durchaus wie in „Bimbo“, wo die leise Fremdheit reizt und stark auf uns einwirkt. Aber anderseits bleibt es immer etwas Phantasiekunst, was Ricarda Huch bietet, allerdings eine ersten Ranges. Und je fester sich deshalb die Dichterin an die Erde bindet, an einen festen, klaren Stoff, um so vortrefflicher wird sie erscheinen. Es liegt bei ihrer Begabung niemals die Gefahr vor, daß sie zu gewöhnlich, leicht aber die, daß sie zu ungewöhnlich wird.

Den Ausgleich zwischen den himmlischen und irdischen, den phantastischen und realistischen Mächten, der sich, wie man nach den „Seifenblasen“ hoffen möchte, in Ricarda Huch immer stärker und vollkommener vollziehen wird, brauchte eine andere deutsche Erzählerin, Marie von Ebner-Eschenbach, nicht erst zu finden. Ihr war das edle Gleichmaß natürliche Mitgift. Ich sagte schon vor einiger Zeit an dieser Stelle von ihr, man könne sich schwer vorstellen, daß sie jemals in Verwirrung gerate. Eine im höchsten Sinne adlige Ruhe ist ihr eigen und geht von ihr aus. Und zur Bildung ihres Wesens hat ein Doppeltes beigetragen: Das Milieu, in das sie als Kind eines vornehmen Geschlechtes von vornherein gestellt war, dann aber vor allem ein angeborener Herzenstakt und eine menschliche Güte. Jenes gab ihr Sicherheit und Freiheit; ihr Herz wiederum bewahrte sie davor, daß ihre kluge Überlegenheit sich je zu hochmütiger Verachtung kehrte. Nun spürt man diese kluge Überlegenheit, die sich gern zu Aphorismen spitzt oder in feiner Ironie lächelt,



Der kleine Karikaturist. Aquarell von F. Jüttner-Berlin.

nur als gute Führerin: sie ist nicht kühl, sondern milde und weiß alles Menschliche in jener Erkenntnis, deren Tochter die Liebe ist, recht zu bewerten. Und so schätzen wir Marie von Ebner, die von anderen Dichterinnen wohl an lyrischer Kraft, hinreißender Sprachschönheit, Herzensleidenschaft und Phantasiefülle im einzelnen übertroffen wird, doch als unsere beste und bedeutendste Erzählerin, mit der keine andere, was Freiheit und Ruhe der Persönlichkeit und Gleichmäßigkeit der Gabenmischung anbelangt, rivalisieren kann.

In ihrem Greisenalter noch — sie wird bald 75 Jahre werden — bricht sie Früchte, und wie wenig die Hände noch zittern, wie sicher und klar die Linien noch sind, hat ihre letzte Spende bewiesen: „Die arme Kleine“ — ein Buch, gütig, lieb und rein, wie ein Vermächtnis biblischen Alters an halbflügge Jugend. Und nun ist wieder ein opus da, das Hanns Anker mit vortrefflichem Buchschmuck versehen hat: „Die Prinzessin von Banalien“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt). Wie der Titel schon sagt: ein Märchen. Ein deutsames, eines mit tiefem Sinn, der sich in Märchengestalten versteckt? Man wundert sich, je weiter man liest. Und erst auf der letzten Seite versteht man, denn auf dieser letzten Seite steht: „Wien — 1872.“ Ein Menschenalter hat das kleine Ding also gebraucht, um das Licht der Öffentlichkeit zu erblicken. Es erzählt von einer wunderschönen jungen Fürstin, deren Schicksal es ist, daß sie sich in einen ihrer nicht recht würdigen Mann verliebt, beinahe einen Vagabunden, einen Waldmenschen, dessen finsterer Gesichtsausdruck „einen wohltuenden Gegensatz zu dem ewig lächelnden Grinsen ihrer Höflinge“ bildet. Aber dieses Kind der Freiheit will durchaus nicht ihr Gemahl und König werden. Sie jedoch ist seine Sklavin und entflieht mit ihm tief in die Wälder, als das Volk, durch die Gewalttaten des Günstlings erbittert, sich empört. Dort aber in den Wäldern muß sie erleben, daß ihr Abdul eine junge Troglodytin zur Geliebten hat, und die wilden, von ihr belauschten Liebkosungen der beiden erfüllen ihr Herz mit Wut und Ekel, so daß sie mit einem Zauberdolche das Mädchen tötet. Da verflucht sie Abdul, und die unglückliche Prinzessin wird, halbtot, in ihr Schloß zurückgebracht. Von ihrer Mutter, einer mächtigen Fee, wird ihr verzweifeltes Gebet erhört: Abduls Geliebte wird wieder zum Leben erweckt, so daß er wenigstens ganz glücklich ist. Dafür aber muß sie, die Prinzessin, ihrem treuesten Bewerber die Hand reichen, einem weisen, gütigen König, der sie auf Händen trägt und dem sie einen Sohn schenkt. Als sie einst von der Terrasse des Schlosses in den brausenden Strom sieht, kommt halb entblößt, von Wellen gewiegt, eine Leiche einhergeschwommen: Abdul. Da schreit die Königin auf in Verzweiflung und Glückseligkeit: „Abdul, Abdul, kommst Du? Kommst Du zu mir?“ Und mit ausgebreiteten Armen, ohne Besinnen, ohne an ihren neben ihr spielenden Knaben, an ihren Gemahl zu denken, stürzt sie sich in den Strom, der bald zwei Leichen an die Marmortreppen spült.

In unserer Zeit der fliehenden Prinzessinnen entbehrt gerade dieses Märchen nicht eines gewissen aktuellen Reizes, und wenn nicht 1872 als das Jahr der Niederschrift angegeben wäre, ließe sich die Ansicht wohl vertreten, daß Marie von Ebner-Eschenbach hier in poetischer Form Stellung genommen habe zu manchen bedauerlichen Affären der jüngsten Vergangenheit. Die reine Menschlichkeit der Dichterin tritt dabei leuchtend hervor. Denn der Sinn dieses Märchens in einfachen Worten ist doch der: Ehre und Stolz, Ruhm und Rang — was sind sie gegen die Naturmacht der Liebe? Um der Liebe willen, die ihr Schicksal ist, bricht die kleine Prinzessin von Banalien die heiligsten Schwüre, verläßt sie ohne Besinnen Mann und Kind. Und weinend spricht die unsterbliche Fee, ihre Mutter, zum hinterbliebenen König: „Habe Mitleid, verdamme sie nicht!“ Das mag auch das letzte Wort der Ebner-Eschenbach sein.

Mit einem neuen Skizzenbuche, und zwar wieder mit Skizzen vom unteren Rhein, wartet Wilhelm Schmidt-Bonn auf, dessen „Uferleute“ einst so viel Beifall fanden. Der Dichter hat in letzter Zeit mit der „Mutter Landstraße“ und der „Goldnen Tür“ um die Bühne gerungen, im ganzen doch wohl ohne rechten Erfolg. Er kehrt nun mit heimatlichen Geschichten, die er „Raben“ betitelt (Berlin, Egon Fleischel & Co.), auf das Gebiet zurück, auf dem er sich die literarischen Sporen verdiente. Und sein Buch erfreut in doppelter Beziehung: weil Schmidt-Bonn sich sein altes Können darin bewahrt hat und es neu betätigt, dann aber auch, weil man fühlt, wie er die Grenzen weiter zu stecken trachtet.

Was er gekonnt hatte und so hervorragend gekonnt, daß es allgemein aufgefallen war: eine Szene mit einer Eindringlichkeit zu geben, der man sich nicht zu entziehen vermochte, irgendein Bild, besonders aus dem Leben der kleinen Leute, mit großer plastischer Kraft vor uns hinzustellen. Das geschah mit einer Robustheit und Unbekümmertheit, wie sie etwa Clara Viebig in ihren besten Szenen hat. Auf die Verwandtschaft zwischen den beiden machte ich bei den „Uferleuten“ aufmerksam: dichterische Persönlichkeiten, die nicht wie Adler steigen, sondern gleichsam wie Steinblöcke auf Heimatsboden ruhen, unverrückbar, doch schwingenlos, von großer Wucht, doch gar zu fest ans Reale gebunden. Dichter der Enge und des Alltags, unübertrefflich in der Darstellung von Volkstypen, von Situationen; sofort unsicher, wo sie in Weite und Höhe führen sollen. Ihrer bewunderungswürdigen plastischen Kraft steht nicht eine gleich große geistige zur Seite, so daß leicht ein gewisser subalterner Zug in ihre Kunst kommt. Ihre Helden sind nicht die Wilhelm Meister und die Grünen Heinriche, mit denen sie nichts anzufangen wüßten, sondern Knechte und Mägde. Diese innere Verwandtschaft mit Clara Viebig hat Wilhelm Schmidt-Bonn jetzt gleichsam selber dadurch bekräftigt, daß er ihr sein neues Buch „Raben“ gewidmet hat. Er erzählt in diesen „Raben“ elf Geschichten, wie sie, mit einer gewissen, später nachzuholenden Einschränkung, auch in den „Uferleuten“ stehen könnten. Da ist ein Knecht, der dreißig Jahre auf demselben Schiff rheinauf- und abwärts gefahren ist und es nun verlassen muß, da der Sohn seines

einstigen Herrn es selber führen will — ein Stückchen Bismarckkonflikt in bescheidene Alltagsverhältnisse übertragen. Da ist ein Dienstmädchen, das sich neunzehn Jahre bei einer Herrschaft abgeschuftet hat und Entrüstung erregt, weil es nun zum ersten Male an sich denkt und heiraten will. Da setzt sich ein altes Mütterchen mit einem großen Korb an den Rhein und wartet gläubig auf das „Glücksschiff", das da kommen solle und die Armen aufnehmen. Da stirbt ein alter Musikant am Wege den schweren Tod.

Wie man bemerken wird: die rechten Skizzen; mehr noch Szenen, Ausschnitte aus dem manchmal fröhlichen, öfter traurigen Leben, Akkorde, die unerlöst erklingen, Alltagsglück und Alltagsleid, das auftaucht und zurücksinkt, ohne recht die Kraft zu haben, zu wirken und sich in Taten umzusetzen. Wilhelm Schmidt-Bonn sieht in der Hauptsache immer nur ein Bild, er sieht das gläubig-alte Mütterchen, das einen Tag und eine Nacht schon auf das Glücksschiff wartet. Und er schildert, wie der Glaube der alten Frau sich all den andern Elenden und Armen mitteilt, wie sie alle mit Körben kommen und warten, wie sie erregt und ungeduldig werden, wie sie schließlich verzagen, höhnen, sich verlaufen, und zuletzt nur wieder das Mütterchen dasitzt und wartet — in ihrer alten Zuversicht. Es interessiert ihn gar nicht, was weiter geschehen, ob das Mütterchen sich in der Nacht den Tod holen, ob es in seinem besten Glauben gebrochen zurückschleichen wird — die Szene bricht ab — das Bild ist gemalt. Und mehr als 25 enggedruckte Seiten hat Schmidt-Bonn dazu gebraucht. Aber gerade dies ist seine große Kunst, wie er die Situation ausnützt, wie sie alles hergeben muß, was irgend in ihr steckt. In wenigen Worten erzählt man den ganzen Inhalt, und doch ist kein Satz auf diesen 25 Seiten, der matt und ohne Leben wäre.

Dieser glänzende Darsteller und Schilderer scheint in den „Raben" aber auch einen Ausweg aus der ihm wohl selbst bewußt gewordenen Enge zu suchen. Insofern unterscheidet sich sein neues Buch, wenn auch kaum merkbar, von dem ersten. Er trachtet, seinen Bildern mehr Horizont zu geben. Das ist vielleicht nur erst in seinem Willen vorhanden, ist erst nur ein Streben aus vernünftiger Einsicht. Das wartende Mütterchen ist ganz realistisch gefaßt, ist die arme, Dialekt sprechende Rheinländerin — aber sie kann auch weiter als Symbol wirken, als die durch kein Fehlschlagen zu vertreibende Hoffnungsfreudigkeit und Glückssehnsucht der Ausgestoßenen. In dieser Licht- und Glückssehnsucht ziehen auch die Kinder in der ersten Geschichte nach Schlaraffenland. Und in der letzten Skizze erhebt Schmidt-Bonn sogar direkt den Blick vom einzelnen, vom sterbenden Musikanten, zu dem ganzen irrenden Volk von Brüdern, zur Menschheit. Aber gerade hier ist man innerlich nicht recht überzeugt. Und da man leicht dazu kommen kann, von Schmidt-Bonn als von einem Maler zu reden, so könnte man vielleicht sagen, daß dieses Neue zwar schon in seinem Kopfe sei, aber noch nicht in der Hand. —

Endlich scheint es mir Pflicht, auf einen Erzähler aufmerksam zu machen, der in der Literatur wenig genannt und im Publikum noch weniger bekannt ist, der es aber wahrlich verdiente, daß sich auf ihn wenigstens ein Teil jenes Interesses lenkt, das, durch hitzige Reklame irregeleitet, sich alljährlich auf so manches minderwertige und unsympathische Buch wirft. Der Autor, von dem ich reden möchte, heißt Walther Siegfried, und selbst der treue „Kürschner" weiß nicht einmal sein Alter anzugeben. Aber die liebevolle Sachlichkeit, mit der er darstellt, die feste sittliche Anschauung, die sich nichts vormachen läßt, die ruhige Unbeirrbarkeit deuten auf einen reifen Mann. Er hat vor vielen Jahren einen Künstlerroman „Tino Mornet" veröffentlicht, von dem mir dunkel in der Erinnerung steht, als hätte Erich Schmidt ihn sehr gerühmt; er hat dann, in merkwürdig sparsamer Art produzierend, einiges andere veröffentlicht, und nun soeben im Verlage von S. Hirzel in Leipzig eine große Novelle herausgegeben: „Die Fremde." Es ist schon auffällig, daß ein immerhin so umfangreiches Werk sich als „Novelle" gibt, da heut nach schlechter Gewohnheit jedes erzählende Opus von 3—400 Seiten gleich auf die Bezeichnung „Roman" Anspruch erhebt, um sich so dem Publikum verlockender zu präsentieren. Und wenn diese kleine Äußerlichkeit schon auf einen eignen, in sich selbst sichren, jeder Vorspiegelung abholden Mann deutet, so tut es das Buch selber noch in viel stärkerem Grade. Es bestätigt das erste Gefühl: da ist nichts von Ware, nichts Flüchtiges, nichts, was nur als Würze für den Geschmack der Menge zugefügt wäre, sondern da erhebt sich ein streng geschlossenes Kunstwerk, das gewiß lange und bis in jede Einzelheit durchdacht ist und das, mag man es anfassen, wo und wie man will, die Prüfung aushält und festgefügt und solide dasteht. Das Thema ist einfach: Zwischen zwei innig verbundene Freunde tritt das Weib, die Fremde, und es erfüllt sich ein doppeltes Schicksal. Mit strenger, aber liebevoller Sachlichkeit ist das durchgeführt, und die Handlung ist so ganz aus der Wesenheit der wenigen Menschen entwickelt, daß man unter dem zwingenden Eindruck ihrer absoluten Notwendigkeit steht.

Walther Siegfried scheint ein Schweizer zu sein, in der Schweiz liegt der Schauplatz seiner Novelle, über die Schweiz und ihre Einrichtungen wird mit offenbarer Sympathie gesprochen. Aber nicht dies allein bringt mich darauf, in unsrem Erzähler einen Landsmann Gottfried Kellers zu sehen. Es ist mehr noch sein Stil, seine Sprache, in der man wie in der Sprache der besten Schweizer etwas von freier Höhenluft zu spüren meint. Sie bleibt immer gegenständlich und verliert sich nie in Lyrismus und Schönrednerei, aber sie erkältet auch nicht durch Nüchternheit, sondern hat etwas Stolzes, Helles und Klares. Es ist eine Freude, sie zu lesen. Vielleicht gönnen sich einige diese Freude und behalten einen Dichter im Auge, der so still und unauffällig, aber auch so fest und sicher seinen Weg geht.

Illustrierte Rundschau.

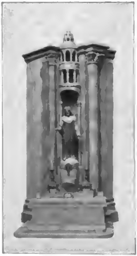
Plastik von Georg Wrba-München. — Speisezimmer von Bembé-Mainz. — Neuere Bronzen von E. Schmidt-Kestner, Gomanski, E. Seeger, ausgeführt von der Aktiengesellschaft vorm. H. Gladenbeck & Sohn-Berlin. — Tanz- und Tischkarten von Meissner & Buch-Leipzig. — Wohnzimmer-Einrichtungen von J. C. Pfaff-Berlin, entworfen von G. Honold.

Zu unsern Bildern.

Es schien geraume Zeit, als ob Berlin auf dem Gebiet der Plastik ein entschiedenes Übergewicht über die übrigen großen deutschen Kunststätten wahren würde. Die Reichshauptstadt war ja für die Bildhauerkunst goldener Boden geworden, ist es auch bis heut geblieben. Die Fülle der kaiserlichen, der staatlichen, der städtischen Aufträge, aber auch die Aufträge von privater Seite gewährleisteten den Berliner Bildhauern reiche Tätigkeit, und es hieße denn doch sehr einseitig urteilen, wenn man die ihnen gestellten Aufgaben kurzer Hand und ganz im allgemeinen als undankbar, unfruchtbar bezeichnen wollte. Wer aufmerksamen Sinnes durch den jüngeren Berliner Denkmalswald geht und nicht voreingenommen ist, wird bekennen müssen, daß es da eine ganze Reihe schöner Vorwürfe gibt, bei denen leider nur die Ausführung nicht selten allzuweit hinter dem Gedanken zurückblieb. Sei dem aber, wie ihm sei: trotz des goldenen Bodens hat Berlin auch auf dem Felde der Plastik seine führende Stellung nicht ganz zu behaupten gewußt. Die Münchener Kunst ist auch hier mit der Berliner in immer schärferen Wettkampf getreten, und wenn vor gar nicht langer Zeit an der Isar fast nur Meister Hildebrandt und dann der verstorbene Maison als wahrhaft große Bildhauer gerühmt werden konnten, so reiht sich ihnen heut eine stattliche Zahl ausgezeichneter Kräfte an, auf welche die Münchener mit Recht stolz sein dürfen. Da ist der treffliche Wilhelm von Rümann, da ist der Brunnenkünstler Hubert Netzer, da sind Erwin Kurz, Joseph Floßmann, Hermann Lang, August Drumm, Hermann Hahn. Da ist endlich Georg Wrba, von dessen schönem erfolgreichen Schaffen wir heut einige Proben in unseren Abbildungen geben. Sie alle — der eine nach dieser, der andere nach jener Seite hin — haben eine persönliche Note, schöpfen aus Eigenem und wissen auch da, wo sie sich mit der monumentalen Denkmalsbildnerei abfinden müssen, ihre Eigenart zu wahren. Von Wrba gilt das alles noch besonders. Ihm kam der



Modell einer Skulptur für das Leipziger Rathaus. Von Georg Wrba.



Modell eines Altars für die Maximilianskirche in München. Von Georg Wrba.





Bildnisbüsten. Von Georg Wrba.

Ruhm fast über Nacht, aber er hat ihm nichts von seiner Ursprünglichkeit genommen. Drei oder vier Jahre mag es her sein, daß er im Wettbewerb um einen Monumentalbrunnen für die Stadt Kempten den Sieg davon trug. Man kannte ihn bisher eigentlich nur als sinnreichen Kleinkünstler, dieser Brunnenentwurf aber schuf ihm plötzlich Ruf und Ruhm. Man drängte sich damals im Studiengebäude des bayerischen Nationalmuseums, um das Modell zu besichtigen, die Münchener Zeitungen brachten anerkennende Artikel, die Kunstzeitschriften Abbildungen, und mit einem Male stellten sich auch die Aufträge ein — bald in so reichem Maße, daß Wrba sich genötigt sah, ein eigenes Atelierhaus zu errichten und Hilfsarbeiter zu gewinnen. Der plötzliche Umschwung brachte ihn aber nicht aus dem Gleichgewicht; er wurde kein Poseur und kein Virtuose, er blieb der feine Künstler, der er immer gewesen war, und bewährte sich als solcher auch in den Arbeiten allgemeinerer Art, die er aus Gründen praktischer Natur nicht zurückweisen durfte. In der Münchener Sezession, zuletzt in der ersten Ausstellung des neuen „Deutschen Künstlerbundes“, waren stets besonders feine Schöpfungen von ihm zu sehen. Dazu gehören auch die beiden Porträtbüsten, die wir abbilden — Werke von scharf geprägtem Individualismus. Wir reproduzieren ferner hier das Modell eines Altars für die Maximilianskirche in München und einen Skulpturausschnitt für das neue Rathaus zu Leipzig. —



Vom Monumentalbrunnen in Kempten im Allgäu. Von Georg Wrba.

Die Firma Bembé in Mainz steht unter den großen deutschen Geschäften für Innendekoration in der ersten Reihe. Ihre Arbeiten — in der technischen Ausführung geradezu meisterhaft — zeichnen sich stets auch im Entwurf durch gediegene Vornehmheit aus; sie wirken bei allem



Spielzimmer des Freiherrn Ferdinand von Krauskopf zu Schloß Hohenbuchau in Schlangenbad.
Ausgeführt von A. Bembé in Mainz.

Reichtum, den ja oft der Geschmack der Besteller mehr bedingt, als wohl der Wille und die Richtung des Künstlers, stets solide und gediegen. Das gilt auch von dem Spielzimmer, das Bembé's für den Freiherrn von Krauskopf auf Schloß Hohenbuchau schufen. Es ist, will mir scheinen, etwas viel in den Aufbau „hineingeschachtelt", aber es ist das mit Geschmack geschehen und es sind Gegengewichte geschaffen, die dem Ganzen doch wieder den Eindruck der Ruhe geben. Famos sind zumal Decke und Stühle. —


Abschied. Bronze von Erich Schmidt-Kestner-Berlin.

Unsere deutsche Bronzekunst — ich meine die Kleinplastik — befindet sich, wenn nicht alles täuscht, in einer höchst erfreulichen Entwickelungsperiode, und die Zeit dürfte wohl vorüber sein, wo wir nur mit Neid auf die Franzosen blicken konnten, ohne hoffen zu dürfen, sie technisch zu erreichen. Es gibt jetzt in deutschen Landen eine ganze Anzahl guter Bronzegießereien, die nicht mehr nach dem gefürchteten Rezept „Billig, wenn auch schlecht" arbeiten, sondern künstlerische Qualitäten erstreben. Zu ihnen darf man heut auch die Aktiengesellschaft vorm. H. Gladenbeck & Sohn-Berlin rechnen. Ihre Kleinbronzen sind vortrefflich — nicht nur als Blender für das Auge — ausgeführt, und sie hat sich einen Stamm tüchtiger Bildhauer zu gewinnen gewußt, die ihre Arbeiten mit Vorliebe ihr zur Reproduktion übergeben. Eine gute Bronze ist stets ein wundervoller Zimmerschmuck. Sie hat den großen Vorzug, daß sie fast zu jeder Umgebung, in jedes Milieu paßt — es wäre sehr zu wünschen, daß unsere wohlhabenden Kreise sich dessen erinnern und die Bestrebungen der Bildgießereien ihrerseits kräftig unterstützen wollten. Es wird z. B. so viel und oft so ... unsinnig geschenkt; der guten Bronze aber wird dabei nur allzu selten gedacht. Und wenn einmal eine Bronze als Geschenk gewählt wird, dann ist es meist entweder eine Pariser, vielleicht eine Wiener, oder es ist die Reproduktion eines Werkes klassischer Kunst; leider nur zu oft eine recht mäßige der italienischen Massenproduktion. Das sind — mit Verlaub zu sagen — Ungerechtigkeiten gegenüber unserer Industrie und auch gegenüber unseren heutigen Künstlern, die wohl eine größere Beachtung auch auf diesem Gebiete verdienen, als ihnen zuteil wird. —


Der Trinker.
Bronze von Gomanski-Berlin.

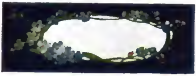
In farbiger Wiedergabe bringen wir eine Folge allerliebster Tisch-, Menü- und Tanzkarten der weltbekannten Firma Meißner & Buch in Leipzig — lustige Blätter, die gerade jetzt, wo die Geselligkeit in Land und Stadt auf voller Höhe steht, zur rechten Zeit kommen dürften. Es wurde in solchen Karten und Kärtchen viel gegen den guten Geschmack gesündigt, und wer die Auslagen selbst der besseren Papiergeschäfte betrachtet oder nach solchen Karten sucht, trifft noch heut auf ganz schauderhafte Erzeugnisse, bei denen die Stillosigkeit meist im umgekehrten Verhältnis zum Aufwand an Farbe und Golddruck zu stehen pflegt. Die Arbeiten von Meißner & Buch machen eine angenehme Ausnahme. Sie tragen fast durchweg ein künstlerisches Cachet, sind geschmackvoll entworfen und technisch geradezu in der Vollendung ausgeführt. Die Mode des Tages kommt diesen niedlichen Dingen heut wieder sehr entgegen. Man sucht jetzt dem ganzen Schmuck einer Tafel ein einheitliches Gepräge zu geben, Glas, Porzellan, sowie


Tänzerin.
Bronze von Ernst Seger-Berlin.



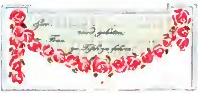
Tanzkarte.

Blumen gut zu einander abzustimmen. Besonders beliebt ist es auch, den Blumenschmuck mindestens in einer Farbe zu halten, wenn man es nicht vorzieht, sogar nur eine Blumenart — nur Rose, nur Flieder, nur Veilchen, nur Chrysanthemen — dafür zu verwenden. Oder man gibt, wenn an mehreren kleineren Tischen gespeist wird, was ja heut nicht nur bei Soupers, sondern auch bei Diners sehr beliebt ist, jedem dieser Tische e i n e Farbe im Blumen-



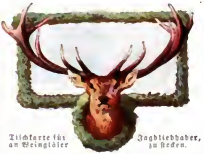
Tischkarte.

schmuck und trägt dieser vielleicht auch in der Wahl des Tischläufers Rechnung. All dem kommen diese Karten, richtig verwendet, entgegen. Sowohl die Führkarten, wie die Namenskarten, die man heut häufig in die Gläser einhängt, wie endlich die Menükarten sollen in Farbe und Blumenzeichnung der Tischdekoration entsprechen; die Führkarten müssen, wenn an verschiedenen Tischen gespeist wird, den Herrn „durch die Blume" unmittelbar darauf hinweisen, an welchem Tisch er für sich und seine Dame seinen Platz zu suchen hat. Der Geschmack des Tages bevorzugt



Führkarte.

ferner wieder einmal das Empire; zumal für Tanzkarten ist Empire und Biedermeierstil geradezu Trumpf, und man mag sagen, was man will,



Tischkarte für Jagdliebhaber, an Weingläser zu stecken.

niedlich sind diese Kärtchen in ihrer drolligen, etwas verschrobenen Ziertlichkeit, die uns so munter an die Zeit erinnert, zu der Großvater die Großmutter nahm — oder auch an die Glanzperiode des Überbrettels, an den „lustigen Ehemann", an sein „Ringel-Ringel-Rosenkranz . . . ich tanz mit meiner Frau . . ."

Den Schluß der Abbildungen unserer Rundschau bilden einige schöne Interieurs, drei Wohnzimmer-Einrichtungen, die von dem Berliner Architekten Georg Honold entworfen und von der Firma J. C. Pfaff ausgeführt wurden. Gediegene Arbeiten im guten Geschmack, komfortabel und modern ohne Aufdringlichkeit. Über Einzelheiten wird man verschiedener Ansicht sein können. Der Tischfuß im mittleren Zimmer will mir z. B. persönlich nicht gefallen, auch das Kaminarrangement im oberen Zimmer wäre mir gar zu eckig. Aber anderes ist wieder ganz prächtig gelungen, besonders die urbehagliche Nische des unteren Zimmers.

* * *

Wilhelm von Diez gab uns zu unserer Freude das Titelbild

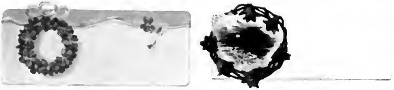


Tischkarte auf Weingläser zu legen.



Tischkarten in ihrer Verwendung auf Weingläsern. Aus dem Verlag von Meißner & Buch in Leipzig.

unseres Heftes — einen echten Diez von prächtiger Farbenfrische, brillant in der Zeichnung und zu alledem mit einem Schuß jenes eigentümlichen Humors, der Diez gelegentlich den Beinamen:



Tischkarten.

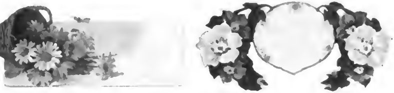
„Der Viktor Scheffel der Malkunst" eintrug. Einfach famos ist dieser Landsknecht, urwüchsig, gewiß ein höllischer Kerl in seinem Häuslein, daneben ein Stück Sausaus, der selbst auf der Flucht seine Bierkanne nicht von sich läßt, und gelegentlich auch ein Stück Marodeur — ich habe ihn wenigstens im Verdacht, daß der Sack, den er auf dem Rücken trägt, nicht nur sein eigen Hab und Gut birgt. —



Kärtchen für Weingläser.

Das Heft bringt diesmal außer diesem farbigen Titelblatt noch zwei in künstlerisch vollendeter farbiger Reproduktion ausgeführte Stilleben: ein frisches allerliebstes Kirschenbild von Alois Eckardt (den unsere Leser bisher wahrscheinlich nur als Bildnismaler kannten) und ein feines Eckchen Frühstückstisch mit Hummer und Roquefort von H. G. Kricheldorf. Vielleicht hatten unsere Leser diese beiden Blätter gelegentlich mit jenen beiden anderen Stilleben zusammen, die wir im ersten Heft dieses Jahrgangs veröffentlichten, den Trauben des alten Mignon und den köstlichen Grützmacherschen Rosen. Die vier Bilder verdienen es als kleine Meisterwerke einer feinen stillen, etwas über Gebühr in Vergessenheit geratenen Kunstgattung gemeinsam gewürdigt zu werden. —

Sehr reich und mannigfach ist der übrige bildliche Schmuck des Heftes. Außer den beiden ganzseitigen Goyas, deren Würdigung ja in dem ausführlichen Goya-Artikel von Dr. Oertel bereits erfolgte, sind da zunächst drei landschaftliche Motive ganz verschiedener Art: ein wundervoller Claude Monet, „Blick auf eine französische Kleinstadt" (zwischen Seite 688 und Seite 689), ein Stück Düne des Brüsseler Gilsoul (zwischen Seite 640 und Seite 641) — sehr fein und stimmungsvoll — ein Streifchen Italien, der vielbewunderte und nie ganz auszukostende Ausblick von Fiesole auf den Apennin, von Otto v. Stetten



Tisch- und Weinglaskarte.



Grunzer, wie sie sich da beschaulich am sonnigen Hang umherkielen und vergnügt die Schwänzlein ringeln, die konnte so nur ein Deutscher malen. Und vielleicht auch grad' nur unser Oberländer! — Eine ernste schöne Brahmsbüste von Tautenhayn-Wien schatteten wir zwischen Seite 616 und Seite 617 ein, um endlich, zwischen Seite 720 und Seite 721, dem Humor zur Karnevalszeit noch einmal

Wohnzimmer. Große Berliner Kunst-Ausstellung 1904. Entworfen von Architekt Georg Honold-Berlin. Ausgeführt von J. C. Pfaff, Berlin. (Gesetzlich geschützt.)



(zwischen Seite 696 und Seite 697). Geben diese drei Bilder Motive aus dem Ausland, so kommt uns Meister Oberländer dafür um so deutscher. Ich bitte die Wendung nicht übel zu nehmen — da sie sich auf eine Schweineherde bezieht. Aber ich kann mir nicht helfen: diese köstlichen

Wohnzimmer. Große Berliner Kunst-Ausstellung 1904. Entworfen von Architekt Georg Honold-Berlin. Ausgeführt von J. C. Pfaff-Berlin. (Gesetzlich geschützt.)



Wohnzimmer. Große Berliner Kunst-Ausstellung 1904. Entworfen von Architekt Georg Honold-Berlin. Ausgeführt von J. C. Pfaff-Berlin. (Gesetzlich geschützt.)

sein Recht und Raum zu geben: Jüttner nämlich mit einem lustigen Bildchen aus der sogenannten guten alten Zeit — der „kleine Karikaturist“ heißt es, und jeder Leser mag sich sein Verschen zu dem Bilde selbst machen. Das dürfte jedenfalls am pläsierlichsten sein.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Abendsonne im Moor. Gemälde von Heinrich Vogeler-Worpswede.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 7, März 1905.

Hans Kamp.

Roman von

Adeline Gräfin zu Rantzau.

(Schluß)

20. Juli.

Liebe kleine Jella!

Vielen Dank für Deinen lieben Brief, der mich trotz aller Freude etwas unglücklich gemacht hat. Du brauchst Dich wirklich um meinen Seelenzustand nicht zu ängstigen, mein Herz. Ich bin nervös. Bei einer solchen Arbeit und unter solchen erschwerenden Umständen ist man naturgemäß erregt und davon hingenommen; aber ich habe mich so an den Gedanken gewöhnt, daß Du meine bessere Hälfte bist, mein zweites Ich, daß ich, wenn ich Dir schreibe, meinen Empfindungen und Gedanken rückhaltlos freien Lauf lasse, und so mögen Dir meine Ergüsse wohl manchmal etwas verrückt vorgekommen sein. Geliebte, wenn zwei sich lieben, so müssen sie sich auch tragen. Habe nur Geduld mit mir. Ich denke ja nichts anderes, als wie ich Dich auf Händen tragen will, wenn ich Dich nur erst habe! Es steht mir jetzt ein kleines Häuschen in Aussicht, am andern Isarufer. Soll ich zum ersten Oktober mieten? — Von Hans kann ich nichts Näheres berichten, da ich ihn nicht sah. Des Nachmittags ist er auch immer mit Potzingers in Starnberg. Es wird mächtig am Kamp-Palast gebaut. — Nein, ich sehe wenig Menschen. Abends treffe ich manchmal mit Passau in der „Osteria“ zusammen. Der Mann ist viel netter geworden, aber man wird nicht recht warm mit ihm. Er hat übrigens jetzt große Erfolge und ist der richtige Damenliebling in der Kunst. Auch malt er ja sehr schik, aber eine Spur konventionell. Seine Technik ist eminent, aber das ist eben die alte Sache. Wenn wir Deutschen nicht verstehen, die prachtvolle französische Technik mit unserem eigenen deutschen Geist und Gemüt zu vertiefen und, unserer Natur gemäß, sie zu verwerten, dann werden wir elende Nachahmer, und das ist schlimmer, als der Tod. Passau ist immer viel bei Potzingers. Wir dachten doch früher alle, er liebte Irene, und ihr hattet es ja sogar einmal gehört, aber wir scheinen uns glänzend geirrt zu haben. So 'n Mann wie er verliebt sich überhaupt schwer. Er ist viel zu berechnend und kühl.

Lebewohl, mein Herz, grüße Mutter.

D. O.

Ende Juli.

Mein Herz!

Nun habe ich es wieder nicht recht gemacht und zu wenig von ihr, der interessanten Schwägerin, geschrieben? Da ist auch nicht viel zu erzählen; aber da Du

es wünschst, will ich getreulich nachholen. Den ersten Kopf hatte ich ja zusammengeschmissen; dann machte ich im Gehrock Visite bei Mutter Potz, brachte Irene einen Veilchenstrauß und kurz, dann kamen sie wieder, d. h. ich hatte Glück, die Potzin hatte Migräne, und der Vater brachte Irene. Er selbst wollte Zeitungen lesen, aber nach zehn Minuten langweilte er sich so diebisch, daß er mal „eben Luft schnappen" ging in irgendein geliebtes Bräu, und bei dieser Einrichtung ist es geblieben. Der Olle holte dann Irene wieder ab. Ich habe sehr fleißig gearbeitet; Irene gibt mir immer neue Rätsel auf. Sie ist mit Feuereifer bei der Sache, findet — momentan — die Skulptur das Höchste, was es gibt, und kann dann im nächsten Augenblick ganz kühl sagen: „Ach, wenn Ihr Kopf nicht gelingt, dann lasse ich mich von Passau malen." Mir schwebte auf der Lippe: „Das hätten Sie doch gleich tun sollen," aber man darf ja nichts sagen, man ist ja immer gleich grob wie Bohnenstroh.

Hans ist nach Starnberg übergesiedelt, um dort zu malen und den Bau zu besichtigen. Er scheint mich wenig zu vermissen.

So, Geliebte, die nächste Zeit muß ich kolossal arbeiten, also mache Dich auf kurze Briefe gefaßt. D. O.

30. Juli.

Geliebte!

Nur einen kurzen Gruß. Ich bin jetzt doch ziemlich abgearbeitet, da ich außerdem noch all die anderen Sachen machen muß. Ich kann nicht viel schreiben. Geht es Dir auch gut? Ich bin zwei Tage ohne Nachricht von Dir und ängstige mich schon. Ja, ich habe richtige Todesangst, daß Dir etwas zugestoßen ist. Du kannst mir doch nicht zürnen, daß ich acht Tage nicht schrieb? Du kannst es nicht! Bitte, bitte, schreibe. Ich vergehe vor Unruhe.

D. O.

10. August.

Meine Jella!

Du hast recht, mir zu zürnen. Erst dieser Angstschrei und dann keinen Dank auf Deinen Brief. Aber ich habe furchtbare Tage durchgemacht, und das europäische Gleichgewicht ist mir dabei in die Wicken gegangen. Ich bin außer mir! Es ist empörend! Es ist unmöglich, und doch ist es Tatsache: Potzingers sind abgereist, und ich kann meine Arbeit auf den Kehrichthaufen schmeißen. Ich kann nicht weiter drüber schreiben, vergib und behalte lieb

Deinen Otto.

Mitte August.

Ach Jella!

Ich würde Dir ja gern wieder lang und breit schreiben, wenn ich nur könnte! Wenn ich nur könnte! Ängstige Dich nicht, liebes Herz. All diese vielen Arbeiten durcheinander haben mich eben aufgerieben. Ich habe entsetzliche Nervenschmerzen gehabt im Hinterkopf und im Arm, aber nun ist es besser. Eine dumme Erkältung kam dazu. Der Doktor steckte mich für acht Tage ins Bett. Ich war richtig auf den Hund. Es ist zu dumm, daß so 'n bißchen Influenza im Verein mit Überarbeitung einen starken Mann wie mich vollständig umwerfen kann. Ich war ganz kaputt, und ich habe mich so nach Dir gesehnt, denn ich war ja ganz allein. Potzingers sind ins Gebirge gereist und haben Hans mit aufgepackt, und ich wurde ja erst nachher krank, vielleicht auch aus Verzweiflung über die mißlungene Arbeit! Ohne sie, ich meine das Modell, Irene Potzinger — kann ich mein Werk nicht fertig machen; nun ist mir alles verdorben und zerstört. Ach Jella, ich bin so unglücklich, so namenlos elend. Es wird wohl die Sehnsucht nach Dir sein. Sobald ich wohl bin, lasse ich alle Arbeiten liegen und komme zu Euch und erhole mich bei Dir, und dann laß uns Hochzeit machen, so bald es geht. Ich kann nicht mehr ohne Dich existieren. Ich würde zugrunde gehen ohne Dich. Jella, mache Herz und Arme auf für Deinen Otto.

17. August.

Geliebte Jella!

Ich glaube, ich habe Dir gestern einen ganz verrückten Brief geschrieben. Ich fühlte mich so hundeelend, und dann sieht man ja alles schwarz. Heute ist mir schon viel besser, und um die verfehlte Arbeit gräm' ich mich nicht ein bißchen. Irene und Hans werden wohl doch zu Weihnachten heiraten, und dann kann ich ihren Kopf ja immer

noch im Winter machen. Also: „Köppe hoch." Ich hatte gestern entschieden Fieber. Nun ist alles gut. Sobald ich reisen kann, komme ich, und dann — trennen wir uns nie mehr.

In Eile. Dein Otto.

9. Kapitel.

Wieder war es Frühling, und wie ein Strom von Sehnsucht und von neuem Leben ging es durch die alte tote Welt.

An der brausenden, rauschenden Isar entlang gingen Otto und Jella, Arm in Arm, und freuten sich der Knospen an den Bäumen, der großen, weißen Frühlingswolken am tiefblauen Himmelszelt, freuten sich des Gezwitschers der Vögel und des eigenen großen Glücks. Im Oktober des verflossenen Jahres hatten sie geheiratet, dann waren sie gleich nach München gezogen und lebten dort still und glücklich für sich. Der Bildhauer hatte viele Bestellungen und Erfolge, aber er hatte auch in seinem Leben noch nie mit so eiserner Energie und solch unermüdlichem Fleiße gearbeitet, als in diesem Winter. Jella fand es oft zu viel, aber er sagte, es wäre ihm Lebensbedürfnis, und er hätte ja nun die Verantwortung für ihrer beider Leben. Gesellig lebten sie gar nicht. Otto war des Abends ermüdet, und Jella wollte auch nichts weiter von der Welt als ihren Otto. Das Leben floß ihnen still und friedlich dahin, und in ihrem Glück vergaßen sie nach und nach, sich um das Sorgenkind, ihren Bruder und Freund, zu grämen. Jeder Mensch zimmert sich ja auch schließlich sein Schicksal selbst. Jedenfalls kann keiner es für den andern ausbauen. Was hatten sie auch für ein Recht darauf, Hans' Lebensschifflein lenken zu wollen? Wenn sie ihm das schönste und sicherste Schiff bauten und ihm den Kurs genau vorschrieben, er setzte sich ja doch in den kleinen, schwankenden Nachen und fuhr allein in den unermeßlichen, todbringenden Ozean hinaus. Es war ihm nicht zu helfen.

Heute aber waren ihre Gedanken sehr mit ihm beschäftigt. Er hatte endlich einmal wieder seit Monaten ein Lebenszeichen von sich gegeben und an Jella aus Rom geschrieben, wo er den Winter mit der Potzingerschen Familie zugebracht hatte. Von Hochzeit war noch immer nicht die Rede. Irene hatte ihren Kopf darauf gesetzt, gleich nach der Hochzeit in die Villa zu ziehen, vorher war also an Heiraten nicht zu denken. Das „Palais Kamp", wie Otto es nannte, nahte sich jetzt übrigens seiner Vollendung, und Hans hatte eben geschrieben, sie kehrten nach München zurück und wollten die Zimmer einrichten.

„Wenn sie aber dann nicht sofort heiraten," sagte Otto zornig, „dann —"

„Otto, wir können sie doch nicht zwingen!"

„Was da zwingen! Ich setze Hans die Pistole auf die Brust. So 'n langer Brautstand ist ja etwas Fürchterliches. Der Mensch muß ja draufgehen. Und wenn ich an seine Kunst denke, ich könnte weinen."

„Aber, Ottochen, Du siehst wirklich zu schwarz. Er hat doch vor Weihnachten sehr nett verkauft."

„Natürlich verkauft er, weil er momentan Mode ist. Aber wie lange wird es dauern? Wenn er in diesem Genre weiter malt, dann ist er in zwei oder drei Jahren kaput — fertig."

„Ich hoffe, er hat sich jetzt neue Anregung in Italien geholt."

„Ach, immer das Anregung holen. Wenn die schaffende Gewalt nicht tief im Innern lebt, nützt alles von außen Hinzukommende nichts. Ich habe ihn ja Weihnachten angefleht, weißt Du, nach der Hochzeit von Oskar und Hilde, als dieser italienische Plan aufkam. Ich habe ihn beschworen, hier zu bleiben und still zu arbeiten, aber — Na, wir wollen sehen, wie es weiter wird."

Etwa acht Tage später trafen Potzingers wieder in München ein. Otto und Jella waren absichtlich nicht an die Bahn gegangen; Otto wenigstens hatte es durchaus nicht gewollt. Am Abend, als sie in ihrem kleinen Gärtchen standen und junge Sträucher pflanzten, sahen sie Hans kommen. Er war sehr elegant gekleidet, hatte eine Nelke im Knopfloch und schritt mit einer gewissen Nonchalance daher . . . Sein Gesicht war ja noch dasselbe, hager und bartlos mit den kantigen, ausgesprochenen Zügen und jetzt von der südlichen Sonne gebräunt, aber die Augen, die sonst der Spiegel seiner weichen, träumerischen Seele gewesen waren, hatten einen fremden Ausdruck. Sie blickten so gelassen, so undurchdringlich in die Welt, daß niemand, der hineinschaute, ahnen konnte, was sich in ihrer Tiefe verbarg. Otto tat einen Blick hinein und gab in demselben

Augenblick den Kampf, den er so tapfer hatte führen wollen, auf.

„Hallo, Hans!“ rief er laut.

Hans zuckte zusammen, dann kam er langsam durch die kleine Pforte. Er lächelte freundlich und sagte ruhig: „Guten Tag, Kinder. Wie geht's Euch?“

Sie setzten sich auf eine Bank, die am Hause stand, und ein friedliches, unpersönliches, kleines Gespräch entspann sich. Fragen nach dem gegenseitigen Wohlergehen, nach den Reiseerlebnissen, nach gemeinschaftlichen Freunden, die Tagesereignisse, die Politik wurden besprochen, und schließlich sagte Hans: „Na, und die Arbeit geht flott, Otto?“

„Ça marche,“ antwortete Otto, denselben Ton anschlagend. „Und Du?“

„O merci. Ich habe in Italien kopiert und gut verkauft.“

„So? Das hätte ich mir doch mitgenommen für die neue Villa.“

„Na ja, aber Irene macht sich nichts aus Kopien. Es soll alles Original sein.“ Er lachte etwas gezwungen, dann erhob er sich. „Ich muß fort. Und morgen siedle ich gleich wieder nach Starnberg über. Ich denke da noch einige Frühjahrssachen zu malen und dann — wird eingerichtet.“

„A la bonheur.“

„Also — lebt wohl. Besucht mich doch einmal in Starnberg, hört Ihr!“

„O ja,“ rief Jella. „Ich denke es mir da entzückend. Wann trifft man Dich denn allein?“

„O, das kann ich nicht sagen. Mein Schwiegervater und — Irene werden wohl des Nachmittags viel herauskommen, aber — stört Euch das?“

Otto hatte seinen Spaten wieder zur Hand genommen und grub so heftig, daß ihm die Röte in die Wangen stieg.

„Bewahre,“ sagte er jetzt laut. „Wenn wir die Deinen nicht stören?“

„Sie werden sich sehr freuen. Also auf Wiedersehen.“

Er grüßte mit dem hellen Strohhut, dann winkte er sich eine Droschke heran und fuhr fort.

Otto und Jella sahen sich an. „Kolossal höflich sind wir alle geworden, nicht wahr, Jella?“ Er stieß den Spaten in die Erde und schlang den Arm um seine Frau.

„Komm herein, es wird kühl. — In der nächsten Zeit werde ich keine Ausflüge machen können, aber — wir können ja sehen.“

Als Otto am nächsten Morgen in seinem Atelier arbeitete, war er von einer fieberhaften Unruhe beseelt, die er sich nicht erklären konnte. Bald war es ihm zu kalt, bald zu heiß. Er wollte die Tür zum Korridor öffnen, da klopfte es von außen an, und als er aufmachte, trat Irene Potzinger herein.

„Guten Tag, Herr Finzenthal. Ich wollte Jella besuchen,“ sagte sie, „und da ich sie nicht in der Wohnung antraf, so dachte ich sicher, sie hier zu finden. Kommt sie nie mit ins Atelier?“

„Bei der Arbeit muß man allein sein,“ antwortete er herbe.

„Ach, ich kenne Ihre unheimliche Auffassung von ‚Arbeit‘. Sie waren wohl schön böse, als wir vorigen Herbst abreisten, nicht wahr?“

„Ich, hm — ich liebe es nicht, meine Arbeit zu unterbrechen.“

„Haben Sie den Kopf denn nicht fertig gemacht?“

„Nein, das war — wertlos.“

„Ach, lassen Sie ihn mich noch einmal sehen.“

„Er ist — ich habe ihn damals gleich zerstört.“

„So!“ Sie schwieg und fuhr erst nach einer Pause fort: „Ich will wieder gehen. Kommen Sie doch einmal nach Starnberg heraus und helfen Sie uns bei der Auswahl der Stoffe. Hans hat einen so furchtbar ernsten Geschmack, daß wir —, wenn ich ihm alles durchgehen ließe — graue Tapeten und graue Möbel erhielten. Können Sie morgen kommen?“

„Ich glaube nicht.“

„Ach kommen Sie morgen. Ich war eben bei Bernheimer, der schickt morgen die ganze Ladung. Bitte, kommen Sie.“

„Wenn Sie befehlen!“

„Ja, ich befehle! Wenn man Euch Künstlern nicht energisch befiehlt, kommt ihr zu gar nichts Reellem. Adieu, Herr Finzenthal, grüßen Sie Jella.“

Da war sie also gewesen; er hatte sie wiedergesehen, und es war ihm jedesmal so merkwürdig, so unglaublich, daß *sie* die Braut von seinem Kleinen war und nun wohl bald dessen Frau. — Als er abends nach Hause ging, sprach er mit Jella über

Irenes Aufforderung, und sie sagte gleich: „O ja, laß uns hinfahren! Dann kannst du mit ihr Möbelstoffe aussuchen, und Hans und ich können uns ein wenig allein genießen.“ Er sah sie einen Augenblick erstaunt an, dann schloß er sie heftig in die Arme.

„Ja, Geliebte, so wollen wir es machen.“

Mit großer Spannung betraten sie am folgenden Tage das Potzingersche Grundstück am Starnberger See. Otto war schon öfters da gewesen und kannte den Prachtbau. Jella war vollständig überwältigt und schritt achtungsvoll an Ottos Arm durch die runde Eingangshalle und von da in den Empfangssalon, der ganz in Weiß und Gold gehalten werden sollte. Dort fanden sie Irene und die Engländerin vor, umgeben von Vasen und Teppichen und Rokokomöbeln. Ungezählte Rollen mit Tapeten und Stoffmustern lagen herum, und ein superfeiner junger Mann von Bernheimer hielt mit nie versagendem Redefluß Ansprachen über die Vortrefflichkeit seiner Waren. Irene war so versunken in den Anblick eines Stoffes, daß sie ein wenig erschrak, als plötzlich der Bildhauer und seine Frau vor ihr standen. Dann umarmte sie Jella.

„Ach wie reizend, daß du auch mitgekommen bist.“

„Wo ist denn Hans?“ fragte Otto.

„Der böse Mensch hat mich im Stich gelassen,“ sagte sie ärgerlich. „Er behauptete, malen zu müssen, gleich heute, den ersten Tag, wo es doch so viel zu tun gibt, und bei diesem grauen Wetter. Er ist irgendwo am See. Willst du ihn aufsuchen, Jella? Du kannst ihn kaum verfehlen.“

„Ja gerne,“ sagte Jella freudig. Das hatte sie sich gerade gewünscht. Sie ging schnell hinaus und dann hart am Seeufer entlang. In den Büschen und Sträuchern schimmerte das erste Grün. Die Luft war weich und warm, und der See plätscherte ans Ufer.

Jella spähte scharf nach ihrem Bruder aus, aber sie konnte ihn lange nicht finden. Dann stand sie plötzlich neben ihm, denn er lag zu ihren Füßen lang ausgestreckt und schlief. Die Malgeräte lagen neben ihm. Sein Kopf ruhte auf dem Malkasten, die Hände waren über der Brust gefaltet. Jella blieb stumm stehen und betrachtete ihn. Er sah elend und bekümmert aus. Etwas wie Reue stieg in ihrem Herzen auf. Sie hatte sich in der letzten Zeit wenig um ihn gekümmert. Herz und Gedanken waren immer bei dem andern gewesen, bei Otto, der die Liebe ihres Lebens war.

„Hans!“ rief sie jetzt.

Er fuhr auf.

„Jella, du?“

„Ja, Otto und ich sind herüber gekommen und —“

„Wo ist Otto?“

‚Wie sie sich doch noch immer lieben,‘ dachte sie. ‚Ottos erste Frage war: Wo ist Hans?‘

„Er muß die Gardinen mit aussuchen. Komm, laß uns beide hier am See ein wenig gehen, oder wolltest Du malen?“

„Nein,“ erwiderte er langsam und noch halb im Schlaf; dann zog er ihre Hand durch seinen Arm.

„Komm, kleine Jella, wir wollen zusammen gehen.“

„Hans, Du sahst so elend aus, als Du da lagst — Dir fehlt doch nichts?“

„Mir? Nein. Ich bin etwas angegriffen. Es ist merkwürdig, meine Nerven sind zu dumm. Wenn ich so ein halbes Dutzend Tapetenbücher durchsehen soll, dann legt es sich mir wie Blei auf Kopf und Augen. Es hypnotisiert mich geradezu, und ich muß schlafen. Irene amüsiert so etwas königlich. Sie kann es den ganzen Tag aushalten. Du sagtest, Otto wäre bei ihr?“

„Ja, sie bat ihn. Sie mochte wohl nicht allein mit dem Jüngling verhandeln.“

„Meinst Du? Sie setzt doch alles durch, was sie will.“

„Weißt Du, Hans, ich freue mich, daß ich Dich allein treffe. Ich wollte mit Dir über Otto sprechen.“

„Über Otto?“

„Ja, ich finde, er arbeitet zu viel. Er ist oft so nervös, so matt, so herunter!“

„Otto?“

„Ach ja, und —“

„Nun, kleine Jella?“

„Ja und dann hat er manchmal solch häßlichen Husten. Könntest Du ihn nicht überreden, Hans, daß er jetzt mal ein bißchen ausspannte und — zum Beispiel mit mir zur Mutter reiste. Ich bin überzeugt, die Heide, die starke Luft täten ihm so gut.“

„Die Heide!“ antwortete Hans. „Die Heide!“

Sie waren stehen geblieben, er legte den Arm um sie, und sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Zu ihren Füßen lag der leise rauschende See, umprangt von Bergen. Und dort im Norden, weit, weit hinter der blauen Ferne, da lag es, das stille, einsame Land. Es war ihnen beiden plötzlich, als drängen der starke Kieserngeruch und der eigentümlich herbe Heideduft bis hierher zu ihnen herüber. Sie schwiegen. Hans' Atem ging schwer.

Dann raffte er sich zusammen.

„Komm, Jella. Ich finde, Du machst Dir unnötige Sorgen um Otto. Er sieht vortrefflich aus, und weißt Du, mit uns Künstlern ist es immer schwer, einen ewigen Bund zu flechten, denn die Arbeit nimmt einen so hin — und — Irene war heute auch unzufrieden mit mir, daß ich malen wollte. Wir müssen jetzt zu ihnen gehen. Das Leben ist eben nicht immer leicht, Jella. Man muß Geduld haben, furchtbar viel Geduld."

Hand in Hand schritten die Geschwister zurück. Sie fanden Otto in voller Tätigkeit vor, auf einer Leiter stehend und einen schweren Brokatstoff probeweise vor das Fenster haltend. Irene war sehr animiert und liebenswürdig und wurde nur einmal verstimmt, als Hans sich in einen der neuen Sessel niederließ.

„Du bist gewiß voller Ölfarbe, mein Lieber."

„Ich habe nicht gemalt," antwortete er trübe.

„So, Du hast Dich herumgetrieben, statt mir zu helfen. Herr Finzenthal, Sie müssen wirklich öfter herüberkommen und mit einrichten. Hans scheint nicht den leisesten Wert darauf zu legen, daß sein Haus jemals fertig wird."

Sie stand neben ihrem Verlobten. Er nahm ihre Hand und legte sie gegen seine Augen.

„Nun?"

Er antwortete aber nicht. Sie küßte ihn leicht auf die Stirn und entzog ihm ihre Hand.

„Du alter Träumer, Du! Wir wollen Otto Dein Atelier zeigen. Komm."

Das Atelier lag auch im Erdgeschoß, neben dem Wohnzimmer Irenes. Es war ein großer prachtvoller Raum, mit Oberlicht und allen möglichen Schikanen, Vertiefungen und Nischen. Hans hatte sich mit seinen Malsachen dort gleich am Morgen provisorisch eingerichtet; aber noch sah es durchaus nicht aus, als ob er hier je arbeiten würde.

Otto bewunderte das gute Licht, Jella die Größe des Raumes. Und dann verabschiedete sich das Ehepaar Finzenthal mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

„Es ist eigentlich der originellste Gedanke, den ich je gehört habe," sagte Jella, „daß sie sich so ihr Haus selbst einrichten vor — vor der Hochzeit."

„Na, wenn Irene kein Original ist, dann weiß ich auch nicht —", meinte Otto.

„Was ist eigentlich so Besonderes an ihr? Sie ist ja bildschön und gewiß sehr klug und geistreich, aber mir kommt sie immer kühl vor. Ich kann nicht darüber hinweg. Es wird gewiß in ihrem Leben nie einen Augenblick geben, wo sie alle Schranken durchbricht und ganz wahr, ganz offen, ganz rückhaltlos ihren Gedanken freien Lauf läßt. Meinst Du nicht auch?"

„Was für ein kleiner Menschenkenner Du bist," lachte Otto.

„Lache Du nur. Ich weiß ja auch nicht, wie sie mit Hans ist, wenn sie allein zusammen sind; aber glaubst Du, daß sie einer großen, starken Leidenschaft überhaupt fähig ist?"

„Jella, was redest Du für Zeugs! Wie soll ich das wissen? Es geht uns ja auch gar nichts an. — Du, wir müssen laufen, wenn wir den nächsten Zug noch erreichen wollen. Da pfeift er schon! — Lauf!"

— — In den nächsten Wochen wurde in der Villa Irene, wie Hans das Haus jetzt definitiv getauft hatte, unentwegt eingerichtet. Otto und Jella fuhren öfters des Nachmittags hinaus, und in der letzten Zeit war Otto auch manchmal allein gefahren, da Hans angefangen hatte, im Atelier ein größeres Bild zu malen, und Jella erklärte, sie käme sich zwischen all den bunten Stoffen und Möbeln doch nur dumm und komisch vor und könnte nicht mithelfen; Hans stören aber wollte sie auch nicht. So blieb sie lieber allein zu Haus und freute sich, daß ihr Otto diese kleine Erholung und Abwechslung hatte. Allerdings war von Erholung nicht viel zu merken. Otto war in der letzten Zeit so nervös gewesen, daß Jella sich ernstlich Sorgen machte, aber als

sie ihn wiederholt bat, mit ihr fort zu gehen, in die Berge oder die Heide, wurde er heftig und unfreundlich, und als sie anfing zu weinen, war er zum erstenmal in seinem Leben rauh und hart gegen seine Frau gewesen. Ebenso stürmisch bat er sie nachher um Verzeihung, aber über Jellas klarer Stirn lag seitdem ein Schatten.

Eines Tages, Ende Mai, als Otto wieder hinausgefahren war und die Villa Irene betrat, hörte er aus dem Atelier heftige Stimmen.

Er wußte erst nicht recht, ob er eintreten sollte, aber am Ende konnte er helfen. Er machte die Tür rasch auf und ging hinein.

Im Atelier lagen die üblichen Ballen Möbelstoff und Teppichproben. Dazwischen stand Hans mit gesträubten Haaren, sehr blaß im Gesicht, ihm gegenüber seine Braut in duftiger Frühlingstoilette, Blumen im Gürtel, ebenfalls sehr blaß im Gesicht.

„Gut, daß Sie kommen," rief sie Otto mit bebender Stimme entgegen, „wir sind uns wieder mal nicht einig über den Stoff."

„Hier in meinem Arbeitsraum will ich keine bunten Stoffe haben," sagte Hans erregt.

Otto blickte ihn erschrocken an. Er hatte es noch nie erlebt, daß Hans in Gegenwart seiner Braut heftig wurde.

„Aber das brauchst Du doch auch nicht," antwortete er beschwichtigend.

„Herr Finzenthal, nun hetzen Sie ihn nicht noch mehr gegen mich auf. Es ist doch unerhört, daß er das Atelier sozusagen gar nicht einrichten will. Ich finde es einfach töricht. Später werden die Leute doch von München geströmt kommen, um das Atelier Kamp zu sehen, und da muß es eben anständig eingerichtet sein. Denken Sie nur an Lenbach, an Stuck. Es ist doch überall ein Stil, ein Charakter dabei, und das Publikum verlangt das. Er schadet seiner Zukunft, wenn er hier die Wände mit diesen alten Rupfen benagelt und statt Sammetportieren einen Efeutopf ans Fenster stellt. Hans, es ist einfach lächerlich."

„Ja, dann richte Dir doch hier ein Gewächshaus oder eine Volière ein, wenn Du willst. Ich male dann eben wo anders, oder — ich male überhaupt gar nicht mehr."

„Hans!" Otto und Irene hatten es zugleich gerufen.

„Ja," fuhr Hans fort, immer lauter und erregter sprechend, „ich werde nicht mehr malen, nie mehr, nie mehr. Ich habe es in den Tod satt. Ich kann nicht mehr! Und ich will nicht mehr!"

Er weinte beinahe vor Wut. Irene war sprachlos. Sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu, dann ließ sie den Möbelstoff, den sie in der Hand hielt, zur Erde gleiten und ging rasch hinaus.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, so legte sich Hans' Erregung.

„Zu dumm," sagte er stockend und tonlos, „sich so — aufzuregen, und sich so tölpelhaft zu benehmen. — Es ist ja schließlich ganz egal, ob das ganze Haus feuerrot oder himmelblau eingerichtet ist. — Es ist ja überhaupt alles ganz egal."

Er ließ sich auf einen Ballen Zeug fallen und starrte vor sich hin.

„Bitte, Otto, nimm Dir doch einen Stuhl."

Otto sah ihn ernst an.

„Was hast Du denn eigentlich in der letzten Zeit gemalt?" fragte er möglichst harmlos.

„Da die großen Schinken an der Wand. Dreh sie Dir nur um."

Otto ging langsam durch das Atelier und drehte zwei riesengroße Leinwände um. Es waren die „Faraglioni" bei Abend- und Morgenbeleuchtung, die üblichen roten Felsen und das knallblaue Wasser, die dünne Luft.

„Hm," murmelte der Bildhauer, „darf ich auch die Skizze dazu sehen?"

„Ich habe keine. Ich habe mir so'n paar kleine bunte Bilder dazu gekauft. Irene wünscht sich dies große Bild für unseren Eßsaal — und das andere ist für Hildegard, und wenn Du Dir all die anderen kleinen Sachen ansehen willst, Otto — — es sind alles die Faraglioni, alles, alles die Faraglioni, für Schwiegerpapa und Schwiegermama und Tante Anna und die Fürstin Fugger und — pour qui en veut. Es ist sehr bequem zu malen, blau und rot und rot und blau."

„Sehr bequem," sagte Otto. Er war so erschüttert, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Dann wandte er sich um und kam langsam wieder zu Hans zurück. Hans rückte unwillkürlich etwas zur Seite, und Otto ließ sich neben ihm auf dem dicken, schweren Teppichballen nieder. Er steckte sich in aller Ruhe eine Zigarre an.

„Nimmst Du auch eine?"

„Danke."

„Sieh mal, Junge," fuhr Otto freundlich fort, „das da ist eben Geschenkmalerei, aber das tut ja nichts. So was muß man sich auch mal erlauben, und nach Deiner Hochzeit, da legst Du denn eben wieder ordentlich los und findest bald Deine alte Kraft wieder."

„Nach meiner Hochzeit!"

„Ja. — Nun ist's doch wohl nicht mehr lange hin; wann ist der Termin festgesetzt?"

„Frage mich nicht, denn — — ich — weiß es nicht."

Eine Pause entstand. Otto wagte nicht den Freund anzusehen. Er blies starke Rauchwolken in die Luft. Ihm war selbst so beklommen, so schlecht zumute, als sollte er ersticken.

„Na, da würde ich nun aber mal Ernst machen," sagte er dann und erschrak selbst über seinen rauhen Ton.

„Ich werde noch warten müssen," antwortete Hans tonlos.

Jetzt sprang Otto auf.

„Mensch, Du wartest schon viel zu lange! Und wenn Du es wissen willst: Du gehst daran zugrunde."

„Ja, das tue ich auch."

Ottos Hand legte sich schwer auf die Schulter des Freundes.

„Hans!"

Er erhielt keine Antwort.

„Hans, komm, gib mir mal wieder die Hand, aber ordentlich und fest, so wie früher. So, und nun sage mir, darf ich sprechen?"

Ein stummer Druck der kalten, schmalen Finger war die einzige Antwort. Otto stand neben ihm und hielt die Freundeshand fest, fest in der seinen.

„Hans, Du bist ein Mann. Es muß biegen oder brechen. Gehe jetzt gleich zu ihr und sage ihr — entweder wir heiraten morgen oder — alles ist zwischen uns aus."

„Das kann ich nicht, Otto."

„Warum nicht? Es gibt doch kein ‚ich kann nicht'."

„Ich kann nicht. Ich habe ihr mein Wort gegeben, sie nicht mit dieser Frage zu quälen, weil es ihr doch — ein so großer Entschluß ist, weißt Du, und — "

„Dann liebt sie Dich also nicht?"

Hans richtete sich mit einem Ruck empor. Er sah jetzt Otto voll und traurig an.

„Doch," antwortete er langsam, „sie hat mich lieb. Sie hat es mir gesagt, und wer mir das einmal gesagt hat, dem glaube ich das — gegen alle Beweise und gegen allen Augenschein — bedingungslos. Denn wenn — man sich — in solchen Sachen nicht vertraut, weißt Du, dann wäre das Leben keinen Schuß Pulver wert. — Aber darum soll man nie — die Liebe eines anderen nach der eigenen Liebe messen wollen. Man kann aber hoffen —; man kann warten und — weiter lieben."

„Du hast Dir da eine ganz schöne Theorie zurecht gelegt, Hans; aber, wenn ihre Liebe um so viel geringer ist wie Deine, woll'n wir mal sagen, glaubst Du, daß Ihr zusammen glücklich werden könnt?"

„Otto — ich kann ihr mein Wort nicht zurückgeben, ich kann nicht! — Wenn sie mir sagt, ich soll gehen, — dann will ich ja — gehen, aber — vorher nicht."

„Und was soll aus Deiner Kunst werden?"

Hans bedeckte die Augen mit der Hand.

„Nichts —!" antwortete er.

In diesem Augenblick kam einer von den Tapezierergesellen herein und überreichte Hans eine Rechnung.

„Das gnädige Fräulein schickt mich, und ob Herr Kamp nicht so gut sein wollen und bezahlen."

„Aha," sagte Hans. Es war die Rechnung für seine Ateliereinrichtung. Er wandte sich lächelnd an Otto.

„Ich bin momentan ganz naß. — Hast Du etwas bei Dir?"

„Ja, hier; glücklicherweise gerade recht anständig. Bitte, nimm."

„Danke."

„Und nun will ich zu ihr gehen und mich entschuldigen wegen vorhin. Otto — kommst Du bald einmal wieder?"

„Jeden Tag und jede Stunde, wann immer Du mich brauchst."

„Gut. So wisse: ich brauche Dich; aber — helfen kannst Du mir vorläufig noch nicht. Lebe wohl. Grüße Jella."

Er geleitete Otto bis an den Ausgang und sah der Gestalt des geliebten Freundes noch lange nach. Dann richtete er sich sehr gerade auf und ging zu ihr.

Nun stand ihm wieder eine jener Szenen



In der Loge. Gemälde von Firmin Auguste Renoir.
(Im Besitz der Herren Durand-Ruel in Paris.)

bevor, die er so gut kannte und die in der letzten Zeit immer häufiger vorgekommen waren. Er seufzte tief. War er unglücklich? Dadurch, daß er mit Otto gesprochen hatte, war es plötzlich zu einer Tatsache geworden, aber er bereute es nicht, daß es einmal zu einer Aussprache zwischen ihm und dem Freunde gekommen war. Ein Gefühl sagte ihm, daß es doch einmal dahin hätte kommen müssen, und nun war er damit wenigstens durch. Aber mit ihr? Mit Irene? Jetzt stand er vor ihrer Tür, er hörte ihre und Miß Perdicks Stimmen in dem sogenannten Boudoir, das schon fast ganz fertig eingerichtet war. Er blieb einen Augenblick stehen und lehnte sich gegen die Wand. Wozu lebte er noch? Was hatte das alles für einen Zweck? Gar keinen! Und zu welchem Ziele führte es? Zu keinem.

Er klopfte an und trat dann ein.

Sie saß an dem großen Rokokoschreibtisch und rechnete. Miß Perdick saß daneben und reichte ihr die einzelnen Noten hin.

„Darf ich Dich einen Augenblick sprechen, Irene?"

„Komm in einer halben Stunde wieder. Du siehst doch, daß ich zu tun habe!"

„Wie Du willst."

Er ging hinaus, durch die Anlagen des Parkes, die noch etwas hoffnungslos Neues und Ödes hatten. Vielleicht in zehn Jahren waren diese Pflanzen Bäume. In zehn Jahren — was dann? Vor dem Haus blühten schon Rosen. Er schnitt eine ab, um sie ihr zu bringen. Er war das so gewohnt, er tat es halb mechanisch. Er ging an den See hinunter und setzte sich in ein Boot, das da lag, und dann nahm er die Rose und legte sie ins Wasser und sah zu, wie die Wellen sie forttrugen und wie sie schließlich in der Strömung verschwand. — Er beneidete sie. Endlich machte er sich auf den Heimweg und fand seine Braut noch am Schreibtisch sitzend vor.

„Du bist eine Stunde fortgeblieben," empfing sie ihn.

„Verzeih," sagte er nähertretend. Er faßte ihre Hand, aber sie lag gefühllos in der seinen. ‚Wie ein Stück Holz,' dachte er und ließ sie wieder fallen.

„Vergib mir meine Heftigkeit von vorhin," bat er weich.

„Daß Du Dich auch nicht einmal vor Finzenthal zusammennehmen konntest," antwortete sie aufstehend.

„Du kränktest mich so sehr."

„Ich Dich? Na ja, ich wurde wohl etwas eifrig. Aber sieh mal, Geliebter, es ist doch nur mein rasender Ehrgeiz für Dich. Ich *will*, daß Du es schön hast, schöner, als alle Menschen auf der Welt. Und Dein bescheidener Geschmack ist wirklich etwas krankhaft. Verstehst Du mich nicht?"

„Nein."

„Hans! Ich kann und kann dies Leichenbittergesicht nicht aushalten. Ich verzeihe Dir ja. Da hast Du einen Kuß und nun komm und sei froh. Apropos — hast Du den Jüngling bezahlt? Ich schickte ihn Dir."

„Ich hatte nichts bei mir. Otto lieh mir."

„Wie unangenehm. Ich will es ihm gleich heut abend in München wiederschicken. Bitte, mach meinen Schreibtisch auf. Es muß noch etwas Geld drin sein. Ich nahm zu viel mit heute früh."

Hans setzte sich an den Tisch und zog die große Schublade heraus. Gold blinkte ihm entgegen, Gold und immer Gold. Die Rollen hatten sich gelöst, und in großen, unordentlichen Haufen glänzte das angebetete Metall, mit dem seine kostbare Einrichtung bezahlt wurde, ihm entgegen.

Wie eine plötzliche Wut ergriff es ihn. Er raffte das klimpernde Geld mit beiden Händen zusammen; dicht neben ihm war das offene Fenster, und im nächsten Augenblick hatte er alles hinausgeworfen.

„Da," sagte er, „da! Ich will nicht mehr. Ich kann nicht mehr. Ich will wieder hungern, ich will wieder arbeiten. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, steht schon in der Bibel. — O Irene!" wandte er sich ihr plötzlich wieder zu und faßte leidenschaftlich ihre beiden Hände, „Irene, komm mit mir, laß uns das öde Prunkhaus fliehn. Komm mit mir in die Heide, lebe und arbeite mit mir. Ich bete Dich an, nur komm, komm!"

Sie sah ihn entsetzt an. Was hatte er nur? War er krank?

„Was fehlt Dir, Hans?" sagte sie freundlich. „Du hast mich ja doch. Und dies Haus, wir bauen es doch nach unserem Geschmack. Was willst Du mehr. Du bist krank. Ich sehe es. Komm, leg Dich hier ein wenig hin und ruh Dich aus.

Ich will draußen nur sagen, daß der Kasten mit dem Gold herausgefallen ist. Sonst, sonst könnten am Ende Diebe — —"

Er hatte ihre Hände losgelassen, sie eilte hinaus, und er setzte sich auf einen roten Damastsessel. „Ich bin ein hirnverbrannter Tölpel," sagte er sich. Dann kam sie wieder und brachte Wein für ihn. Sie hatte sich wirklich erschrocken. Man erlebt es ja bei Künstlern, daß die Nerven plötzlich nicht mehr wollen. — Sie war so gut, so liebevoll zu ihm. Er mußte sich aufs Sofa legen, und sie pflegte ihn mit Hingebung. Aber als er sie fragte: „An welchem Tag wollen wir heiraten?" antwortete sie: „Habe Geduld mit mir, Hans. Ich habe Dich ja lieb, und ich finde es alles so schön und gut so, aber ich kann diesen großen, letzten Entschluß noch nicht fassen, weil ich immer denke, ich mache Dich nicht so glücklich, wie Du es verdienst; und Du sollst mich erst ganz kennen lernen, ehe Du mich für immer hast. Wie viele Leute sind noch viel länger verlobt, als wir. Ein Jahr ist doch so kurz. Willst Du nicht Geduld haben? Wie sonderbar bist Du heute! Gewiß hat Otto Dich aufgehetzt."

„Nein, nein, es ist ja alles meine Liebe."

Sie sah ihn lange an und schüttelte nur leicht mit dem Kopf, dann sagte sie ernst: „Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß ein Mensch auf Erden überhaupt so lieben kann, wie Du es tust, Hans."

„Geliebte," antwortete er nur, und noch einmal „Geliebte."

10. Kapitel.

Aber was half alle Liebe! Sie richteten weiter ein und kämpften jetzt um jedes Möbel und um jedes Bild. War er seit der Unterredung mit Otto aus einem Traum erwacht und wollte er sich einen letzten Rest von Selbständigkeit durch diese fruchtlosen Szenen retten, oder wollte er alles auf die Spitze treiben? Er wußte es selbst nicht, er wußte nur, daß er bald nicht mehr konnte. Und was sollte werden, wenn nun dieses verwünschte Haus endlich fertig war und sie irgendeinen anderen Vorwand ersann, um nicht zu heiraten! War er eigentlich verrückt oder war sie es? Wozu hatten sie sich verlobt? Hatte sie einen anderen geliebt? Liebte sie einen andern? Nein, solche Gedanken wollte er überhaupt nicht aufkommen lassen. Die ganze Art seiner Liebe war viel zu zart, zu groß und zu vertrauensvoll, um solchen Gedanken nachzuhängen. —

„Ich muß einmal wieder nach Hans sehen," sagte Otto eines Tages zu seiner Frau. Er war eben aus dem Atelier gekommen und hatte sich in Jellas Zimmer aufs Sofa geworfen.

„Schon wieder?" erwiderte sie, ihre Näharbeit zusammenlegend.

„Ja," fuhr er fort, „es wird mir sauer genug, aber irgend etwas muß geschehen! — So geht's nicht weiter."

Jella stand jetzt neben ihm.

„Wäre es nicht besser," sagte sie ruhig, „wir überließen Irene und Hans ganz sich selbst, anstatt uns da hinein zu mischen?"

Er hatte die Augen geschlossen und schwieg.

Dann stand er plötzlich auf.

„Du magst recht haben, Jella. Kann ich etwas zu essen bekommen?"

„Gewiß, es ist alles warm gestellt. Ich erwartete Dich schon vor zwei Stunden."

Bei Tische war er angeregt und heiter. Nachher rauchte er seine Zigarre, während Jella abräumte, und plötzlich sagte er so obenhin —: „Weißt Du, ich werde doch fahren! Ich habe es Hans versprochen und — dieser Zustand ist ja nicht mehr auszuhalten."

Jella sah ihn groß an. Sie trug die Suppenschüssel in die Küche. Als sie wieder zu ihm kam, sagte sie: „Wie Du meinst, Ottochen. Nur — bleibe nicht zu lange. Die letzten Male kamst Du so furchtbar spät wieder, und Dein Husten — —"

„Liebes Kind, mein Husten ist rein nervös, rein nervös — adio carissima — ich glaube, wenn ich heute noch fahren will, muß ich mich beeilen — heute abend brauche ich nichts mehr zu essen — laß nur, laß nur —"

Die Tür schlug zu. Er war fort.

Er fand seinen Schwager in großer Verzweiflung vor. Da versuchte er noch einmal, Hans endlich zur Auflösung seiner Verlobung zu bringen, aber mitten in einem Satz brach Hans das Gespräch ab, sprang aus dem niedrigen Fenster und lief fort.

Otto stand ratlos da, mitten in dem à la Lenbach eingerichteten Kamp-Atelier. Er wußte auch nicht mehr, was er machen

sollte. Eins war klar: es konnte so nicht weiter gehen; aber was sollte er, Otto, dabei tun! Mit Irene sprechen?

„Ausgeschlossen," murmelte er zwischen den Zähnen. Mit den Eltern Potzinger? Sie taten ja alle blindlings, was Irene wollte. Er hatte einmal Herrn von Potzinger darauf angeredet und angedeutet, daß dieser lange Brautstand für Hans sehr schwer wäre, und was hatte Potzinger darauf geantwortet?

„Ja, wissen Sie, mein Lieber, die Irene geht doch ihren eigenen Weg. Die ist nun mal ein Hauptkerl, und das müssen die jungen Leute untereinander abmachen. Und wissen Sie, unter uns gesagt, ich denke manchmal, sie kriegen sich noch gründlich satt, und dann ist's doch besser vor der Trauung als nach der Trauung. Außerdem, wenn Hans in seiner Kunst zurückgeht, so ist es doch für uns — eine sehr riskierte Sache! Wir werden ja sehen —!"

Otto war außer sich gewesen und vermied es seitdem geflissentlich, mit Potzingers zusammenzutreffen. Nach Starnberg kamen die Eltern auch nur selten hinaus, Miß Perdick war ja Schutz genug, und es war nun einmal Irenes verrückte Idee, das Haus selbst einzurichten. Bezahlen konnten sie's ja. Also!

Otto hielt die Hand vor die Augen. Was wollte er tun?

„Hans, bist Du da?" rief eine Stimme zur Tür herein. Ihre Stimme.

„Er ist fortgegangen," sagte Otto befangen.

„Ach, Sie sind da, Herr Finzenthal." Sie kam zu ihm herein, ganz in Weiß. Es war ein heißer Tag. Sie kam eben aus dem Garten und hatte einen Korb Blumen in der Hand. Ein heller Strohhut mit einer großen, weißen Feder beschattete ihr winziges Gesicht fast ganz.

‚Kann man sie aufgeben?' dachte Otto. Ihm wurde plötzlich so beklommen zumut, daß er am liebsten wie Hans aus dem Fenster gesprungen und fortgelaufen wäre; aber er rührte sich nicht vom Fleck. Irene schritt an ihm vorüber, nahm eine große Vase, stellte sie auf den Tisch und fing an ihre Blumen zu ordnen. Ihr Verhältnis zu dem Bildhauer war in der letzten Zeit sehr gespannt gewesen, weil sie der festen Überzeugung war, daß er Hans gegen sie „aufhetzte", wie sie es nannte. Hans leugnete es zwar standhaft, aber so etwas fühlt sich ja immer durch. Nun traf sie ihn allein. Sie beschloß, ihn zur Rede zu stellen.

„Bitte, setzen Sie sich doch, Herr Finzenthal."

„Danke gehorsamst." Er konnte kaum sprechen, er war wie gelähmt. Was war ihm nur? Er blieb stehen.

„Hans gefällt mir in der letzten Zeit gar nicht," begann sie. „Wie herrlich ist diese Rose. Riechen Sie einmal daran und bringen Sie sie Ihrer Frau mit, ja? Geht es Jella gut?"

„Danke gehorsamst," diesmal sagte er es laut und sicher. Irene fing an zu lachen.

„Bitte verbindlichst," sagte sie, seinen Ton imitierend. „Sie sind komisch heute, — les nerfs, mon ami?"

„Pas du tout, Mademoiselle. Sie sagten vorhin etwas über Hans, was ich ganz und gar unterschreibe."

In demselben Augenblicke war sie wieder ernst.

„Ja, Hans — er ist entsetzlich nervös und ich — sagten Sie etwas?"

„Ja — nein — ich dachte nur —"

„Was denken Sie?"

„Ich denke, es müßte etwas für ihn geschehen."

Sie antwortete nicht gleich. Sie hatte gerade die letzten Blumen in die Vase gesteckt. Jetzt nahm sie den Korb, ging ans Fenster und schüttelte die übrigen Blätter und Zweige hinaus; dann setzte sie sich auf die Fensterbank und blickte Otto an.

„Ja, das denke ich auch. Die Frage ist nur, was?"

„Wann — wollen Sie eigentlich heiraten?" fragte Otto.

„Aha!" antwortete sie. Er wandte sich ihr heftig zu, und sie erschrak ebenfalls. Sie hatte es nicht laut sagen wollen, es war ihr entschlüpft.

„Gnädiges Fräulein," sagte Otto ernst.

„Herr Finzenthal," unterbrach sie ihn schneidend, „das ist eine Frage, die lediglich Hans und mich angeht."

„Sie geht auch mich an, weil ich Hans lieb habe, und wenn Sie ihn nicht genug lieben, um ihn heiraten zu können, dann sollten Sie ihn lieber frei geben. Ich sage Ihnen das nur, weil —"

„Sie brauchen gar nichts zu sagen, gar nichts. Ich weiß alles."

„Aber, Fräulein Irene, ich verstehe Sie nicht."

„So? Sie verstehen mich nicht? Aber ich verstehe Sie schon lange. Sie möchten Hans überreden, unsere Verlobung rückgängig zu machen. Sie sind von Anfang an dagegen gewesen, haben ihn immer, immer gegen mich beeinflussen wollen, schon in Paris. Meinen Sie, daß man das nicht fühlt, auch wenn kein Mensch es einem sagt? Sie wollen ihn mir nehmen und —" Sie sprang plötzlich von der Fensterbank herunter, verschränkte die Arme auf dem Rücken, ging einmal quer durch das Atelier, und stand dann gerade vor ihm. „Und," fuhr sie fort, „Sie haben mir ja schon einmal in Paris sehr deutlich gesagt, wie Sie über mich denken. Das kann mir ja vollständig gleichgültig sein; aber wer gibt Ihnen das Recht, zwischen mich und Hans zu treten? Wer?"

Otto war totenblaß geworden.

„Meine Freundschaft für Hans gibt mir das Recht dazu," antwortete er. Er stand noch immer auf demselben Fleck. Seine Hand umkrampfte die Lehne eines Stuhls.

„Sie sprechen von meinem Verlobten, Herr Finzenthal!"

„Eine Verlobung kann ein — Irrtum — sein."

„So! Und Sie finden, daß unsere Verlobung ein Irrtum war?"

„Ja. Denn Sie —"

„Nun, ich?"

„Sie richten Hans zugrunde."

Keine Muskel in ihrem Gesicht zuckte, aber sie war jetzt vielleicht ebenso blaß wie er.

„Nun dann —" erwiderte sie langsam, „bedauern Sie wohl Hans dieses Mal doch noch mehr als mich."

‚Mein Gott, nur Fassung, nur Ruhe!' dachte er.

„Allerdings bedauere ich ihn; denn seine ganze Existenz hängt davon ab, ob Sie ihn freigeben oder nicht."

„Ich gebe ihn aber nicht frei!" rief sie, mit plötzlich hervorbrechender Leidenschaft. „Ich gebe ihn nicht frei! Er ist der einzige Mensch auf der Welt, der mich liebt!"

Otto blickte sie starr an.

„Der einzige Mensch!" wiederholte er geistesabwesend.

„Ja, und diesen einzigen Menschen, den ich auch lieb habe, und der alles für mich tut, den wollen Sie mir nehmen, weil Sie —"

„Ich will ihn Ihnen nicht nehmen. Mein Gott, Fräulein Irene, wenn Sie ihn wirklich lieb haben, so —"

„Warum sollte ich ihn nicht lieb haben?"

„Ich glaube ja, daß Sie ihn lieb haben, wie — wie man einen Bruder lieb hat, aber — das ist nicht genug zum Leben! Sie — Sie wollen ihm nichts opfern. Sie lassen ihn kaltblütig an Ihrer Seite leiden, verhungern. Sie wissen das nicht einmal, und das ist nicht Liebe, das ist Egoismus in der krassesten, in der entsetzlichsten Form!"

Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen. Er hatte sich in eine starke Erregung hineingeredet. Er hörte sein Herz klopfen, laut und stark.

Irene blieb ihm diesmal die Antwort schuldig. Ganz langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen. Ihre Lippen zitterten, als sie jetzt sagte: „Otto, warum — hassen Sie mich eigentlich so!"

„Ich — Sie — hassen? O, mein Gott!"

Die Stube drehte sich plötzlich im Kreise vor seinen Augen. Er sah nichts mehr deutlich, nur sie sah er stehen, dicht vor sich, und da sagte er: „Ich — liebe Sie ja auch — so — furchtbar."

„Otto!" rief sie entsetzt.

Er streckte ihr die Hände entgegen.

„Es hilft nichts. Ich muß Sie lieben. Und Sie müssen mich auch lieben. Es ist ja nicht anders möglich."

„Otto!" rief wieder eine Stimme.

Diesmal war es nicht die ihre.

Sie wandten sich um.

In der Tür stand Hans. Steif und gerade stand er da. Er war aschfahl im Gesicht, er hatte die Lippen zusammengepreßt und die Hände geballt. Jetzt kam er langsam auf sie zu. Er würdigte Otto keines Blicks, seine brennenden Augen hafteten unverwandt auf Irene.

Sie wich einen Schritt zurück.

Er kam ihr nach.

„Was heißt das —" sagte er jetzt mit harter, seltsamer Stimme, „liebst Du — Otto?"

Starr blickte sie ihn an.

Sie versteinerte förmlich. Aber dann richtete sie sich auf. Ein vernichtender Blick traf die beiden Männer, die vor ihr standen, und mit bebender, eisiger Stimme sagte sie: „Wenn Du es denn wissen willst, — ich liebe keinen von Euch! Keinen! Geht hinaus! Oder —", als keiner von ihnen sich rührte — „laßt mich vorbei."

Hans trat zurück und sah Irene Potzingers weiße, leichte Gestalt an sich vorüberschreiten. Jetzt war sie an der Tür. Sie öffnete diese rasch und schloß sie wieder. Sie war fort.

Er und Otto waren allein.

Otto sank auf einen Stuhl, der am Tische stand, und vergrub das Gesicht in den Händen. Hans hörte ihn stöhnen, Aber er sah ihn nicht an. Er rührte sich nicht.

Jetzt erhob sich Otto mühsam.

„Großer Gott," sagte er tonlos.

Dann wandte er sich an Hans.

„Wir beide — sprechen uns noch — ich gehe jetzt fort," und als er keine Antwort erhielt, verließ er das Zimmer.

Als Hans fühlte, daß er allein war, sah er sich langsam im Atelier um. Dann trat er ans Fenster. Warme, köstliche Sommerluft drang zu ihm herein. Seine Hände umspannten das Fensterkreuz, und er sah hinaus. Ganz mechanisch sah er alles an. Er sah den neuangelegten Rasenplatz, die Büsche, die er selbst alle gepflanzt hatte, er sah den strahlenden, blauen Himmel und die schimmernden Berge in der Ferne. Jetzt sah er Miß Perdick durch den Garten kommen, und er wunderte sich, daß sie ihr Kleid so hoch geschürzt hatte, es war ja doch so trocken draußen —, er blickte ihr nach und ihre hagere Gestalt prägte sich ihm unauslöschlich ein.

‚Otto und Irene!' dachte er. ‚Otto und Irene!'

Er stand unbeweglich und starrte hinaus. In Wirklichkeit sah er nichts mehr. Sein Blick war leer und sein Herz war tot.

‚Otto und Irene! Also doch!'

Die Vögel zwitscherten so laut und lustig, in der Ferne erscholl Musik und das Schnauben und Stampfen eines Dampfschiffes. Jetzt ein langgezogener Pfiff, — mit diesem Schiff fuhr nun Otto nach Hause. Das Fensterkreuz zitterte unter dem eisernen Druck der Finger, die es umklammerten.

„Otto und Irene!"

Nun wußte er alles. Mit einemmal.

Daß er es nicht längst gewußt hatte! Längst! Längst! Daß sie Otto nicht liebte, glaubte er einfach nicht. Er brauchte ja nur zurückzudenken — an Paris — an alles, alles — sie waren sich ja immer einig gewesen. Hatten sich wohl immer geliebt.

Aber dann war ja Otto ein Schuft, ein Verräter.

Hans Kamp atmete schwer. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„Das ist nicht möglich," sagte er laut. Er erschrak vor dem Klang seiner eigenen Stimme, wandte sich schnell um und trat mit ein paar raschen Schritten wieder mitten ins Atelier.

Was wollte er nun tun! Was würde geschehen! War nicht alles ein wüster Traum? Welche Stille und Leere um ihn herum. Ihn fror. Wo war denn Irene? Gewiß nebenan in ihrem Boudoir. Er wollte zu ihr, sie mußte ihm helfen und diesen gräßlichen Bann von seiner Seele nehmen. Er ging auf die Tür los, aber wie angewurzelt blieb er vor ihr wieder stehen. Was wollte er bei Irene, die ihn nicht liebte! Hatte er nicht vor wenigen Minuten sein Todesurteil selbst gehört? Er hatte ihren entrüsteten, kalten Blick gesehen. Den würde er bis an sein Lebensende nicht vergessen. Es war alles ein Irrtum gewesen. Alles. Er mußte fort. Fliehen! Er glaubte Stimmen zu hören, Schritte. Sollte er noch einmal — nein. Fort! So rasch als möglich. Er lauschte. Jetzt war alles still. Da öffnete er leise die Tür. Vorsichtig schritt er über den Flur und durch die Halle. Er kam unbemerkt hinaus. Der Kies knirschte unter seinen Füßen. Die eiserne Gartenpforte knarrte leise. Sie fiel von selber ins Schloß.

„So," sagte er, „nun ist die Tür zu, für immer."

Jetzt stand er am See.

Weit und breit war noch kein Dampfer zu sehen. Er schritt am See entlang, ohne zu wissen, wohin er wollte. Stundenlang, planlos irrte er umher. Endlich erreichte er wieder eine Landungsbrücke, und da saß er, bis das nächste Schiff kam. Nun stand

er auf dem Hinterdeck des Bootes; ruhig glitt es über das spiegelklare Wasser. Hans Kamp stand aufrecht da. Jetzt sah er die Villa Irene, — hell glänzte sie aus dem Grün hervor. — Sein Auge verdunkelte sich. Er wandte den Kopf, ein harter, entschlossener Ausdruck trat in seine Züge. Jetzt wollte er zu Otto.

Otto, sein Otto, der ihn verraten hatte, ihn und seine Schwester, er mußte ihn niederschießen, nein, niederschlagen wie einen tollen Hund. Er mußte ihn töten, ihn erwürgen, vernichten.

In München angekommen, warf er sich in eine Droschke und fuhr zur Finzenthalschen Wohnung. Er fand nur Jella zu Hause. Sie kam ihm ahnungslos, freundlich entgegen. Es war dunkel im Flur. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen.

„Wie schön, daß Du kommst, Hans. Ich hatte gerade solche merkwürdige Sehnsucht nach Dir."

„Ist Otto nicht hier?" fragte er, sich gewaltsam zusammennehmend.

„Otto? Er ist ja zu Euch herausgefahren. Hast Du ihn nicht gesehen?"

„Wir — haben uns — verfehlt. Ich möchte ihn sprechen."

„Vielleicht ist er längst im Atelier. Er geht oft hin, ehe er zu mir kommt. Aber willst Du nicht hereinkommen?"

„Danke, Jella. Ich werde gleich zu ihm gehen, ins Atelier. Lebwohl solange."

Eine zitternde Hand legte sich auf seinen Arm.

„Es ist doch nichts geschehen, Hans?"

„Nein, Jella. War — warum meinst Du?"

„Hans, ich täusche mich nicht. Aber ich will Dich nicht quälen. Gehe zu Otto, aber bitte, bitte, komm recht bald zu mir zurück; ich habe mich schon den ganzen Tag so geängstigt. Bitte, Hans!"

Ihm schwindelte. Er drückte ihre Hand.

„Jella," sagte er, „es wird schon alles, alles gut werden. Laß uns nur — Mut haben."

Er riß sich los. Sie stand so still da. Die Arme hingen ihr schlaff am Körper nieder.

„Ich werde auf Euch warten," sagte sie langsam.

Hans war wieder auf der Straße. Er ging über die Isarbrücke. Wie das Wasser brauste und strömte. Einen Augenblick stand er still und lehnte sich an das Brückengeländer. Dort drüben versank die Sonne in einem rotgoldenen Feuermeer, und die dahinstürzenden Wasser der Isar färbten sich glühend in ihrem Schein. Dann wurde es dunkel, die Farben erloschen, alles wurde grau und kalt.

So war auch sein Leben plötzlich versunken in einen Abgrund. Und nun kam die Nacht.

Mit langen Schritten ging er weiter. Jetzt stand er vor Ottos Ateliertür. Er holte tief Atem und klopfte dann laut an. Keine Antwort. Die Tür war verschlossen. Er begriff es erst gar nicht. Plötzlich legte es sich wie ein lähmender Schreck auf sein Herz.

Sollte Otto — ? Er ging rasch zur Hausmeisterin.

„Wo ist Herr Finzenthal?" fragte er stockend.

„Der Herr ist dagewesen, lange Zeit, und hernach wieder fortgelaufen."

Fort! War er geflohen? Zu ihr? Und mit ihr? — War alles eine abgekartete Geschichte?

Seine Hand, die den Spazierstock umschloß, bebte heftig.

„Mein Gott, Herr Kamp," sagte die Hausmeisterin.

Er fuhr zusammen.

„Mir ist nicht wohl, es geht schon vorüber — lassen Sie nur."

„No — i dacht, der Herr Kamp wird gleich lang hinschlagen, so gar net gut schaut er aus — Nehmens a Schluckerl, Herr Kamp — Nix für ungut."

„Danke, danke, — der Finzenthal wird schon zu Haus sein."

„Dös mein i auch, — grüß Gott, Herr Kamp."

Was wollte er nun tun? Er mußte zu Jella zurückgehen und sehen — aber es war furchtbar, Otto dort zu begegnen. Und war Otto nicht da, was sollte er ihr sagen?

Vorsichtig suchte er durch das Glas der Haustür zu spähen, ob Ottos grauer Filzhut am Nagel hing, — da öffnete schon Jella die Tür und sah ihn mit großen Augen an.

Sie sagte nichts.

Er stellte seinen Stock in die Ecke, legte

seinen Hut auf einen Tisch, dann nahm er ihre Hand, und sie traten ins Zimmer.

„Wie kalt ist Deine Hand, Jella — Mein Gott, wie siehst Du denn aus, bist Du krank?“

Sie stand stumm neben ihm. Ein hilfloser, verzweifelter Blick war ihre ganze Antwort.

„Jella —“ sagte er erschüttert.

„Ich — weiß — alles — Hans.“

Kaum konnte er ihre Worte verstehen, so leise sprach sie.

„Du — weißt —!“

„Ich — habe eben — einen Brief — von Otto —“

„Jella,“ sagte er wieder, „Jella.“

Er nahm sie in seine Arme wie ein Kind, zog sie zu sich aufs Sofa und versuchte ihr zuzureden.

„So weine doch,“ bat er, „sage doch nur irgend etwas.“

„Erzähle mir alles, verhehle mir nichts.“

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter, und er erzählte ihr, so zart, so schonend, wie er nur konnte.

Dann schwiegen sie beide lange.

„Es ist auch ein Brief an Dich da — Hans.“

Er fuhr auf.

„An mich!“

„Ja, — aber erst lies — meinen —, hier ist er.“

Sie richtete sich auf. Alle Jugend, alles Leben war aus ihrem Gesicht gewichen.

Sie holte aus der Tasche seinen Brief hervor. Sie lasen ihn zusammen:

Meine Jella!

Als ein verlorener Mann komme ich heute zu Dir! Ich kann es nicht wagen, Dir unter die Augen zu treten, darum schreibe ich Dir! Ich habe Dir heute die Treue gebrochen, Jella, und habe Irene Potzinger gesagt, daß ich sie liebte! Wie das so über mich gekommen ist, ich weiß es nicht! Aber ich schwöre Dir, in dieser heiligen Stunde, wo ich mich ganz in Deine Hand gebe, daß ich es bis heute nicht gewußt habe. Es ist auch Wahnsinn. Irrtum. Der Teufel hat mich in der Hand gehabt! Jella, ich liebe Dich, mein Herz hat immer Dir gehört, nur meine Sinne, meine Phantasie hatte sie gefangen genommen! Ich bin aus einem furchtbaren Traum erwacht. Mit dem Moment, wo sie mich zurückstieß, wurde mir meine entsetzliche Verirrung klar!

Jella, verstoße mich nicht! Ich habe hier, im Atelier, den geladenen Revolver in der Hand gehabt, um meinem elenden Leben ein Ende zu machen, nur der Gedanke an Dich hielt mich davon zurück. Du darfst mich nicht verstoßen, denn dann bin ich verloren! Ich weiß, daß ich keinen Funken Anrecht mehr an Dich habe, nur ein offenes Bekenntnis kann uns jetzt beide retten. O Jella, versuche es, mich nicht zu hassen, bete für mich. Ich werde immer, immer nur Dich wahrhaft lieben, und das andere mit Gottes Hilfe und Mannesmut überwinden. Sobald Du glaubst, meinen Anblick ertragen zu können, schreibe mir ein Wort, und auf den Knien will ich Dir das große Unrecht meines Lebens abbitten. Ich fahre noch heute nacht nach Lausanne zu einem Kameraden.

Dein unglücklicher Otto.

„Und was schreibt er denn mir?“ fragte Hans.

„Hier ist Dein Brief.“

Hans erbrach ihn und legte ihn vor Jella hin.

„Lies mit,“ bat er.

‚Hans,

willst Du, daß wir uns schießen —‘

„O Hans,“ unterbrach Jella tötlich erschrocken, „das — das dürft ihr nicht tun!“

„Ein solcher Verrat schreit nach Blut“, erwiderte Hans dumpf.

Jella sprang auf: „Das ist doch Wahnsinn,“ sagte sie, „ist nicht schon genug Unglück geschehen! Und nun, anstatt in Euch zu gehen, wollt Ihr noch das Größte darauf häufen —“

„Jella, das verstehst Du nicht. Unter Männern —“

„Gut verstehe ich es — es ist nur Rachsucht, Egoismus, — was soll aus mir werden, wenn einer von Euch stirbt?“

„Arme Jella!“

„Laß nur das Mitleid. Über meine Leiche schreitet ihr ruhig weg, und das — das finde ich das Verächtliche: nicht der Grund selbst, denn — den kann ich — verzeihen — “

Sie verließ ihn und trat ans Fenster.

Hans las beim Schein der Lampe weiter:

o — — so laß es mich noch heute abend wissen, ich bin bereit und kann Dir nur sagen, daß es mir die größte Wohltat wäre, jetzt von Deiner Hand zu fallen. Aber vor dieser letzten Begegnung — gebe ich Dir mein Ehrenwort, Hans, daß ich bis heute nicht gewußt habe, daß ich Irene liebte. Ich habe Dich nicht verraten — wie eine Sturzwelle kam es plötzlich über mich. — Ich bereue es tief und bitte Dich: vergib mir! Noch heute habe ich sie, mit schwerem Herzen und nur aus Freundestreue, gebeten, Eure Verlobung zu lösen, denn — wenn Du ganz ehrlich bist, mußt Du mir zugeben, daß Euer Verhältnis nicht das richtige war und daß Ihr beide unglücklich geworden wäret. Aber ich weiß ja, — was nützen alle Worte, der eine furchtbare Moment meines Lebens steht unauslöschlich da, und ich kann die Schuld nicht tilgen. Eins muß ich Dir noch aussprechen: Es ist meine feste Überzeugung, daß Irene Potzinger niemals auch nur einen Gedanken von wahrer Liebe an mich verschwendet hat. Hans, mein armer Hans, Gott helfe Dir und mir, uns jetzt ganz von ihr zu befreien; denn sie hat keine Seele, kein Herz, sie ist nur zum Unglück für sich und andere geboren.

Und nun, ehe wir den letzten Gang zusammen tun, fasse ich noch einmal Deine Hand und sage: Mein geliebter Bruder, vergib Deinem Otto.

Es war still im Zimmer.

Als Jella sich umwandte, hatte Hans die Arme auf den Tisch gelegt und sein Kopf ruhte auf ihnen.

Sie setzte sich wieder zu ihm, sie nahm den Brief, der neben ihm lag und faltete den zerknitterten Bogen wieder glatt. Mit zitternder Hand strich sie darüber hin.

„Armer Otto," flüsterte sie.

Hans antwortete nicht.

Der Schmerz durchbohrte und zerschnitt sein Herz wie mit scharfen Messern. Er litt so furchtbar, daß er sich nicht rühren und keinen Laut von sich geben konnte.

‚Alles verloren, alles zerstört,' dachte er nur.

Jella schmiegte sich an ihn.

Vor ihnen auf dem Tisch stand ein Glas mit duftenden Reseden. Eine Photographie von Otto stand daneben. Jella nahm sie zur Hand und blickte sie an. Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Hans blickte auf, und eine bittere Wut ergriff ihn beim Anblick dieser Züge. Er streckte unwillkürlich die Hand aus nach dem Bilde, aber Jella nahm es an sich, ihre Finger falteten sich darum.

„Armer Otto," sagte sie noch einmal. Dann schloß sie die Augen — „Ich lieg' in schweren Banden, o komm und mach mich los!" kam es leise von ihren Lippen.

„Wie kannst Du ihn so bemitleiden, Jella —"

„Ich habe ja auch solches Mitleid mit Dir, Hans; aber dein Kummer ist ein reiner — und seiner —"

„Jella — wußtest Du es schon länger?"

„Ich habe es oft gefürchtet, aber nicht glauben können."

„Ich auch nicht."

„Ja," fuhr sie fort, „am schwersten habe ich gelitten, als er ihre Büste machte."

„Ihre Büste?"

„Ja, als ihr verlobt waret. Es sollte eine Überraschung für Dich sein!"

„Für mich!"

„Hans —"

„Jella?"

„Glaubst Du, daß Irene ihn liebt?"

„Ja, ich glaube es; aber ebenso sicher glaube ich, daß Otto bald zu dir zurückkommt, kleine Schwester."

„Ich werde auf ihn warten, Hans. Und Du?"

„Ich — nein, ängstige Dich nicht; aber ich gehe fort, in die Heide —, als König der Welt habe ich mich dort geträumt und als Bettler kehre ich zurück. Ich habe Schiffbruch gelitten an allem, meine Kunst ist vor die Hunde gegangen, und meine Liebe —"

„Es gibt nur einen König über alles," antwortete Jella, „und vor dem sind wir immer Bettler — bis Du Dich nicht von ihm erlösen und befreien läßt, kannst Du nie glücklich werden, Hans. — Warte, ich will Dir etwas mitgeben."

Sie ging ins Nebenzimmer. Dann kam sie mit einem kleinen, hölzernen Kruzifix zurück.

„Der ist unser aller König," sagte sie, „laß Dich von ihm erst zum Könige machen — in der Kunst, im Leben und im Sterben! Alles ist Euer — alles, die ganze Welt — Ihr aber seid Christi. Wenn Ihr das nur



Heimkehr von der Arbeit. Gemälde von L. Graner-Arrufi in Barcelona.

erst wüßtet. Vater hatte dies Kruzifix immer über seinem Bette hängen."

„Danke," erwiderte Hans gepreßt.

Und dann saßen sie wieder nebeneinander. Hand in Hand. Der gemeinsame Schmerz brachte sie einander so nahe. Sie saßen die halbe Nacht durch, stumm, ins Herz getroffen alle beide. Sie weinten nicht, sie äußerten keinen Schmerz. Sie waren Kinder der Heide, und die Heide macht ihre Kinder gefaßt und still.

In der Morgenfrühe wollte Hans aufbrechen und abreisen, aber als er sich erhob, wankte er und wäre fast hingeschlagen. Ein heftiger Fieberschauer packte ihn und zwang ihn, sich ins Bett zu legen. Er brach vollständig zusammen. Jella pflegte ihn mit treuester Liebe und wich nicht von seinem Bett. Zeitweise war er ganz ohne Bewußtsein und phantasierte. Einmal hielt er sie für Irene und lächelte sie glückselig an.

„Leg Deine Hand hier auf mein Herz," flüsterte er, „dann ist alles, alles gut."

Sie tat für ihn, was in ihrer Macht stand, und empfand es selbst als Gnade Gottes, daß sie in der furchtbaren Not des eigenen Herzens noch für jemanden sorgen durfte.

‚Aber,' sagte sie sich, ‚ich kann ja auch noch für mich selbst hoffen. Das kann er nicht mehr.'

Keine Kunde von draußen drang in das stille Krankenstübchen zu den Geschwistern hinein.

Am dritten Tage ging es Hans besser. Der Arzt hatte Jella beruhigt und war gerade fortgegangen, da wurde die Hausglocke wieder gezogen. Jella öffnete selbst. Hildegard von Schlicht stand vor ihr.

„Wir haben durch den Doktor von Hansens Krankheit gehört," sagte sie hastig, „ich — ich wollte mich erkundigen."

„Bitte, kommen Sie herein," sagte Jella höflich und kühl.

Frau von Schlicht, mit äußerster Eleganz gekleidet, einen wogenden, schwankenden Federhut auf dem Kopfe, trat ein.

Sie war befangen und sah die kleine, schlichte Frau des Bildhauers, die steif vor ihr stand, unsicher an.

„Was fehlt denn Hans?" begann sie stockend.

„O, er hat sich wohl erkältet; er hat ziemlich starkes Fieber gehabt, — heute ist es besser."

„So, — Irene ist nämlich auch krank. Das heißt nicht wirklich, aber — sie liegt im Bett."

„Ach!" antwortete Jella.

Eine kleine Pause trat ein.

„Liebste Jella," sagte Hildegard plötzlich und wurde dabei rot wie ein Schulmädchen. „Was ist eigentlich passiert zwischen den beiden? Wissen Sie etwas davon? Irene sagt ja — aber Irene sagt immer verrückte Sachen, und die Eltern sind außer sich — haben Hans und Irene sich gänzlich entzweit?"

„Ich — glaube wohl —"

„Aber was bedeutet das? Sie können sich doch wieder versöhnen! Oskar und ich sind alle zwei Tage ‚geschiedene Leute', und dann versöhnen wir uns wieder, und das ist gerade reizend. Aber Irene sagt — zwischen ihr und Hans wäre alles aus, und das ist doch einfach Blödsinn."

„Vielleicht ist es besser so," sagte Jella ruhig.

Frau von Schlicht sah sie fassungslos an.

„Ich verstehe Sie nicht! Kann denn nicht Ihr Mann ein gutes Wort einlegen für Hans? Irene hält doch so große Stücke auf Ihren Mann."

„Mein Mann ist verreist", antwortete Frau Finzenthal.

„Ach", sagte Hildegard.

Wieder eine Pause.

Dann stand Frau von Schlicht auf.

„Also es geht ihm besser, — darf ich ihn sehen?"

„O nein, daran ist nicht zu denken."

„Aber später bestimmt. Grüßen Sie ihn herzlich und sagen Sie ihm — ich hätte ihn lieb."

Jella faßte ihre beiden Hände.

„Danke," sagte sie leise, „das bestelle ich ihm gewiß."

Als Jella zu Hans ins Zimmer trat, sah er sie fragend an.

„Hilde war da, und läßt Dich grüßen. Sie haben durch Dr. Ahlers von Dir gehört."

Hans wandte den Kopf zur Seite. Er lag den ganzen Tag still da. Jella wußte nicht, was in seinem Innern vorging. Hatte er doch noch gehofft, Irene würde kommen? Sein Auge hing manchmal wie gebannt an der Tür, aber er sagte nichts. Er sprach überhaupt nicht mehr. Nur ihre Hand

küßte und streichelte er, wenn sie neben ihm saß.

Dann stand er wieder auf und ging langsam in der kleinen Stube umher, und in der Mittagszeit saß er in der Sonne im Garten.

„Jella," sagte er eines Tages, „nun muß ich reisen. Willst du nicht mit mir kommen?"

„Nein," antwortete sie bestimmt, „ich bleibe hier und warte auf ihn, — er kommt gewiß bald, oder vielleicht reise ich ihm nach. — Darf ich ihm nichts von Dir sagen, Hans?"

„Laß gut sein, Schwesterchen, — ich kann nicht darüber sprechen, — ich will noch einmal in den Garten gehen und mich sonnen."

Er setzte sich in einen Lehnstuhl unter eine Linde und schloß die Augen.

Da hörte er eine Schleppe auf dem Kies des Gartenweges rascheln, und einen Augenblick dachte er, das Herz stünde ihm still. Dann sah er auf. Hildegard stand neben ihm, mit Rosen in der Hand.

„O Hans, wie elend siehst Du aus!" rief sie entsetzt. „Ich habe Dir Blumen gebracht. Geht es Dir auch wirklich besser?"

Er vermochte kein Wort zu sagen.

Sie holte sich ein Taburett und saß schon neben ihm.

„Bitte, bitte, Hans, sieh nicht so traurig aus, es wird noch alles wieder gut."

Die dicken Tränen standen ihr in den Augen.

„Wir wollen nicht darüber sprechen, Hilde, — es geht mir ganz gut, — so ein Fieber greift immer an. Morgen reise ich."

„Du reist ab? Aber ist denn wirklich alles —"

„Still, still. Es ist alles aus."

Er bedeckte einen Augenblick lang die Augen mit der Hand. Dann blickte er sie klar und ruhig an.

„Hilde — da ich Dich nun noch einmal sehe — willst Du mir einen Gefallen tun?"

„Alles, Hans, alles."

„Bitte, sage Deiner Schwester —" plötzlich versagte ihm die Stimme.

„Laß nur, Hans, laß nur. Irene hat gar nicht verdient, daß Du ihr noch etwas sagen läßt. Aber es tut ihr schrecklich leid, daß Du so krank bist, wirklich; das sollte ich Dir sagen."

„So."

„Ja, Hans, wirklich, und sie ist überhaupt furchtbar unglücklich. Sie will auch abreisen. Nach Italien wollen die Eltern mit ihr. Und wenn ich Dich heute träfe, sollte ich Dich sehr, sehr grüßen, Hans. — Sie möchte Dich wohl noch sehen, aber sie wollte Dir das Wiedersehen ersparen, sagte sie, — sie — sie reist schon heute abend mit Miß Perdick voraus."

„Heut abend!"

„Ja, und Du möchtest sie vergessen, und nicht böse sein, — und — und — hier, dies sollte ich Dir ja geben."

Sie hielt ihm ein kleines, zusammengefaltetes Billett hin.

„Von Irene," sagte sie.

Hans nahm es in die Hand. Er sah starr vor sich hin.

„Lies es, wann Du willst," hörte er Hilde sagen. „Ich weiß, was drin steht, und ich finde, sie hätte noch ganz anders —"

Sie unterbrach sich und spielte mit den Rosen und zerzupfte sie ganz und gar.

„Hans," fing sie wieder an, als er noch immer schwieg — „Du wolltest, ich sollte ihr noch etwas bestellen —?"

„So? Ach nein, ich habe nichts zu bestellen, — nichts mehr."

„Dann muß ich wohl wieder gehen. Es gibt noch so viel zu packen. Ich reise auch ab. Mein Mann ist schon auf unserem neuen Gut bei Berlin. O Hans, willst Du nicht mitkommen?"

„Nein, danke."

„Wohin gehst Du?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Morgen schon?"

„O nein, vielleicht, ich weiß nicht."

„Adieu Hans. Weißt Du, rapple Dich auf. Ich bleibe Dir immer treu!"

„Danke, Hilde, danke."

„Ich komme morgen noch mal wieder —, vielleicht reist Irene doch erst morgen und Ihr könntet — Ach, da hält mein Wagen schon. Addio, Hans —!"

Als sie fort war, blickte Hans auf das kleine Billett in seiner Hand. Langsam öffnete er es und las ihre letzten Worte an ihn.

„Hans, vergib mir! Ich konnte nicht anders. Wir wären nur unglücklich zusammen geworden. Sei mir nicht böse und vergiß mich. Irene."

Kein Muskel in seinem Gesicht zuckte. Er faltete das Blatt wieder zusammen und steckte es in die Tasche.

Hilde kam, wie sie versprochen, am nächsten Morgen wieder, aber da war er fort. Er war nicht mehr zu halten gewesen, sagte Jella.

Er war in die Heide geflohen.

‚Nun bin ich ganz allein auf der Welt,' sagte er sich, ‚nun komme ich zu Dir, meine wahre Braut, meine Heide.'

Und als er am Ziel war, als er sie sah, die dunklen, graubraunen Hügelketten, vom ersten Blütenschimmer überhaucht, da wußte er es: Nun gehörte er ewig ihr, im Leben und im Tode, ihr, der großen, einsamen Heide. Er breitete die Arme aus und schritt ihr entgegen. Unermeßlich, unendlich dehnte sie sich vor ihm aus. In märchenhafter Schöne, in ruhiger Verheißung lag sie vor seinen sehnenden, tränenüberströmten Augen da und nahm ihn an ihr Herz. —

11. Kapitel.

Fünf Jahre waren verflossen.

Auf dem Gare du Nord in Paris ging eine junge Frau langsam den langen Bahnsteig auf und nieder. Sie war viel zu früh gekommen. Nur langsam rückte der Zeiger an der großen Bahnhofsuhr vor. Sie brauchte sechs Minuten, um den Bahnsteig hinunter und wieder zurück zu gehen, und noch eine halbe Stunde hatte sie zu warten, ehe der Nachtzug aus Köln einlief. Würde er denn auch wirklich mitkommen? Der sehnlichst Erwartete! Wie oft hatte sie ihn schon gebeten, zu kommen, wie oft vergebens gehofft — und gewartet.

Jella Finzenthal seufzte auf und blickte nach der Uhr. Noch zehn Minuten. —

Fünf Jahre hatte sie ihn nicht gesehen und kaum etwas von ihm gehört. Nur einmal, nach dem Tode ihrer Mutter, da hatte er ihr geschrieben, einen kurzen, bittern Brief. Jede Versöhnung, jedes Wiedersehn mit ihrem Manne hatte er kurz abgelehnt, und sie hatte nicht die Mittel gehabt, zu ihm zu reisen, hatte auch Otto, der krank gewesen war, nicht verlassen mögen.

Gerade jetzt hatte Otto wieder einen schweren Lungenkatarrh überstanden. Er war ja nun außer Gefahr, meinten die Ärzte, aber die Kräfte wollten nicht wiederkommen. Lebensmut und Freudigkeit waren wie gelähmt, er glaubte selbst nicht mehr an seine Genesung und hatte nur den einen Wunsch noch, — Hans wiederzusehen, ehe er stürbe.

Jetzt lief mit dumpfem Getöse ein Zug in den Bahnhof ein.

Jella spähte angestrengt in die dichte Menschenmenge, die ihr entgegenströmte.

Sie konnte Hans nicht sehen.

Und gestern Abend war doch seine Antwort auf ihren letzten, flehenden Brief gekommen und hatte seine Ankunft gemeldet. Nun war er nicht da. Sie sah schon Ottos elendes, enttäuschtes Gesicht im Geiste vor sich — da stand er plötzlich neben ihr. „Jella, kleine Jella," sagte seine liebe, bekannte Stimme.

„Ach, Hans!"

Sie küßte ihn.

„Komm, nun wollen wir schnell nach Hause fahren," sagte sie dann. „O, wie gut, daß Du da bist!"

Als sie nebeneinander in der Droschke saßen, betrachtete sie ihn still. Hans Kamp hatte sich äußerlich nur wenig verändert. — Magerer war er geworden, und die tiefe Falte auf der Stirn zwischen den Augen würde wohl durch nichts mehr zu verwischen sein. Sonst hatten die Ereignisse der letzten Jahre scheinbar keine Spur auf seinen Zügen zurückgelassen . . . Nur seine Hände waren gebräunt, stark und knochig geworden.

Jellas Blick blieb an ihnen hängen.

Er bemerkte es und sagte lächelnd: „Arbeiterhände. Aber, Jella, nun sage mir, wie geht es ihm?"

„Es steht sehr ernst," erwiderte sie. „Es ist gut, daß Du gekommen bist."

„Armes Kind."

„Ich? O nein, an mich brauchst Du nicht zu denken, aber er kann nicht wieder besser werden, ehe Du ihm nicht die Hand gereicht hast. Ich dachte, er würde daran sterben."

Ein tiefer Seufzer war die Antwort. „Wie ist das nur so mit ihm gekommen, er war doch früher so gesund?"

„Ja weißt Du, damals, das furchtbare Ereignis hat seine Seele so niedergedrückt, daß er lange Zeit nicht arbeiten konnte! Dadurch kamen wir in Not, — und nachher, um es wieder einzuholen, hat er sich

überarbeitet; und dann immer die heißen Ateliers im Winter und draußen die kalte Luft — früher schüttelte er jede Erkältung mit Leichtigkeit ab. Aber nun haben seine Nerven keine Spannkraft mehr. Das ist es." —

Hans schwieg.

„Er wird, er darf nicht sterben," sagte er plötzlich bestimmt. „Du mußt nur nicht verzagen."

„Jetzt sind wir gleich da," erwiderte sie.

„Seit wann ist er denn so krank?"

„Seit zwei Monaten. Im Februar hatte er eine Lungenentzündung, und nun kann er sich nicht wieder erholen. Er hat eben immer darauf los gearbeitet, weißt Du."

„Ich habe von seinen schönen Erfolgen gelesen," antwortete Hans und drückte ihre Hand.

„Was nützen ein paar Erfolge, wenn die Kraft zum Weiterschaffen fehlt. Aber das ist nicht nur seine Gesundheit, — Du glaubst nicht, wie er noch immer darunter leidet, daß Du —, ich danke Dir, daß Du gekommen bist."

„Du hast auch viel gelitten, Jella."

„Ja, viel gelitten, — daß wir unsern kleinen Hans wieder verloren haben im vorigen Jahr, und Du ihn nie gesehen hast —, aber trotzdem möchte ich keinen Tag und keine Stunde missen, es war alles schön und gut."

Hans blickte aus dem Fenster. Sie fuhren gerade an dem Jardin du Luxembourg vorüber, und die Erinnerung an frühere Zeiten stieg wie eine heiße Flut in ihm empor. Es war nur ein Augenblick, dann war wieder alles still in ihm, leer und tot, wie schon seit Jahren.

Nun sollte er Otto wiedersehen. Er hatte es bis jetzt nicht gekonnt. Aber diese ernste Krankheit Ottos und die mit zitternder Hand geschriebenen Worte: „Hans, komm, ehe ich sterbe," — das hatte ihn innerlich getroffen, er mußte dem Rufe folgen. Sie hatten sich ja so bald wiedergefunden damals, Otto und Jella, durch die furchtbare Prüfung war ihre Liebe neu geboren worden. Sie waren sich nur näher gekommen und hielten jetzt um so fester zusammen, sie waren längst, längst wieder glücklich und zufrieden, natürlich, das war ja auch ganz logisch. Nur über seine Leiche waren sie alle fortgeschritten. Ihm war bei der Gelegenheit der Lebensfaden abgeschnitten worden. Ganz plötzlich und ganz rettungslos und unheilbar.

Er biß die Zähne zusammen.

„Hier wohnen wir," sagte seine Schwester, „in der Rue Bréa. Madeleine ist unsere Concierge, sie hat sich sehr nett verheiratet und hat mir zur Seite gestanden, wie eine Schwester. — Da steht sie, sie freut sich so auf Dich."

Der Wagen hielt, und Hans schüttelte Madeleines Hand; dann gingen sie durch einen schmalen, dunklen Torweg und kamen in einen kleinen Hinterhof, wo allerhand Gerümpel durcheinander lag. Jella öffnete mit einem rostigen Nagel, den sie unter einem Stein hervorholte, eine wacklige Tür, und plötzlich standen sie in Ottos Atelier. Alte, bekannte Sachen blickten Hans stumm und doch so beredt an. Die neueren Arbeiten waren alle verhüllt und warteten der Hand ihres Meisters.

„Sie erstarren alle," sagte Jella leise. „Was nützt alles Anfeuchten und Pflegen, wenn der das Leben weckende Schöpfer fehlt."

„Es nützt nichts."

„Komm, ich glaube, Otto hat uns gehört. Wir wohnen hier drüber." Sie schob eine Portiere zur Seite, und sie stiegen eine steile Treppe hinan. Dann öffnete sie eine Tür und ließ Hans eintreten. Eine kleine, finstere Stube. In einem Lehnstuhl am Fenster saß ein Mann mit dichtem dunklen Haar und Bart und abgezehrten Zügen. Er gab keinen Ton von sich, als Hans eintrat, sondern bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Mit zwei Schritten war Hans neben dem Kranken. Er zog die Hände von Ottos Gesicht und preßte sie in den seinen.

„Junge, Junge," stammelte er.

„Hans," flüsterte Otto.

„Still, still, nun ist ja alles gut."

Sprachlos blickte Otto ihn an.

„Träume ich, oder bist Du es wirklich, Du?"

„Wirklich und wahrhaftig. Nun haben wir uns wieder."

Immer fester umschlossen sich ihre Hände. Hans hatte sich auf ein Knie niedergelassen. Sie blickten sich gerade in die Augen. Keiner sagte mehr ein Wort. Nichts unterbrach die heilige Stille dieses Wiedersehens und Wiederfindens.

„So'n langer Bart!“ sagte Hans endlich. „Schämst Du Dich gar nicht?“

Beide lachten.

„Was bedeutet es, Junge, daß Du krank bist?“

„Das bedeutet, daß der Mensch nicht immer auf seinen zwei Beinen stehen darf, er muß auch mal sitzen und liegen können. Nur die Sehnsucht nach der Arbeit ist schlimm. Du — ich hatte eine so famose Idee, — eine Frau steht und strickt, der Mann ist fort, — sie arbeitet für die Kinder, — ich sah sie neulich so stehen, der Ausdruck in der ganzen Gestalt war einfach — ich —“

Ein furchtbarer Hustenanfall unterbrach ihn. Hans erhob sich, reichte ihm Wasser und stützte ihn mit seinen Armen.

„Du — meinst — doch,“ sagte Otto, mit dem Husten kämpfend, „daß — sie stehen muß und nicht sitzen?“

„Natürlich muß sie stehen, erst machst Du eine Statuette, aber dann Lebensgröße. Ich kann es mir herrlich denken, in Marmor, so ganz groß und einfach.“

„Und ich bin krank.“

„Ach was, morgen bist Du gesund, und fängst gleich an. Natürlich gelingt es Dir,“ sagte Hans eifrig.

Otto saß in Gedanken versunken da. Wie krank er aussah. Aber doch nicht zum Sterben, und er konnte noch hoffen und innerlich arbeiten, schaffen, er lebte doch noch und hatte Jella —

Sie kam zu ihnen herein und brachte ein Frühstück für Hans. Neben Ottos Lehnstuhl wurde ein Tisch gerückt, und Hans zwang sich, von den liebevoll bereiteten Speisen zu nehmen.

„War Deine Reise schlimm?“ fragte Jella, ihrem Mann die Kissen zurecht rückend.

„Sehr schön, ich war ganz allein in der dritten Klasse und konnte mich lang ausstrecken.“

Sie lachten.

„Ja, auf den grünen Zweig sind wir alle nicht gekommen; aber was soll auch das viele Geld.“

„Wenn man nur nicht gerade hungert, ist es viel schöner arm zu sein.“

„Natürlich, denn man genießt das Leben einfach doppelt. Alles Schöne und Gute ist ein Extra. Trink einen Schluck Wein, Hans, — wir wollen anstoßen.“

Die Gläser klangen zusammen. Otto lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

„Was ist Dir?“ fragte Jella besorgt und umfaßte ihren Mann. Er lehnte sich an sie.

„Nichts,“ sagte er mit weicher Stimme, „aber — Gott sei Dank, daß er endlich da ist!“

Hans blickte von einem zum andern.

„Ich danke Euch,“ sagte er leise.

Den ganzen Tag wich er nicht von Ottos Seite. Jella hatte viel zu tun in ihrer kleinen Häuslichkeit, aber immer, wenn sie wieder in die Wohnstube kam, fand sie die beiden dicht nebeneinander sitzend und redend oder schweigend, als wären sie nie getrennt gewesen. Als es Abend wurde, kam auch sie zu ihnen. Sie setzte sich auf einen kleinen Schemel neben ihren Mann und legte den Kopf in seine Hand, und sie fingen an, dem wiedergefundenen Bruder von ihren Schicksalen und Kämpfen und Sorgen der verflossenen Jahre zu erzählen.

„Damals, als Otto von Lausanne wiederkam,“ sagte Jella ganz ruhig, „da beschlossen wir gleich, von München fortzugehen und hierher zu ziehen.“

Sie hatten es bitter schwer gehabt das erste Jahr; dann war der kleine Hans geboren worden, und bald hatten sie ihn wieder verloren. Sie hatten mit Hunger und Not gekämpft, und erst wieder in der letzten Zeit hatte Otto Bestellungen gehabt; aber durch alles hindurch klang es wie ein Lied von unendlicher Liebe, von Glück und Frieden mitten im Sturm des Lebens. Hans, der am Fenster hockte, die Hände um die aufgezogenen Knie verschlungen, hörte diese Melodie, die sich wie Glockenläuten durch ihre ganze Erzählung zog, ihnen selbst unbewußt. Er unterbrach sie nur selten und war dankbar, daß sie ihn nicht fragten, wie er gelebt hatte.

Als es dunkel wurde, saßen sie noch lange still miteinander.

Endlich stand Jella auf, um Licht zu bringen. Mit ihr erhob sich Hans und sagte: „Ich bin sehr müde, ich möchte gleich ins Bette gehen. Gute Nacht, Ihr Lieben!“

Noch ehe die Lampe angezündet war, ging er hinaus.

Sie hatten oben ein kleines Zimmer für ihn gemietet. Da stand er nun am Fenster.

Zu seinen Füßen lag wieder Paris. Der dumpfe, nie rastende Lärm von dem brausenden, ruhelosen, immer vorwärtsdrängenden Leben klang von unten zu ihm herauf — und er stand da wie ein Toter.

‚Ich liege ja im Grabe‘, dachte er, ‚und nur des Nachts komm ich zu Dir, weil ich so lieb Dich habe.‘

Er zog ein kleines Etuis aus der Tasche und starrte lange, lange das Bild an, das es enthielt.

Dann sank er auf einen Stuhl, legte die Arme auf die Fensterbank und vergrub seinen Kopf darin.

* * *

— — — „Heute darf ich wieder ausgehen,“ sagte Otto strahlend, „wo ist denn Hans?“

„Er ist schon früh fortgegangen; aber er wollte nur auf den Kirchhof und kommt wohl bald wieder.“

„Da geht er jeden Tag hin. Er ist doch ganz der Alte geblieben.“

Otto stand in einem dicken Wintermantel vor seiner letzten Statuette in seinem Atelier und betrachtete sie zweifelnd.

„Ottochen, Du wirst Dich erkälten,“ bat Jella, ihre Hand durch seinen Arm schiebend. „Komm, wir wollen draußen in die Sonne gehen. Du siehst wirklich viel besser aus, als vor drei Wochen, als Hans kam.“

„Ja, er hat mich gesund gemacht.“

Sie gingen Arm in Arm im Hof auf und nieder.

„Bald kann ich wieder arbeiten; aber daß er — es wahrhaftig ganz aufgegeben hat — das kann ich noch immer gar nicht fassen, das läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe, das bringt mich um.“

„Laß ihm nur Zeit.“

„Zeit! Zeit! Fünf köstliche Jahre verloren, — da sitzt er nun als simpler Landmann in Modderkuhl und verdient sich sein Brot mit Graben und Pflügen. Es ist doch einfach verrückt, dabei kann er nicht glücklich werden.“

„Wie kann er schaffen, ehe er sich nicht selbst wiedergefunden hat.“

Otto blickte sie liebevoll an.

„Du lieber, kleiner Kerl, Du hast viel mehr Verständnis für uns Künstler, als ich je dachte.“

Sie lachte.

„Jetzt kenne ich Euch nun allmählich. Ihr seid und bleibt große Kinder, und darum findet Ihr Euch so schlecht im wirklichen Leben zurecht, und ich denke immer —“

„Was denkst Du, Geliebte? Hilf Deinem großen Kind.“

Er hatte den Arm um sie gelegt und sie neben sich auf eine umgestülpte Kiste gezogen.

Ein Schatten fiel vor ihre Füße. Hans stand vor ihnen.

„Ich setze mich zu Euch — oder störe ich?“

„Bewahre, — setz Dich, Jella wollte uns gerade wieder mal unsern Standpunkt klar machen.“

Er lächelte und Hans lächelte, aber Jella ließ sich nicht beirren.

„So viel weiß ich jetzt,“ sagte sie, „daß der Künstlerberuf der schwerste ist, den es auf der Welt gibt! Denn was hilft Euch das angeborene Talent, wenn Ihr selbst keinen Charakter habt und Herz und Seele und Geist und unermüdlichen Fleiß, — sage ich zu viel?“

„Nein, Du hast ganz recht. Aber daß w i r gerade solche Übermenschen sein müssen —“

„Durchaus nicht, — es hat nur niemand einen innern, festen Halt so nötig, wie gerade Ihr, weil Ihr keine Obrigkeit über Euch habt. Weil Ihr ganz frei und ungebunden lebt, darum fühlt Ihr Euch als Könige der Welt, und wenn dann die Kunst, die hohe Herrin, einmal versagt, — was seid Ihr dann?“

„Bettler,“ sagte Hans, vor sich hinstarrend.

„Keiner hat so große Verantwortung als ein König,“ fuhr Jella fort. „Wenn Ihr Euch für Eure Kunst verantwortlich fühltet, Ihr würdet noch ganz anders arbeiten und die verschiedenen Schicksale des Lebens würden Eure Arbeit nicht so beeinträchtigen können und dürfen. Ihr seht,“ sie lachte ein wenig, „ich habe eine viel höhere Auffassung vom Künstlertum, als ihr.“

Die beiden Männer lachten nicht mehr. Sie wußten es beide, daß Jella recht hatte. Otto hatte seit dem „Wanderer“ noch keine wirklich bedeutende Arbeit wieder vollendet, und Hans arbeitete überhaupt nicht mehr. Sie waren den Schicksalen ihres Lebens beide nicht gewachsen gewesen. Das fühlten

sie jetzt. Otto sah gedrückt und ernst aus und preßte seine Frau fester an sich.

„Die Kunst, die in den großen Augenblicken des Lebens versagt, die war nie wahre Kunst," sagte Hans leise.

„Doch, doch," beharrte seine Schwester. „Es ist nur, weil Ihr die Verantwortung nicht fühlt, sonst würde sie nicht versagen, sondern immer eine Befreierin sein."

„Na, Kind, wir sind doch schließlich nur uns selbst Rechenschaft schuldig!" bemerkte Otto.

„Nein, Ihr seid dem größten Künstler Rechenschaft schuldig, — Ihr wißt ganz gut, was ich meine, — Ihr seid Gott Rechenschaft schuldig! Wer die Kunst als etwas Göttliches erkannt hat, müßte für Gott und durch Gott arbeiten, dann würde die Kunst nicht mehr die furchtbare Sphinx sein, deren Rätsel die Menschen nicht lösen können. Die Menschen, die dadurch an ihr und an sich selber zugrunde gehen. — Aber, Otto, es wird kalt — geht doch noch ein wenig spazieren, ich will unser Mittagbrot fertig machen."

Sie standen auf. Hans faßte Otto unter den Arm, und sie gingen langsam zusammen fort. Das Gespräch hatte sie beide erregt. Sie gingen stumm über den Boulevard Montparnasse und durch die nächsten Straßen. Jetzt hatten sie den Cimetière du Montparnasse erreicht. Dieser Friedhof war schon damals, vor Jahren, ein Lieblingsaufenthalt Hans Kamps gewesen. Wenn die Arbeit oder andere Sorgen ihn zu schwer bedrückten, dann war er hierher geeilt und hatte, unter den langen Alleen von hohen Lebensbäumen auf- und niederschreitend, das Gleichgewicht seiner Seele wiedergefunden. Es war das erstemal, daß Hans und Otto diesen Weg jetzt wieder gemeinschaftlich gingen.

„Hier ist es schön, wo all die Stillen liegen. Aber, Otto, — Dir ist schlecht? Wie siehst Du aus? Laß uns umkehren!"

„Nein, nein, da ist eine Bank, da setzen wir uns. So, nun ist's gut. Deine Schwester hat ganz recht, wir sind schlappe Kerls. Aber daß Du — daran bin ich ja allein schuld."

Er stöhnte.

„Laß nur, Otto, einmal müssen wir ja doch darüber sprechen, — es hat alles so kommen sollen; mir war der Untergang ja immer bestimmt."

„Du irrst, Du irrst, und ich habe Schuld."

„Nein, Du nicht — und sie — auch nicht, — ich allein —"

„Sie ist unser beider Unglück gewesen."

„Mag sein."

Sie schwiegen eine Weile.

„Hast Du — je wieder von ihr gehört?"

„Nein, ich weiß nur, was Du auch wissen wirst, daß —"

„Daß sie nach einem halben Jahr Passau heiratete," fiel Hans ein, seinen Stock in die Erde stoßend.

„Mir bleibt es unfaßlich."

„Warum? Vielleicht macht er sie glücklicher als — ich — es je gekonnt hätte."

„Sie haben ihn ja auch noch geadelt in München, wegen seines Bildes vom Herzog von L."

Sie schwiegen.

„Weißt Du," bemerkte Otto nach einer Weile, „in unserer Sphäre hätte sie niemals leben können; die Begriffe von unserer und ihrer ‚Welt' werden sich immer schroff gegenüber stehen und sich niemals einen. Die Menschen ihrer Welt haben so gut ein ‚Muß' wie wir, nur kommt es bei ihnen von außen und bei uns von innen."

„Bei mir ist's ganz alle mit dem ‚Muß'!"

„Hans, das darf nicht sein, das kann nicht sein! — Ich beschwöre Dich, arbeite wieder!"

„Die Quelle ist versiegt."

„Das bildest Du Dir ein. — Ich möchte Dich lieber tot wissen, als daß Du so — vegetierst."

„Ach, Otto, — laß nur, da kann kein Mensch helfen! Vielleicht kommt's ja wieder — ich glaube es freilich nicht, — ohne Begeisterung, ohne Ideen kann man nicht arbeiten, das weißt Du selbst am besten."

„Hans," sagte Otto außer sich; „ich kann das nicht ertragen, denn es ist meine Schuld."

„Nein, es war das unabänderliche Schicksal. Aber es war gut sich auszusprechen. Nun komm nach Hause."

Seit diesem Gespräch waren sie beide glücklicher und freier miteinander. Ottos Genesung machte täglich Fortschritte. Paris lag im Frühlingsschimmer, und bald war der Kranke so weit, daß sie Partien in die Umgegend machen konnten. Sie suchten alle alten Lieblingsplätze auf, und mit den zu-

nehmenden Kräften fand Otto auch seine alte Lebenskraft und Freudigkeit wieder. Jella strahlte.

„Er ist ein anderer Mensch geworden, seit Du hier bist, Hans. Nun ist er wieder ganz der Alte. Ich bin Dir so dankbar!“

Er lächelte.

„Dann kann ich ja bald wieder abreisen,“ dachte er.

Am Abend, als sie an einem hellen Kaminfeuer zusammen saßen, sagte er ihnen das.

Sie waren sehr enttäuscht.

„Warum denn so bald?“

„Na, mal muß es ja doch sein, und da — ist eine alte Frau, die wartet auf mich.“

„Weshalb?“

Hans wurde etwas verlegen.

„Ich soll ihr etwas mitbringen. Sie ist achtzig Jahre alt und gelähmt, und ich gehe immer zu ihr, wenn ich an ihrem Häuschen vorbei komme. Sie ist eine gute, alte Seele. Aber sie hat eine fixe Idee. Sie ist sehr fromm, — wie sie da alle sind — und sie quält mich damit, daß es auf der ganzen Welt kein richtiges Bild vom Herrn Jesus gäbe. Sie sagt immer: ‚Se molt Em alle was so düster un so fremd un strenge, un ick denk Em mi doch rein so fründli, ach du leewe Tid, ick har so girn en Bild vom fründlichen Jesus, — Herr Kamp, wenn Se nu na de grote Stadt kommen, denn bringen Se mir so'n Bild mit.‘ — Ich habe an das von Ari Scheffer gedacht, wo dem Menschen, der Christus zum erstenmal begegnet, die Ketten abfallen, — aber das ist auch noch nicht das Richtige.“

„Hans,“ sagte Jella ganz ruhig, „Du solltest versuchen, es ihr zu malen.“

Er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

„Ich? — Ich kann es nicht. Wie kommst Du darauf?“

„Ach, ich fand es nur so eine schöne Idee.“

„Figürliches — wenn die Figur die Hauptsache ist im Bilde — hat mir nie recht gelegen, — außerdem, den Herrn Jesus zu malen, muß fast zu schwer sein. Wie soll man Ihn fassen? — Er ist doch überall — ich sehe Ihn in der aufgehenden Sonne kommen — — “ Er sprach fast wie zu sich selbst.

Das Feuer knisterte leise, Otto sagte gar nichts, aber Jella fühlte seine Hände kalt werden in ihren. Sie drückte sie leicht.

„Dann male ihr doch ein Bild, wie die Sonne über der Heide aufgeht, so strahlend, so morgenschön und herrlich, daß sie meint die Gestalt des Herrn zu sehen, wie er in den Wolken kommt, sie zu holen! Ach Hans, ich bin überzeugt, das könntest Du.“

Er antwortete nicht, aber im Schein des Feuers sahen sie die große, innere Erregung, die sich auf seinen ernsten, verschlossenen Zügen abspielte.

Da fing Jella an leise zu singen, das alte Volks- und Kirchenlied aus dem Mittelalter:

Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden,
Gottes und Mariens Sohn.
Dich will ich lieben,
Dich will ich ehren,
Du meiner Seele Freund und Kron'.

Schön sind die Wälder,
Schön sind die Felder
In der schönen Frühlingszeit.
Jesus ist reiner,
Jesus ist schöner,
Der unser traurig Herz erfreut.

Schön ist die Sonne,
Schön ist der Monde,
Schön sind die Sternlein allzumal.
Jesus ist schöner,
Jesus ist reiner,
Als alle Engel im Himmelssaal.

Hans stand auf. Er sah geisterhaft aus. Er faßte ihrer beider Hände: „Gute Nacht und lebt wohl,“ sagte er leise. „Morgen früh verlasse ich Euch. Habt Dank, und auf Wiedersehen im Sommer, wenn Ihr mich in der Heide besucht. Lebt wohl!“

Otto hielt seine Hand fest; er vermochte aber nichts zu sagen.

„Ja Otto, — ich will's — noch 'mal versuchen — aber —“

„Kein aber! Und Du sollst sehen, in zwanzig Jahren spricht die ganze Welt von Hans Kamp.“

„Sprich nicht von der Welt, ich will nichts, nichts von ihr wissen, und in zwanzig Jahren weiß kein Mensch mehr, daß ich je gelebt habe. Lebt wohl, meine Heide ruft mich.“

12. Kapitel.

Es kam aber doch so, daß man nach zwanzig Jahren von Hans Kamp sprach, und zwar in einer Gesellschaft, die Herr und Frau von Passau an einem heißen



Florentinerin. Gemälde von Prof. Franz Stuck-München.
(Kunstverlag von Bartholf Senff in Berlin.)

Augustabend in der Villa Irene am Starnberger See gaben. Zwei Dampfer waren gemietet worden, um die Festgesellschaft von Starnberg nach der Villa Irene zu befördern, und soeben landete der erste an der Passauschen Landungsbrücke. Die Gäste strömten durch das große Portal des Parkes. Alle Gesellschaftsklassen waren unter ihnen vertreten. Passaus machten im Winter „großes Haus" in München, und die schöne Frau von Passau war immer noch die unbestrittene Königin jedes Festes und jeder Gesellschaft. Sie wurde zwar von ihrem siebzehnjährigen Töchterchen Hilda an Liebreiz fast übertroffen, aber Frau von Passau hatte eben in ihrem Wesen jenes undefinierbare Etwas, das sie sofort, in jeder Lage, und jedem Menschen gegenüber, zu einer dominierenden Persönlichkeit machte. Sie stand jetzt unter einer schattigen Kastanie, in duftige weiße Spitzengewebe gehüllt, schlank und stolz wie in ihrer Jugend, und bewillkommte ihre Gäste. Ein großer Neufundländer wich nicht von ihrer Seite. Die Bäume und Büsche waren jetzt alle herangewachsen, aber Passaus hatten noch ein großes Stück Land dazu gekauft mit herrlichen, alten Bäumen. Unter diesen Bäumen wurde Tee gereicht, in einem Pavillon konzertierte eine Musikkapelle aus München, die Menschen schwirrten umher wie bunte Schmetterlinge, und Stimmen, Lachen und schmetternde Musik schallten durcheinander. Die neuen Anlagen wurden bewundert, all die verschiedenen, seltenen Gewächse, die Frau von Passau eigenhändig gepflanzt, und die auf das Sorgfältigste gepflegt wurden. Kein Fehl war in dem herrlichen, großen Garten zu entdecken. Wie ein glänzender, grüner Samtteppich zog sich der englische Rasen hinter der Villa hin. Überall Gruppen der schönsten Rosen, Rabatten von Blumen und kunstvoll angelegte Bosketts.

Auf den breiten, in der Sonne schneeweiß glänzenden Kieswegen schritten eben ein Maler aus München und ein junger Offizier, Arm in Arm dahin.

„Verdammt vornehm hier alles," sagte der Leutnant.

„Ja, es ist sehr schön und nicht ohne Geist angelegt; aber trotzdem ist's langweilig," war die Antwort.

„Na, wissen Sie, mein Lieber, die Zeit, wo es stilvoll war, möglichst ruppiges Zeug zu malen, ist doch zum Glück vorbei. Sehen Sie sich Passaus Atelier an. Alles was er malt — elegant! Chic! Und der Mann verkauft — da könnte man beinahe bei der Garde von existieren —! Na, und fürs Geld malen doch schließlich die Leute, nicht wahr?"

„Ich streite nicht gern über diese Sachen. Mir steht Passaus Kunst nicht so sehr hoch."

„Na aber! Haben Sie das letzte Porträt seiner Frau gesehen?"

„Schon wieder mal! Die arme Frau; aber ich glaube, sie ‚post' gern."

„Sie — was tut sie?"

„Sie läßt sich gern malen."

„Aber ich bitt' Sie, was hat sie auch anderes zu tun! Und schön ist sie immer noch. Wunderbar schön, aber — einen glücklichen Eindruck macht sie eigentlich nie."

„Nein, trotzdem sie sich bemüht, so zu scheinen. Ich kenne sie nun viele Jahre, aber ich habe oft gedacht, diese Frau hat im Leben alles erreicht und sich selbst darüber verloren."

„Ach, meinen Sie?" So tief hatte der Leutnant noch nicht darüber nachgedacht. „Wissen Sie was," fuhr er fort, „wir wollen ins Atelier gehen, ich möchte das Bild von Fräulein Hilde gern noch mal sehen."

Auf verschiedenen Umwegen, und viele Male von Bekannten aufgehalten, gelangten sie bis an die Tür des Gartensaales. Da trat ihnen der Hausherr selbst entgegen. Herr von Passau hatte sich sehr gut konserviert. Der Scheitel war allerdings gelichtet und der spitze Bart grau geworden, aber er sah immer sehr „gut" aus. Im Gegensatz zu früher liebte er es jetzt sehr, den Künstler zu markieren. Er trug ein braunes Samtjackett und hatte ein gewisses zerstreutes Wesen angenommen.

„Meine Herren, wo streben Sie hin?" fragte er, in den Garten spähend.

„Wir streben nach Ihrem Atelier und möchten Ihr letztes Kunstwerk bewundern."

„Ach so."

Passau horchte sofort auf und schob seinen Arm durch den des Offiziers.

Sie schritten durch den Gartensaal und durch das Boudoir der gnädigen Frau. Fast in jedem Zimmer hing ein lebensgroßes Bild Irenes, immer in anderer Pose, aber

sonst kaum eins vom andern zu unterscheiden. Auch Fräulein Hilde war oft vertreten, dann blieb der Leutnant jedesmal stehen und sagte: „Reizend! Wirklich sehr ähnlich — könnte ja beinahe eine Photographie sein!“

Von Irenes Boudoir traten sie in das Atelier. Es war äußerst prunkvoll eingerichtet und sah durchaus ordentlich und salonfähig aus. Riesenblattpflanzen erfüllten den Raum. Heut waren alle vorrätigen Gemälde in Reih und Glied aufgestellt zur allgemeinen Besichtigung.

Passau begann sofort, seine Werke in liebenswürdigster Weise zu erklären.

„Meine Frau, — Stimmung in grün. Meine Tochter, mit der Violine. Sie spielt zwar wenig, aber so was macht sich gut, das Publikum kann sich was dabei denken. Hier — die Herzogin von Fichtenberg, 12000 Mk. Mein guter Schwiegervapa mit dem letzten Orden, den Se. Majestät ihm huldvoll verliehen, — solche Edelsteine sind ganz amüsant zu machen, — wohl etwas zu dick geraten — dieser da.“

Er klemmte einen Kneifer auf die Nase und fing vorsichtig an mit dem sehr spitzen, langen Nagel seines kleinen Fingers an dem Bilde zu kratzen.

Der Maler Bebensee aus München wandte sich ab, während der Leutnant interessiert zusah.

„Also so wird das gemacht, — einfach mit Fingernagel abgekratzt — das könnte ich auch.“

Man hatte wohl Passau mit den beiden Herren fortgehen sehen, viele Neugierige waren ihnen gefolgt, und nach und nach füllte sich das Atelier des berühmten Modemalers. Die Damen hielten ängstlich ihre hellen Gewänder an sich, um nicht mit Öl und Farbe in Berührung zu kommen, — aber Passau versicherte, bei ihm herrsche kein Schmutz, ein Maler könne im Frack arbeiten, wenn er wolle, das sei alles nur Getue und Gehabe.

„Finden Ew. Durchlaucht das Bild meiner Frau ähnlich?“

„Sprechend, liebster Herr von Passau, sprechend, — ach, da kommt sie ja gerade, — ach, bitte, Liebste, stellen Sie sich bitte einmal neben das herrliche Porträt.“

Irene war langsam eingetreten. Ihr Blick überflog die bunte Menge, die sich bewundernd um die Bilder ihres Mannes drängte. Sie ließ sich liebenswürdig neben die große Staffelei führen, auf der ihr eigenes Porträt stand, Blumen in einer Vase ordnend. Als ihr Gatte jetzt neben sie trat und ihr dankbar die Hand küßte, erreichte die Bewunderung ihren Höhepunkt. Die alte Fürstin Bernau klatschte in die Hände, die Gesellschaft fiel sofort ein. „Bravo hoch! hoch!“ rief alles durcheinander.

Passau verbeugte sich lachend, und Irene hob den Kopf noch höher.

Einige Worte, die ihr Mann ihr einmal in Paris gesagt hatte, vor langer, langer Zeit, fielen ihr ein. Das hatten sie nun erreicht. In ihrem Kreise waren sie unumschränkte Herrscher, sie waren König und Königin, und alles huldigte ihnen. Und, war das nun das höchste Glück?

„Herr von Passau,“ sagte plötzlich eine Stimme aus einer entfernten Ecke des Ateliers: „Legen Sie sich jetzt auch aufs landschaftern?“

Passau liebte es durchaus nicht, wenn die Menschheit bis hinter die Kulissen seines Ateliers vordrang.

„Wie? Was meinen Sie?“ sagte er nervös und versuchte, den Sprecher zu entdecken. Eine junge Dame kam, ungeachtet ihrer Toilette eine dicke Rolle Leinwand unter dem Arm tragend, aus der Tiefe des Ateliers hervor.

„Um Gotteswillen, die alten schmutzigen Dinger da,“ rief Passau entsetzt.

„Ja, sie scheinen alt zu sein, aber um so interessanter. Ich habe sie ein wenig angeschaut. Sie erlauben doch?“

Sie breitete triumphierend die Bilder aus. In der Tat schienen sie sehr alt. Es waren lauter angefangene, landschaftliche Studien, flott aufgezeichnet und teilweise schon fast fertig in Farbe ausgeführt.

Die junge Dame, eine angehende Malerin, war entzückt.

„Wie famos, Herr von Passau, wann haben Sie das gemacht? Wann waren Sie in der Heide.“

Passau lachte auf.

„Niemals, Gott sei Dank! Diese Dinger stammen nicht von mir, ich — habe, glaube ich, sie vor langen Jahren mal aufgekauft, von einem jungen — sehr begabten Maler, der — München verließ. — Irene, wird es Dir auch zu kühl hier?“

„Ich denke, wir schließen das Fenster," sagte Frau von Passaus ruhige Stimme.

Mehrere Herren stürzten zum Fenster und schlossen es, andere holten das Spitzentuch der gnädigen Frau, das im Gartensaal liegen geblieben war; irgend ein Glücklicher hatte die Ehre, es Frau von Passau um die Schultern legen zu dürfen.

Sie dankte freundlich und ließ sich dann in einen Sessel gleiten, neben der Fürstin, mit der sie gedämpft sprach, während die junge Malerin, die jetzt vor den Skizzen auf der Erde kniete, laut fragte: „Wer war der Künstler, Herr von Passau?"

„Kamp," antwortete Passau kurz.

Kamp! Der Name ging von Mund zu Mund. War nicht Kamp einmal berühmt gewesen? Was war aus ihm geworden? Man wußte nicht recht, ob man sich seiner noch erinnerte. Hieß er nicht Otto? Nein Hans, ach so, ja, ja; aber was Rechtes war er doch nie gewesen. Alles sprach durcheinander.

„Ich habe schon viele von den Sachen wieder übermalt," hörte man Passau wieder sagen.

„Das ist doch nicht möglich," rief die junge Malerin mit bebender Stimme dazwischen.

Passau lächelte und knackte mit den Fingernägeln. Irene wandte einen Augenblick den Kopf und blickte die kühne Sprecherin groß an, dann nahm sie den Faden der Unterhaltung mit der Fürstin wieder auf. Aber die auf der Erde ausgebreiteten Skizzen bildeten plötzlich den Mittelpunkt des Interesses.

Alle drängten heran und wollten sie sehen, und es war merkwürdig, wie sofort ein heftiger Kampf der Meinungen über sie entbrannte. Einige fanden sie herrlich, großartig, andere sagten, es seien empörende Schmierereien, — gar nichts daran — wie kann man das schön finden — „aber sehen Sie doch, wie famos das alles ist — da die Luft — das Heidekraut." — Es war, als hätte man plötzlich einen Feuerbrand in eine Strohmiete geworfen. Alles brannte lichterloh.

„Aber, meine Herrschaften," sagte Passau jetzt laut und ärgerlich, „es steckt ja Talent in den Dingern, aber es ist doch nichts aus Kamp geworden. Diese jungen, plötzlich auftauchenden Genies haben gewöhnlich in kurzer Zeit abgewirtschaftet."

„Ich wußte gar nicht, daß Sie noch echte Kamps besäßen," mischte sich jetzt die Stimme des alten Kunsthändlers Bieber hinein.

„Na, ich wußte es auch bald nicht mehr, Verehrtester. Die Dinger stehen zwanzig Jahre hier auf dem Boden herum. — Aber jetzt, meine Herrschaften, bitte ich Sie, sich ins Freie zu bemühen. Der Abend ist zu schön, um alte, staubige Skizzen zu besehen. Darf ich bitten, Ew. Durchlaucht."

Mit der alten Fürstin am Arm verließ er hocherhobenen Hauptes das Atelier, und die Gesellschaft strömte hinterdrein.

Draußen wurden schon Vorbereitungen für ein Souper im Freien getroffen. Herr Bieber winkte seinem Sohn, der seit einem Jahr das Geschäft übernommen hatte.

„Eduard, ehe das Souper beginnt, wollen wir noch einmal ins Atelier gehen. Ich muß die ‚Kamps' noch einmal sehen."

Sie schritten vorsichtig durch das jetzt leere Haus, und Bieber öffnete leise die Tür zum Atelier.

Mitten in dem großen Raum stand ganz allein Frau von Passau und starrte auf die an der Erde liegenden Skizzen. Die beiden Herren wollten erschreckt wieder umkehren, aber Frau von Passau hatte sie schon gehört. Sie wandte sich um und blickte den Kunsthändler geistesabwesend an.

„Verzeihen Sie, gnädigste Frau," murmelte Bieber mit einer tiefen Verbeugung, „ich wollte nur —"

„Bitte, treten Sie näher," sagte Irene kühl und höflich. „Ich suchte meinen Mann hier. Die Herzogin will ihm mein Bild dort abkaufen."

„Ah — gratuliere. — Ich —"

„Sie wollten es sich gewiß auch noch einmal ansehen. Bitte, lassen Sie sich nicht stören. — Ich finde meinen Mann wohl draußen."

Ein leichtes Neigen des Kopfes, der junge Bieber riß die Tür auf, und Frau von Passau schwebte hinaus.

„Wie findest Du es, Papa," sagte der junge Mann zu seinem Vater, der mit verschränkten Armen vor den Kampschen Studien stand, „daß der Kerl welche davon übermalt hat!"

Der Vater schüttelte sich.

„Es ist einfach Mord. Er ahnt nicht, was für Schätze er hier noch liegen hat,

wertvoller, als das ganze übrige Besitztum. Ich muß versuchen, die Dinger an mich zu bringen."

„Ob der Kamp wohl noch lebt?"

„Ich habe seit Jahren nichts von ihm gehört; aber möglich ist es schon. — Weißt Du, Eduard, wir werden uns mal erkundigen. Vor zehn Jahren lebte er als Landmann bei Lüneburg und hatte die Malerei an den Nagel gehängt. Ich hatte ihn auch ganz aufgegeben nach den letzten faden Schinken, die er vor zwanzig Jahren ausstellte, — aber diese Dinger hier, — es ist fabelhaft, wie sie anregen. Eduard, Du fährst einmal in die Heide, und schnupperst da so still herum, verstehst Du?"

„Gewiß, Papa. Wir müssen auch mal wieder was anderes bringen, als diese ewigen Passaus."

„Ja, ich habe den Kerl auch in den Tod satt, aber er geht noch immer, und so lange müssen wir ihn kaufen. Ich werde heut noch fünftausend Mark für ‚Fräulein Hilde in Grün' bieten; morgen kauft's der Großpapa für zehntausend Mark wieder ab, — aber komm, man darf uns nicht vermissen."

Das Fest nahm seinen Fortgang. Erst ein glänzendes Souper, dann Feuerwerk und Tanz, Gesang und Spiel, und endlich zog die bunte Schar zur Landungsbrücke wieder hinunter, um mit dem Dampfer noch den letzten Zug von Starnberg nach München zu erreichen. Passaus gaben ihren Gästen in der herrlichen Sommernacht selbst das Geleit.

„Herr von Passau," sagte die junge Malerin beim Lebewohl, „dürfte ich nicht einmal eine der Kampschen Studien kopieren?"

„Nanu!" antwortete er, den Arm um die Taille seiner Frau legend, die neben ihm stand. „Wozu denn?"

„Ja, ich möchte es gern. Und — verkaufen werden Sie wohl keine davon?"

Passau lachte laut auf.

„Meinetwegen können Sie den ganzen Krempel für fünf Mark haben."

Wie aus der Erde gewachsen stand Herr Bieber neben ihnen.

„Herr von Passau, verkaufen Sie die Studien?"

„Kinder, Ihr seid wohl verrückt, das wird mir denn doch zu bunt. Hier, wendet Euch an meine Frau, — der gehören die Unglücksdinger, und ich werde schon nette Schelte bekommen, daß ich sie, trotz Verbot, kürzlich vom Boden herunterholte. Was Irene?"

Irene machte sich mit einer leichten Bewegung aus dem Arm ihres Gatten los.

„Wir verkaufen solche Sachen nicht," sagte sie ruhig. „Bodo, gib doch der Gräfin Klinten den Arm. Gute Nacht, liebes Fräulein Berg. Darf ich Ihre Arbeiten einmal sehen? Sie scheinen Enthusiast?"

„O bitte, Frau von Passau."

„Addio! Addio!"

„Ach, Papa," bat Hildegard Passau, „wollen wir nicht mit dem Schiff bis Starenberg mitfahren und im Boot zurück?"

Lachend willigte ihr Vater ein, und Frau von Passau schritt allein im funkelnden Sternenglanz durch den jetzt schweigenden Park ihrem Schlosse zu. Leise raschelte ihre Schleppe auf dem Kies. Und neben ihr schritt eine stille unsichtbare Gestalt, — so unheimlich lebendig, als könnte sie sie mit Händen greifen. Aber sie wollte sie nicht sehen, sie rief laut ihrem Hunde und floh ins Haus.

* * *

Nach einigen Wochen ließ sich Herr Bieber wieder bei Passaus melden. Sie waren gerade beim Déjeuner.

„Eine ungeschickte Stunde, um Besuch zu machen," sagte Frau von Passau.

„Ach bewahre, — Wilhelm, führe ihn nur herein. Da ist ja noch Platz neben Hildchen."

„Was will er nur schon wieder, Bodo?"

„Nun, mein Lieber," begrüßte Passau den eintretenden Kunsthändler. „Was verschafft uns die Ehre? Haben Sie irgend ein schönes Altertum für meine Frau aufgetrieben?"

Bieber nahm Platz. In seinem Gesicht zuckte es nervös.

„Ja," erwiderte er höflich, „ich habe jetzt ein herrliches altes Spinett mit Harfenaufbau und schönem Ton. Aber deswegen kam ich eigentlich nicht. Ich war verreist und —"

„O Mama, das Spinett müssen wir haben!" rief Hilde Passau dazwischen.

„Warum eigentlich müssen?" fragte ihre

Mutter zurück, langsam ein Glas Wein leerend.

„Wenn es etwas Apartes ist, müssen wir es doch haben, denn sonst nimmt es ein anderer."

„Schicken Sie das Ding nur gleich herüber," lachte der Hausherr. „Wie verläuft denn die Ausstellung von Bebensee? Wird er was los?"

„Ich fürchte, nicht viel, denn —"

„Na, das ist kein Wunder, diese Sorte Landschaften, so ganz ohne Staffage, — was soll das Publikum sich dabei denken."

„Das Publikum wird nächstens etwas Großartiges erleben," sagte Bieber mit etwas erregter Stimme. „Ich habe jetzt etwas erlebt —"

„Bodo, Du nimmst doch noch etwas Ente, das ist doch Dein Lieblingsessen. — Wilhelm, reich dem Herrn Professor noch einmal die Ente."

„Meinst Du wirklich, daß ich noch etwas nehme, mein Schatz? Allerdings, Arbeit macht Hunger. Heute Morgen zwei Fürstinnen gefirnißt, das ist eine Strapaze, ha, ha, ha!"

„Herr Bieber, wann kann das Spinett hier sein?" fragte Hildegard aufgeregt.

„Wann Sie befehlen. Ich habe es in Lüneburg bei einem alten Antiquar entdeckt."

„Wie kommen Sie denn in aller Welt nach Lüneburg, Herr Bieber?"

In diesem Augenblick hob Frau von Passau die Tafel auf.

„Aber liebster Engel, ich habe noch kein Obst gehabt. Warum stehst Du auf?"

„Verzeih, lieber Bodo, ich dachte, wir wären fertig. Wir sitzen ja schon anderthalb Stunden beim Frühstück. Aber — vielleicht essen Du und Hildchen ruhig weiter, und Herr Bieber erzählt mir näheres über das Spinett. — Nein, Hilde, ich verspreche noch nichts."

Herr Bieber war aufgesprungen.

„Ganz zu Ihren Diensten, gnädige Frau."

Er folgte der Frau des Hauses, die mit ihrem leichten, schwebenden Gang langsam vor ihm herschritt, den Kopf vornüber geneigt, in Gedanken versunken.

In ihrem Boudoir nahm sie vor ihrem Schreibtisch Platz und wies Herrn Bieber mit einer Handbewegung einen Stuhl in ihrer Nähe.

„Auf Sie kann ich mich ja immer verlassen," begann sie freundlich. „Was kostet das Spinett?"

„Fünfzehnhundert Mark, gnädige Frau. Es ist sehr schön. Hier ist die Zeichnung, ich habe es photographieren lassen."

„Ach, — in der Tat sehr schön."

„Gnädige Frau!"

„Nun?"

„Ich habe eine große Bitte an Sie. Aber ich weiß nicht, ob ich sprechen darf, — der Name Kamp dürfte Sie vielleicht unangenehm berühren?"

„O, ich bitte Sie," antwortete Irene kühl, — „ich — interessiere mich noch immer sehr für Herrn Kamp, trotzdem ich in den letzten Jahren nichts von ihm gehört habe, nur daß er seine Kunst ganz aufgegeben hat und Landmann geworden ist. Aber wenn er vielleicht — meiner Hilfe bedarf — und Sie möchten sich für ihn verwenden, so sprechen Sie nur ruhig."

Sie versenkte sich in die Zeichnung des Spinetts und sah deshalb nicht Herrn Biebers fassungsloses Gesicht.

„Ihrer Hilfe bedarf er allerdings nicht," sagte er.

„Nun denn? — Finden Sie nicht das Instrument im Verhältnis zur Harfe recht klein?"

„Die Photographie täuscht, die Harfe ist nicht zu groß. Also — wie gesagt — Ihr Herr Gemahl meinte neulich, die Kampschen Studien, die sich hier noch aufgefunden haben, wären Ihr spezielles Eigentum. Es wäre für mich von großem Wert, diese Studien zu besitzen. — Ich zahle Ihnen jeden Preis dafür."

„Warum?" gab Frau von Passau langsam zurück.

„Es liegt mir viel daran, gnädige Frau, viel. Kann ich die Studien haben?"

Es folgte eine kleine Pause.

„Es tut mir leid, Herr Bieber, aber — ich darf diese Sachen nicht — verkaufen. Es liegt mir auch gar nichts daran, sie zu verkaufen."

„Ist Ihr Entschluß unumstößlich?"

„Ganz unumstößlich."

„Nun, dann, gnädige Frau, bitte ich Sie wenigstens um eins, und das werden Sie mir nicht abschlagen, — gestatten Sie mir, die Studien auszustellen."

„Herr Bieber, ich verstehe nicht — Diese — Studien —?"

„Gnädige Frau," sagte Bieber plötzlich pathetisch, „ich habe was erlebt — 'ne Auferstehung gewissermaßen — ich —, aber verzeihen Sie, das heißt, vielleicht macht es Ihnen ja auch Freude, zu hören, daß der Kamp — damals nicht ganz vor die Hunde gekommen ist. Er ist nämlich — wie gesagt — das Gegenteil davon."

Er war aufgestanden und zog sich die weiße Weste energisch herunter.

Irene sah an ihm vorbei.

„Gewiß macht es mir Freude, Herr Bieber. Erzählen Sie doch, Sie machen mich ja ganz neugierig —"

„Also denken Sie, der Kamp lebt noch und malt, und — na wissen Sie, gnädige Frau, ich bin Geschäftsmann und habe viel erlebt, viel, und ich falle nicht mehr rein auf diese — diese Schmierfuchser und Allerweltsmaler; aber manchmal, da passieren doch noch Sachen, wo auch uns abgebrühten alten Kerls nur so die Gänsehaut am Rücken runter läuft. Das ist, wenn wir denn mal unter all dem entsetzlichen Wust von Bildern und Studien — plötzlich vor so was Wahrem stehen, so was Grandiosem, so was — mein Gott, so was Kolossalem —"

Er wandte sich erschöpft ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Frau von Passau hatte sich ganz in ihren Sessel zurückgelehnt.

„Er — malt — wieder?" sagte sie mit leicht vibrierender Stimme.

Bieber nahm wieder Platz. Er hatte sich jetzt etwas gefaßt.

„Ich wollte ja erst meinen Sohn hinschicken, aber Eduard ist noch jung —"

„Ein liebenswürdiger Mensch ist er."

Bieber verbeugte sich von seinem Stuhl aus.

„Danke gehorsamst. Das ist er. Ganz seine selige Mama. — Aber, wie gesagt, noch jung. Also, ich erkundigte mich so allerwärts, und dann fuhr ich selbst in die Heide und war bei Kamp."

„Sie sahen ihn?" fragte Irene.

„Jawohl, jawohl. Leicht ist's allerdings nicht, zu ihm zu kommen; das ist ja eine verflixte Gegend, und bis man zu ihm gelangt — na aber, es lohnt. Hat der Mensch gearbeitet! Und was für Sachen! Wunderbare, herrliche Landschaften — nur über eine Sache! Da könnte ich einfach heulen, buchstäblich heulen."

Er sprang wieder auf und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum.

„Denken Sie sich, da haben also diese Heidebauern eine Kirche gebaut. Mitten in der Heide. Und da hat nun der Kamp diese Kirche ausgemalt mit Landschaften! Das ist seine Auferstehung gewesen, hat er mir gesagt, da hat er sich und seine Kunst wiedergefunden. Aber nun bitt' ich Sie! eine Kirche mit Landschaften aus der Heide! Und da sitzen nun diese kostbaren Gemälde in dieser Kirche, mitten in der Lüneburger Heide. — Am liebsten setzte ich das ganze Gebäude auf Räder und ließe es nach München rollen; denn es ist ja eine Todsünde, daß es da nun so verkommt unter dieser ahnungslosen Bewohnerschaft. Auch eine wunderbare Statue von dem Bildhauer Finzenthal steht da, Sie wissen, daß er vor fünf Jahren starb."

„Ich habe es gehört — ist das nicht schon — länger her?"

„Nein, fünf Jahre, bei seinem Freunde starb er. Alle kennen ihn da. Aber der Kamp — die Leute sind rein wild auf ihren Kamp, ihren ‚lütt Meister', wie sie ihn nennen. Er ist da vollständig ihr König, ihr Beichtvater, ihr Abgott. Und fein bezahlt haben sie ihn auch! Unglaublich ist es alles."

„Eine Kirche hat er ausgemalt, sagten Sie?"

„Wie ich Ihnen sage, aber — ich ermüde Sie, gnädige Frau, Sie sind angegriffen —?"

„O nein! Fahren Sie fort. — Sie sahen seine Bilder —?"

„Massenhaft Bilder! Fünfzig bis sechzig Gemälde hat er da in seinem Atelier stehen, eins schöner als das andere. ‚Aber um Gotteswillen, Kamp, warum stellen Sie nicht aus?' fragte ich. Er lachte."

„Er lachte!" wiederholte Frau von Passau mechanisch.

„Ja, er ist ganz der alte geblieben. Ganz famoser Mensch, der Kamp. — Alt geworden natürlich, geht so'n bißchen vornüber und läßt sich kleine, weiße Löckchen im Nacken stehen. — ‚Ganz wie'n Pastor, Kamp', sagte ich, ganz wie'n Pastor."

Irene schwieg. Sie hatte die Augen geschlossen.

Bieber rieb sich die Hände und fuhr,

ganz in seine Erlebnisse versunken, unentwegt fort zu sprechen.

„Ne, ausstellen tut er nicht. Aus Hamburg kommen so ab und zu Leute und kaufen, — er sagt, er hätte 's Geld nicht nötig. Und dabei ist er so heiter, so zufrieden, so — gelassen, das ist das Wort: er ist das Bild der Gelassenheit und des Friedens. Aber — erreicht hab ich's doch."

„Was haben Sie?"

Bieber warf sich in die Brust.

„Ich habe erreicht, daß Hans Kamp ausstellen wird. Es ist alles abgemacht, nach hartem Kampfe allerdings! Aber Kamp wird nun für alle Zeiten unseren größten deutschen Künstlern beigezählt werden. Und sehen Sie, gnädige Frau, für diese Ausstellung, die in der ganzen Welt Aufsehen erregen wird, hätte ich so gern die Studien gehabt, denn da steckt schon dasselbe drin, wie in den Bildern, — dieselbe Kraft und Wahrheit, dasselbe herrliche Genie! Sie geben sie mir, nicht wahr?"

„Wo wird er denn ausstellen?"

„Erst in Berlin, Murillo-Säle, Leipziger Straße 120. Da ist ein Sonnenuntergang dabei — kolossal, und eine Landschaft mit einem Zitat, — ich konnte den Zusammenhang nicht recht verstehen. ‚Ohne mich könnt Ihr nichts tun', steht darunter. Ich riet ab davon, es wird darüber gespottet werden, — aber Kamp ist nicht zu überzeugen."

„Wann beginnt die Ausstellung?"

„Übermorgen. Ich reise heute Nacht noch fort. Geben Sie mir die Studien mit!"

In diesem Augenblick kam Herr von Passau mit seiner Tochter heiter und schwatzend vom Frühstück herein.

Irene erhob sich mühsam. Sie sah plötzlich alt und grau aus.

‚Mein Himmel,' dachte Bieber, ‚ich habe sie gelangweilt und zuviel gesagt —,' aber sie hielt ihm die Hand hin.

„Das hat mich alles sehr interessiert," sagte sie freundlich, „Bodo, sei so gut und führe Herrn Bieber ins Atelier, er möchte Dein letztes Bild noch sehen," und als Passau voranging, fügte sie hinzu, sich wieder an Bieber wendend: „Die Kampschen Studien kann ich Ihnen definitiv nicht geben. Adieu! Vergessen Sie nicht, mir das Spinett zu besorgen."

Bieber verbeugte sich stumm. Er war entlassen.

Hildegard sah ihre Mutter an.

„Mama, Du bist so blaß, soll ich Dir noch ein Glas Wein besorgen?"

„Danke, mein Kind. Ich habe Zahnschmerzen, und der gute Bieber redete so lange, daß mir ganz schwindlig wurde."

Frau von Passau war sehr elend in der nächsten Zeit, die Zahnschmerzen wurden immer heftiger. Sie konnte keine Nacht mehr schlafen und ihr Mann riet ihr schließlich dringend, doch den bewährten Zahnarzt in Berlin aufzusuchen.

So reiste sie eines Morgens allein dorthin ab.

13. Kapitel.

One more glimpse of the sun,
One more breath of the sea,
One more smile from my darling one,
Then death! come speedily.

One more smile from my sweet,
One more clasp of a hand,
One more sound of returning feet!
Then come! that better land!

One more passionate prayer,
To Christ, that He may be
My guide, as I climb the golden stair —
Then come! Eternity! (Somerset.)

Sie stieg in einem der ersten Hotels ab und gleich am nächsten Morgen ging sie zu ihrem Zahnarzt. Sie machte dann verschiedene Einkäufe, und nun beschloß sie, in die Kampsche Ausstellung zu gehen. Unterwegs fiel ihr ein, daß es wohl besser wäre, erst am Nachmittage hinzugehen, und so fuhr sie in ihr Hotel zurück. Sie war unentschlossen und unglücklich. Nachher war es dann zu dunkel geworden, und es vergingen zwei Tage, ohne daß sie sich entschließen konnte, die Murillo-Säle zu betreten. Sie wanderte planlos durch die Straßen Berlins, sah in die Schaufenster, ohne in Wirklichkeit etwas zu sehen, kaufte, halb aus Gewohnheit, halb aus Zeitvertreib, einen kostbaren Schmuck für ihre Tochter, ging abends ins Theater, hielt sich viel in ihren Gemächern auf und erschien dann zur table d'hôte in großer Toilette; aber sie fühlte selbst, daß sie jetzt ein Ende machen müßte.

Und so kam sie eines Morgens ganz früh in die Ausstellung.

Der große Saal, in dem die Kampschen Bilder hingen, war noch menschenleer. Ganz allein, sehr langsam, trat sie ein. Sie blieb stehen und schaute sich um.

Sie stand da, starr, überwältigt. Mit einem einzigen Blick erfaßte sie die ganze große, märchenhafte Schönheit der Bilder. Sie wagte kaum zu atmen, kaum sich zu rühren. Die Gegenwart versank ins Nichts, die Vergangenheit wurde lebendig, und sie selbst stand mitten darin, als wären die verflossenen 25 Jahre nur der böse Traum einer einzigen Nacht. Ein stiller Zauber fing an, sich ihrer zu bemächtigen. Zum ersten Mal in ihrem Leben erfüllte wahre tiefe Andacht ihre Seele. Nur allmählich kam sie wieder zu sich selbst und fing an zu begreifen, wo sie war! Und nun war ihr zu Mut, als hätte sie ihr ganzes Leben lang nach diesem Anblick gehungert. Sie, die geglaubt hatte alles Schöne und Große in der Kunst zu kennen und zu verstehen, — ihr waren nun diese Bilder wie die erste Offenbarung des wirklich Schönen und Göttlichen. Sie stand noch immer regungslos da, und ihr Blick glitt langsam von einem Bilde zum andern. Sie fand ihn wieder in jedem seiner Werke! Nur, daß er noch nie so Schönes, so Großes geschaffen hatte!

Wie die Heide leuchtete dort, man spürte ja fast den Duft — wie zart und grau sie sich hier in der Ferne verlor — wie kolossal, wie mächtig die alte Fichte dort. Was war das für ein Land, für ein Reich, vor dessen verschlossenen Pforten sie bis jetzt gelebt, draußen in der öden, nüchternen Welt, und wie hieß der König, der dieses Land beherrschte, und der jetzt der staunenden Menschheit erlaubte, einen Blick zu tun in die unermeßliche Poesie und Größe dieses Zauberlandes.

Sie war an das eine Gemälde herangetreten, und unwillkürlich sprachen ihre Lippen leise den Namen aus, der klein und zierlich in der Ecke des Gemäldes stand: „Hans Kamp."

Stand er nicht plötzlich wieder vor ihr, wie einst vor fünfundzwanzig Jahren, als er ihre Hände gefaßt und sie so heiß gebeten hatte, mit ihm zu kommen in seine Heide —

Sie hatte nicht gewollt.

An der Schwelle dieses Reiches hatte sie gestanden, Hans Kamp hatte die Tür geöffnet — und sie war umgekehrt. Da war er allein gegangen.

„Hans," sagte sie noch einmal. „Hans." Sie raffte sich zusammen.

Sie trat an das nächste Gemälde und ging langsam, Schritt für Schritt, durch den ganzen Saal, vom einen zum andern.

Die meisten Bilder waren schon verkauft.

Sie stand jetzt vor dem Bilde, von dem Bieber ihr erzählt hatte; denn darüber stand, in den einfachen, breiten Holzrahmen geschnitzt, der Spruch: „Ohne mich könnt ihr nichts tun."

Ein steil aufsteigender Heidehügel, darüber strahlend blaue Luft und, in diese Luft hineinragend, ein altes, morsches, Holzkreuz, von blühender Heide umwuchert. Ein steiniger, kaum erkennbarer Weg führte zu dem Kreuz hinan.

Sie starrte es an.

War er d i e s e n Weg gegangen?

An der Hauptwand des Saales hing das größte Bild: Der „Sonnenuntergang".

Tiefe, violette Schatten lagen über der Heide. Im Vordergrund ein leicht anschwellender Hügel und eine kleine, verkrüppelte Kiefer, die mit ausdrucksvoller Gebärde einen toten Ast gen Himmel reckte. Und unter dieser Kiefer saß ein Mann, die Gestalt nur in dunklen Umrissen zu erkennen. Er saß tief vornübergebeugt und hatte das Gesicht in den Händen vergraben. Zu seinen Füßen dehnte sich die Ebene aus in endlose, blaue Weiten, und über dem verschwimmenden Horizont leuchtete der Äther vom zartesten Gelb bis ins feurigste Rot und tiefste Gold. Und unter dem langsamen Ausklingen dieser großen, feierlichen Farben-Symphonie versank die Sonne.

Sonnenuntergang!

War das Irene Passau, der es plötzlich wie ein Schluchzen aufstieg aus tiefster Seele? Sie sah sich um mit angstvollen großen Augen — aber da hing es ja schon, das Bild, das nun kommen mußte. Und so einfach wie unter dem andern, stand nur ein Wort: Sonnenaufgang.

Wieder das weite, wellige Land, die Heide, noch so still und verschlafen, und die Blüten aneinander gedrängt, von den Geheimnissen der Nacht sich erzählend. Aber hier und da glitzerte schon der Morgentau im Erwachen des Tages. Die Nebel flossen



Die Dorfkirche. Gemälde von Franz Hoch-München.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin W.)

leicht dahin, von allen Seiten schimmerte und drängte das Licht herbei — dort kam es her — dort aus der Ferne, wo der schmale, silberglänzende Streifen sich zwischen Himmel und Erde schob — es kam der Tag! Und in den siegenden Tag hinein schritt die aufrechte, stolze Gestalt eines Mannes. Die linke Hand umspannte kräftig das Handwerkszeug, während die rechte den Hut hielt. Er wandte dem Beschauer den Rücken, man konnte sein Gesicht nicht sehen, aber man konnte es fühlen — er blickte dem kommenden Licht entgegen.

Sonnenaufgang!

Frau von Passau wußte nicht, wie lange sie vor dem Bilde stand. Sie ging noch einmal durch den Saal und sah sich alles, alles an. In den anderen Zimmern hingen die kleineren Sachen und die Studien. Schließlich zog es sie magisch wieder in den großen Saal und zu dem „Sonnenuntergang".

Da setzte sie sich hin. Sie war wieder in ihrer Jugend. Sie hatte ihn wiedergefunden, ihren Hans: er stand neben ihr und hielt ihre Hand.

Sie saß still da, als wäre sie tot. Eine Stunde verging und noch eine, sie hatte gar nicht gemerkt, daß die Säle sich mit Menschen zu füllen begannen. Plötzlich war sie umringt von Gestalten, und lautes Sprechen tönte an ihr Ohr. Da kam sie zu sich. Sie erhob sich und ging schnell hinaus. Sie hatte jetzt nur noch einen Gedanken. Sie mußte ihn wirklich wiedersehen, ihn selbst, ihn selbst! Weiter wußte sie nichts — nur zu ihm, seine Hand fassen, ihm danken, ihn bitten — ja ihn bitten, von ganzem Herzen bitten, ihr zu vergeben und ihr zu helfen!

Der Wunsch, ihn wiederzusehen, kam mit solch elementarer Gewalt über sie, daß sie keine Minute Zeit mehr verlieren wollte, diesen Gedanken zur Tat werden zu lassen. Sie eilte zum nächsten Postamt, telegraphierte ihrem Manne, daß sie erst in einigen Tagen wiederkäme, fuhr ins Hotel zurück, packte nur einige notwendige Sachen in ihre Reisetasche — und eine Stunde später saß sie schon in der Eisenbahn und fuhr in die Heide.

Etwas von der Energie und Impulsivität ihrer Jugend kam über sie. Sie hatte ja niemals gezögert, das auszuführen, was sie wollte und wünschte!

Ein Abend in Paris fiel ihr ein, als sie auf einen Omnibus gesprungen war, alle andern hinter ihr her, auch Hans. Und plötzlich hörte sie seine Stimme rufen: Vive l'amour!

Mein Gott, wie lange war das her! Ein ganzes Leben lag dazwischen! Nein! Nur er hatte gelebt, er hatte gelitten und gesiegt — sie hatte ja noch gar nicht gelebt!

Wie langsam der Zug fuhr!

Und in ihr, welche Unruhe, welche Angst!

Warum saß sie hier, warum war sie gefahren —.

Sie kannte sich selbst nicht mehr, sie folgte willenlos einem inneren „muß", das sie trieb.

Die Reise war nur kurz.

Dem Namen nach kannte sie die kleine Bahnstation so gut. Und jetzt war sie am Ziel.

Sie wußte auch den Weg zu ihm, trotzdem sie ihn nie gegangen war. Nur im Traum manchmal — in den letzt verflossenen Jahren, — dann hatte sie wohl manchmal im Geist an seiner einsamen Schwelle gestanden und gedacht, nun würde seine Stimme sie hereinrufen, aber alles blieb tot und still, und sie kehrte zurück, in ihr selbstgewähltes lautes, leeres Leben. Als wäre sie hier längst bekannt, schritt sie um das Stationsgebäude herum und durch die Dorfstraßen. Nun war sie im Wald, und jetzt ganz plötzlich dehnte sich zu beiden Seiten die unermeßliche Heide aus.

Irene stand still. Sie holte tief Atem.

Ein eigenartiges Gefühl bemächtigte sich ihrer.

Die Heide!

So groß, so still, so unabsehbar.

Da stand ein Wegweiser und wies nach Modderkuhl.

Irene schritt über die Heide.

Die Sonne schien so heiß und strahlend, und der Weg war beschwerlich. Sie achtete dessen nicht.

Das Heidegestrüpp erfaßte ihr langes schleppendes Kleid und zerriß es. Sie merkte es nicht.

Um sie her kein Laut, kein Ton.

Sie ging ganz allein über die Heide.

Es war der merkwürdigste Gang ihres Lebens.

Jetzt hatte sie eine Höhe erklommen, und da sah sie plötzlich die Kirche liegen. Seine Kirche.

Weithin schimmerte das weiße Gebäude, mitten in der einsamen Heide.

Irene wanderte langsam darauf zu.

Die Türen der Kirche waren weit geöffnet.

Über dem Eingang las sie den Spruch: „Alles ist Euer. Ihr aber seid Christi."

Leise, mit angehaltenem Atem trat sie ein.

Alle Wände der Kirche waren al fresco von Hans Kamp gemalt. Lauter Motive aus der Heide.

Die Heide in strahlendem Sonnenschein und darunter stand: „Himmel, freue Dich und Erde sei fröhlich, das Feld sei fröhlich und alles was drauf ist und lasset rühmen alle Bäume im Walde."

Die Heide unter funkelndem Sternenhimmel: „Licht ist Dein Kleid, das Du anhast, du breitest aus den Himmel wie einen Teppich."

Die Heide im Ungewitter und Sturm: „Unser Gott kommt und schweiget nicht, fressendes Feuer geht vor ihm her und um ihn her ein großes Wetter."

Die Galerie des Orgelchors war ganz mit blühender Heide bemalt, und da war zu lesen: „Ach, ich bin viel zu wenig zu rühmen Deinen Ruhm. Der Herr allein ist König, ich eine Wiesenblum'."

In dem Altarraum, etwas erhöht, stand die lebensgroße Figur des Heilands in Marmor. Das war Ottos Schwanengesang gewesen! Der Heiland stand ganz ruhig und gerade da, im langen Purpurmantel, die Dornenkrone auf dem Haupt und die Hände gefesselt. Hoheitsvoll und voller Erbarmen blickte er dem Eintretenden entgegen. Mit goldenen Lettern stand in den Sockel eingegraben: „Sehet, das ist Euer König."

Irene seufzte so tief und bang, als müßte sie unter einer schweren Last zusammenbrechen. Sie setzte sich auf eine Bank.

Draußen zwitscherten die Vögel, und durch die alten Kiefern fuhr rauschend und brausend der Wind, als käme er vom Meer.

In dieser Stunde zog ihr ganzes bisheriges Leben an ihrem inneren Auge vorüber.

War nun endlich, endlich ihre arme verhungerte Seele zu Hause?

Tiefe, feierliche Stille überall.

Um die Kirche herum zog sich der Friedhof.

Viele Gräber waren noch nicht gegraben, aber gerade heute galt es ein frisches zu schaufeln.

Der Totengräber war bei seiner Arbeit und hob erstaunt den Kopf, als jetzt plötzlich eine Dame neben ihm stand und ihn anredete.

„Wat wüllt Se?" frug er und blickte sie an.

„Se wär so witt in't Gesich, as 'n Dischdook," sagte er nachher von ihr.

Sie wollte den Weg wissen nach dem Atelier des Malers Kamp.

„Uns lütt Meister? Ick weet ni, ob he to Hus is hüt, awer hüt Nomiddag, denn kümp he un speelt."

„Wo spielt — er?"

„Na, hier, inne Kark, up uns Orgel, un denn kümmt te Lüd von de Arbeit un hört em to, un dat is mol so schön as de langen Reden von uns Paster, — da kummen Se man her. Hebbt Se denn schon 'n widen Weg hat? Wo sünd Se denn herkommen?"

„Von weit her," antwortete sie langsam.

„Na ja, de een hätt'n langen Weg, un de anner 'n korzen, un toletzt kümmt doch alle an deselwige Dör an un uns Vadder in Himmel schall up maken. De Lütt hier, is man kurz up de ser west."

„Wer ist gestorben?" fragte sie.

„Mutter Lütjen eer lütt Ölst. Uns Meister is o noch hin west hüt Morgen un hätt err so schön tröst. Dat versteiht he. He is je ümmer so vergnögt un so friedli, wenn he ok ganz alleen up de Welt is."

„Ganz allein!" wiederholte Irene leise.

„Jo, in vergangne Tiden, da har se ja noch sin Swester un eer Mann, awer vör fief Johren is de ja dod bliewen hier, — do is sin Graw, dat is min erstes Graw her. Un denn wär sin Swester bi em, awer — wat weet ick, — de lütte Fru har ja wull so 'n gräßli Sehnsuch no ehrn Mann, — een Johr später, do is se uck toßlapen un ick hew ehr dat Bett torecht makt, neben em. Se hebbt een Krüz tosam, und uns lütt Meister will da je uck mitslopen, seggt he. Se wulln alltosam den selwigen Spruch hebben. Wo heet dat man noch?"

Er nahm den Hut ab und sagte langsam: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

Irene nickte ihm zu und dann stand sie an den Gräbern von Otto und Jella.

Der dritte Platz wartete auf Hans.

Warum hatte man für sie keinen Platz gelassen? Einen stillen Platz, wo sie ausruhen durfte. Sie war so müde und so alt und einsam.

Ob sie von weither gekommen war, hatte der Mann sie gefragt.

Sie kam aus der Wüste. Sie kam aus der Leere, aus dem Unfrieden, aus dem Drängen, Jagen und Stoßen des Lebens, aus der Verlogenheit, aus dem seelenmordenden Welt- und Wohlleben. Und hier alles still, feierlich friedlich.

Hier war ein Paradies.

Aber sie mußte weiter wandern.

Sie gehörte ja nicht hierher. Nur noch einen Dank ihm sagen, ein Lebewohl —

Sie ließ sich den Weg zeigen, — es war nicht weit, sagte der Totengräber, und doch kam es ihr so endlos lang vor, als sie jetzt bergauf, bergab wieder durch die Heide schritt, die an manchen Stellen noch in voller Blüte stand und ihr bis über die Knie reichte. Zu ihren Füßen sah sie plötzlich einen Strauß schneeweißer Blüten. Sie pflückte ihn und nahm ihn mit.

Endlich war sie am Ziel.

Da stand „Dat lütte Hus“ unter riesenalten Kiefern und Fichten. Eine Heidschnuckenherde weidete in der Nähe. Vor der Tür des Hauses, auf einer niedrigen Bank, saß der Schäfer mit seinen Hunden und strickte.

„Gun Dag ok,“ rief er ihr entgegen, „de lütt Meister is nich to Hus.“

Irene holte tief Atem.

„Wo ist er denn?“ fragte sie nach einer Weile.

„Vogelscheeten, he is mit de Kinners los.“

„Und — wann kommt er wieder?“

„O dat kann Abend war'n. Wüllt Se dat Atelier sehn?“

„Ja, aber —“

„Dat kann ick Se wiesen. Letzthin hew ick em noch 'n Bild verköft, da war so 'n Mann ut Hamborg und de wull ja partut dat Bild hebben, wo ick just mit up bin. Kommen Se man mit, lütt Madam.“

Er stand auf, langte mit der Hand durchs offne Fenster, holte den Hausschlüssel hervor, öffnete die Tür und ging ohne weiteres hinein.

Irene folgte ihm. Sie traten in einen einfachen kleinen Raum. Alles war aus Holz — ein Tisch, ein paar Stühle, in der Ecke standen seine Stöcke und hingen seine Hüte, das war alles. Dann kam eine kleine Küche und dann seine Schlafstube, auch mit der größten Einfachheit eingerichtet. Über dem Bett hing ein kleines, hölzernes Kruzifix und darunter eine Photographie von ihr als achtjähriges Kind. Da hatte er sie zum erstenmal gesehen. Der Schäfer erklärte ihr alles. Sie sprach kein Wort, sondern schritt stumm, mit brennenden Augen und fest zusammengepreßten Lippen, hindurch. Sie kamen in das große Atelier. Die letzten Arbeiten standen noch unvollendet auf großen Staffeleien umher. Auf einem Hocker lag die Palette, die Farben waren noch frisch, eine kurze, noch nicht lange ausgegangene Pfeife lag daneben. Alles stand und lag herum, als hätte der Maler den Raum erst eben verlassen.

Hier also lebte er! —

Viele von Ottos Arbeiten sah sie stehen, einen herrlichen Bronzeabguß des „Wanderer“ und noch eine neuere Komposition, die unfertig geblieben war — zwei Freunde, die umschlungen stehen und in die Ferne blicken.

In der Ecke stand ein Stutzflügel. Er war offen, Noten lagen umher und viele, viele Bücher.

„Lassen Sie mich allein,“ bat Irene, „ich bin eine Jugendfreundin von Herrn Kamp, — habe ihn sehr gut gekannt —“

„Na so is dat — dann kieken Se sich man allens an, ick mut na min Schap, awer, wenn Se wat weten wulln — ick bün hier buten glieks vor de Dör.“

Irene war allein.

Da, wo sie stand, sank sie auf einen Stuhl.

„Hans,“ sagte sie leise. Plötzlich stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Sie konnte sie nicht mehr halten.

Endlich wurde sie stiller. Aber es tat gut, sich hier bei ihm auszuweinen. Und es war gut, daß er nicht da war! Wie sollte sie ihm unter die Augen treten. Sie kannte ihn jetzt, hatte ihn endlich verstehen gelernt. Sie schämte sich vor ihm. Er

hatte sich durchgerungen und sie durfte und wollte diesen heiligen Frieden nicht stören. Nein, sie mußte wieder gehen und vielleicht später, wenn auch sie ein anderer Mensch geworden und frei von sich selbst und all den vielen Ketten war — dann wollte sie wiederkommen und ihm sagen: Mein Bruder, mein Freund!

Sie stand auf. Noch einmal sah sie lange und intensiv alles an. Sie ging umher und strich leise über die Stühle, die Tische, seine Sachen — sie kam an den Flügel und sah die aufgeschlagenen Noten. Ob er wohl je noch sang? Sie kannte das Lied, das da stand. Das liebte er so, ein englischer Freund hatte es ihm einst gegeben. Es war das „One more“, von Somerset komponiert. Sie las die Worte noch einmal durch, in tiefer Bewegung. — Den letzten Vers strich sie an und schrieb mit Bleistift daneben: ‚Ich grüße Dich! Ich sah Deine Bilder! Habe Dank und — gedenke mein! — Irene.‘ Dann nahm sie die weißen Heideblumen und legte sie auf seine Palette.

* * *

„Na, schön is allens, ni wohr?“ sagte der Schäfer. „Schall ick em denn wat bestellen?“

„Bestellen Sie ihm — einen Gruß von einer Freundin — und — Dank — er weiß schon.“

„Jo, dat wüll ick girn. Hüt abend ward he wull anrücken, un morgen — denn geiht de Arbeit wedder los. — Da geiht de Weg na Pösel sin Wirtschaft, wenn Se wat eeten wulln, — adjüs, Madam, adjüs.“

Irene folgte mechanisch seinem Rat.

Als sie am Abend in der Postkutsche die Chaussee entlang fuhr, sah sie aus dem Fenster einen langen Zug heller, kleiner Gestalten durch die hohe Heide kommen. Wie Schmetterlinge flatterten sie hin und her durch das leuchtende Kraut. Und allen voran ging ein einzelner Mann. Sie sah ihn ganz deutlich. Er war schlank und nicht sehr groß. Er ging etwas vornübergebeugt, aber mit elastischen, leichten Schritten. Er hatte den Hut in der Hand, und sie sah ganz genau das scharfe Profil, die zurückgestrichenen Haare und die weißen Silberlöckchen im Nacken. Es lag etwas Strahlendes in seiner Erscheinung. Die Kinder umringten ihn mit Singen und Jauchzen. Alle waren sie mit Heide bekränzt, auch der Mann selber hatte vorn in seiner Joppe einen großen Strauß Heideblüten stecken.

Ein neben ihr sitzender Bauer wies mit dem Daumen über die Schulter nach ihm und sagte: „Dat is he.“

Und so hatte sie Hans Kamp wiedergesehen.

* * *

Hans Kamp hatte die Kinder ihren Eltern wiedergebracht, dann war er bei Freunden gewesen, und es war sehr spät am Abend, als er seinem Hause zuschritt.

Der Vollmond stand über der Heide. Feierliche, tiefe Stille umgab den einsamen Mann. Nur die geheimnisvollen Stimmen der Nacht drangen an sein Ohr. Sie waren ihm lieb und vertraut. Er lauschte auf das leise Wispern und Zirpen der kleinen Käfer und Grillen und betrachtete wie gebannt die eigentümlichen, ausdrucksvollen Gestalten der wilden Wacholder, die über die ganze Heide sich ausbreiteten — dort standen sie zu sechsen und umringten eine kleine, winzige Tanne, als wollten sie die beschützen. Dort verbeugten sich zwei voreinander, und ein dritter schoß kerzengerade in die Höhe, stolz und unnahbar. Da bildeten sie ein ganzes Schloß, einen Feenpalast, geheimnisvolle Schätze bergend. Jeden Augenblick konnte eine Zwergengestalt, eine Elfe erscheinen. Funkelte nicht dort die diamantene Krone auf dem Haupt der Prinzessin? Alles lebte und webte um ihn herum. In dieser Vollmondnacht war die Heide ganz und gar verzaubert.

Hans setzte sich auf einen Baumstumpf.

„Irene,“ flüsterten seine Lippen. Sie war ihm so nah gewesen die letzte Zeit. Heute ganz besonders. Den ganzen Tag hatte er an sie denken müssen. Ob sie wohl auch noch einmal Frieden finden würde? Denselben tiefen Frieden, den er gefunden? Er hätte ihr so gern geholfen. Aber er konnte ja nicht. Das war sein einziger Kummer, denn sonst war er glücklich, glückselig wie ein Kind.

Nur heute war er so müde. Eine große Sehnsucht erfüllte sein Herz nach den vorangegangenen Lieben, nach der ewigen Heimat. Er malte sich aus, wie herrlich es sein würde, wenn er einst vielleicht dort in der goldenen Stadt leben und für seinen

Meister weiter arbeiten dürfte. Herrliche, unaussprechliche Schöpfungen schwebten seiner Seele vor —, hier war ja nur der Anfang — dort die Vollendung. Hier das Ahnen —, dort das Schauen. Ja, wie klein und schwach war er in seiner Kunst. Wie schlecht hatte er die großen Aufgaben gelöst.

Er dachte an seine Arbeiten, die nun in Berlin ausgestellt waren.

Würde Irene sie sehen!

Das war der einzige Gedanke, der ihn Tag und Nacht beschäftigte, seit er diesen großen Entschluß gefaßt hatte, wieder einmal an die Öffentlichkeit zu treten nach zwanzig Jahren stillen Schaffens.

Würde sie in die Ausstellung gehen und vor seinen Bildern stehen, und was würden sie ihr sagen!

Er starrte mit weit geöffneten Augen vor sich hin. Für sie allein hatte er ausgestellt.

Und er fühlte es, sie würde kommen: vielleicht umringt von einer Schar von Menschen, die mit lauter, geschäftiger Kritik die Werke des längst verschollenen Mannes antasteten und auseinanderrissen, verhöhnten oder bewunderten. Aber sie — würde sie ihn verstehen? Würde es eine letzte, stumme Begegnung sein zwischen ihm und ihr auf dieser Erde?

Und wenn die Töne, die er angeschlagen hatte in seiner großen Sehnsucht und seinem ewigen Hunger nach dem Höchsten und Größten, nur einen leisen Widerhall fanden in ihrem Herzen, — dann war ja alles gut, dann würde sie ihn vielleicht nicht mehr verachten — vielleicht ihn endlich, endlich verstehen — ach Gott, war das denn möglich?

Was war es, daß sie ihm plötzlich so nah war, rief sie ihn nicht?

Hans Kamp erhob sich und stand regungslos da in der Nacht. Er lauschte angestrengt.

Es war nur der Wind, der über die Heide strich.

„Irene," sagte er laut, „ich komme."

Er rührte sich aber nicht vom Fleck.

Schwer kam und ging sein Atem.

Immer wieder derselbe, bittere Kampf.

Dies furchtbare, lebenslange Ringen mit sich selbst.

Aber er unterlag nicht mehr.

Der Sieg kam. Auch in dieser Nacht.

Es wurde wieder still in ihm.

Er schaute sich um und sah das weite Land im Mondenschimmer glänzen.

Es trieb ihn in die Kirche.

Behutsam wanderte er weiter, um den Zauber dieser Nacht nicht zu stören.

Mit seinem übervollen Herzen trat er ein in die kleine Kirche, die seine Kämpfe und Siege mit erlebt hatte.

Da stand die weiße, schweigende Gestalt des Erlösers der Welt gerade vor ihm. Auch durch die schmalen Fenster drängte sich das silberne Himmelslicht und verklärte die Züge des Erbarmers mit durchsichtigem Glanz.

Hans Kamp stand still mit gefalteten Händen da. Dann stieg er zur Orgel hinauf und fing an zu spielen, leise, leise von einer Melodie in die andere übergehend. „Ich lag in tiefer Todesnacht, Du wurdest meine Sonne," spielte er und das Largo von Händel, und immer war es ihm, als stände Irene neben ihm und sehe ihn an — — und er sah sie wieder an, ganz frei, ganz glücklich, und da sang er ihr sein Lieblingslied, das sich die ganze letzte Zeit durch sein Sinnen und Denken gezogen hatte wie ein goldener Faden:

„Noch einen Strahl der Sonne,
Noch einen Hauch vom Meer,
Noch einen Blick der Geliebten,
Dann komm! o Tod, daher.

Noch einmal das Lächeln der Süßen,
Noch einen Druck ihrer Hand,
Noch einmal den Schall ihrer Tritte,
Dann komm! Du schöneres Land.

Noch ein letztes heißes Beten:
Herr Christus, Du mich geleit,
Hinauf die goldenen Stufen',
Dann komm! o Ewigkeit."

Draußen lauschte die Heide, der Wind hielt den Atem an, und die Heidebewohner in den stillen Dörfern ringsumher richteten sich in ihren Betten auf und hörten die fernen, feierlichen Orgeltöne.

Und Hans Kamp spielte fast die ganze Nacht.

Als er im ersten dämmernden Morgenschein nach Hause kam, fand er ihren Gruß, und auf seiner Palette lag die weiße Heide.

Das Lied vom „Frauenschuh“.

Zu Nüremberg am Pegnitzstrand
Vor vielen hundert Jahren,
Da war ein Schneiderlein bekannt
Gar flink und wohlerfahren.
Das hätt' erworben Ruhm und Ehr'
Wenn eines nicht gewesen wär:
Der rote Wein im Glase
Der stach ihm in die Nase!

Tagsüber saß er sonder Ruh
Sein Pensum abzufädeln,
Doch abends ging's dem Wirtshaus zu,
Sich gründlich zu veredeln.
Und kam er dann spät nachts nach Haus,
Dann schlug er seine Frau, o Graus!
Daß laut in stiller Kammer
Erscholl der Ärmsten Jammer.

Zwar morgens griff die Reu' ihn an,
Nie mehr wollt er sie zausen.
Doch war er abends stark im Tran,
Ließ er's nur fester sausen
Und brüllte: „Hah! 's ist wohlgetan!
Dir mess' ich heut noch Kleider an!“
Und schlug auf ihrem Rücken
Das Ellenmaß in Stücken.

Einst, als er mit dem Stocke ihr
Mal wieder Maß genommen,
Da lief das Weib hinaus zur Tür
Und wollt nicht wiederkommen.
Durch stiller Straßen Mondlichtruh
Lief sie dem Pegnitzflusse zu,
Am Wehre bei der Teufen
Ihr Herzleid zu ersäufen.

Bevor sie kam zum Wasserrand,
War eine kleine Aue,
Darinnen sich ein Bildnis fand
Von unsrer lieben Fraue.
Ein rotes Lämplein brannt' am Stein,
Das gab so wundersamen Schein.
Es strahlte Lieb und Milde
Von dem Madonnenbilde.

Hinsank das Weib auf grasigem Grund
Und hub wohl an zu beten:
„Maria mit der Herzenswund'
Erbarm Dich meiner Nöten!
Zu lange litt ich herbe Qual,
Helf mir von meinem Eh'gemahl!
Der Teufel soll ihn jagen
Zu saufen und zu schlagen!“

Und horch! Die Mutter Gottes spricht
Mit milder süßer Stimme:
„Wohl weiß ich, was Dein Mann verbricht
In weinbetörtem Grimme.
Doch weil Du selber fromm und rein
Soll Dir fortan geholfen sein
Zu einer guten Ehe
Ohn' Kümmernis und Wehe.

Ein seltnes Kraut wächst hier am Stein,
Das sollst Du heimwärtstragen,
Und kommt Dein Eh'gemahl vom Wein
Und holt er aus zum Schlagen —
So heb das Blümlein nur empor,
Dann muß Dein Mann, der trunk'ne Tor,
Dir alles gleich erfüllen
Was nur nach Deinem Willen!“
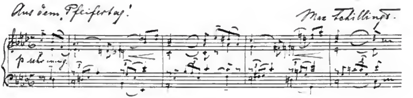
Und sieh, im blassen Mondenschein,
Die Blättchen zart gefaltet,
Wuchs eine Blume wunderfein,
Gar sonderlich gestaltet:
Als läg im blanken Wiesenbau
Ein Schühlein unsrer lieben Frau,
Der es vom Fuß geglitten,
Als segnend sie geschritten.

Des Schneiders Weib die Augen hob,
Die bald die Blum' erspähten.
Und rief der Heil'gen Dank und Lob
In fröhlichen Gebeten.
Verborgen tief im Busenlatz
Trug sie nach Haus den seltnen Schatz,
Daß der Mariensegen
Sich kräftig möge regen. —

Und also hebt die Mär jetzt an,
Und jeder mag mir's glauben:
Das Schneiderlein, der Puterhahn,
Ward zahm wie eine Tauben!
Er kroch vor seinem Weib im Staub
Und sprach gar höflich „Mit Verlaub!“
Und tät der Durst ihn zwicken,
Mußt er zum Brunn' sich bücken.

Und so ist seit dem Schneiderfant
Der Frau die Macht verliehen.
Sie schwingt noch heute in der Hand
Das Schühlein von Marien!
Ich kenn' es wohl — auch Du und Du —
Doch heut heißt's nicht mehr „Frauenschuh“
Es wissen's alle Leute:
„Pantoffel“ sagt man heute . . .

Georg Busse-Palma.



Autogramm von Max Schillings aus dem „Pfeifertag“.

Jungdeutsche Bühnenkomponisten.

Von

Dr. Wilh. Kleefeld.

Mit achtzehn Abbildungen.

Das Drama den Dramatikern — lautet stolz die unausgesprochene, aber darum nicht minder gesetzeskräftige Forderung unserer Kultur. Wir haben es verlernt, die Kunst lediglich als gesellschaftliche Verfeinerung zu empfinden, die mit den Erfolgen der erlernten allgemeinen Bildung jedem sich gleichsam von selbst erschließt, wir haben es insbesondere verlernt, die Musik als rührsame Gefühlsträumerei ohne greifbare Gestalt, ohne Inhalt zu erachten, wie in der sonnigen, nur von selbstgewünschten Phantasiewolken umrahmten Zeit der Empfindungsromantik. Auch in der Musik gilt heute, wie in der Dichtung, nur der ehrliche glaubensstarke Denker, der seine Werke selbst erlebt und erfahren hat, der in der Kunst den Spiegel seines Inneren erschaut und erfaßt. Ein Wagner freilich kommt nur einmal — ein Künstler, dessen seelische Konflikte sich in den szenischen Klang seiner Tongestalten auflösen, dessen Lebensdramatik Tondramatik, dessen Leben Drama ist. Wenn zur Zeit der romantischen Gesellschaftskunst der Musiker neben Symphonien und Quartetten auch Opern schrieb, weil die Intendanz sich zu einem Auftrag an den weitbekannten Namen für verpflichtet hielt, so war das nur möglich, weil die Oper damals eben rein äußerlich aus Gesangstücken, Ensemble- und Orchestersätzen sich zusammenfügte, fast wie eine Kantate. Der Librettist hatte für die nötige Bewegung und Bühnenaktion zu sorgen; der Musiker konnte sich gleichsam darauf beschränken, die technische Einteilung der Auftritte und Abgänge in ihrer musikalischen Ausfüllung festzuhalten. Wenn ein Musiker von echtem Bühnentemperament dann doch das wahre dramatische Fluidum auszubreiten wußte, so nahm man dies dankbar als ein besonderes Gnadengeschenk hin, ohne den Riesenabstand von den zahllosen Schein- und Schattenwerken der Nachbarschaft wirklich zu empfinden. Wagners „Holländer“ schon wies die neuen zwingenden Gesetze. Mochten diese zunächst einstimmigen, später geteilten Widerspruch erwecken, ihr unsichtbarer Einfluß war nicht mehr aus der Welt zu schaffen, nicht durch Beten und Fluchen, nicht durch künstlerische Gegenversuche und Beweise, nicht durch den musikalischen Bannstrahl der von der Mitwelt zum öffentlichen Richteramt Berufenen. Selbst die fremden Nationen gerieten nach und nach ganz in geistige Abhängigkeit von dem Bayreuther Gesetzgeber. Vergebens riefen die Führer zum Sammeln, vergebens redeten sie den Nachstrebenden ins Gewissen und warnten vor der Gefahr, wie vor der Selbstvernichtung.



Max Schillings
(Aufnahme des Hof-Ateliers Elvira in München.)

In dieser Stunde der Not erhob Saint-Saëns, der selbst seine Kunst schon an dieser Flamme entzündet hatte, seine Stimme, nicht für sich, aber für seine schwächeren Mitstreiter, deren Arbeit er dem Untergang geweiht sah. Er empfand deutlich, daß diese Wagnerkunst germanisch sein und bleiben mußte, daß, wenn auch eine merkliche Rückwirkung auf die Universalkunst unausbleiblich war, doch dieser Weg nicht das Heil seines romanischen Landes bedeute. So warnte er, nicht in chauvinistischer Engherzigkeit, sondern in rein künstlerischer, patriotischer Überzeugung: „Ihr jungen Musiker, wenn Ihr etwas sein wollt, seid Franzosen. Bleibt Euch selber treu, Eurer Kunst, Eurem Vaterland!“



Aus dem „Pfeiffertag" von Max Schillings.
(Von der Aufführung in der Großherzoglichen Oper zu Schwerin.)

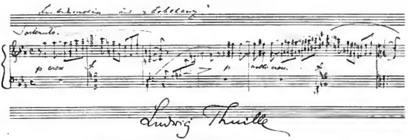
Wenn so die Auslandskunst sich in gewissem Sinne von dem Wagnerzwange emanzipierte, so war naturgemäß in der Heimat des Genius selber ein seitliches Ausweichen völlig undenkbar. Hier galt es wissen und verstehen, hier galt es bekennen und ringen, mitkämpfen in der großen, tobenden Schlacht, siegen oder sterben für die einzige wahre Idee, die Kunstgesetz geworden, die Kunstgesetz bleiben mußte. Aber wer da meinte, ganz mühelos das Dogma aufnehmen zu können, der erschrak nur zu bald vor dieser Verirrung. Wagner war keine Richtung, die eine Schule zuließ, Wagner war keine Lehre, die durch Fleiß und guten Willen zu erwerben war, Wagner war ein Gerichtshof, der über Gut und Böse entschied, der mit strenger Askese das Innere prüfte und der die meisten zu leicht befand und ihres Weges verwies. So ist die Zahl der dramatischen Tonsetzer immer kleiner geworden, ihre Werke flossen immer spärlicher, immer zagender, immer banger; denn die Bühnengemeinde hatte selbst das Wagner-Gesetz erfaßt und zur Richtschnur gewählt.



Fiedler. Hoffmann. Herzog. Knüpfer.

Aus der Oper „Der Pfeiffertag" von Max Schillings.
(Von der Aufführung in der Königl. Oper zu Berlin.)

Es wäre aber nichts törichter, als zu glauben, unsere lebenden Musikdramatiker seien alle Wagnerdramatiker. Das kann nur von den Schwachen gelten, die Stärkeren bauen sich eigene Wege, bahnen neue Pfade an, die freilich immer durch dieses eben verkündigte Prinzip hindurchgehen, aber erst dann Wert und Bedeutung erlangen, wenn eine wirklich erkennbare Emanzipation fühlbar wird. Wie selten und wie unmerklich dies geschieht, gibt uns zu gerechten Klagen Anlaß.



Autogramm von Ludwig Thuille aus „Lobetanz“.

Wir müssen uns einstweilen aber mit der Hoffnung bescheiden, aus den aufkeimenden Absichten, den vielgestaltigen Bestrebungen, bald noch zur alten, bald zur neuen Linie neigend, eine wahrhaft lebensfähige, lebenskräftige Zukunftskunst ersprießen zu sehen. Das ist der Traum des werdenden Geschlechts, das Morgenrot der kommenden Tage. Die jüngste Vergangenheit lehrt uns bescheiden zu sein und uns an guten Absichten, edlen Vorsätzen Genüge sein zu lassen.

Als ob die bajuvarische Kunstpolitik an dem in der Öffentlichkeit wiederholt erklungenen Schlagwort des Partikularismus festhielte, hat sich über die engere Nachbarschaft Bayreuths, über das Mutterland Bayern, der verhältnismäßig konzentrierteste Erguß der seit „Tristan“ angeschlagenen Bühnenphänomene ausgebreitet. Nicht die Gemeinde der Nachtreter, der Kreis der Nachdenker Wagners wurzelt in München. Schillings und Thuille, Richard Strauß und Humperdinck haben von dort ihre künstlerische Befruchtung empfangen. Freilich ist die Saat eine sehr ungleiche, unterschiedliche geworden.

Max Schillings kam vom Rheinland nach München, das ihn sofort fesselte und seitdem dauernd festhielt. Mit 24 Jahren assistierte er in Bayreuth als Hilfsdirigent, mit 26 Jahren brachte er seine erste Oper „Ingwelde“ in Karlsruhe zur Aufführung. Sie steht ganz im Banne Wagners, sie redet in der Sprache Bayreuths, sie arbeitet mit Bayreuther Leit- und Charaktermotiven — aber sie stammelt diese Kunst nicht kindisch gedankenlos nach, sie „erwirbt sie, um sie zu besitzen“. Die Mittel sind nicht zu mechanischem Apparat erniedrigt, sie sind vom Hauche des Lebenden erfüllt und in diesem Sinne neu geschaffen und gewertet. Die Heldenepisode der Wikingerzeit ist vom Grafen Sporck nicht sonderlich glücklich in Verse gebracht. Der Dichter hebt die Gestalten heraus, die den Tonschöpfer weniger interessieren. Der Sänger Bran muß sein Lied im Zwischenakt singen und der Zuhörer bekommt nur das Nachspiel in der Einleitung des zweiten Akts zu hören. Der Komponist hat gerade diesem Sängerhelden all seine Liebe zugewendet, aber er gerät dadurch in Widerstreit mit seinem Gewährsmann, aus dem sich gleichsam losgelöst die große Tristan-Symphonie des Orchesters frei erhebt. Was hier schon Hemmnis war, wird in Schillings' zweitem Werk Vernichtung — der Text. Wiederum wandte er sich an seinen Freund Grafen Sporck, um ein Stück Volksgeschichte zur „heiteren Oper“ erstehen zu lassen. „Der Pfeifertag“ krankt an der Unnatürlichkeit der Gestalten, an der ungeschickten Verkörperung der an sich, menschlich und künstlerisch, auch heute nicht des Interesses entbehrenden Vorgänge. Die Musik Schillings', so übermütig genial sie an vielen Stellen aushält, konnte diese Mängel nicht ausgleichen. Im Gegenteil, sie wurde oft in die Tiefen des seichten Tonschwalles mit hinabgezogen. Als kräftiges urwüchsiges Dokument von des mittelalterlichen „Spielmanns Lust und Leid“ scheint sich aber das Zwischenspiel zum dritten Akt zu erhalten, das Kraft der Rhythmik mit sinnfälliger, klangüppiger Melodie verbindet. Von Schillings dürfen wir gewiß noch Gutes, Besseres erwarten, in ihm gärt es und ringt es noch, die Reife steht zu hoffen.

Ganz anders tritt uns Ludwig Thuille entgegen. Er steht heute im 43. Jahre, ist bereits seit 14 Jahren wohlbestallter Professor an der Münchener Akademie. Er trat sogleich fertiger, abgeschlossener auf den Plan. Nach wohlstilisierten Kammermusiken gab er 1897 seine erste Oper „Theuerdank“ heraus. Sie erlangte keine große Popularität, um so größere aber sein zweites dramatisches Werk „Lobetanz“, ein Bühnenspiel, dessen in wirksamer Poesie verklärte Wortprägung Otto Julius Bierbaum geschaffen. Ein großes melodisches Sehnen geht durch diese fein ziselierte Partitur, die auch Groteskes geschickt zu meistern weiß und in dem dritten Akt eine starke Eigennatur hervorquellen läßt. Freilich gehört Thuille zu den Dramatikern, die für ihr liebendes Paar das ganze Räder-



Richard Strauß.
(Aufnahme von Albert Meyer, Nachf. Oscar Brettschneider in Berlin W.)

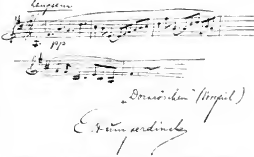
getriebe der Welt zum Stillstand bringen, die ganze Städte aussterben, ganze Geschlechter versinken lassen, um den Liebeshelden die unbelauschten Schwüre ihrer unvergänglichen Neigung zu entlocken. Ein stark romantischer Zug geht durch die Töne, der an die Geisterwelt der Nordlandssagen gemahnt. Wenn Lobetanz seinen Weg über die meisten deutschen Bühnen fand, so hat die dritte Oper Thuilles „Gugeline“, die in recht naiven Lebensbildern wurzelt, bisher nur geringere Teilnahme erwecken können. Ob der Stoff daran die größere Schuld trägt gegenüber der Musik, bleibe dahingestellt.



Engelbert Humperdinck.
(Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin u. Hamburg.)

Der dritte Münchener Tondichter, dessen Eigenkraft und Talendrang die Genannten überragt, ist Richard Strauß. In ihm ist das bayerische Blut ausgesprochen rege, mit seinen sinnlich sinnigen Träumen, seinem klar geschauten Denken und Kombinieren. Richard Strauß ist Münchener Kind, 1864 als Sohn des dortigen Kammermusikers Franz Strauß geboren. Von Bülow nach Meiningen berufen, verdiente er sich dort die Kapellmeistersporen, kam bei manchen Zwischenepisoden immer wieder nach München zurück, bis ihn 1898 der ehrenvolle Ruf als Ersten Hofkapellmeister nach Berlin lockte. Strauß geht von der symphonischen Schöpfung aus. Hier ruht seine Größe, seine Individualität. Aus dem Wagner-Orchester hat er hier neue Klangphänomene entwickelt, neue Akzente, Sprach- und Klanglaute geschaffen, die ihm den Ruhm der Konsequenz, im Gegensatz zur Reminiszenz, des Wagnerschen Stiles eintrugen. Im Jahre 1894 trat seine Oper „Guntram“, 1902 sein einaktiges Singgedicht „Feuersnot“ vor das Licht der Rampen. Konnte Guntram bisher nur die engere Straußgemeinde überzeugen, obwohl einzelne Szenen sich besonders durch den Konzertvortrag auch weitere Kreise eroberten, so hat die von E. von Wolzogen so burschikos tollkühn in Knüttelreimen gesetzte „Feuersnot“ ihren Einzug fast in alle großen deutschen Bühnen gehalten. Schade, daß das Buch mit mancher frischen lebendigen Szene, mit mancher treffenden Satire so viel Geschmacklosigkeit und Frivolität verknüpft. Dem Komponisten sind dadurch die Hände gebunden. Wenn er die reizenden Kinderszenen mit feinen Klängen vergoldete, manche derben, allzuderben Späße mit seiner sonnigen Kunst milderte, so konnte er doch trotz allen Geistes der Orchestersprache über diese Schwächen und Unmöglichkeiten nicht völlig hinweghelfen.

Gerade in der souveränen Behandlung des Orchesters in gewissem Sinne geistesverwandt ist Engelbert Humperdinck, dessen „Hänsel und Gretel“ bereits der internationalen Weltbühne angehören. Gewiß haben diejenigen recht, die aus der Logik der Musik nicht die Einfalt des Märchens herauslesen können; aber wo der große Apparat durch vollendete Schulung die nötige Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit errungen, da wird diese Kunst zu einer echten in sich vollendeten Offenbarung. Da schmilzt die innere Tonvielheit zu einer selbständigen Einheit zusammen, die wie in ähnlicher Weise auch bei Richard Strauß' Orchester neue höhere Gesetze dem denkenden Hörer gibt. Denn es hat, um das Außerordentliches ermöglichende Sprachorgan des Orchesters zu der Höhe zu steigern, daß es jeden Augenblick das in der dramatischen Situation liegende Unaussprechliche dem Gefühle deutlich kund geben könne, der von der dichterischen Absicht erfüllte Musiker — wie Wagner erklärt — nicht etwa sich zu beschränken, sondern seine Erfindungsgabe ganz nach der von ihm empfundenen Notwendigkeit eines treffendsten, bestimmtesten Ausdruckes zum Auffinden des mannigfaltigsten Sprachvermögens des Orchesters zu schärfen; so lange dieses Sprachvermögen noch nicht zu so individueller Kundgebung fähig ist, als seiner die unendliche Mannigfaltigkeit der dramatischen Motive bedarf, kann das Orchester, das in seiner einfarbigeren Kundgebung der Individualität dieser Motive nicht zu entsprechen vermag, nur störend — weil nicht vollkommen befriedigend — mittertönen, und im vollkommenen Drama müßte es daher, wie alles nicht gänzlich Entsprechende, eine ablenkende Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Gerade eine solche Aufmerksamkeit soll ihm, unserer Absicht gemäß, aber nicht zugewendet werden dürfen; sondern dadurch, daß es überall auf das entsprechendste der feinsten



Autogramm von E. Humperdinck aus „Dornröschen“.



Siegfried Wagner.
(Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin u. Hamburg.)

Individualität des dramatischen Motives sich anschmiegt, soll das Orchester alle Aufmerksamkeit von sich, als einem Mittel des Ausdruckes, ab, auf den Gegenstand des Ausdruckes mit unwillkürlichem Zwange hinlenken, — so daß gerade die allerreichste Orchestersprache mit dem künstlerischen Zwecke sich kundgeben soll, gewissermaßen gar nicht beachtet, gar nicht gehört zu werden, nämlich nicht in ihrer mechanischen, sondern nur in ihrer organischen Wirksamkeit, in der sie Eins ist mit dem Drama.

Humperdinck ist Wagner-Schüler, wenn man diese kühne Bezeichnung wählen darf. In Bayreuth ging ihm das Licht der Tonkunst auf, von dort holt er seine Wärme, seine Erfolge. Freilich waren diese nie wieder so groß wie bei seinem Erstlingswerk. Weder „Die beiden Königskinder“ noch „Dornröschen“ konnten nachhaltigeren Eindruck gewinnen. Mit der letzteren Arbeit war sogar ein direkter Mißerfolg verknüpft, der hoffentlich durch die für den laufenden Winter angekündigte neue Schöpfung wieder wett gemacht wird.

Humperdinck ist aber nicht nur Wagner-Schüler, er ist auch Wagner-Lehrer, als Erzieher und Ratgeber des Wagner-Sohnes, Jung-Siegfried. Wie dornenvoll die Krone eines großen Namens ist, haben fast alle Söhne großer Väter erfahren. Das Beste haben die erwählt, die sich an der Tradition des ererbten Gutes Genüge sein lassen. Wie sagt doch Grillparzer sarkastisch, da man ihn nach einem Motiv für die Herausgabe der Gedichte von seiten des Enkels Goethe, Walter von Goethe frug: Er schrieb die Gedichte, damit man ihn nicht mit seinem Großvater verwechseln kann. (Wozu die Gleichheit der Anfangsbuchstaben im Vornamen etwa hätte verleiten können.) Nun, Siegfried Wagner könnte sich leicht auf ein ähnliches Urteil gefaßt machen. Von seinem Vater zum Ingenieur bestimmt, drängte ihn sein Ehrgeiz zur Kunst. Humperdinck zeigte ihm den Weg zu den technischen Hilfsquellen, drei Opern waren bisher die Frucht seiner Bemühungen: „Bärenhäuter“, „Herzog Wildfang“ und „Der Kobold“.

Volkstümlichkeit ist das Ziel der Siegfried-Kunst. Er sucht dies Ziel durch populäre Stoffe, nach Sagen und Märchen, durch sinnfällige Melodien und einfache übersichtliche Faktur zu erreichen. Bleibt nur eins: die eigene schöpferische Erfindung. Diese Themen sind schlicht, oft harmlos, aber sie sind nicht neu, sie sind nicht ursprünglich, selbstherrlich. Eine gewisse naive Fröhlichkeit strahlte noch aus dem ersten Versuch entgegen; die späteren Arbeiten erhielten aber schon zu viel Gequältes, Gesuchtes, Gewolltes. Siegfried Wagner ist auch sein eigener Textdichter; aber mit kaum mehr Glück als der Komponist. Freilich türmt er die unbehauenen Quader der deutschen Sprache verwegen und rücksichtslos übereinander. Mit dieser Kühnheit allein ist es



Aus der Oper „Der Bärenhäuter“ von Siegfried Wagner.
(Von der Aufführung der Königl. Oper in Berlin.)



Aus der Oper „Kirke“ von A. Bungert.
(Von der Aufführung der Hamburger Oper.)

aber nicht getan, solange die künstlerisch ordnende Sicherheit fehlt. Am ersten leuchtet diese noch ein wenig aus den Szenenbildern vor. Sie sind manchmal künstlerisch erschaut und wirkungsvoll aufgebaut. Wie in der reproduzierenden Tätigkeit Siegfrieds der Regisseur weit über dem Kapellmeister steht, so hier in der schöpferischen der Bildner hoch über Dichter und Musiker. Vielleicht bescheidet sich der Wagner-Sohn einmal mit diesem begrenzten Wirkungskreis; dann könnten ihm eher die Lorbeeren eines kleinen, aber ehrlichen Erfolges blühen.

Abseits von dieser Gruppe, aber doch auch völlig auf Wagnerschen Schultern steht der hochstrebende Komponist August Bungert. Schade daß bei ihm das Können nicht im rechten Verhältnis zum Wollen steht. Bungert ist ein ansprechendes Talent für Liedmalerei, für seine Nippes und Tonmosaiken; die Kraft des Bahnbrechers, der er sein möchte, geht ihm ab. Hätte sich der rheinische Sänger von Liebe und Wein, der namentlich durch geschickte Betonung zahlreicher Carmen Sylva-Lieder sich einen klangvollen Namen erworben hat, auf dieses sein ureigenstes Gebiet beschränkt, er hätte darin wirklich Hohes erreichen können. Da kam der Fünfzigjährige 1896 in Dresden mit dem ersten Versuch seiner „Homerischen Welt“ heraus, mit einem Schlage wollte er Wagner an die Seite treten, wollte in Godesberg ein Festspielhaus à la Bayreuth für sein Siebentagewerk aus Ilias und Odyssee errichten. Das verblüffte die Geister, interessierte das Publikum, spannte aber natürlich die Erwartungen ganz gewaltig in die Höhe. Diese Erwartungen sind nicht erfüllt worden durch die bisher gegebenen Werke: Nausikaa, Kirke, Odysseus' Heimkehr, Odysseus' Tod. Überall macht sich die Kluft zwischen der Tendenz des Dichters und dem Vermögen des Komponisten fühlbar. Ist aber die dichterische Absicht — als solche — noch vorhanden und merklich, so ist sie im Ausdrucke des Musikers noch nicht untergegangen, d. h. verwirklicht; ist aber der Ausdruck des Musikers — als solcher — noch kenntlich, so ist er auch von der dichterischen Absicht noch nicht erfüllt; und erst wenn er in der Verwirklichung dieser Absicht als ein Besonderes, Merkliches untergeht, ist weder Absicht noch Ausdruck mehr vorhanden, sondern das Wirkliche, was beide wollten, ist gekonnt, und dieses Wirkliche ist das Drama, bei dessen Vorführung wir weder an Absicht noch Ausdruck mehr erinnert werden sollen, sondern dessen Inhalt als eine, vor unserem Gefühle als notwendig gerechtfertigte menschliche Handlung, uns unwillkürlich erfüllen soll. Diese reine Menschlichkeit fehlt der Bungertschen Kunst. Darum bleibt sie am Äußerlichen haften und kann den Zuhörer nicht packen und ergreifen. Nicht daß Bungert die historisch gemeißelten Gestalten Homers frei umgebildet und



A. Bungert.

seinen Interessen untergeordnet hat, ist die Schuld, die er auf sich geladen, sondern daß er dieses kühne heroische Unterfangen mit so unzureichenden Kräften und Mitteln gewagt. Dies läßt den Strebegeist auch einen großen Teil der Sympathien verlieren, die sonst selbst den dem Stoff Unterliegenden begleiten.

Wenn Deutschland, wie wir gesehen, mit mehr oder minder Glück die Bahnen Wagners beschritt, so hat sich Österreich bis zu gewissem Grade von dieser verantwortungsreichen Hingabe frei gehalten — bis zu einem gewissen Grade, denn zahllose Errungenschaften Bayreuths sind untrennbares Gemeingut der Kunst, selbst über die nationalen Grenzpfähle hinaus, geworden. Bei unsern südlichen Nachbarn hat sich so eine Art von Eklektizismus entfaltet, der die neuen dramatischen Gesetze akzeptiert, ohne die alte Tradition der Romantiker aufzugeben. Als Senior dieser Komponistenreihe gebührt Karl Goldmark der erste Platz. Im Jahre 1875, mit 45 Jahren, schrieb er seine „Königin von Saba“, die noch stark an die alte große Schauoper gemahnt, zeigte aber darin doch soviel Können, technisches und dramatisches Geschick, daß man sofort allgemeines Interesse für den Bühnenling gewann. In der Folge schwankte er mit seinen Opernstoffen zwischen den verschiedenen Richtungen und Strömungen, so daß sich seine Kunst nicht eigentlich zu einer feststehenden, klar umrissenen Persönlichkeit verdichtete. Mit „Merlin“ 1886 gewann er nicht allzuviel neue Anhänger; um so mehr aber mit dem im kleinbürgerlichen Milieu nicht schlecht getroffenen „Heimchen am Herd“ (1896) nach der Dickensschen Erzählung. Diese volkstümliche Sprache liegt Goldmark offenbar näher als die homerische Großzügigkeit, die er in der Oper „Briseis“ zu malen versuchte. Wieder ganz neue Bahnen be-



Karl Goldmark.



Wilhelm Kienzl.



Aus dem „Evangelimann“ von Wilhelm Kienzl.
(Von der Aufführung der K. u. K. Oper zu Wien.)



Eugen d'Albert.
(Aufnahme von Elliott & Fry in London.,

schritt der Siebzigjährige jetzt in seinem „Götz von Berlichingen", den er nachträglich einer wesentlichen Verkürzung und Konzentration unterzog und damit in Frankfurt a. Main namentlich einen recht nachhaltigen, starken Erfolg errang. In dieser Gestalt scheint die Oper ihren Weg über die deutschen Bühnen zu finden.

Zu größerer Popularität als der Ungar Goldmark brachte es der Oberösterreicher Wilhelm Kienzl durch seine Oper „Der Evangelimann". Nach der Berliner Uraufführung 1895 hat das Musikdrama nicht nur in den Städten deutscher Zunge, sondern auch in fremdsprachlichen Ländern in entsprechender Umarbeitung viele Anhänger und dauernde Freunde gefunden. Namentlich ist es der frische, lebendige Volkston, die ausgelassene Kegelszene und der rührende Kindergesang des unschuldigen Büßers, der zu Herzen spricht und manches Minderwertige, gelegentlich ans Triviale Streifende vergessen macht. Der Evangelimann hat neben Hänsel und Gretel den größten Erfolg der neuen deutschen Sache zu verzeichnen. Auch hier ist kein eigentlicher Stil neu geschaffen, es sind vielmehr die Errungenschaften verschiedener Epochen in geschickter Auswahl zusammengetragen und neu gefügt. Schon zehn Jahre vor seinem Evangelimann trat Kienzl mit seiner ersten Oper „Urvasi" in Dresden hervor, 1892 war in München „Heilmar der Narr" gefolgt, der trotz einer sorgfältigen Umarbeitung auch nach seiner Wiedererweckung in Berlin sich nicht auf dem Spielplan behaupten konnte. Einen kühnen eigenartigen Versuch wagte Kienzl dann mit der Tragikomödie „Don Quixote". Der Stoff ist schon unzählige Male zu früheren Zeiten für die Bühne bearbeitet worden, erwies sich aber als zu spröde, bot dem Rampenlicht keine günstigen Reflexseiten. Kienzt gibt die Vorgänge gleichsam als launige Selbstparodie auf die Menschheit, in deren einzelnem Vertreter allemal ein Stück Don Quixote steckt, das ihn vor der Außenwel: bloßstellt und den Fernstehenden entfremdet. So kommt der Held nach all den trüben Erfahrungen zu dem schmerzlichen Resultat, das in eine Liebesklage am Schlusse ausklingt, in der die obstinate Mollsexte in der Begleitung den Wermutstropfen in den Kelch seiner unermeßlichen Illusionen immer neu herniederträufelt und das Ganze zu eigentümlich herber, ja tragischer Wirkung abschließt:

Fluch über Euch denn und Eure Dichter!



Xaver Scharwenka.

Kienzl grollt, daß die unverkennbar eigenartige und großzügige Idee, die er in die Arbeit versenkt, aus der Bühnenwirkung nicht tatsächlich widerstrahlte, er grollt und schweigt seitdem beharrlich. Hoffentlich nicht für immer. Er möge nur nach einem Volksstück à la Evangelimann suchen und dann seiner launigen, oft burschikosen, vom Tanzrhythmus beschwingten Melodieerfindung die Zügel schießen lassen, er möge vor allem nicht, wie sein Don Quixote, anders scheinen wollen als er ist: so wird ihm der neue Lorbeer, vielleicht nicht für die höchste, aber doch achtbare Kunst gewiß noch blühen.

Dieselbe Mahnung könnte man — freilich in weit verstärktem Maße — Felix Weingartner, Edlen von Münzberg zurufen. Nicht zu hoch hinaus! Müssen es immer „Götter, Helden und Wieland" sein? Der heute erst 40jährige geniale Dirigent hat vor 20 Jahren bereits seine erste Oper „Sakuntala" in Weimar aufgeführt. Es folgten „Malawika" 1884 und der vielumstrittene „Genesius" in Berlin 1893. Neuerdings schloß sich die „Orestie", eine Trilogie für einen Abend, an. In allen Werken macht sich ein großer Riß zwischen Tendenz und Ausführung bemerkbar, den zu überbrücken dem Komponisten vorläufig noch nicht gelingt. Leidensgefährten verwandter Neigungen sind ihm Xaver Scharwenka, der erfolgreiche Konzertkomponist, dessen Oper „Mataswintha" vorläufig nicht über die Mauern Weimars hinauskam, in einer neuerlichen Umarbeitung aber wieder auferstehen soll, Moritz Moszkowsky, dessen zahllose fein ziselierte Klavierstücke und Orchestersuiten größte Verbreitung gefunden haben, dessen große Oper „Boabdil" (Berlin 1892) aber nur durch das Ballett Eindruck erweckte u. a.

Haben alle diese Tondichter vorwiegend ernste, tragische Stoffe bearbeitet, so können wir noch eine leider nur kleine Schar von Dramatikern aufzählen, die mehr Neigung und Begabung für das sehr in Verfall geratene Genre der komischen Oper bekunden. Neben Wagners „Meistersingern" haben hier namentlich Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad" und die national bedeutungsvollen Werke Smetanas anregend und befruchtend gewirkt. Da ist vor allem Eugen d'Albert zu nennen, der in seiner „Abreise" ein wahres Meisterstück seiner Art geschaffen hat. Mit seltenem Geschick und mit sprühender Kunst ist hier ein entzückendes Rokokobildchen gezeichnet, das von der ersten bis zur letzten Note fesselt und erfrischt, das in der richtigen Gruppierung von Ausdruck und Mitteln ins Schwarze trifft und mit feiner Charakterisierung uns eine Erinnerung längst vergangener Zeiten vorzaubert. Nach dieser reizvollen Darbietung bleibt es nur innig zu wünschen, daß d'Albert sich dieses Gebiet des feinen Tonlustspiels, das ihm so willfährig entgegenkommt, auch völlig zu eigen mache. Gerade in unserer Zeit der tondramatischen Übertreibungen, wo jedes Grollen eines getäuschten Liebhabers vierfaches Posaunengezeter auslöst, wo Gespreiztheit und Breitspurigkeit der Rede an der Tagesordnung ist, berührt es doppelt wohltuend, einmal so schlicht und natürlich singen zu hören, einmal so frische Bewegung, so sinngemäß harmlose Entfaltung des Spiels zu sehen, das wirklich ganz als Spiel sich geben und behaupten soll. Lange hatte d'Albert zuvor auf historischem und phantastischem Boden gegraben, in dem „Rubin" 1893, „Ghismonda" 1895, „Gernot" 1897; auch nach dem Treffer, den er mit der „Abreise" 1898 gemacht, kehrte er noch einmal zum biblischen Drama „Kain", zum historischen Drama „Der Improvisator" zurück. Stets war der Erfolg ein ungleicher, ohne die feste Grundlage der Dauerhaftigkeit. In neuester Zeit hat das Drama „Tiefland" allerdings tiefen, nachhaltigen Eindruck erweckt. Die Schaffenskraft des großen Pianisten ist so enorm und drängend, daß die Operngeschichte jedenfalls mit dieser Persönlichkeit rechnen darf, rechnen muß. Es steht zu hoffen, daß wir noch manches schöne treffliche Werk aus seiner Feder empfangen werden.

Das Schwergewicht der geistvollen Bühnenbegabung geht auch bei Emil Nikolaus von Reznicek nach der Seite der komischen Oper. Mit „Donna Diana", dem Meisterstück der spanischen Schauspielliteratur, hat er 1894 einen schönen Sieg erstritten. Etwas unstet war er vorher von Sto[illegible]n Stoff geeilt, vielleicht durch die wechselnde [illegible]einer Lebensschicksale getrieben. Als Sohn [illegible]ldmarschall-Leutnants und der Fürstin [illegible]61 zu Wien geboren, widmete er sich [illegible] dem juristischen Studium, ging dann in Leipzig zur Musik über, war längere Jahre in ziemlich untergeordneten Stellungen als Dirigent, auch 2½ Jahre als Militär-Kapellmeister tätig, bis er 1896 bis 1899 an dem Mannheimer Hoftheater wirken konnte. In drei aufeinander folgenden Jahren kam er seit 1887 mit je einer Oper heraus: „Jungfrau von Orleans", „Satanella"



Felix Weingartner.
(Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.)

und „Emmerich Fortunat", bis „Donna Diana" ihm mit einem Schlag einen achtunggebietenden Namen machte. Im Vorjahre ließ er die Oper „Till Eulenspiegel" folgen, in der er sein eigener Dichter und auch zugleich geistvoller musikalischer Bildner ist. Das Werk hat im Kreise der Sachverständigen weitgehende Wertschätzung gefunden, dem großen Publikum traten die Gestalten allerdings nicht genügend nahe; doch mag dies nicht zuletzt im Stoff selbst begründet sein. Auch hier sehen wir ein spezifisches Bühnentalent mit der dichterischen Vorlage ringen, das leider — wie es zumal die symphonischen Versuche beweisen — seine Kräfte oft überschätzt und dadurch zersplittert und geschwächt hat.

Im Gebiet der komischen Oper wäre gewiß auch von dem zu früh verstorbenen Tondichter Hugo Wolf etwas Eigenartiges zu erwarten gewesen. Ein kraftvoller Humor, eine beißende Satire sind ihm verliehen, dabei ist seine gesangsschöpferische Begabung weit über das Maß der Mitstrebenden hinausgehend, so daß auch das rein Musikalische bei ihm zu seinem vollen Rechte hätte kommen müssen. Das treffende Charakterisierungsvermögen, das aus so vielen seiner Lieder hervorleuchtet, weist in gewissem Sinne direkt zur Bühne hin, der er freilich nur eine einaktige komische Oper „Der Corregidor" bescherte; 1896 wurde sie in Mannheim aufgeführt, nach längeren Stockungen hat das Werk nunmehr seinen Weg über eine ganze Reihe von Bühnen fortgesetzt. Die Beendigung einer zweiten Oper „Manuel Venegas" verhinderte ein Nervenleiden, das die Kraft des genialen Komponisten dauernd lahm legen sollte, bis ihn vor zwei Jahren der Tod von diesen unheilbaren Schmerzen befreite.

Durch den beispiellasen Erfalg van „Hänsel und Gretel“ angestachelt, hat die nachstrebende Kompanistengemeinde sich mit Eiser auf die Märchenstaffe gestürzt. In den verschiedensten Beardeitungen und Vertanungen desitzen wir „Darnröschen“, „Aschenbrödel“ und öhnliche Perlen der Märchenpaesie. Auch das phantastische Zaudermärchen, das Vallsstück, wird jetzt in den Kreis der Bühnenmusik hineingezagen. Sa hat der jugendliche Lea Blech neuerdings mit der Einrichtung van Raimunds „Alpenlönig und Menschenseind“ recht schönen Ersalg gehabt, nachdem er sich mit dem harmlasen Einakter „Das war ich“ dereits varteilhaft eingeführt hatte.

Ein ganzer Schwarm van jüngeren Tansetzern strebt ähnlichen Zielen zu. Man ist wacker an der Ardeit, der musilalischen Bühnenlunst neue Bahnen zu erschließen. Od das rührige Streben den Sieg an seine Fahnen heften wird, lann erst die Zulunst lehren.

König Ortler.

Heil Dir, König Ortler!
Fürst der Berge!
Neben der stalzen, schneegewandeten,
Schönheitstrahlenden Königin
Thranst Du hehr auf felsigem Hachsitz,
Musterung haltend
Über eisgepanzerter Recken
Trutzig starrende Heerschar. —

Laß van der Schulter herab
Des Wolkenmantels
Lang wallenden Hermelin
Nieder sinken ins Tal, wa Mutter Erde
Freundlich den Fuß Dir schmückt
Mit immergrünender Fichten Kranz.

Gönne der jungen Sonne
Deines schneeigen Hauptes
Unverschleierten Andlick,
Daß in galdenem Margenstrahl
Dir erglänze das Firndiadem.

Blicke freundlich herab ins Tal,
Eden erwacht es. Sieh wie es trinkt
Am stürzenden Bach aus Deines Bartes
Silberblinkenden Gletscherwellen.
Sieh der Menschen friedliche Hütten
Geschmiegt in des Tales bergenden Arm.

Ach! Was kümmert es Dich,
Der Menschen mühselig Geschlecht!
Du fühlest nimmer
Unseres Herzens Freuden und Leiden.

In der Furcht und der Hoffnung ehernen Fesseln
Schmachtet der Mensch und am Herzen frißt ihm
Die ewig ungesättigte Sehnsucht.

Ach! Des Geistes göttlicher Funke
Strebt hinauf zu seligen Höhen,
Dach in des Leibes Erdenschwere
Liegt er gedannt mit gelähmten Schwingen.

Du aber thranst in heiterer Höhe
Ledig alles irdischen Leides.

Heil dem Wanderer, der reines Herzens
Dir genaht in heiliger Frühe;
Deines Odems stärkender Hauch
Löst ihm der Seele Fesseln, und freudig
Regt sie die Schwingen im Margenwinde;

Mit dem kreisenden Aar
Schwebt sie über dem Abgrund
Sander Grauen
Im Strahl der Sanne hach und höher
Zu Deines Thranes silbernen Stufen,
Und nieder sinken wie Margennebel
Mühen und Sorgen.

Selig schwebt sie van Schönheit trunken
Und vergißt der müden sterblichen Hül
Die unten wandert im Erdenstaude.

G. N



Alte Frauen von Ruokolax. Gemälde von Albert Edelfelt-Helsingfors.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin W.)

Der Chinese als fremder Arbeiter.

Von
Dr. Georg Wegener.

Seitdem die Macht und der Einfluß des Europäers immer mehr den Erdball sich untertänig machen und allenthalben gewaltige wirtschaftliche und technische Unternehmungen, die zahlreiche Arbeitskräfte erfordern, ins Leben rufen, ist das Bedürfnis nach einem an Zahl ausreichenden, willigen und vor allen Dingen billigen Arbeitermaterial immer dringender geworden.

Ein solches Material stellt keine Gegend der Erde in reichlicherem Maße als China. Das Land ist derartig übervölkert, daß nur noch durch eine aufs höchste getriebene Sorgfalt des Bodenbaus einerseits und durch die größte Anspruchslosigkeit seiner Bewohner anderseits diese Menschenmasse ernährt werden kann. Trotzdem freilich nur so, daß Millionen unausgesetzt an den Grenzen der äußersten Not dahinleben und daß bei jeder ungünstigen Wendung der Ereignisse, durch Dürre, Mißwachs, Überschwemmung, Krieg oder Revolution, sogleich grauenvolle Hungersnöte entstehen.

China ist deshalb immer in der Lage, bedeutende Mengen von Arbeitern abzugeben. Insbesondere sind es die vom Meer aus zugänglichen Provinzen des Riesenreichs, in denen die Bevölkerung seit langem an diese Auswanderung nach fremden Arbeitsländern gewöhnt ist. Durch Agenten und Prospekte wird die Bevölkerung auf die vorliegenden Arbeitsgelegenheiten aufmerksam gemacht, und dann verdingen sich die Leute gegen einen bestimmten Lohn und die Zusicherung gewisser Behandlung für eine Reihe von Jahren. Das ist für den weißen Kapitalisten so bequem und sicher, daß es uns heute bereits in Fleisch und Blut übergegangen ist, wenn bei großen überseeischen Unternehmungen Arbeiterschwierigkeiten entstehen, an den chinesischen Kuli als das Allheilmittel zu denken. Von den verschiedensten Gegenden erschallt der Ruf nach chinesischem Arbeiter-Import. So geschah es z. B. ganz neuerdings im englischen Südafrika nach dem Burenkriege. Hier wollen die in der Zeit der Verwirrung faul oder verwöhnt gewordenen Kaffern, die früher die schweren Arbeiten in den Gold- und Diamantenminen leisteten, diese Tätigkeit nicht wieder aufnehmen, und die großen Minenbesitzer forderten deshalb Chinesen-Einfuhr. Es hat langer Kämpfe im Parlament bedurft, ehe die Erlaubnis dazu gegeben wurde; jetzt aber erhoffen die Inhaber der Minenaktien von den ins Land geholten Chinesen die endliche Überwindung der wirtschaftlichen Stockung und eine neue Ära des Überflusses.

Ganz ähnlich geschah es auch in unserer kleinen neuesten Kolonie Samoa, wo die einheimische polynesische Bevölkerung sich weigert, für den Weißen zu arbeiten, und wo die deutschen Pflanzungsunternehmer so lange und laut die Forderung nach chinesischen Arbeitern erhoben, bis sie neuerdings erfüllt worden ist. Die Regierung gab die Zustimmung, daß eine größere Schar chinesischer Kulis angeworben, auf einem Schiffe nach Samoa geführt und dort unter die Pflanzungsbesitzer verteilt wurde. — Ja man hat sogar schon vor Jahren in Deutschland selbst den Vorschlag gemacht, dem ländlichen Arbeitermangel durch chinesische Kulis abzuhelfen.

Demgegenüber sehen wir aber wiederum an anderen Stellen der Erde einen heftigen Widerstand gegen diesen Kuli-Import sich geltend machen. So muß z. B. in Australien für jeden Chinesen, der dort eingeführt wird, eine Summe von mehreren hundert Dollars bezahlt werden, und der Sinn dieses Gesetzes ist der Wunsch, die Einfuhr möglichst zu verringern. Noch rigoroser ist bekanntlich Nordamerika, wo seit längerer Zeit schon überhaupt jede Chineseneinwanderung absolut verboten ist — ein Gesetz, das

gerade in diesem Musterlande der Bewegungsfreiheit sehr bemerkenswert ist und mehr als alles darauf hinweist, daß doch schwerwiegende Gründe gegen die Chinesen als fremde Arbeiter vorliegen müssen.

Da durch die erwähnte Einführung von Chinesen in unserm Samoa auch bei uns der Streit um das Für und Wider dieser Maßregel lebhaft entbrannt ist — zumal dort schon jetzt der Ruf nach noch mehr Kulis ertönt —, so sei hier versucht, die Frage zu beleuchten: Welches sind die guten und welches die bedenklichen Seiten des Chinesen als fremder Arbeiter?

Ich habe den Chinesen zunächst in seinem eigenen Lande kennen gelernt. Er ist dort als Arbeiter vor allem physisch ungemein leistungsfähig, namentlich wenn man daneben hält, wie jämmerlich er sich nährt, wie unhygienisch er wohnt — seit ungezählten Generationen. Vielleicht liegt das Geheimnis, weshalb diese in solchem Elend dahinlebende Bevölkerungsmasse nicht längst als Volk völlig verkommen ist, darin, daß eben durch den Mangel an sanitärer Fürsorge alle schwächlichen Elemente schon in der Kindheit zugrunde gehen und nur die widerstandsfähigen aufwachsen, daß also fortwährend eine natürliche Auslese der Besten der Rasse stattfindet. Man ist, wenn man, voll von den endlosen Elendsschilderungen der landläufigen Reisebeschreibungen, nach China kommt, zunächst ganz überrascht, in den Chinesen im allgemeinen große, gutgewachsene Menschen vorzufinden, ungemein langlebig, von einer für uns kaum glaublichen Widerstandskraft gegen Krankheiten und Verwundungen, einer Heilkraft des Körpers, die immer aufs neue in Erstaunen setzt, einer Unempfindlichkeit gegen Schmerzen, die auf eine die unsrige weit übertreffende Robustheit des Nervensystems schließen läßt. Es ist außerordentlich, was diese Leute trotz ihrer bei der ungenügenden Nahrung meist nicht besonders ausgebildeten Muskulatur als Träger, als Läufer, als Rickscha-Kuli, als Feldarbeiter für eine Unermüdlichkeit des Körpers beweisen.

Eine zweite, noch hervorstechendere Eigenschaft ist ihr Fleiß. Es gibt kein Volk der Erde, das so in der Arbeit aufginge, wie die Chinesen. Sie kennen kaum ein anderes Interesse, als rastlose Arbeit von früh bis spät, von Tag zu Tag, jahraus, jahrein. Nur die Wochen des chinesischen Neujahrsfestes hindurch läßt der Chinese die Hände ruhen, sonst kennt er keinen Feiertag und braucht auch keinen; das Bedürfnis danach kommt ihm gar nicht in den Sinn. Es ist drollig und seltsam zugleich, wie diese Arbeitsgewohnheit durch Vererbung schon in den kleinen Kindern steckt. Wir hatten bei unseren Zügen durch Petschili während des Chinakrieges in einem zerstörten Dorfe ein verlassenes Büblein von etwa zehn Jahren aufgelesen, das wir, um es nicht umkommen zu lassen, auf unseren Bagagekarren mit nach Peking nahmen. Obwohl wir dergleichen gar nicht verlangten, beteiligte sich das Bübchen sofort mit dem größten Ernst und Eifer an dem Dienst für uns, soweit es durch Kleiderreinigen, Hundewarten, Handreichungen aller Art bei den übrigen Kulis sich irgend nützlich machen konnte; alles mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß man merkte, es lag ihm im Blute. — Wer kennt nicht, wenn er einmal eine Fahrt mit einem der großen Ostasiendampfer gemacht hat, jene chinesischen Wäscher, die in der heißen Waschküche und Plättstube im Unterdeck während der ganzen Fahrt vom Morgen bis in die sinkende Nacht unausgesetzt ihre Wäsche säubern und bügeln. Nie gönnen sie sich eine Ruhepause, nie spazieren sie auf einige Zeit auf Deck, sie machen die Fahrt von China nach Europa und wieder zurück nach China, aber sie sehen nichts von den durchfahrenen Ländern, sie waschen und waschen, und kommt man einmal mitten in der Nacht durch den Gang an der Plättstube vorüber, dann sieht man sie wohl auf dem Tisch selbst zwischen den Wäschestücken zu einem flüchtigen Schlummer zusammengerollt liegen.

Ferner ist der chinesische Arbeiter außerordentlich billig. Bei dem massenhaften Angebot von überschüssigen Arbeitskräften in dem übervölkerten Lande und bei der Niedrigkeit aller Preise in China überhaupt ist der Lohn, an den er gewöhnt ist, ein äußerst geringer. Im Zusammenhang damit steht eine beispiellose Anspruchslosigkeit. Häufig beköstigt der Chinesenarbeiter sich für seinen geringen Lohn noch selbst und weiß dies unverständlich billig einzurichten. Er ist ferner mit jedem Raum zum Schlafen zufrieden. Man ist über nichts mehr erstaunt in China als über die unbegreifliche

Menge von Menschen, die aus einem einzigen Hause dort zum Vorschein kommt. Nur soviel Platz zum Schlafen braucht er, wie sein Körper einnimmt; atembare Luft und sonstiger Komfort sind ihm Nebensache.

Dabei ist er entschieden intelligent und anstellig; daß man es mit einer zivilisierten Rasse, sogar einer von altererbten geistigen Fähigkeiten zu tun hat, merkt der unvoreingenommene Beobachter in China unzweideutig.

All diese Eigenschaften eines ungewöhnlich brauchbaren Arbeiters nimmt der Chinese auch bei seiner Auswanderung in die Fremde mit, und sie machen ihn ungemein wertvoll.

Seine physische Widerstandskraft befähigt ihn vor allen Dingen zum Plantagenarbeiter in den europäischen Tropenkolonien. Denn es hat sich als unzweifelhaft erwiesen, daß der weiße Mann im tropischen Klima zu schwerer körperlicher Arbeit ungeeignet ist; er wird in seinen tropischen Kolonialgebieten immer nur als Leiter und Aufseher brauchbar sein. Der Chinese dagegen, auch der aus den nördlicheren Teilen des Reiches, ist zu solch einer Arbeit durchaus imstande.

Allerdings hat diese Fähigkeit auch beim Chinesen ihre Grenzen. In den Ländern besonders schwerer Malariagefahr ist auch er nicht gefeit. So hat es sich in unserm Neuguinea als unmöglich erwiesen, mit Chinesen zu arbeiten, die Sterblichkeit war auch unter den eingeführten gelben Kulis so erschreckend, daß man keinen Zuzug mehr bekam. Und dann ist zu beachten, daß die ganz grobe, physisch besonders schwere Betätigung doch nicht sein eigentliches Fach ist. Es hat sich das bei großen tropischen Erdarbeiten gezeigt, wie z. B. beim Bau der Eisenbahn über den Isthmus von Panama in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Als die Nordamerikaner den Entschluß faßten, diese erste Bahn vom Atlantischen zum Pacifischen Meere zu bauen, dachten auch sie zuerst an chinesische Kulis und warben sie in großer Menge an. Die furchtbare Mühsal der Rodung, Ausschüttung usw. in diesem sumpfigen, glutheißen, mit allen Beschwerden der Tropen ausgestatteten Urwaldgebiet brachte die herübergeführten chinesischen Arbeiterscharen jedoch derartig zur Verzweiflung, daß sie eines schönen Tages durch einen großen Massenselbstmord ihrer Not ein Ende machten. Noch heute trägt der Ort an der Bahnlinie, wo ihr Hauptquartier damals war und die Tat geschah, den Namen Matachin, d. h. Chinesentod. Als dann an der gleichen Stelle in den achtziger Jahren die Panamakanal-Gesellschaft ihr großartiges Durchstichswerk begann, und von neuem — wie mit Arbeitern aller Länder — auch mit solchen aus China Versuche machte, erlebte man zwar nicht dieselbe Katastrophe, aber einen anderen Vorgang. Sobald dem Chinesen der erste Monatslohn ausgezahlt war, legte er die schwere Arbeit nieder und begann mit dem kleinen Kapital irgend einen Handel, eine Küche, Wäscherei oder dergleichen und mit Hilfe seines erstaunlichen Geschäftstalents kam er damit vorwärts und brachte die übrigen fremden Arbeiter in pekuniäre Abhängigkeit von sich. Für Arbeiten dieser Art hat eigentlich nur der robuste Neger stand gehalten. — In ähnlicher Weise scheint auch gegenwärtig in den Goldminen von Südafrika die Arbeit nicht nach dem Geschmack der dort eingeführten Chinesen zu sein, denn bereits jetzt dringen schwere Klagen nach der chinesischen Heimat, so energisch, daß in der Provinz Schantung, wo ein beträchtlicher Teil dieser Arbeiter angeworben worden ist, weitere Ausfuhr von den Behörden verboten werden soll.

Für alle Leistungen, die nicht übermäßige Muskelanstrengung, dagegen viel Intelligenz, manuelle Geschicklichkeit und Sorgfalt verlangen, ist der Chinese unübertrefflich. Gerade bei den wertvollsten tropischen Plantagen tritt das in Geltung. Zum Beispiel der Tabaksbau erfordert diese Eigenschaften. Bei der ungemein wechselnden Laune des Weltmarktes müssen dem Blatt bald diese, bald jene Eigenschaften gegeben werden, und das geht nicht ab ohne gärtnerische Finessen, mit denen jede einzelne Pflanze der Riesenanlagen behandelt werden muß. Auf den gewaltigen Tabakspflanzungen der holländischen Kolonien z. B. ist der Chinese das gegebene Arbeitsmaterial, auf dem die Blüte dieser Produktion recht eigentlich beruht. Umgekehrt ist es unseren Tabakspflanzungen in Neuguinea mit dem melanesischen Arbeiterstamme — weshalb der Chinese hier nicht verwendet werden konnte, sagte ich schon —

nicht möglich gewesen, zu konkurrieren; die Anlagen sind wieder aufgegeben und durch anderen Anbau ersetzt worden.

Eine ähnliche Subtilität erfordert die Kakaokultur. Als man sie in unserem Samoa neuerdings in größerem Maßstabe einführte, griff man auch hier zum Chinesen, denn der Samoaner selbst, der wohl intelligent genug gewesen sein würde, wollte sich nicht verdingen, der Melanesier dagegen, der schon lange dort in der äußerst einfachen Kokosnus-Produktion und -verwertung verwendet wird, erweist sich für diese Kultur als zu dumm. Der Chinese dagegen begreift solche Dinge spielend und übt sie mit großer Sorgfalt aus.

Auch seine heimische Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit bringt er mit. Auch diese freilich hat ihre Schranken; solche zwar, die sehr tief liegen, allein die doch von der Habgier des weißen Mannes oft genug überschritten werden. Der Ruf der chinesischen Genügsamkeit und Willigkeit ist so groß, daß rücksichtslose weiße Unternehmer, namentlich Neulinge, geneigt sind, ihn überhaupt kaum als Menschen zu behandeln. Sie haben, wenn sie sich Chinesen kommen lassen, von vornherein ihnen gegenüber die Anschauung, als hätten sie sich Sklaven gekauft, mit denen man machen könne, was man will. Verständige Auswanderungsagenten, die wohl wissen, welch einen Rückschlag eine zu menschenunwürdige Behandlung in der chinesischen Heimat ausübt, suchen deshalb durch sorgfältige Kontrakte mit den Unternehmern nach Möglichkeit die eingeführten Leute gegen ungenügende oder dem Chinesen ungewohnte Nahrung, gegen Prügel, gegen das rücksichtslose Auseinanderreißen von Verwandten usw. sicher zu stellen; leider — wie auch bei der Einführung der Chinesen nach Samoa zu beobachten war — trotz aller Reden und öffentlichen Darstellungen in der Presse, nicht immer mit dem gewünschten Erfolg.

Auch hier kann ich das allerneueste Chinesen-Experiment, das in den Minen Südafrikas, heranziehen. Die chinesischen Proteste, die bereits von dort lautbar werden, betonen, daß man sie in schmachvoller Weise hinters Licht geführt habe, indem man ihnen bei der Werbung verschwiegen habe, daß die Lebenshaltung in Südafrika so außerordentlich teuer, der Wert des Geldes ein so ungewöhnlich geringer sei und daß die gezahlten Löhne, die in China hoch erschienen, in Wirklichkeit nur den sechsten Teil dessen betrügen, was früher die Kaffern erhalten hätten.

Die Opposition gegen derartige Sklavenhalter-Gelüste kann man den Chinesen ernsthaft nicht verdenken; daß sie sich schließlich nicht ganz als Vieh behandeln lassen wollen, ist gerade ein Beweis dafür, daß man es bei ihnen trotz der niedrigen Lebenshaltung mit einem geistig hochstehenden Arbeitermaterial zu tun hat. Wo einigermaßen anständige Rücksichten walten, ist der chinesische Arbeiter in all den genannten Punkten unübertrefflich.

Doch nun nach all dem Lob zur Kehrseite. Wie kommt es, daß an so vielen Stellen ein so heftiger Widerspruch gegen die Einfuhr von Chinesen erhoben wird?

Für alle die Länder, wo auch der weiße Mann niedere und physisch schwere Arbeiten verrichten kann, liegt ein Hauptgrund auf der Hand: die Unterbietung, die Lohndrückung. Der an ungleich höhere Lebensansprüche gewöhnte weiße Mann kann einfach nicht mit dem Chinesen konkurrieren; es ist ihm unmöglich, sich auf eine Lebenshaltung hinabschrauben zu lassen, die dem Chinesen noch durchaus behaglich erscheint.

Auch in bezug auf Fleiß kann er nicht mit ihm Schritt halten, da er nicht auf jeden Genuß verzichten und sein Interesse einzig in der Arbeit finden kann. Die Schwierigkeit der Chinesen-Konkurrenz ist um so größer, als, wie ich schon andeutete, die Intelligenz der Chinesen viel zu groß ist, um nicht auch jede Gelegenheit, sich über die Sphäre der niedrigsten Handarbeit hinaufzuschwingen, zu benutzen. Wohin der Chinese in Mengen eingeführt ist, da wird er binnen kurzem auch alle möglichen kleinen Gewerbe geradezu monopolisieren; insbesondere sind seine Talente als Kleinhändler, als Diener, Koch, Wäscher, Geflügel- und Gemüsezüchter und als Kleinbankier, Wechsler, Geldverleiher erstaunlich, und — wie ich es z. B. am heutigen Panama-Kanal vorfand — binnen kurzem gerät die ganze nichtchinesische Arbeiterschaft in wirtschaftliche Abhängigkeit von ihm.

So bleibt den weißen Arbeitern nichts anderes übrig, als die leidenschaftliche Forderung, den Chinesen mit allen Mitteln

fernzuhalten, auch solchen, die gegen seine sonst hochgehaltenen Prinzipien von Freiheit, Gleichheit u. dergl. verstoßen. — Wir finden aus diesem Grunde die Gesetze gegen die Chineseneinfuhr in den gemäßigten Gegenden entstehen, wo auch der weiße Mann selbst Arbeiter sein kann, wie in den Vereinigten Staaten und Australien. Auch für Südafrika trifft das zu und auch hier tritt bereits ähnliches hervor. Schon hat sich der Verbandstag der englischen Gewerkschaftsvereine scharf gegen die Einführung der Chinesenarbeit dort gewendet. Man habe, hieß es, bei den weißen Arbeitern in England den Burenkrieg dadurch populär zu machen gesucht, daß man auf die Eröffnung neuer Arbeitsgebiete in Südafrika hinwies; durch die Masseneinfuhr der Chinesen sei aber dies Versprechen hinfällig geworden.

Aus den tropischen Gebieten, wo der weiße Mann ohnehin von der Arbeit ausgeschlossen ist, hört man naturgemäß diese Klage nicht. Dagegen treten doch auch hier andere Gefahren hervor, welche die Chineseneinfuhr mehr und mehr bedenklich erscheinen lassen.

Bei allem Eifer und aller Arbeitswilligkeit werden die Kulis doch, wo sie in Massen auftreten, ein schwer zu behandelndes Material. Vor allem deshalb, weil die Führung einer ungeheueren Waffe ihnen sehr nahe liegt, die Koalition. Uralt und außerordentlich entwickelt ist in China das Gildenwesen. Die Arbeiter ein und desselben Fachs sind durch weitreichende, ungemein festgefügte Verbände mit altgeheiligten, strengbefolgten Gewohnheitsrechten vereinigt, welche die Art der Arbeit, die Preise, die zu fordernde Behandlung von seiten des Arbeitgebers u. dergl. bestimmen und die es dem Chinesen zur zweiten Natur gemacht haben, daß einer für alle und alle für einen einstehen. So kommt es, daß fast überall die Schar der Diener eines Haushaltes oder die Arbeiter auf einer Plantage von Natur gemeinsame Sache gegenüber dem Herrn machen; beleidigt er nur einen von ihnen, so hat er sie alle gegen sich, und es entstehen dadurch oft die schlimmsten Schwierigkeiten. Aus privaten Briefen von den holländischen Tabakspflanzungen weiß ich, daß die Trübseligkeit der Existenz eines dortigen europäischen Pflanzungsaufsehers nicht allein auf den Unbilden des Klimas, nicht allein auf der Entbehrung aller Genüsse der Zivilisation beruht, sondern vor allem auf dem latenten, ungemein gefährlichen Kriegszustand, in dem er sich gegenüber seiner heimlich organisierten chinesischen Arbeiterschaft befindet.

Doch von einer noch höheren Warte aus muß man die Begünstigung der Chinesen-Einwanderung als eine sehr gefährliche Sache für den weißen Mann anschauen. Klarer und immer klarer wird es, daß der große Zukunftsstreit um die Weltherrschaft zwischen der weißen und der gelben Rasse sein wird.

Daß er sogar auf kriegerischem Gebiet gar nicht so unbedenklich werden kann, hat uns — zur maßlosen Überraschung für die Mehrzahl der Europäer — gegenwärtig der japanisch-russische Krieg gelehrt. Verbreiteter schon ist die Erkenntnis gewesen, daß uns auf wirtschaftlichem Gebiet ein schwerer Kampf bevorsteht, wenn nämlich einmal der Osten europäischer Zivilisation bis zu dem Grade erschlossen sein wird, daß er nicht mehr nur Absatzmarkt für uns, sondern selbständiger Erzeuger aller möglichen Produkte geworden sein und mit Hilfe seiner für Fabrikarbeit so besonders geeigneten und so billigen Massenarbeitskraft die Industrieländer Europas auf dem Weltmarkt selbst zu bekämpfen beginnen wird.

Wichtiger aber vielleicht noch und gefahrvoller ist ein drittes: Die Überschwemmung des Erdballs und Mongolisierung durch die gelbe Rasse. Schon jetzt machen die Chinesen etwa ein Drittel der gesamten Menschheit aus; ihre Vermehrungsfähigkeit ist unbegrenzt und wohin sie in Mengen kommen, verdrängen sie jede andere Rasse. Sie sind das Volk von der stärksten Assimilationskraft, die uns bekannt ist. Seit ihrer Einwanderung in China haben sie hier, durch Aufsaugung aller vorhandenen Elemente und unfehlbare Chinesierung auch all der so oft erobernd eindringenden Fremdvölker, auch dann, wenn diese ihre Herren wurden, eine Bevölkerungsmasse von solcher Einheitlichkeit an Art, Kultur und Sitte hervorgebracht, wie wir es in auch nur annäherndem Umfang auf der Erde sonst nicht kennen. Den gleichen Vorgang auch außerhalb Chinas erleben wir gegenwärtig sowohl in der Mandschurei und

sogar dem östlichen Sibirien wie in Hinterindien. Insbesondere im letzteren Gebiet, wo wir Kolonien höchstentwickelter europäischer Völker haben, ist der Vorgang sehr lehrreich. Singapore ist bereits fast eine chinesische Stadt geworden; der ursprüngliche Malaienbevölkerung wird mehr und mehr von der chinesischen aufgesogen und auch europäische Herren werden, wie sie mit Schrecken sehen, von den Chinesen aus einer Position nach der anderen verdrängt. Nicht nur die niederen Posten, als Buchhalter, Geschäftsführer, Makler usw. kommen immer mehr in ihre Hände, sondern sogar die Führung des Handels selbst. Schon wohnen dort zahlreiche chinesische Großkaufleute, die Millionen ihr Eigentum nennen und deren Geschäftsgeist den Europäern direkt überlegen ist. Es gibt Kenner des Landes, welche die Zukunft der weißen Rasse hier bereits für verloren ansehn.

Die Anfänge eines ähnlichen Zustandes findet man ebenfalls schon auf den holländischen Sunda-Inseln, den amerikanischen Philippinen und noch weiter hinausgelegenen Inseln des Pacifischen Meeres. So ist z. B. der Archipel der Sandwichs-Inseln durch chinesische und japanische Masseneinwanderung heut weitgehend mongolisiert.

Mit schmerzlichen Gefühlen nur kann ich es betrachten, daß man allen Warnungen zum Trotz auch in Samoa die Chinesen eingeführt hat. Es ist geradezu so, als wenn man freiwillig einem gesunden Körper eine unheilbare Krankheit einimpft. Man traut sich zu, durch Regierungsmaßregeln den Gefahren, die man anderswo kennen gelernt hat, zu begegnen, und denkt dabei vor allem daran, das Seßhaftmachen der Chinesen und das Eingreifen in allerlei Gewerbebetriebe zu verhindern. Allein, selbst wenn das gelingen sollte, so werden unfehlbar diese Chinesen doch die schöne, stolze Bevölkerung unserer kleinen Inselwelt ruinieren. Es ist eine eigentümliche Erfahrung, daß die Geschicklichkeit des Chinesen auch nach der Richtung geht, die Frauen fremder farbiger Rassen zu gewinnen. Überall ist er als Liebhaber oder Ehemann gern gesehen; er ist gewandt, rücksichtsvoll gegenüber der Frau und vor allem diskret. Schon jetzt höre ich, daß die Samoanerinnen, von unnahbarem Stolz gegenüber den bisher dort vertretenen melanesischen Pflanzungsarbeitern und auch für den weißen Mann keineswegs leicht zugänglich, für die dort eingeführten Chinesen entschiedene Sympathie haben sollen. Das ist dann der Anfang vom Ende. Die Rasse — die reinste des edlen polynesischen Stammes, die auf den Südsee-Inseln noch vorhanden war — wird unfehlbar verdorben werden, Bastarde mit all den Widerlichkeiten solcher Rassenmischung werden wir bekommen, chinesische Laster und Krankheiten werden dort eingeführt werden usw.

Das Mongolentum ist unter allen Umständen ein unversöhnlicher Gegner des Kaukasiertums, so unversöhnlich, daß im tiefsten Innern des Wesens beider Rassen überhaupt keine Verständnismöglichkeit vorliegt. Wenn wir in der Gier des Augenblicksgewinnes ihm selbst durch künstliche Beförderung die Einwanderung verschaffen, begehen wir im letzten Grunde kaum etwas anderes, als eine selbstmörderische Handlung.

Unbefriedigt.

Ob ich starr in ernstem Ringen
Mich verschliesse für und für,
Oder keck mit heitren Schwingen
Botschaft bring' von Tür zu Tür —
Ob ich zögre, ob ich schreite,
Von der Unrast Hauch beseelt —
Ach, ihr fühlt nicht, was ich leide,
Ach, ihr ahnt nicht, was mich quält.

Ernst Eckstein †.



Chronik.

Von

Lulu von Strauß und Torney.

Daniel Drinkuts Kopf ist weiß wie der Schnee über dem Ackerland,
Wie die rissige Borke am Weidenbaum so braun seine faltige Hand.
Seine Stimme ist rauh wie über dem Wald der Winterkrähen Schrei'n,
Wenn er Feierabends am Ofen hockt und starrt in den Flammenschein:

Das Feuer ist gut und das Dach ist dicht, und der Winter kann nicht ins Haus.
Es gab eine böse Zeit im Land, da sah es hier anders aus:
Vierzehn Höfe das Dorf entlang, in Brandschutt ihrer elfe,
Und in der Kirche zu Seegedörp jungten die grauen Wölfe.

Der Winterschnee war rot von Blut, der große Krieg ritt drüber her,
Und als die Zeit zum Säen kam, da war die Scheuer von Saatkorn leer,
Und als die Zeit zum Säen kam, da wuchsen nur Disteln schulterhoch, —
Aber es fuhren von früh bis zur Nacht die Erntewagen doch!

Die Erntewagen fuhren doch, geschichtet breit und dicht,
Aber sie fuhren nicht Roggen ein und gelben Hafer nicht, —
Die Sense, die diese Ernten schnitt, schlug alle Tage schärfer:
Das schwarze Sterben ging um im Land, reihum durch Höfe und Dörfer.

Es packte den Knecht vom Meierhof, den Bauern und die Frau,
Im Bettstroh stöhnte die Jungemagd mit Lippen verdorrt und blau.
Der Erntewagen fuhr schwer vom Hof um Abend am dritten Tag,
Als der Räucherfeuer Wacholderqualm blau über der Hofstatt lag.

Aber der Arm war allzurasch, der die Garben des Todes lud:
Die Jungemagd war stramm und stark, ein zwanzigjährig Blut,
Die lag erstarrt nur im Fieberschlaf und fühlt der Gäule Traben,
Und hörte am Ohr den Flügelschlag und das böse Krächzen der Raben.

Sie tastete seitwärts wie im Traum und griff in ein kaltes Gesicht, —
Da schrie sie und tat die Augen auf und starrte wirr ins Licht,
Und fuhr mit den Händen über sich in der grünen Linde Geäst,
Und hielt da oben im Knorrenwerk in hellen Ängsten sich fest.

Der Knecht hieb wild auf die Braunen los: „Hilf Gott, die Toten stehn auf!"
Da jagte der Wagen unter ihr rasselnd berghinauf.
Sie glitt zur Erde vom Baum herab und stand in den Räderspuren
Und sah ihren stummen Gesellen nach, die dort in die Grube fuhren.

Die schlich in den leeren Hof zurück, matt und mit weißen Lippen.
Vier Kühe lagen, vor Durst verreckt, vor ihren leeren Krippen;
Sie schnitt der letzten das Häckselstroh im Trog, wie sich's gehört, —
Und setzte sich auf der Frauen Platz, auf der breiten Diele am Herd! —



Da war ein fremder Bauernknecht, der schlug sich hungernd durchs Land,
Der hatte nichts als sein frisches Blut und den Schwarzdorn in der Hand.
Der klopfte am ersten Hofe an um einen Bissen Brot,
Aber Diele und Kammer im ersten Hof lagen öde und tot.

Über des zweiten Hofes Schutt schoß Distel und Dorn empor,
Und da der Bursch an den dritten kam, eine Leiche grinste am Tor, —
Da griff ihn ein wildes Grauen an, er wandte sich jäh und lief
Und stand erst stille am letzten Hof und horchte, was hinter ihm rief.

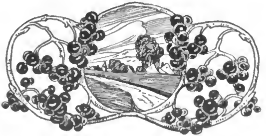
Am Brunnen lehnte im roten Rock die Magd mit leerem Kruge.
Er wand ihr Kette und Eimer hoch und trank in durstigem Zuge.
Die Hand, die er in die seine nahm, war warm wie das liebe Leben, —
Als sie wieder über die Hofstatt schritt, da ging der Knecht daneben!

Über das wüste Brachland trieb der welken Blätter Schwarm,
Da riß durch Schollen und Distelkraut den Pflug ein starker Arm.
Es wuchs eine junge Wintersaat über Jammer und Krieg und Morden, —
Der Knecht ward Meier vom Roesehof, — und ist mein Ahn geworden!

Als ich barfuß hinter den Ziegen lief und war wie das Heckton hoch,
Da stand vorm Dorfe am Kirchenweg die alte Linde noch.
Und die Hude*) lag hinterm Ellerbach, die wir den Pestkamp nannten,
Wo manchen lustigen Herbsttag lang unsere Feuer brannten.

Das ist nun viele Winter her, und ich bin grau und greis.
Bald lebt im Dorfe wohl keiner mehr, der das noch kennt und weiß.
Menschenleben ist Rauch im Wind, wer kann die Jahre halten?
Wenn das junge Volk an die Tische rückt, ist Schlafenszeit für die Alten!

*) Hütekamp, Weide.





Bauer aus Ostfriesland. Gemälde von Franz Hochmann.

Die großen Katzen.

Von

Arthur Weißhaupt.

Mit elf Originalaquarellen von Wilhelm Kuhnert.

Kein anderes Raubtier hat den Menschen von jeher so imponiert wie der Löwe. Wo immer er lebte, wurde er den Bewohnern des Landes zum Symbol der Majestät und ihren Fürsten zum Widerbild in der Tierwelt. Schon am Hofe der assyrischen Könige hielt man gefangene Löwen in Zwingern, und wenn man die Könige besonders ehrenvoll darstellen wollte, bildete man sie ab, wie sie vom Wagen herab oder zu Fuß den Löwen mit Pfeil und Bogen jagten. Uns sind nicht nur solche Jagdbilder erhalten, sondern auch die ganz naturalistische Abbildung eines eben aus einem Käfig herausschreitenden Löwen.

Ganz dieselbe Rolle spielte der Löwe bei den Ägyptern, auf deren Bildern er auch oft in Verbindung mit den Königen erscheint. Die diesen unterworfenen Fürsten Kleinasiens schickten ihnen als willkommenste Geschenke Löwen, und es kam sogar schon vor, daß man für den König gezähmte Löwen abrichtete, einen Wagen zu ziehen, in dem der hohe Herr sich seinen bewundernden Untertanen zeigte.

Auch in den ältesten Urkunden der Juden erscheint der Löwe als das Symbol der unüberwindlichen Kraft. Im Segen Bileams heißt es von Israel: „Er hat sich niedergelegt wie ein Löwe und wie ein junger Löwe; wer will sich wider ihn auflehnen?" Und von Davids Kriegsleuten heißt es, ihr Angesicht sei gewesen, „wie das der Löwen".

An Thronen (z. B. an dem Salomos) brachte man im Orient Löwen an oder stellte Löwen vor ihnen auf.

Und diese Ehrfurcht vor dem „König der Tiere" übertrug sich auch auf die Germanen, nachdem sie während der Kreuzzüge Gelegenheit gehabt hatten, den Löwen kennen zu lernen. Höchsten Heldenmut verbanden sie mit dem Namen des Löwen, nannten den wilden König der Engländer Richard Löwenherz, den gewaltigen Welfenfürsten Heinrich den Löwen. In der deutschen Tiersage des Volkes gehörte ihm unbestritten die Herrschaft über Bär und Wolf, und an den Höfen der Mächtigen hielt man gern Löwen in einem Zwinger. Fürsten oder mächtige Edelleute nahmen mit Vorliebe den Löwen zum Wappentier und stellten ihn immer aufrecht dar, im Gegensatz zum schreitenden Leoparden.

Auch in der kirchlichen Architektur fand der Löwe im Mittelalter oft Verwendung als Symbol des Heilandes, weil er nach dem „Physiologus", einem im III. Jahrhundert n. Chr. in Alexandria entstandenen Buch, in dem die Tierwelt christlich symbolisiert wurde, mit seinem Schweif seine Spur verwischte, wie Jesus seinen göttlichen Ursprung verbarg; weil er ferner mit wachen Augen schlafen sollte und weil endlich die Löwin ihr Junges angeblich tot gebar und dieses erst nach drei Tagen dadurch ins Leben zurückgerufen wurde, daß der nun erst herbeikommende Löwe es anhauchte. (Was die Auferstehung symbolisierte.)

Man begreift den Eindruck, den der Löwe zu allen Zeiten machte, sehr wohl, auch wenn man ihn nie anders als gefangen sah. Der starre Blick, die den Kopf und den Vorderleib umwallende Mähne, die aufrechte Haltung, die furchtbaren Pranken, der an seinem Ende umbuschte Schweif — das alles zusammen macht einen höchst majestätischen Eindruck, der noch verstärkt wird, wenn der Löwe sein an den Donner erinnerndes Brüllen hören läßt. Wie furchtbar muß dieses Tier, dessen Gebiß einem Büffel den Nacken durchbeißen und dessen Pranke auch große Tiere betäuben kann, dem Menschen gewesen sein, der ihm nur mit Pfeil und Bogen, Lanze und Schwert entgegentreten konnte! Noch heute versagen auch sonst mutige Waffenträger den Dienst, wenn sie dem europäischen Jäger, der sich, im Vertrauen auf das fernwirkende Gewehr in seiner Hand, dem Löwen in den Weg



Löwe.

stellt, die Reservebüchse nachtragen sollen, und hundert arabische Lanzenträger stieben angstvoll auseinander, wenn der gejagte Löwe seinerseits zum Angriff übergeht.

Etwas verblaßt ist der durch die Jahrtausende unbestrittene Ruhm des königlichen Tieres in unseren Tagen allerdings. „Naturalist Sportsmen", verschiedener europäischer Nationen, die die Löwenjagd als Sport betrieben und Hunderte von Löwen erlegten, haben zum Teil den Respekt vor ihnen verloren und meinen, der Löwe sei schließlich doch nur eine große Wildkatze wie andere auch. Sie bestreiten, daß er in der Wildnis einen besonders majestätischen Eindruck mache und weisen darauf hin, daß er in ihr meist den Kopf gesenkt trage. Auch den Löwenmut wollen sie nicht gelten lassen und berufen sich auf die Tatsache, daß der Löwe, wenn er dem Menschen am Tage begegnet, meist schleunigst die Flucht ergreift. Nur bei Nacht wage er den Menschen anzugreifen, weil die Erfahrung ihn gelehrt habe, daß sein Gegner dann ziemlich wehrlos sei. Ein Lagerfeuer genüge aber schon, um ihn von jedem Angriff abzuhalten. Der Leopard sei ein ungleich gefährlicheres Raubtier als der „König der Tiere". Vereinzelt wurden übrigens ähnliche Urteile auch schon früher laut. Simson soll einen ganzen Löwen zerrissen haben „wie ein Böcklein", und David lief einem Löwen, der ihm ein Schaf geraubt hatte, nach und schlug ihn und „rettete es aus seinem Maul". Aber er erwähnt das doch als eine Tat, die ihn geeignet erscheinen läßt, Goliath mit Erfolg entgegenzutreten.

Es wird immerhin etwas Wahres an diesen Behauptungen sein und es ist ja auch natürlich, daß sich der Löwe im Zeitalter der Feuerwaffen anders benimmt als in der Zeit, in der der Mensch ihm ungleich schlechter bewaffnet entgegentrat. Wo er es mit Europäern oder sonst mit mit Flinten ausgerüsteten Menschen zu tun hat, wird er ihnen gegenüber wohl ängstlicher geworden sein. Aber auch da zeigen einzelne Exemplare gelegentlich noch jenen hohen Mut, der ihre Art einst so furchtbar machte, daß man ihnen willig die Herrscherstellung unter den Raubtieren einräumte. Noch kurz vor dem Burenkriege

kam es vor, daß am hellen Tage ein Löwe auf das Pferd eines Buren sprang, während dieser in Gesellschaft eines Deutschen durch den Wald ritt. Er bezahlte freilich das Wagnis mit seinem Leben.

Es gab eine Zeit, in der der Löwe auch in Deutschland häufig war. Das war in den fernen, vor aller menschlichen Erinnerung liegenden Tagen, in denen es ein Steppenland war und ungezählte Herden von Antilopen und wilden Pferden in ihm weideten, wie jetzt noch andere Antilopenarten und Zebras in den lichten Steppenwäldern Afrikas. Reste von Löwen werden in unseren Höhlen noch oft gefunden, zugleich mit denen der Höhlenbären und anderer bei uns längst ausgestorbener Tiere.

In der Zeit, für die es geschichtliche Überlieferungen gibt, kamen Löwen in Europa nur auf der Balkanhalbinsel vor. In der Zeit Alexanders des Großen sollen sie im heutigen Bulgarien noch recht zahlreich gewesen sein. Ihre eigentliche Heimat hatten sie von Kleinasien bis Indien und in ganz Afrika. In der römischen Kaiserzeit waren sie in Mesopotamien und dem benachbarten Asien so häufig, daß ein reger Handel mit gefangenen betrieben wurde, und dieser Handel muß einen großen Umfang gehabt haben, sonst hätte es sich nicht gelohnt, an der Grenze einen Zoll von ihnen zu erheben. Im heutigen Marokko machten die Löwen es unmöglich, mit Erfolg Viehzucht zu treiben. Wie zahlreich sie in den an das Mittelmeer stoßenden Ländern gewesen sein müssen, beweist die Leichtigkeit, mit der sie in erstaunlichen Massen für die Tierkämpfe nach Rom gebracht werden konnten.

Bei einer Tierhetze, die Pompejus dem Volke gab, wurden 500 Löwen vorgeführt, Julius Cäsar ließ 400 kämpfen. Mehrere hundert Löwen wurden mehrfach auch in späterer Zeit bei solchen Gelegenheiten verwendet. Bei einer Tierhetze unter Claudius ereignete sich ein Vorfall, der für den Ruf der Löwen von großer Bedeutung wurde. Es handelte sich um eine besonders große Veranstaltung, wie man daraus ersieht, daß ihr Schauplatz der Zirkus war. Während nun die meisten Löwen, die man vor ihrem Auftreten lange hungern ließ, sich sofort auf die ihnen preisgegebenen Verbrecher stürzten, stutzte einer von ihnen erst und eilte dann auf einen der Menschen zu, begrüßte ihn auf das freudigste und wurde seinerseits von ihm geliebkost. Der Vorgang wurde bemerkt, erregte berechtigtes Aufsehen, und das Volk trat für den Mann ein. Man holte den Mann und den Löwen aus der Arena, und der Mann berichtete, er sei ein ehemaliger Sklave namens Androclus. Als sein Herr als Prokonsul nach Afrika ging, sei er diesem dort entflohen und habe sich im Gebirge verborgen gehalten. In einer Höhle sei er mit einem Löwen zusammengetroffen, der sich einen großen Dorn in den Fuß getreten hatte. Er habe das Tier von dem Dorn befreit, und der Löwe sei von da ab sein unzertrennlicher Gefährte geworden, bis beide gefangen genommen und nach Rom gebracht wurden. Dort sei er, Androclus, von dem Stadtpräfekten auf Antrag seines Herrn „zu den wilden Tieren" verurteilt und jetzt von dem Löwen wiedererkannt worden.

Die Erzählung rührte das Volk, es erbat und erhielt vom Kaiser die Freilassung des Androclus, und dieser hauste noch lange mit seinem treuen Löwen, den er an einer dünnen Schnur mit sich führte, in Rom.

Seitdem stand es bis auf den heutigen Tag fest, daß der Löwe ein überaus großmütiges Tier sei.

Auch die Römer verstanden es übrigens die Löwen zu zähmen. Marc Anton fuhr gelegentlich mit einer berühmten Hetäre in



Junger Löwe.



Königstiger.

einem von Löwen gezogenen Wagen, und man sah in der Arena Löwen auf Kommando Hasen fangen und wieder loslassen. Nach einem uns erhaltenen Verzeichnisse gab es im Besitz des Kaisers Gordian III. (248) 60 zahme und 10 wilde Löwen.

Die Löwenjagd war in der späteren Kaiserzeit ein Regal. Auch mußten die Städte die Transportenre von für die kaiserlichen Zwinger bestimmten wilden Tiere sowie natürlich diese selbst während ihres Aufenthaltes in ihren Mauern erhalten, und empfanden das als eine empfindliche Last.

Heute bewohnen die Löwen mehrere untereinander nicht mehr zusammenhängende Gebiete. Sie leben in ganz Afrika bis auf Ägypten und Nubien, das Kaplard und die Urwälder im Westen zwischen Niger etwa und Kongo. Ferner im südlichen Persien und nordwestlichen Indien bis zur Halbinsel Guzerate. In Kleinasien, Syrien und Palästina sind sie ausgerottet. Sie ändern in der Färbung von hellem zu bräunlichem Gelb ab und unterscheiden sich auch in der Stärke und dem Aussehen der Mähne, man hat deshalb auch verschiedene Arten unterscheiden wollen, es ist das aber ein unnützes Beginnen, denn wesentliche Unterschiede lassen sich nicht feststellen. Die Gebirgslöwen sind im allgemeinen dunkler und stärker als die Löwen der Steppen und der Wüste, die afrikanischen dunkler gemähnt als die asiatischen. Die Mähne ist überhaupt bei den Löwen sehr verschieden geartet. So schöne Mähnen wie in der Gefangenschaft aufgewachsene haben wilde überhaupt nicht. Gefangene Löwen zeigen ja nicht nur den Vorderleib ummähnt, sondern tragen auch starke Haarbüschel an den Ellbogen der Vorderbeine und nicht selten auch eine starke Franse am Bauch. Dieser Schmuck fehlt den wilden regelmäßig. Aber auch die eigentliche Mähne ist keineswegs allen Löwen eigen. Sie fehlt nicht nur dem Löwen Indiens oft, man findet auch am Kilimandscharo nicht selten mähnenlose männliche Löwen, und die gemähnten Löwen zeigen diesen Schmuck im verschiedensten Umfange. Woran das liegt, ist bisher nicht ermittelt worden.

Die Löwen unterscheiden sich von allen anderen großen Katzen dadurch, daß sie oft gemeinsam jagen, und zwar nicht nur Löwe und Löwin, sondern auch Geschlechtsgenossen. Wo sie noch zahlreich sind, wie in den mittelafrikanischen Steppenwäldern, und wo

sie in großen Herden von Beutetieren leicht ihre Nahrung finden, tun sie sich zu richtigen Rudeln von bis zu 20 und mehr Stücken zusammen. Diese Rudel bestehen aus mehreren alten Löwinnen und ihren Jungen und einigen erwachsenen männlichen Löwen. Es jagen auch nicht selten mehrere männliche Löwen zusammen und treiben sich das Wild gegenseitig zu. Wahrscheinlich hat ihr Brüllen diese Aufgabe zu erfüllen, es läßt sich wenigstens nicht absehen, welchen Zweck es außerhalb der Paarungszeit sonst haben könnte. Einige erfahrene Löwenjäger behaupten aber, daß der jagende Löwe überhaupt nicht brülle, sondern höchstens ein Knurren hören lasse. Jedenfalls aber hört man die Löwen in der Nacht oft brüllen, also in der Zeit, in der sie meist jagen. Sie durchstreifen auch am Tage ihr Revier und machen, wenn die Umstände dazu einladen, auch im Sonnenlicht einen Birschgang, die eigentliche Jagdzeit ist aber die Nacht, und sie ruhen am Tage im Gebüsch oder unter Schatten spendenden Bäumen. Da der Löwe am Tage in der Regel dem Menschen ausweicht, bekommt ihn der Nichtjäger sehr selten zu sehen.

Sehr gern lauert der Löwe an Wasserstellen auf Beute, er springt dem Beutetier auf den Rücken und tötet es durch einen Biß ins Genick. An solchen Stellen sammeln sich manchmal viele Löwen. Carl Schillings will aus den Fährten festgestellt haben, daß sich einmal an einem Bach gegen 36 angesammelten. Er stieß bei einer anderen Gelegenheit gleichzeitig auf vier männliche Löwen, nachdem er bereits an demselben Tage eine Löwin und einen Löwen geschossen hatte.

Unter den männlichen Löwen finden um die Löwinnen heftige Kämpfe statt, der Sieger und die Löwin hausen dann aber einträchtig zusammen. Die Löwin soll dem angegriffenen Löwen zu Hilfe kommen, während der Löwe sie im gleichen Fall im Stich lassen soll.

In Gegenden, die verhältnismäßig arm an Beutetieren sind, werden die Löwen zu einer argen Plage für die Menschen. Sie rauben nicht nur ihre Rinder — der Löwe erbeutet mit Vorliebe große Tiere — sondern brechen auch in die Hütten ein und nehmen ihre Bewohner mit sich fort. Solche Fälle kommen noch in nächster Nähe der ostafrikanischen Städte nur zu oft vor.

Die Löwin wirft nach einer 100—108 Tage währenden Tragezeit meist 2—3 Junge, mitunter aber auch nur eins und manchmal



Ussuritiger.



Persischer Leopard.

sollen ihrer gar 5—6 sein. Die Löwen sind anfangs verhältnismäßig erstaunlich klein, gefleckt, und machen in den ersten Monaten ihres Lebens einen viel unbeholfeneren Eindruck als junge Leoparden oder Jaguare. Sie bewegen sich mit hängendem Bauch und ungelenken Gliedern nur langsam vorwärts und werden erst im Alter von 5—6 Monaten recht munter. Da Löwen sich in der Gefangenschaft ohne weiteres fortpflanzen, hat man auch bei uns reichlich Gelegenheit, sie zu beobachten. Der Direktor des Leipziger Zoologischen Gartens hatte viele Jahre lang zwei Löwinnen, die so regelmäßig Junge zur Welt brachten wie nur irgend zahme Hauskatzen, und auch in allen anderen zoologischen Gärten kommen Löwen alljährlich zur Welt und werden ohne jede Schwierigkeit erzogen. Nach Dr. Heck sollen die Menageriebesitzer im Kaplande ihren Bedarf an Löwen bei Hagenbeck in Hamburg decken.

Bastardierungen sind mir nur mit Tigern bekannt, sie würden sich aber wahrscheinlich auch mit allen anderen großen Katzen erzielen lassen, denn sie alle sind miteinander nahe verwandt.

Die Löwen sind mit 6—7 Jahren erwachsen und leben entsprechend lange. In der Gefangenschaft will man siebenzigjährige Löwen beobachtet haben, in der Freiheit wird ein Löwe wohl nie so alt.

Löwen lassen sich, wie jeder Zirkusbesucher weiß, leicht zähmen und zu allerlei Kunststücken abrichten. Diese Vorstellungen bleiben aber immerhin eine nicht ungefährliche Sache, und man liest nicht selten, daß der Tierbändiger oder die Tierbändigerin sie mit dem Leben bezahlen mußte. Wenn man erwägt, wie sehr viele dieser Kunststücke der großen Katze gegen die innerste Natur gehen, so kann das nicht weiter wundernehmen. Eine wirkliche Zähmung, die für das ganze Leben des Löwen vorhält, ist gewiß nicht möglich, und von einer solchen wird uns auch, so viel ich weiß, nirgends berichtet.

Überall wo Löwen vorkommen, leben auch **Leoparden**, sofern man unter diesem Namen alle die Tiere versteht, die bald Leoparden, bald Panther genannt werden, aber alle ein und dasselbe Tier sind. Das Verbreitungsgebiet der Leoparden geht aber weit über das der Löwen hinaus. Man findet sie nicht nur in ganz Afrika, sondern auch im größten Teil von Asien bis in das Quellgebiet der großen in das Nörd-

liche Eismeer mündenden Ströme und bis in die Mandschurei. Während sie in den heißen Klimaten ein glattes Fell haben, wird es im Norden zu einem dichten Pelz, der sich auch über den langen Schweif erstreckt. Man hat zurzeit Gelegenheit im Berliner Zoologischen Garten dieses Tier in Exemplaren zu betrachten, die aus den verschiedensten Gegenden stammen: aus Ostafrika, aus Siam, von den Sunda-Inseln, aus Persien, aus der Mandschurei, und niemand wird im Zweifel sein, daß es sich um dasselbe Tier handelt, das freilich in seiner Gestalt und Färbung nicht ganz gleich geartet ist. Betrachtet man den schwarzen Sundapanther neben dem Afrikaner, so sehen sie recht verschieden aus; sie werden aber durch zahlreiche Zwischenglieder miteinander so verbunden, daß sich gute Arten nicht feststellen lassen. Wahrscheinlich ist auch der von Tibet bis zum Altai durch das ganze westliche Hochasien lebende Schneeleopard oder Irbis nur ein Leoparde, der sich in Färbung, Behaarung und Lebensweise an das Hochgebirge und die Verhältnisse der Hochplateaus Asiens angepaßt hat. Er ist lebend nur sehr selten nach Europa gekommen, und ich habe ihn leider nie gesehen.

Der Leopard wird vielfach mehr gefürchtet als der Löwe und fügt auch dem Menschen mehr Schaden zu. Da er vorzüglich klettert, was der Löwe nicht tun kann, ist er schwerer abzuwehren als dieser, und seine Freude am Blutgenuß beweist ferner, daß er ganze Herden erwürgt, während der Löwe sich fast immer mit einem Tier begnügt. Da er viel vorsichtiger ist als der Löwe, ist er auch schwerer zu erlegen. Anderseits ist er auch wieder kecker, läßt sich z. B. durch Lagerfeuer keineswegs immer abhalten und holt sich mitunter seine Beute mitten aus bewohnten Wohnstätten heraus. Kinder werden ihm oft, erwachsene Menschen mitunter zur Beute. Angeschossen nimmt er den Jäger regelmäßig an. Der Leopard wirft sich auf jedes Tier, dessen er Herr werden zu können hofft, hat aber eine besondere Vorliebe für Ziegen, Hunde und Geflügel. In Indien scheinen sich die Leoparden öfter an die Menschen zu wagen als in Afrika, was vielleicht mit dem weicheren Wesen der Inder zusammenhängt.

Bei den Negern gilt der Leoparde vielfach für das königliche Tier. Die Fürsten schmücken sich mit seinem schönen Fell oder pflanzen die Köpfe auf Stangen am Eingang ihrer Residenz auf. Nach dem Physiologus symbolisierte der Panther insofern den Heiland, als er nach ihm ein Feind des Drachen (Teufels) ist. Nach der Jagd soll er drei Tage schlafen und beim Erwachen dann laut brüllen, wobei er einen solchen Wohlgeruch aushaucht, daß sich mit Ausnahme des Drachen alle Tiere um ihn sammeln.



Afrikanischer Leopard.

Man verfolgt den Leoparden auf jede Weise, aber man hat ihn nirgends, wo er einmal zu Hause war, ganz ausrotten können. Ungleich unsteter als der Löwe, ist er überall und nirgends, und der stete Kampf mit dem Menschen hat ihn überaus verschlagen und listig gemacht.

Der Leoparde jagt immer allein und lebt auch nicht wie der Löwe paarweise zusammen. In der Paarungszeit finden sich wohl eine Anzahl männlicher Leoparden bei einem weiblichen ein, aber sie sind eben nur von der Brunst zusammengeführt worden und gehen nach der Paarung, die mit lautem Geschrei verbunden ist, wieder nach allen Richtungen auseinander.

Das Weibchen bringt nach neunzigtägiger Tragzeit 3—5 Junge zur Welt, die in den ersten zehn Tagen blind sind, bald aber allerliebste Tiere werden, die mit der Mutter oder unter sich die anmutigsten Spiele treiben.

In unseren Tiergärten sind überall Leoparden vorhanden, und man kann sie nach Belieben beobachten. Das ist sehr unterhaltend. Ihr Seelenleben findet seinen steten Ausdruck in der Spitze des langen Schwanzes, die bei dem wachen Leoparden kaum je unbewegt ist. Es sieht manchmal aus, als ob der Schwanz ein besonderes Tier wäre, eine bebuschte Schlange etwa, die eigene Bewegungen ausführt. Der wunderschöne Berliner persische Leopard, der vielleicht erst als erwachsenes Tier gefangen wurde, war in den ersten Jahren eine unglaublich wilde Bestie. Den ganzen Tag über lag er völlig bewegungslos in einer Ecke seines Käfigs und man hätte ihn für tot halten können, wenn nicht die Schwanzspitze verraten hätte, wie heißes Leben in dem Tier war. Aus ihren Bewegungen ersah man, daß die scheinbar festgeschlossenen Augen alles wahrnahmen, was vom Käfig aus gesehen werden konnte.

Die Leoparden lassen sich schwerer zähmen als die Löwen, die heutige Tierdressur zwingt aber auch sie in ihren Dienst. Im alten Orient spielten sie eine ähnliche Rolle wie die Löwen, und in Rom wurden sie bei den Tierfesten ebenso verwendet wie diese. In der Bibel wird der Leopard nicht selten erwähnt. Im Mittelalter hielt man ihn in Florenz ständig in einem Zwinger, wie heute noch Bären in Bern.

Neben dem Löwen ist zweifellos der **Tiger** das weitaus furchtbarste Raubtier, das gegenwärtig die Erde bewohnt. Steht man vor einem Königs- oder Amurtiger, so begreift man ohne weiteres die Furcht, die diese Räuber einflößen müssen. Die Gestalt des Tigers zeugt von ungeheurer Kraft und hat doch wieder etwas Unheimlich-Schleichendes, der Blick ist tückisch, und die furchtbaren Eckzähne werden oft sichtbar. Das Majestätische, das der Erscheinung des Löwen eigen ist, fehlt hier vollständig; wir haben nicht das Gefühl einen Barbarenkönig vor uns zu sehen, sondern stehen vor einem erbarmungslosen Räuber.

Der Tiger lebt nur in Asien, hat dort aber ein überaus großes Verbreitungsgebiet. Auf Ceylon kommt er auffallenderweise nicht vor, ist aber auf Java und Sumatra zahlreich vertreten. Er bewohnt ganz Vorder-



Schwarzer Panther.



Jaguar.

und Hinterindien, reicht durch Persien bis an das Kaspische Meer, findet sich überall in China und wird auch noch am Amur und Ussuri häufig beobachtet. Man unterscheidet deutlich den verhältnismäßig kleinen Inseltiger von dem Königstiger, beide von dem persischen Tiger, der einen mähnenartigen Backenbart hat und alle drei von dem einen starken Pelz tragenden, wieder sehr großen Amurtiger. Im Berliner Zoologischen Garten kann man zur Zeit Insel-, Königs-, Altai- und Amurtiger in herrlichen Exemplaren bewundern. Ein prachtvoller persischer Tiger ist leider vor einigen Jahren eingegangen.

Wie bei den Leoparden, handelt es sich aber auch hier nicht um wirkliche Arten, sondern nur um Anpassungen desselben Tieres an verschiedene Lebensbedingungen. Ein Tiger mit dem kurzbehaarten glatten Fell des indischen Königstigers könnte am Amur nicht leben, so wenig wie ein bepelzter Amurtiger in den heißen Dschungeln Indiens.

Der Tiger lebt überall mit Vorliebe in dem dichten Gestrüpp und Röhricht, das die asiatischen Flüsse einzufassen pflegt, kommt aber auch in den Hochwäldern vor. In der eigentlichen Steppe fehlt er und kommt auch in dem Tibet vorgelagerten Hochplateau nicht vor, obgleich es reich an Beutetieren ist. Im inneren Asien lebt er hauptsächlich von den dort überaus zahlreichen Wildschweinen, Hirschen und starken Rehen, im Nordosten fällt er auch Elche und Renntiere an. Die Jägervölker Sibiriens nehmen an, daß er im Kampf mit dem Bären unterliegt, aber das ist wenig wahrscheinlich.

Während der Löwe in den Steppen und Steppenwäldern den wandernden Herden, seinen Beutetieren, folgt und folgen muß, bleibt der Tiger in dem Landstrich, den er zu seinem Wohnsitze erkor und sucht gern immer wieder denselben Ruheplatz auf. Er kommt deshalb ebensowenig in Rudeln vor, wie der Leoparde, lebt aber im Gegensatz zu diesem vielfach paarweise. Er klettert nicht, schwimmt aber gut und kann über große Wasserflächen gelangen.

Der Tiger jagt mit Vorliebe in den Stunden vor oder nach Sonnenuntergang, schweift aber, wie alle großen Katzen, auch am Tage umher. Am liebsten macht er Beute, indem er an Tränkeplätzen auf der Lauer liegt. Er brüllt nicht, sondern stößt ein klagend klingendes Schreien aus, das aber in der Nacht des Eindrucks nicht verfehlen soll. Als echte Katze ist er in erster Reihe auf sein überaus feines Gehör, dann auf sein scharfes Auge angewiesen.

Viel weniger mutig als der Löwe, hat er sich doch dem Menschen gegenüber ungleich besser zu behaupten gewußt als dieser. In dem alten Kulturlande Indien ist er heute noch so häufig, daß dort alljährlich 1500—2000 Tiger erlegt und natürlich noch viel mehr angeschossen werden.

Wo der Tiger dem Menschen selten begegnet, flieht er vor ihm, je öfter er aber mit ihm zu tun hat, um so mehr wird er sich seiner überlegenen Kraft bewußt. Vor einer Anzahl Menschen weicht er freilich



Puma.

immer ängstlich zurück, aber an den einzelnen wagt er sich, und ist es ihm erst ein paarmal gelungen, Menschen zu erbeuten, so findet er mehr und mehr Geschmack an diesem Wilde. Man soll in Indien zwischen dem die eigentliche Wildnis bewohnenden Tiger, dem Viehräuber und dem Menschenräuber unterscheiden. Den zuerst genannten scheut man wenig, mit dem zweiten kommt man noch aus, den dritten fürchtet man über alles. Man hat das Unglück, das die Tiger über manche Teile Indiens brachten, früher vielleicht übertrieben, aber es scheint doch Tatsache zu sein, daß ganze Ortschaften um der Tiger willen verlegt werden mußten und daß Landstraßen durch sie für Monate ungangbar gemacht wurden.

Viele englische Jäger halten die Jagd auf den Leoparden für gefährlicher als die auf den Tiger, doch wird der Jäger, der dem Tiger allein entgegentreten will, immerhin starke Nerven haben müssen. Der Birschgang auf den Tiger ist aber nur ganz ausnahmsweise möglich, denn er lebt meist in den einzelnen Menschen unzugänglichen Dickichten, aus denen er nur durch Treibjagden vertrieben werden kann. Daß er die Treiber nur höchst selten annimmt, spricht allerdings dafür, daß er nicht sehr mutig ist. Die indischen Fürsten und Engländer, die diese kostspielige Jagdart bezahlen können, jagen mit Hilfe von Elefanten. Da die Elefanten die Dschungeln überragen, können die auf ihrem Rücken sitzenden Jäger den Tiger leichter zum Schuß bekommen. Nimmt aber der Tiger den Elefanten an, was nicht selten geschieht, so schüttelt dieser zugleich mit dem Raubtier auch den Jäger ab. In die Enge getrieben, kämpft der Tiger mit dem Mute der Verzweiflung und ist dann bei seiner ungeheueren Kraft und großen Gewandtheit ein überaus gefährlicher Feind.

Der Inseltiger wird auf Java wenig gefürchtet und soll dort nicht viel Unheil anrichten.

Stürzt sich der Tiger aus dem Versteck auf ein Beutetier, so sucht er es an der Kehle zu packen. Sprang er fehl, so verfolgt er das flüchtige Wild in weiten Sätzen noch eine ganze Weile und schlägt mit den Tatzen nach seinen Hinterbeinen. Rinder packt er an der Kehle und reißt ihnen zugleich mit der Pranke so den Kopf herum, daß er ihnen das Genick bricht. Wie der Löwe, so schleift oder trägt auch der Tiger die Beute in ein Dickicht. In letzterem Fall kann er auch erstaunliche Lasten mit sich fortnehmen. Ebenfalls wie der Löwe kehrt er nach dem ersten Mahl noch zu einem zweiten zu dem geschlagenen Wilde zurück.

Die Tigerin wirft nach einer Tragzeit 100—105 Tagen zwei bis drei, nur selten vier Junge, sie gebiert aber nicht alljährlich, sondern nur je im zweiten oder dritten Jahr. Die Jungen sind gewandter als junge Löwen, aber schwerfälliger als junge Leoparden. In der Gefangenschaft pflanzen sich Tiger viel seltener fort als Löwen, bringen auch die Jungen meist schwer auf. Die herrlichen Amurtiger in Berlin haben freilich schon mehrfach je drei Junge heranwachsen sehen.

Von Bastardierungen des Tigers ist mir nur die mit Löwen bekannt.

Bei den indischen Fürsten waren Tigerjagden von jeher sehr beliebt und sind es

noch heute. Man hielt und hält auch gern gefangene Tiger an den Höfen und benutzt sie zu Tierhetzen, indem man sie in einer Arena mit Büffeln oder Elefanten kämpfen oder von Lanzenträgern, die um das Tier einen Kreis bilden, erlegen läßt. Zur Zeit der großen Mongolenchane verstand man es, nicht nur Leoparden, sondern auch Tiger zur Jagd abzurichten. Man fuhr sie in auf Wagen stehenden Käfigen an die Beutetiere heran und erfreute sich dann daran, zu beobachten, wie die losgelassenen Tiger sie beschlichen. Im nordwestlichen Indien jagt man noch heute so, nur nicht mehr mit Tigern, sondern mit Geparden.

Da der Tiger in Kleinasien und Syrien nicht vorkommt, hat Alexander der Große ihn nicht kennen gelernt. Auch in der Bibel wird er nicht erwähnt. Nach Rom kam das erste Exemplar im Jahre 11 v. Chr., er blieb aber dort immer so selten, daß er wohl nur dem Volke gezeigt, aber nicht in der Arena getötet wurde. Doch werden auch gezähmte Tiger erwähnt. So fuhr Heliogabal als Bachus in einem von Tigern gezogenen Wagen.

Auch im Mittelalter blieb der Tiger den europäischen Völkern ein fremdes Geschöpf, er hat daher auch meines Wissens als Wappentier nie Verwendung gefunden.

Der Tiger wird heute auch zu allen möglichen Kunststücken abgerichtet. Hagenbeck zeigte z. B. einen von Tigern gezogenen Wagen, in dem ein Löwe saß, aber er bleibt wohl immer der gefürchtetste unter den gezähmten Raubtieren und wird deshalb auch ungleich seltener in Schaustellungen gezeigt als Löwe und Leoparde.

In Amerika gibt es zwei große Katzen, die den altweltlichen Löwen, Leoparden und Tigern entsprechen, den Jaguar und den Puma oder Silberlöwen. Der Jaguar ist das ungleich gefährlichere Raubtier unter den beiden.

Der Jaguar erinnert lebhaft an den Leoparden, ist aber kräftiger und untersetzter gebaut als dieser und macht deshalb — mit Unrecht übrigens — auf den Beschauer einen schwerfälligen Eindruck. Sobald er sich lebhaft bewegt, sieht man, daß auch er über die Geschmeidigkeit der meisten Katzen verfügt. Er kommt vom La Plata bis nach Mexiko einschließlich vor und heißt bei den Spaniern Tiger. An diesen erinnert er in der Tat in seiner Lebensweise, denn auch der Jaguar lebt gern an den



Bastard von Puma und Leopard.



Gepard.

Ufern der Flüsse oder in an Sümpfe stoßendem Schilfdickicht. Im Innern großer Wälder ist er ebenso selten wie auf der Steppe. Er jagt nie am Tage, sondern nur in den Dämmerstunden oder in der Nacht. Er lauert an den vom zur Tränke ziehenden Wilde eingetretenen Pfaden den Rehen auf, fängt die Wasserschweine und beschleicht in den Sümpfen das Wildgeflügel. Er erbeutet aber auch Schildkröten, fängt mit der Tatze Fische aus dem Wasser und wagt sich selbst an Alligatoren. Auf Bäumen jagt er nicht, obgleich er klettern kann. Von den Haustieren schlägt er junge Rinder und Pferde, und holt sich, wie der Leoparde, mit Vorliebe die Hunde aus den Dörfern. Hat er ein großes Tier getötet, so kehrt er zu einer zweiten Mahlzeit zu ihm zurück.

In der Wildnis geht der Jaguar dem Menschen aus dem Wege, während er in stark bewohnten Gegenden zum Viehräuber und gelegentlich auch zum Menschenfresser wird. Man jagt ihn daher eifrig, die Indianer mit vergifteten Pfeilen, die Europäer mit starken Hunden und der Büchse. Die Gauchos Paraguays sollen ihn auch mit dem Lasso fangen und erwürgen.

Der weibliche Jaguar wirft nach einer Tragzeit von drei Monaten meist zwei Junge. Er pflanzt sich auch in der Gefangenschaft fort. Im Berliner Zoologischen Garten hatte ein Weibchen mehrmals je ein Junges und bot, wenn es mit ihm spielte, einen entzückenden Anblick. Es entfaltete dabei eine Grazie wie nur je ein Leopard, und man wurde nicht müde ihm zuzusehen.

Bei den Jaguaren kommen, ebenso wie bei den Leoparden, nicht selten schwarze Stücke vor, sie sind aber nie so schwarz wie schwarze Sunda-Leoparden, und die Fleckenzeichnung ist unter der schwarzen Gesamtfärbung auch ohne Sonnenlicht immer deutlich wahrnehmbar. Augenblicklich beherbergt der Berliner Zoologische Garten einen schwarzen Jaguar.

Der Jaguar wird zu Schaustellungen selten benutzt, kann aber auch sehr zahm werden. Ein ganz zahmes junges Tier sah ich bei dem aus Brasilien stammenden Tierhändler Bode. Es trieb sich wie ein Hund im Laden umher.

Bastardierungen haben mit aus Afrika und Asien stammenden Leoparden stattgefunden.

Wenn die Amerikaner den Puma „Silberlöwe" nennen, so fordern sie damit zu einem Vergleich heraus, der sehr zu Ungunsten des Tieres ausfallen muß. Der Puma hat in der Tat nicht nur nichts von der Majestät des Löwen, sondern erinnert auch nicht an den unheimlichen Tiger oder den graziösen Leoparden. Er ist eine große Katze mit einem auffallend kleinen mähnenlosen Kopf und einem Rumpf, der vorn niedriger steht als hinten. Der Ausdruck des Auges ist eher freundlich als starr oder finster, die Bewegungen sind allerdings recht geschmeidig. Die Farbe des Felles variiert zwischen rötlichbraun und silbergrau.

Der Puma bewohnt fast ganz Amerika von Patagonien bis nach Kanada — der Berliner Zoologische Garten beherbergt zur Zeit einen Puma aus Kalifornien und einen aus Patagonien —, ist aber in den Vereinigten Staaten schon recht selten geworden. Im Gegensatz zum Jaguar meidet er das Ufergebüsch und bevorzugt trockene Landschaften. In bewaldeten Gegenden haust er an den Waldrändern und macht von ihnen aus Streifzüge in die Steppen, er ist aber auch in den waldlosen Pampas des südlichen Südamerika sehr verbreitet. Er jagt in den Dämmerstunden oder bei Nacht und erbeutet kleinere Tiere: Agutis, Rehe usw. Von den Haustieren fallen ihm nur junge Tiere der größeren Arten und Schafe zur Beute, er beschränkt sich aber nicht auf ein Tier, sondern tötet ganze kleine Herden, weil er vor allem das Blut liebt, und wird dadurch sehr schädlich.

Hunde raubt er nicht. Den Menschen greift er nicht an und, gejagt, rettet er sich, wenn irgend möglich, auf Bäume, in deren Zweigen er schnell fortkommt. In den Pampas fangen ihn die Gauchos mit Lassos und erwürgen ihn dann, indem sie ihn hinter sich herschleifen.

Das Pumaweibchen wirft nach dreimonatlicher Tragzeit drei bis vier Junge, die ganz gefleckt sind und kaum an die einfarbigen Eltern erinnern.

In Südamerika soll man nicht selten zahme junggefangene Pumas auf den einsamen Höfen finden. Sie müssen aber, wenn sie älter werden, getötet werden, weil sie über das Geflügel herfallen.

Ein Bastard von Puma und asiatischem Leoparden lebt zur Zeit im Berliner Zoologischen Garten. Es ist ein kleines, außerordentlich träges Tier, das fast den ganzen Tag über schläft.

Ein zum Teil schon aus der Familie der großen Katzen ausscheidendes, aber doch noch zu ihr gehörendes Tier ist der Gepard. Während die echten Katzen die Klauen für gewöhnlich eingezogen tragen und sie nur ausstrecken, wenn sie zugreifen, ragen sie beim Geparden immer hervor. Auch die unverhältnismäßig hohen Beine erinnern mehr an die der Hunde, als die von Katzen. Das lebende Tier fällt überhaupt in einer Sammlung großer Katzen sofort auf durch seinen hageren, der katzenhaften Rundung entbehrenden Bau, den kleinen Kopf und die Andeutung einer Mähne im Nacken, die übrigens bei den einzelnen Exemplaren von sehr verschiedener Stärke ist.

Der Gepard bewohnt das südwestliche Asien und das nordwestliche Afrika. In ersterem ist er in Persien und Turkestan häufig und streift bis an das Kaspische Meer, kommt aber auch im größten Teil Vorderindiens vor. Er bewohnt die Steppen und stellt in ihnen den Antilopen nach, die er teils beschleicht, teils, nachdem er sich ihnen möglichst genähert hat, in schnellem Lauf einzuholen sucht. In Asien wird er, wie wir schon erwähnten, oft zur Jagd abgerichtet; ebenso in Nordwestafrika und auch in Abessynien soll er früher als Jagdgehilfe gedient haben. Man führt den Geparden, dessen Kopf mit einer Haube bedeckt ist, auf einem Karren möglichst nahe an ein Antilopenrudel heran und setzt ihn dann, indem man ihm die Kappe abnimmt, in Freiheit. Hat er eine Antilope erlegt, so gibt ihm der Wärter das Blut zu trinken und bringt ihn dann wieder in den Käfig.

Der Gepard muß sich in der Freiheit sehr wenig bemerklich machen, denn die Reisenden erwähnen ihn nur sehr selten. Dem Menschen wird er nicht gefährlich, und es scheint, daß er auch den Haustieren nicht nachstellt. Er wird in der Gefangenschaft schnell und außerordentlich zahm. Ich sah bei dem schon oben erwähnten Tierhändler Bode zwei Geparden, die sich viel in Bodes Wohnzimmer aufhielten und sich von ihm auf die Arme nehmen ließen wie Hunde. Trotzdem haben sich Geparden, so viel ich weiß, in der Gefangenschaft nie fortgepflanzt. Sie gehen in ihr auch immer bald ein, ohne daß sich angeben ließe warum, denn die anderen großen Katzen werden bei guter Pflege in der Gefangenschaft gewiß oft viel älter als jemals in der Freiheit.

Bruchwanderung.

In grauer Dämmerung am Bruch vorbei,
Darüber Abendnebel schwelend hingen.
Wie Tropfenfallen klang des Moorhuhns Schrei,
Es fuhr der Kibitz auf mit weißen Schwingen.

Trostloser Seelen Abbild ist dies Land.
Todmüde dehnt der Fluß sich durchs Gelände,
Hier gibt die Einsamkeit schmerzübermannt
Stumm der Verzweiflung ihre beiden Hände.

Nur eine Weide, knorrig, sturmzerweht,
Steht hoch im Flachland, vorgebeugt nach Osten,
So trüb und ernst, wie eine Schildwacht steht
Zum Sterben fertig auf verlornem Posten.

Erich Ritter.

Agathe Fröhlich.

Novelle von

Manuel Schnitzer.

Sie saßen im Kaffeekiosk auf der Deichpromenade in Cuxhaven und spielten Schach, der kleine Herr aus Altona und der schlankgewachsene Mann mit dem vollen taubengrauen Haar, das etwas lockig um eine ausdrucksvolle Stirn lag. Plötzlich stieß der Altonaer den andern mit dem Zeigefinger an und rief, auf eine vorübergehende Dame zeigend, leise aus: „Hallo! Dort!“

Gleichzeitig hatte er sich erhoben und gegrüßt. Der Schlanke blickte auf und gewahrte noch ein Lächeln auf dem sich abwendenden Frauengesicht, dessen Profil ihn sehr fein dünkte. Dann sah er der eleganten Gestalt nach, fuhr sich mit den Fingerspitzen über die Brauen und sagte in dem angenehmen Tonfall des österreichischen Dialekts: „Nein, Herr Kestel, es muß ein Irrtum sein. Diese Dame kenne ich nicht, wenn es dieselbe sein soll, die Sie nach mir befragt hat.“

„Genau dieselbe ... Frau Geheimrat Hahn aus Hamburg ... Witwe eines Geheimen Sanitätsrats ...“

„Hahn,“ wiederholte der andere langsam, „Geheimer Sanitätsrat ... Nein, auch den habe ich nicht gekannt. Aber wie kam denn die Dame überhaupt auf mich zu sprechen?“

„Ja, sehn Sie, wie wir gestern die Partie nach Helgoland machten, erzählte ich ihr, daß wir Nachbarn bei der Table d'hôte sind. Na, und ein Wort gab das andere...“

„Merkwürdig ... Aber es wird wohl in Hamburg Leute meines Namens geben...“

„Nein, Herr v. Wengerhoff, die Dame sprach ausdrücklich von einem österreichischen Herrn, der“ — er kniff die kleinen Augen zusammen und sah sein Gegenüber verschmitzt an — „der Offizier sein sollte — — Oberst — — oder so was — — —“

„Ach so, die Dame kennt also meinen Vetter Leopold. Das ist mir interessant.“

„Hallo! Wie? Sie selbst sind nicht Offizier, Herr v. Wengerhoff?“

Dieser hatte eben seine Mokkatasse geleert, zündete sich eine Zigarre an und blies den Rauch behaglich in die Luft.

„Nein, ich bin Jurist ... ein Staatsanwalt auf Ferien ...“

Er lächelte dem kleinen Herrn, der etwas enttäuscht dareinsah, freundlich zu.

„Schade, schade,“ murmelte der Altonaer, fuhr dann aber vergnügt fort: „Und ich hatte mir schon einen kleinen Roman ausgedacht, der vor vielen Jahren geß-pielt hat ... wissen Sie: ‚zwanzig Jahre ß-päter,‘ wie bei Berthold Auerbach.“

„Am Ende sind Sie gar ein Dichter?“ meinte Wengerhoff heiter.

„Gott bewahre mich!“ rief Herr Kestel mit drolligem Pathos und strich sich über seinen kugeligen Kopf, dessen bis auf die Wurzeln gekürzte, rötliche Haare goldig in der Sonne leuchteten, „nicht einmal im Nebenberuf! Ich bin ein ganz prosaischer Kaufmann. Spezialbranche: Kaffee. Aber in den Ferien, wenn der Kopf“ — er tippte sich an die Stirn — „'n bißchen ausgeruht ist, hat man so 'ne Anwandlungen. Na, nichts für ungut. War nicht weiter böse gemeint“.

Die Herren vertieften sich wieder in ihre Schachpartie, bis Kestel jun., ein vierzehnjähriger junger Mann, auf der Bildfläche erschien, um seinem Papa mitzuteilen, daß die Familie mit dem Kaffee auf ihn warte.

Staatsanwalt v. Wengerhoff blieb allein zurück. Er steckte eine frische Zigarre an, bestellte eine zweite Tasse Mokka und sah auf die von Dampfern und Segelschiffen

belebte Wasserfläche, die sich ins Unendliche verlor. Dieses Bild fesselte ihn immer wieder; er konnte es stundenlang betrachten, ja es war die Ursache gewesen, daß er sich entschlossen hatte, in Cuxhaven zu bleiben, anstatt nach Norderney zu gehen. Nun war er seit acht Tagen hier und fühlte sich in dem etwas kleinbürgerlich zugeschnittenen Badeleben recht wohl. Er konnte sich nicht einmal zu einem Ausflug nach Helgoland entschließen aus Furcht, dort einem Bekannten zu begegnen. Hier schien er sicher davor, hier war er genügend einsam, um ein köstliches Ausruhen zu finden, wie er sich's lange schon gewünscht. Jetzt gar, da sich in sein Behagen das Gefühl einer wohligen Schlaftrunkenheit mischte, eines Versinkens in wache Träume, an denen man fortspinnt solange man mag . . .

Wengerhoff wollte nicht schlafen, konnte es aber nicht verhindern, daß er auf Sekunden einnickte. Jedesmal fuhr er dann mit einem Ingrimm auf, der ihm selbst sehr komisch schien, nahm einen Schluck Kaffee, einen Mund voll Rauch und träumte weiter in der Nachmittagsglut dieses Julitages. Und es kam ihm vor, als seien die Schiffe, die er fern verschwinden sah, und jene, die sich näherten, ein Spielzeug, das er an langen Fäden hielt und nach Gefallen lenkte. Plötzlich aber ermunterte er sich. Sein Blick ruhte einen Moment auf dem Gesicht einer Dame, die an dem Kiosk vorbeiging, und es war ein seltsames Überraschtsein in ihm. Dann folgte er der Gestalt mit gesteigertem Interesse, bis sie entschwand, und schüttelte hierauf ärgerlich den Kopf.

„Zu dumm!“ brummte er; „natürlich kommt sie mir bekannt vor. Es ist doch dieselbe Dame, die Herr Kestel mir vorhin gezeigt hat; die meinen Vetter Leopold kennt. Frau Geheimrat Hahn aus Hamburg. Und ich wollte schon anfangen nachzudenken, wo in aller Welt ich sie einmal gesehen haben mag.“

Er rief nach dem Kellner, zahlte und ging dann der „Alten Liebe“ zu, jenem in die Elbemündung hineingebauten Bollwerk, dessen Name alle poetisch veranlagten Fremden zu lyrischen Ergüssen zu begeistern pflegt. Der österreichische Staatsanwalt dachte freilich nicht im entferntesten daran, Verse zu skandieren — und doch war etwas in ihm, das in die Stimmung eines Alltags nicht hineinpassen wollte.

Über die Wasser kam jetzt mit der Flut ein frischer Windhauch. Zahlreiche Badegäste ergingen sich an den Steinwehren, die den grünen Rasenstrand vor den Wellen zu schützen suchen, andere ruhten in ganzen Scharen auf dem Deichabhange, ohne sich von den dort weidenden Kühen stören zu lassen, die würdevoll und gutmütig zwischen den lagernden Gruppen sich bewegten, hie und da von einem spielenden Kinde fortgescheucht und mit gelassener Ruhe ihre Wegrichtung ändernd.

Wengerhoff nahm seinen breitrandigen Strohhut ab.

„Frau Geheimrat Hahn,“ wiederholte er, „aus Hamburg . . . Witwe des Geheimen Sanitätsrats Hahn . . . Ist ja Unsinn . . . Kenne ich doch nicht . . . Nie gehört . . . In meinem ganzen Leben nicht . . . Nie gesehen . . .“

Er blieb stehen. Die Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich, und seine ernsthaften blauen Augen, deren Lider sich zusammenzogen, daß die „Krähenfüße“ an seinen Schläfen scharf hervortraten, blickten in die Luft. Dann schüttelte er wieder den Kopf und begann schneller auszuschreiten. Wenige Minuten später bemerkte er die Dame, deren Erscheinung ihn ermuntert hatte; sie ging langsam ihres Weges, während er in angemessener Entferung hinter ihr zurückblieb.

Das war sie also: diese feine Frauengestalt in leichtem, hellgrauem Etaminekleide und mit dem tiefschwarzen Haar, auf das vom ausgespannten Sonnenschirm leise ein rötlicher Schein fiel.

„Alter . . . sechsunddreißig,“ murmelte der Staatsanwalt, „vielleicht siebenunddreißig . . . höchstens vierzig . . . Bewegung vornehm . . . etwas . . . ein klein wenig lässig . . . Gang . . . nicht ohne Zierlichkeit . . . man kann sagen graziös . . . Also jedenfalls jünger als vierzig . . . Bestimmt jünger . . . Und diese prachtvolle Haarfülle . . . Wo habe ich doch . . ja wo habe ich doch gleich . . .“

Eine Erinnerung tauchte in ihm auf wie ein Schatten — tauchte auf und huschte davon.

Die Geheimrätin war an jene Stelle der Deichpromenade gelangt, wo diese in

scharfem Winkel nach dem Alten Hafen zu abbiegt. Kaum hatte sie diesen Weg betreten, als Wengerhoff mit einem förmlichen Ruck stehn blieb, das ihm nun zugewandte Profil der Dame anstarrte und wie in grenzenloser Überraschung leise vor sich hinrief: „Agathe ... Agathe Fröhlich ..."

Dann holte er tief Atem und lächelte.

‚Ich träume,' dachte er ... ‚Das Rauschen des Wassers hat mir's angetan... die Sonne, die Luft ... Ich sitze natürlich im Kaffeekiosk und bin eingenickt ...'

Ein kleines Mädchen, das von einem bellenden Spitz gefolgt den Deich heraufgestürmt kam, stieß ihn an und brachte ihn wieder zu sich. Er machte einige rasche Schritte, blieb nochmals stehn, legte eine Hand vor die Augen und sah der eleganten Frauengestalt nach, die jetzt eine Treppe nach der Straße zu hinabstieg. Unten ging sie nach rechts zurück, an ihm, der sie fest ins Auge gefaßt hatte, vorüber und verschwand im Vorflur eines Hotels. Er hatte sie ganz deutlich gesehen und sagte zum zweiten Male: „Agathe ... Agathe Fröhlich ..."

Dann wartete er eine ganze Weile, ob sie wieder zum Vorschein käme; da dies aber nicht geschah, wandte er sich mit einem leisen Seufzer um und begab sich nach dem Bollwerk, wo er jeden Nachmittag sich aufhielt, um die Lotsen, die dort ihre Station haben, bei ihrer Tätigkeit zu beobachten.

* * *

Staatsanwalt Wengerhoff war heute nicht in der Stimmung, seine maritimen Kenntnisse zu bereichern. Er ging, die Hände mit dem Strohhut auf dem Rücken, auf der Galerie der „Alten Liebe" auf und nieder und war in Gedanken weit, weit von hier.

Seltsam, wie deutlich er mit einem Male jenes schlesische Städtchen vor sich sah und jene Agathe Fröhlich, deren junghelles Lachen ihm jetzt in den Ohren klang ... und den blühenden Apfelbaum im Garten des Herrn Doktor Fröhlich, ihres Vaters ... und jenen lang aufgeschossenen Jägerleutnant, der er selbst gewesen ... vor achtundzwanzig Jahren ... damals schon ein nachdenklich-ernster Mensch ...

Sie hielten sich umschlungen und küßten sich auf den Mund — ein einziges Mal. Dann saßen sie unter dem Apfelbaum auf der Bank und gaben sich die Hand und lächelten sich an ... Und als ihr Blüten ins Haar fielen, flüsterte er ihr ins Ohr: „Wie ein Brautkranz, Liebste!" und sie schmiegte sich an ihn und begann leise zu weinen. In ihm aber war ein großes und starkes Freuen und das Gefühl eines unsäglichen Glückes.

Der Frühlingstraum zweier junger Menschenherzen in der Dämmerung eines Maitages ...

Dann war das jähe Erwachen gekommen — — — — — An demselben Abend traf das Telegramm ein, das dem Leutnant Wengerhoff den Tod seines Vaters meldete. Ohne Abschied nehmen zu können, mußte er nach Wien abreisen, wo er erst von der ganzen Schwere des Unglücks, das ihn und seine Familie betroffen, Kenntnis erhielt. Sein Vater, der als Notar in großem Ansehen gestanden, war freiwillig aus dem Leben geschieden, nachdem er nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch Gelder, die ihm zur Verwaltung anvertraut waren, in gewagten Spekulationen verloren hatte. Seine Mutter war unter dem Eindruck des schrecklichen Ereignisses auf den Tod erkrankt, seine einzige Schwester, ein Mädchen von siebzehn Jahren, der Verzweiflung nahe, und er selbst — — — —

Staatsanwalt v. Wengerhoff lehnte sich an die Balustrade und starrte auf die anschäumende Flut, die ihre Wellen an dem Bollwerk aufspritzen ließ. Wie dies alles lebendig wurde in ihm mit dem Grauen, den Bitternissen, dem Schmerz jener dunkeln Tage, in denen seine Seele zu harter Männlichkeit sich aufraffen mußte. Damals schickte er auch die zwei Briefe an Dr. Fröhlich: einen für den Arzt, dem er seine Lage offen auseinandersetzte; den anderen (nur mit einigen Abschiedsworten für Agathe) sollte der Vater der Tochter übergeben, wenn er es für gut fand. Er selbst kehrte nicht mehr nach der Garnison zurück, da er bald darauf den Dienst quittierte, um sich einem anderen Berufe zuzuwenden. Glücklicherweise konnten die durch seinen Vater verursachten Verluste an fremden Geldern aus dem Erlös des reichen Nachlasses gedeckt werden, so daß der zum Studenten gewordene Jägerleutnant, der zurückgebliebene Gymnasiasten unterrichtete, arm aber ohne



Die vier Brüder. Gemälde von Wilhelm Balmer-Basel.

Makel den Lebenskampf für sich und die Seinen hatte aufnehmen können.

Der Maientraum aus der Leutnantszeit war längst verweht. Niemals wieder hatte Wengerhoff von Agathe Fröhlich gehört, die er jetzt vor sich sah, unter dem Apfelbaum, rötliche Blüten im Haar . . .

Achtundzwanzig Jahre . . . ein Menschenleben . . . Sie war damals achtzehn, er vierundzwanzig. Und nun hatte er sie wiedergesehen, sie und das Minutenglück seiner Jugend . . .

„Frau Geheimrat Hahn," murmelte er, „Witwe des Geheimen Sanitätsrats Hahn aus Hamburg . . . Wir werden uns gegenüberstehen, Agathe Fröhlich . . ."

Der Wind hatte ihm eine Locke in die Stirn geweht. Der Staatsanwalt fuhr sich mit der Hand über sein schönes, taubengraues Haar und lächelte.

Er lächelte noch, als er in seinem Hotelzimmer vor dem Spiegel stand und daran dachte, wie sehr Agathe Fröhlich überrascht sein werde; wie sie ihn erst nicht erkennen würde mit seinen grauen Haaren und dem grauen Vollbart, der ihn viel ernster und älter erscheinen ließ, als er war . . . Und er würde, sozusagen, seine Identität erst nachweisen müssen, ehe sie ihm überhaupt glaubte, der finstere Mann, der vor ihr stünde, sei wirklich der ehemalige Jägerleutnant Josef v. Wengerhoff . . .

In solchen Gedanken begab er sich in den Gasthof, in den er Agathe hatte eintreten sehen; als er hier aber nach Frau Geheimrat Hahn aus Hamburg fragte, erhielt er die Auskunft, die Dame sei vor einer Stunde nach Hamburg abgereist.

Wengerhoff war schmerzlich enttäuscht, denn er hatte nicht im entferntesten an die Möglichkeit gedacht, irgend ein Zufall könnte ihm einen Streich spielen; er hatte es gleichsam für selbstverständlich gehalten, daß Agathe Fröhlich ihn erwarten müsse; nachdem er sie erkannt. Nun war sie ihm doch entschwunden. Aber vielleicht war es besser so, dachte er melancholisch. Warum die Erinnerung an ein holdes, poesieumsponnenes Einst zerstören durch eine Begegnung . . .

Doch wie? Wenn sie am Ende abgereist war, weil sie ihn erkannt hatte und ihm nun ausweichen wollte? Der Staatsanwalt verbiß sich förmlich in diesen Gedanken, der ihm mit einem Male äußerst zutreffend schien. So kam er wieder in sein Hotel zurück; hier fand er einen Brief vor, der auf der Adresse eine Frauenhandschrift aufwies. Das Schreiben selbst lautete:

„Geehrter Herr,

der Name, den Sie tragen, weckt liebe Erinnerungen in mir. Das mag einer alten Frau als Entschuldigung für diese Zeilen dienen. Sie sind, geehrter Herr, vielleicht einem Josef v. Wengerhoff verwandt, der vor länger als zwanzig Jahren in einer österreichisch-schlesischen Stadt als Leutnant bei den Jägern stand. Wenn das der Fall ist, dann sind Sie gewiß in der Lage, mir einiges über die Schicksale des erwähnten Herrn zu erzählen, und es möchte mich sehr, sehr freuen, wenn Sie sich entschließen könnten, mich vielleicht gelegentlich Ihrer Rückreise in Hamburg zu besuchen. Ich würde Sie gern gebeten haben, mir hier in Cuxhaven das Vergnügen zu schenken, leider muß ich aber in der nächsten Stunde nach Hause reisen. Es wäre mir sehr eine große Freude, wenn Sie mir durch eine freundliche Zeile mitteilen wollten, daß ich Sie erwarten darf. Und wann?

Ich bin, geehrter Herr, Ihre ergebene
Agathe Hahn."

Darunter die Hamburger Adresse der Schreiberin.

‚Sie hat mich also doch nicht erkannt,' dachte Staatsanwalt v. Wengerhoff wehmütig . . . ‚und ist gewiß, wer weiß wie oft, an mir vorbeigegangen.'

Er begann, den Brief von neuem zu lesen. „Sehr eine große Freude," murmelte er, „ja so hat die junge Agathe Fröhlich gesprochen, damals . . . Sehr eine große Freude . . ."

Als er später im Speisesaal des Hotels an einem einsamen Tischchen beim Abendessen saß, nahm er den Brief der Geheimrätin zum drittenmal vor und überlegte. Gewiß hatte Herr Kestel Gelegenheit gefunden, der Dame mitzuteilen, der in Cuxhaven weilende v. Wengerhoff sei nicht der Offizier, für den sie sich zu interessieren schien . . . Und doch, aus diesen Zeilen sprach etwas, das ihn seltsam berührte . . . als wären sie nur für ihn geschrieben, nur für ihn . . . Wieder ruhte sein Blick auf dieser kuriosen Wortfügung „Sehr eine große Freude", und er lächelte. Es lag für ihn etwas ungemein Herzliches

darin ... wie der Gruß aus einer Heimat ... „Sehr eine große Freude ...“

In diesem Augenblick näherte sich ihm das Ehepaar Kestel. „Hallo,“ rief der kleine Herr munter, „Sie sehen ja so ... so verklärt aus. Für einen geß—trengen Sz—taatsanwalt alles mögliche!“

Der Österreicher fühlte sich von der Anrede nicht gerade angenehm berührt, indes er hatte die Empfindung, dem Altonaer verpflichtet zu sein, und sagte mit einem leichten Anflug von Spott: „So schau' ich halt immer aus, wenn ich einem Dichter begegne.“

„Nun werde ich noch geuzt für meine gute Absicht,“ schmollte Kestel, fügte aber fröhlich hinzu: „Geschieht aber meiner Frau ganz recht ... Von der ß—tammt nämlich die ganze Romanidee — —“

„Aber Fritz,“ meinte die stattliche Dame errötend, „wie kannst Du mich nur so bloßß—tellen!“

Herr v. Wengerhoff sah Frau Kestel mit einemmal sehr interessiert an. ‚Schau,‘ dachte er, ‚das hätte ich mir beinahe denken können, daß diese Ahnung durch das Herz einer Frau gegangen ist — —‘

Er blieb den Abend über in der Gesellschaft der beiden, einer heimlichen Freude voll, die ihm seltsam schien, und riß das vergnügte Paar durch seine liebenswürdige Laune hin, die niemand mehr wunderte als ihn selbst. Es war so ein leises Glück in ihm ... „sehr eine große Freude ...“

Und dann saß er in seinem Hotelzimmer und schrieb an einem langen Briefe für Agathe Fröhlich und erzählte ihr von seiner Jugend, die ihn gegrüßt habe. Als er aber das Schreiben in den Umschlag stecken wollte, fiel sein Blick auf die feierliche Anrede „Meine verehrte gnädige Frau Geheimrat!“ und er zerriß den schönen Brief in kleine Stücke. Nein, das paßte wirklich nicht zu seinen törichten Schwärmereien, die der jungen Agathe galten, jener mit den Apfelblüten im Haar ... Nach einigen weiteren Versuchen, den rechten Ton zu finden, gab er, ärgerlich geworden, für heute diese Absicht auf und ging zu Bett. Kaum hatte er aber das Licht gelöscht, empfand er wieder das Verlangen, Agathens freundliche Zeilen zu lesen und entzündete die Kerze.

Ja, es war eine helle, heitere Ruhe in ihren Worten, keine Aufregung, kein Hingerissensein ... Das Schreiben war ihr nicht so schwer gefallen wie ihm ... Freilich, sie hatte ihn nicht erkannt und hatte nicht geahnt, daß er es selbst sei, der ihren Brief erhalten werde... Sie hatte an einen fremden Mann geschrieben ... Und er? ... Wie, wenn er ihr in gleicher Weise antwortete? Als Fremder? Nicht als der Josef v. Wengerhoff, den sie suchte ... nein, als gleichgültiger Dritter ... In einem Tone, wie er für einen höflichen Mann einer unbekannten Dame gegenüber angebracht war ... Etwa so: „Es wird mir eine besondere Ehre sein, Ihrer Einladung zu folgen ...“ „Ich erinnere mich in der Tat, daß einer meiner Vettern, mit dem ich leidlich befreundet bin, vor Jahren ...“

Sein Einfall imponierte ihm so, daß er sich die Stichworte für diesen Brief schleunigst notierte. Dann löschte er das Licht und lachte im Dunkeln vor sich hin. Er hatte das Gefühl, Agathe gegenüber in einem großen Vorteil zu sein, wenn er sich nicht zu erkennen gab ... Mit einem Male sah er sich vor ihr sitzen ... in einem vornehmen, dämmerigen Salon ... nicht vor jener Agathe Fröhlich, die er an einem Maitage unter dem Apfelbaum geküßt, sondern vor der schlanken Dame, in deren feines Profil er auf der Teichpromenade gestarrt hatte. Sie aber erkannte ihn nicht gleich mit seinem grauen Haar, einen alten Mann von 52 Jahren ... Und halb im Entschlummern glaubte er, irgendwo von einem so seltsamen Wiedersehen gelesen zu haben ... Aus alten, vergessenen Tagen summte es durch seine Erinnerung:

„Hans Andersen, mein alter Hans,
Zuerst, als ich Dich sah,
Da war Dein Haar noch rabenschwarz — —“

Er setzte sich auf. Wie ging es doch weiter in dem Liede? Wie war es doch?

„Da war Dein Haar noch rabenschwarz — —
Und Deine Stirn — — Und Deine Stirn —“

Mit einem ärgerlichen Seufzer darüber, daß er sich der weiteren Verse nicht zu entsinnen vermochte, sank er in die Kissen zurück und schlief endlich ein.

* * *

In der nächsten Zeit entwickelte sich zwischen ihm und der Geheimrätin ein Briefwechsel, der Wengerhoff in einen wunderlichen Zwiespalt mit sich selbst brachte. Mußte er doch, um in seiner Rolle als

Fremder zu bleiben, Komödie spielen, mußte doch, nachdem er der ahnungslosen Jugendgeliebten die eine falsche Tatsache vorgespiegelt, förmlich Vergehen auf Vergehen häufen und mit vollem Bewußtsein allerlei Schliche erfinnen, um die vertrauensvolle Dame in der Täuschung zu erhalten. Er ... ein alter Herr ... ein k. k. Staatsanwalt! Stets, wenn er dabei war, ihre Briefe zu beantworten, drängte es ihn stürmisch, von dem Glücke seiner Jugend zu sprechen und von dem Apfelbaum im Garten des Herrn Doktor Fröhlich und von den hundert Dingen jener Tage, die ihm mit all ihren Zaubern lebendig geworden waren — aber das Schreiben, das er absandte, enthielt nur zurückhaltende Auskünfte über den „Vetter" des hochachtungsvoll Unterzeichneten, Auskünfte, um die Frau Hahn in ihrer freundlich-herzlichen Weise gebeten hatte.

Ja, warum spielte er diese Komödie? Etwa, um Agathe nicht zu erschrecken? Ihre heitere Ruhe nicht zu stören? Oder war nicht eher etwas wie Furcht der tiefere Grund seines unehrlichen und vielleicht auch lächerlichen Tuns? Die leise Angst, durch das Geständnis der Wahrheit den ungewohnten Stimmungen und Träumen, die ihn je länger je holder umfingen, ein jähes Ende zu bereiten? Nichts anderes konnte die Folge sein, wenn er sich zu erkennen gab; dazu aber war — so meinte er — Zeit genug, wenn er der Geheimrätin gegenüber saß und das Bild der achtzehnjährigen Agathe Fröhlich ihm für immer entschwand. Für immer ... wie ihr selbst das Bild jenes jungen Offiziers, dessen sie mit fast mütterlicher Zärtlichkeit — sprach sie doch Von ihm wie eine „alte Frau" von einem vierundzwanzigjährigen — und so ganz ohne Ungestüm gedachte.

So hatte er keine Eile, das Wiedersehen zu beschleunigen und freute sich ordentlich, als die Geheimrätin ihm schrieb, daß sie seinen Besuch in vierzehn Tagen erwarte. Inzwischen konnte er sich auf den Augenblick vorbereiten, da sie sich in die Augen sehen sollen — nicht mit dem strahlenden Blick der Jugend, sondern mit dem wehmütigen Schauen der Erinnerung.

Auch seine Komödie konnte er weiterspielen. So sehr er sich darum schalt, fuhr sie dennoch fort, ihm Freude zu machen. Wie ein verliebter Jüngling ging er dem Postboten entgegen, um Agathens Briefe eine Viertelstunde früher in Händen zu haben, und wenn er Herrn und Frau Kestel begegnete, verriet er mit keinem Wort und keiner Miene, daß die Geheimrätin alle seine Gedanken in Anspruch nahm. Nur als sie einmal halb im Scherz und halb im Ernst von ihr als von einer Dame sprachen, die eine „gute Partie" sei und einen Mann glücklich machen könne, zuckte er zusammen. Daran hatte er nicht gedacht ... nicht im entferntesten. Jetzt aber begann seine Phantasie, erst fast unwillig, dann mit wachsendem Behagen, an dieser seltsamen Möglichkeit zu spinnen.

Zuweilen überraschte sich der Staatsanwalt dabei, daß er sich vor dem Spiegel aufmerksam betrachtete. Dann sagte er sich, daß er mit seinen grauen Haaren und mit der tiefen und strengen Falte zwischen den Brauen alt aussah, viel zu alt neben Agathe, deren volles schwarzes Haar er auf der Deichpromenade bewundert hatte, ehe er noch wußte, wer sie war. ‚Ein Lächeln wird über ihre Züge gehen,' dachte er mit einer gewissen Bitterkeit, ‚und sie wird fragen: „Nein, sind Sie es wirklich? Wie Sie sich verändert haben seit damals ... Ich hätte Sie nie erkannt, nie und nie! ..." Und so viel er der Geheimrätin von den Schicksalen seines „Vetters" mitteilte, seines grauen Kopfes tat er keine Erwähnung.

Einen Tag vor der Abreise nach Hamburg trug er sich mit der Absicht, seine äußere Erscheinung durch künstliche Mittel verjüngen zu lassen, um Agathe nicht gleich auf den ersten Blick zu enttäuschen. Aber schließlich erschien ihm die Idee so lächerlich, daß er sie aufgab, förmlich wütend darüber, sie überhaupt in Erwägung gezogen zu haben. Lag nicht auch hinter Agathe ein ganzes Menschenleben mit seinem Leid? Und da sollte er vor sie hintreten mit dem Zeugnis einer kleinlichen Eitelkeit? Das war seiner unwürdig und ihrer. Die Komödie mußte zu Ende sein, wenn er vor Agathe stand, ganz und gar.

* * *

Eine Stunde, nachdem Staatsanwalt v. Wengerhoff in Hamburg eingetroffen war, verließ er das Hotel, um sich nach der Wohnung der Frau Geheimrat Hahn zu begeben. Er hatte sorgfältig Toilette

gemacht und sah in seinem schwarzen Gehrock noch schlanker aus als sonst.

Er ging langsam und in Gedanken. Die Geheimrätin hatte keine bestimmte Stunde für seinen Besuch festgesetzt, sondern geschrieben, daß sie an diesem Tage zu Hause sei: wann er auch käme, es werde ihr zu jeder Zeit „sehr eine große Freude" sein.

Wengerhoff glaubte mit sich völlig im reinen zu sein; es schien ihm, als sei es seit langem nicht so klar in ihm gewesen wie heute, als hätte er nie mit solcher Ruhe des Wiedersehens gedacht wie eben jetzt, da er ihm Schritt für Schritt näher kam. Über den ersten Augenblick halfen auf alle Fälle die gesellschaftlichen Formen hinweg, und dann — — dann wollte er zunächst abwarten, ob sie in dem alten Herrn, der vor ihr saß, den ungestümen Mann erkannte, der sie in einer glückseligen Stunde geküßt hatte, damals, in der Jugendzeit ...

Und wenn sie ihn gleich erkannte? Nein, Agathe würde keine große Theaterszene aufführen und nicht aufschreien. Nur lächeln würde sie ... mild, gütig, ohne Vorwurf ... Auch sie war ja um achtundzwanzig Jahre älter geworden. Und dann würden sie miteinander sprechen wie zwei alte, vernünftige Leute, heiter, ohne Leidenschaft ... Wie Nachbarskinder, die sich ein Leben lang nicht gesehen und nun einander in der Fremde begegnen. Und wer weiß, wenn sie sich vertragen konnten ... vielleicht gingen sie ein Stück Weges mitsammen, vielleicht hatten sie auch ein gleiches Ziel.

Herrn v. Wengerhoff war ordentlich warm geworden bei solchen Gedanken. Als er aber in die stille Straße einbog, in der die Geheimrätin wohnte und unwillkürlich nach der Nummer ihres Hauses zu suchen begann, wurde ihm doch seltsam beklommen zumute. Mit einem Male fühlte er sich bedrückt wie von einer Schuld. Sein ganzes Verhalten Agathen gegenüber, besonders die Komödie, die er zuletzt gespielt, erschien ihm wie ein geschmackloser, unpassender Scherz, den sie niemals verzeihen konnte. Sie würde ihn gar nicht verstehen.

Herr v. Wengerhoff ging die Straße hinunter, an dem Hause der Geheimrätin vorbei, um sich ein wenig zu fassen. Dann machte er denselben Weg wieder zurück und blieb zuletzt unschlüssig an der Ecke stehen. Er schalt sich feige. Was fürchtete er eigentlich?

Endlich nahm er sich zusammen und ging schnell in das Haus. Auf der Treppe wurden seine Schritte wieder langsamer. Um so schneller begann sein Herz zu pochen. Er mußte stehen bleiben und sich mit einem Seufzer gegen das Geländer lehnen.

‚Ein Traum aus der Jugendzeit,' dachte er, und etwas wie Bitterkeit beschlich ihn, ‚ein Traum aus der Jugendzeit, der in der nächsten Minute verweht sein wird ...'

Er ging wieder einige Stufen empor. Und plötzlich hörte er, wie auf der „alten Liebe" in Cuxhaven, ein junges, hellklingendes Lachen in seinen Ohren, ein Lachen des Glücks ... Und wieder sah er sich mit einem schlanken, seligen Mädchen unter dem Apfelbaum im Garten des Herrn Doktor Fröhlich. Um sie aber war der Duft eines Maitags, und rötliche Blüten fielen in ihr dunkles Haar.

Ein Zittern überlief den Staatsanwalt. Er hatte das erste Stockwerk erreicht und starrte fremd auf das Täfelchen an der Eingangstür zur geheimrätlichen Wohnung.

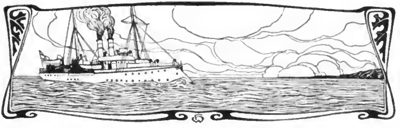
‚Wie ein Brautkranz, Liebste!' hörte er sich sagen. Dann, als er schon im Begriff war, seine Hand nach dem Klingelzug an der Tür auszustrecken, schrie etwas in ihm auf ... Nein, nein, nein ... das soll nicht verwehn ... nicht aus meiner Erinnerung ... nicht aus ihrem Gedenken.

Nicht aus ihrem Gedenken!

Mit einem jähen Entschluß wandte er sich um und lief mit langen Schritten die Treppe hinunter, als würde er verfolgt. Erst an der Straßenecke blieb er tief aufatmend stehen und blickte fast scheu zurück.

Eine Stunde später saß Staatsanwalt v. Wengerhoff im Eilzuge. Vorher hatte er noch an Frau Geheimrat Hahn geschrieben. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit dringenden Geschäften, die ihn nach der Heimat riefen. Er dankte ihr für ihre Briefe und schloß mit den Worten:

„Ich werde meinem Vetter erzählen, daß seiner, eines Einsamen, in der Ferne jemand in unendlicher Güte denkt und mit der wunderbaren Herrlichkeit eines Frauenherzens. Und ich weiß, das wird ihm eine unaussprechliche Freude sein."



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

In Gefangenschaft bei den Japanern.*)

Von

Karl Gärtner.

(Abdruck verboten.)

Am 24. Januar vorigen Jahres war es. Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, daß es meine letzte Fahrt auf der stattlichen „Argun“ sein sollte. Auf dem Dampfer befanden sich außer 52 Säcken mit der internationalen Post noch zahlreiche, in verschiedenen Häfen abzuliefernde Frachtgüter und als Passagiere erster Klasse mehrere Russen, zwei Japaner, ein Engländer, sowie eine Dame unbestimmter Nationalität. In der dritten Klasse führte ich 83 von Dalni nach Nagasaki übersiedelnde Japaner, mehrere russische Arbeiter und drei kranke Matrosen, die am Morgen des nämlichen Tages mit dem Kriegsschiff „Sewastopol“ aus Port Arthur nach Dalni gekommen waren und zur Kur nach Nagasaki gebracht werden sollten. Also eine durchaus friedliche, nur mit Gedanken an ihre persönlichen Interessen beschäftigte Reisegesellschaft, die sich die langweilige Seefahrt je nach Mitteln und Neigung auf harmlose Weise zu verkürzen suchte.

Es war ein schöner, milder Wintertag. Der Frost so gelinde, daß er nur erfrischend wirkte, die See glatt, der Himmel klar; kein drohend am Horizont aufsteigendes Wölkchen, das Sturm angekündigt hätte, kein böser Nebel, dieser ärgste Feind des Seefahrers, der Himmel und Erde und alles, was drauf und dran, wie in einen Riesensack voll nasser grauer Wolle verwandelt, durch den sich das Fahrzeug ängstlich vorwärts tasten muß, und der, wenn er lange anhält, den Kapitän auf der Kommandobrücke zur Bildsäule der Wachsamkeit erstarren läßt, oder, wenn er oft wiederkehrt, auch Nerven aus Stahl krankhaft reizbar macht. Nichts von alledem. Das Auge durfte ruhen, die Brust sich wohlig dehnen beim Einatmen der salzgeschwängerten Luft, die Gedanken durften sich erlauben, eine Weile abzuschweifen von Schiff und Meer. Und sie schweiften ab. Nach Ägypten, wo die Sehnsucht nach mir an ihr zehrte, daß sie nicht gesunden konnte — nach Kamtschatka, wo sie sterben mußte ohne meinen letzten Liebesblick, meinen letzten Kuß ... arme, liebe, kleine Liddi!



Karl Gottlieb Gärtner,
Kapitän des russischen Expreß-Postdampfers „Argun“.

„Sie sehen so trübe aus, Kapitän, so bekümmert!“ sagte da plötzlich eine Stimme dicht neben mir.

Ich schaute auf: der Engländer war's, mein Passagier. Ich schwieg. Was ging einen Fremden mein Herzenskummer an! Er mußte sich aber seine eigenen Gedanken über mein düsteres Aussehen machen, denn er fuhr fort: „Ich begreife, daß Sie als Kapitän eines Dampfers, welcher das Japanische Meer befährt, Ursache haben, sich Sorge zu machen.“ —

*) Der Herr Verfasser dieser Erinnerungen, ein Estländer, stand, als der russisch-japanische Krieg ausbrach, im Dienst der ostchinesischen Eisenbahn-Gesellschaft und führte den ihr gehörenden Expreß-Postdampfer „Argun“, der von Dalni aus regelmäßige Fahrten über Nagasaki nach Schanghai machte.

Ich sah den Herrn verständnislos an.

„Ach so,“ sagte er, einigermaßen erstaunt, „ich irrte mich wohl, indem ich annahm, Sie wüßten so gut wie ich, was in der Luft schwebt; ich meine, am politischen Himmel.“

Und als ich noch immer nicht begriff, worauf er anspielte, fügte er, seine Stimme dämpfend, geheimnisvoll hinzu: „Die Beziehungen zwischen Rußland und Japan haben sich zugespitzt bis ins Unmögliche. Sollten Sie in Dalni und Port Arthur wirklich noch nichts davon gehört haben, was sich in Japan die Spatzen auf den Dächern längst zuzwitschern? Es gibt Krieg, Krieg zwischen Japan und Rußland. Ein beim Telegraphen angestellter Freund sagte mir, es wäre heute morgen bereits eine Depesche mit der Kriegserklärung durch Tientsin gegangen.“ —

Die Mitteilung überraschte mich; um so mehr, als ich, Seemann mit Leib und Seele, mich bisher nur um Wohl und Wehe des mir anvertrauten Dampfers gekümmert hatte, wenig nach Politik fragte und mir einbildete, die Welt läge in tiefem, ungestörtem Frieden. Die Worte des Engländers erst brachten mir manches zum Bewußtsein, was ich in letzter Zeit zwar gesehen, aber nicht beachtet hatte, und was also nicht so harmlos gewesen war wie ich dachte. Ich meine das aufgeregte Wesen der japanischen Einwohner in verschiedenen russischen Hafenstädten, ihre Ameisenbeweglichkeit, ein unbegreifliches Hasten, als brenne ihnen der Boden unter den Füßen, und endlich der Umstand, daß auch die „Argun“ eben fast ein ganzes Hundert mit Sack und Pack aus Dalni nach Nagasaki auswandernder Japaner an Bord hatte, eine Auswanderung, die eher einer Flucht glich. Trotzdem glaubte ich, daß der Brite stark übertrieben habe, und daß zwischen Kriegsahnungen und wirklichem Waffengeklirr noch geraume Zeit läge, Zeit genug, um noch so manch liebes Mal die Post von Dalni nach Nagasaki zu schaffen.

So verging der Abend, verging die Nacht, und der Morgen des 25. Januar brach an, ein milder, klarer Wintermorgen wie der vorige, an dem nichts am Himmel und auf dem Wasser uns drohendes Unheil kündete. Da, gegen zwölf Uhr mittags, wies mir der Steuermann am Horizont einen Schatten, der in südwestlicher Richtung auftauchte, deutlicher und immer deutlicher Gestalt annahm und sich bald als ein ganzes Kriegsgeschwader erkennen ließ. Ich traute meinen Augen nicht, sagte mir dann aber, daß es sich wahrscheinlich um Seemanöver der Japaner handele, obgleich der Ort, wo dieselben allem Anschein nach vorgenommen wurden, ein seltsamer war. Wir befanden uns gerade zu Anfang des Koreanischen Archipels. Gegen zwei Uhr nachmittags löste sich ein Kreuzer von dem Geschwader und nahm seinen Kurs auf uns zu, konnte uns jedoch in der Richtung von Südwest nicht erreichen und wandte sich südöstlich, um uns den Weg abzuschneiden. Jetzt erkannte ich das Fahrzeug deutlich; es war der japanische Kreuzer „Azuma“ mit einem Gehalt von 10000 Tons. Was wollte dieser Kreuzer von uns? Die Signale, die er uns gab, blieben mir wegen des ihn umgebenden dicken Rauches undeutlich, und ich hatte weder Zeit noch Lust, abzuwarten, bis er an uns herangekommen wäre und seine Wünsche mitteilte. Als Postdampfer mußte die „Argun“ zu bestimmter Stunde in Nagasaki eintreffen und die Post dem gleichfalls zur bestimmten Stunde abgehenden Eisenbahnzuge übergeben. Außerdem fiel mir die Mitteilung des Engländers wieder ein, und obgleich ich ihr wenig Glauben schenkte, so hielt ich weise Vorsicht doch für geboten. Ich ließ also Dampf geben, und die „Argun“ beschleunigte ihr Tempo. Trotzdem verlor ich bald alle Hoffnung, ohne Aufenthalt vorwärts zu kommen, denn der Postdampfer machte nur 15 Knoten per Stunde, so daß der bedeutend schneller gehende Kreuzer uns schließlich doch einholen mußte. Nichtsdestoweniger beschleunigte ich den Gang der „Argun“ noch um ein weniges, obgleich ich das von der „Azuma“ gegebene Signal zum Stoppen jetzt deutlich genug erkannte. Erst als der Kreuzer einen Kanonenschuß löste und gleich darauf noch einen, hielt ich es für geraten, ihm die Backbordseite zuzukehren, als Zeichen, daß ich ihn verstanden hatte und seine Annäherung abwarten wolle. Es mußte geschehen, denn nach internationalem Seerecht hätte der Japaner, wenn nach seinem dritten blinden Kanonenschuß keine Antwort meinerseits erfolgte, mein Fahrzeug am Ende in den Grund gebohrt. Nach der Schnelligkeit zu urteilen, mit welcher die beiden ersten Schüsse aufeinander gefolgt waren, durfte ich nicht darauf rechnen, daß er die von demselben internationalen Seegesetz vorgeschriebenen fünf Minuten einhalten würde, die nach dem dritten Schuß vergehen mußten, bevor er uns mit Bomben traktierte. So standen denn nach kurzer Zeit die „Argun“ und die „Azuma“ einander auf Kabeltaulänge gegenüber. Die „Azuma“ hißte die Signale „Woher?“ und „Wohin?“ und als ich der Wahrheit gemäß geantwortet hatte, signalisierte sie: „Mir folgen.“ —

Ein Protest gegen diese Weisung war undenkbar, denn während der ganzen Dauer unser Signalunterredung waren die Mündungen der drei zwölfzölligen Kanonen des Kreuzers drohend auf uns gerichtet, wir selbst aber führten keine Waffen an Bord. So ließen wir uns denn resigniert von der „Azuma“ bis zur nördlichen Spitze der Insel Windsor-Castle geleiten, wo uns der Japaner einem andern Kreuzer, der „Ichichaija“ übergab, der wir im Kielwasser folgen mußten, indes die „Azuma“ ihren Kurs nördlich nahm. Gegen sechs Uhr nachmittags ankerten wir auf Befehl des Kapitäns der „Ichichaija“ im Koreanischen Archipel und wurden jetzt dem japanischen Kriegstransportdampfer „Dainai-Maru“ zu weiterer Beförderung übergeben. Weshalb wir so von Hand zu Hand gehen mußten, und was man mit uns im Sinn hatte, blieb uns noch immer ein Rätsel; wir erfuhren es auch nicht, als zwei Leutnants von dem „Dainai-Maru“, gefolgt von einem Trupp bis an die Zähne bewaffneter Matrosen, auf der „Argun“ erschienen und das Schiff besichtigten. Während der eine wie ein Spürhund sämtliche Räume, vom Deck bis zum Kohlenbehälter, durchschnüffelte, unterzog der andere, Leutnant Wakido, mich und meine Mannschaft einem strengen Verhör. Wieder dieselben

Fragen: „Woher? Wohin? Was für ein Dampfer? Welcher Nationalität?" Das machte mich ungeduldig. Ich ersuchte den Herrn Offizier, doch darauf zu achten, daß auf der „Argun" neben der russischen Nationalflagge zugleich die Postflagge wehte, was seine Fragen zum Teil überflüssig machte und außerdem jedem zu verstehen geben mußte, daß ich Eile hätte, mit meiner Post ans Ziel zu gelangen; statt dessen hätte ich jetzt durch unberufene Aufhaltung seinerseits und seitens seiner Landsleute mehrere kostbare Stunden verloren; es wäre das ein Verfahren, für welches ich keine Entschuldigung fände.

Der kleine Leutnant nahm meine Vorwürfe mit größter Kaltblütigkeit entgegen; keine Miene in seinem gelben Gesicht veränderte sich.

Ob denn der Krieg erklärt sei, oder ob es sich hier um bloße Repressalien handele, fragte ich ihn gereizt.

Keine Antwort. Nur Kopfschütteln und bedauerndes Achselzucken. Da die stumme diplomatische Sprache mir unverständlich war, fügte ich hinzu, daß ich am gestrigen Tage, zwei Stunden vor meiner Abfahrt aus Dalni, bei dem Generalagenten unserer Gesellschaft gewesen wäre, um von ihm zu hören, wie es zwischen Japan und Rußland stehe; er hätte mir die Versicherung gegeben, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Mächten keineswegs abgebrochen wären, und daß ich unbesorgt nach Nagasaki abdampfen könne.

Wieder nur bedauerndes Achselzucken, und Leutnant Wakida entfernte sich mit seinem Gefährten, seine bewaffnete Begleitung als Wächter unserer Sicherheit zurücklassend. Am nächsten Morgen waren beide jedoch wieder da, und Leutnant Wakida gab mir dieses Mal die nächste Marschroute für die „Argun". Sie lautete: „Sasebo." —

„Sasebo?!" rief ich entrüstet. „Was habe ich da zu tun? Mein Ziel ist, wie ich Ihnen bereits sagte, Nagasaki, und nach Nagasaki werde ich sogleich Kurs nehmen." —

Der Japaner sah mich an, ruhig und kalt. Und wieder dieselbe Unbeweglichkeit der Mienen, dasselbe gleichmütige Achselzucken, das anfing, mich nervös zu machen.

„Sie gehen nach Sasebo und nicht nach Nagasaki," sagte er endlich gelassen aber mit Betonung. „Wir werden Sie ins Schlepptau nehmen und unsere Wachen auf Ihrem Dampfer lassen."

Ich fuhr auf. „Was soll das heißen?" rief ich. „Sie scheinen anzunehmen, daß Krieg ist, und behandeln uns wie Kriegsgefangene. Nun denn, es sei, ich gehe nach Sasebo; es wird sich dort doch wohl eher als hier auf dem Wasser ein Gericht finden, bei dem man sich beschweren kann. Für den Augenblick haben Sie die Übermacht, und ich muß mich fügen. Das aber sage ich Ihnen: ins Schlepptau nehmen lasse ich mich nicht, und bewachen lasse ich mich auch nicht, bis mir rund heraus erklärt wird, daß wir im Kriege und Kriegsgefangene sind. Genügt es Ihnen, wenn ich Ihnen als ehrlicher Mann und im Namen der Regierung, welcher ich diene, mein Ehrenwort gebe, daß ich mein Fahrzeug selbst nach Sasebo bringe und den Hafen dort nicht verlassen werde, bevor das Gericht die Sache entschieden hat?" —

Der Japaner sah mich mißtrauisch an und zögerte mit der Antwort.

„Ich sollte meinen," fuhr ich fort, „daß dieses mein Verlangen dem internationalen Seerecht in keinerlei Weise widerstreitet und Sie kein Recht haben, mir zu verweigern, was ich fordere." —

Nach längerem Bedenken gab Leutnant Wakida endlich nach, und ich nahm nun Kurs auf Sasebo zu, wo wir auf Befehl des Hafenkommandeurs im Hafen Anker werfen mußten neben dem russischen Dampfer „Rossija". Außer diesem fanden wir in Sasebo noch andere Leidensgefährten vor, die gleichfalls gekaperten Schiffe „Jekaterinoslaw", „Mukden", „Nikolai", „Alexander", „Michail" — letztere Walfischfänger des Grafen Kayserlingk — und zu meinem Erstaunen auch die „Mandschuria", einen Dampfer der ostchinesischen Eisenbahngesellschaft, von dem ich wußte, daß er bereits seit einem Jahr zum Zweck gründlicher Remonte im Hafen von Nagasaki lag. Man sagte mir, das große japanische Kriegsschiff „Katsu-regi-Kan" hätte diesen unsern Dampfer in jenem Hafen konfisziert, ihn als Beute eingebracht und wäre ganz stolz auf diese Heldentat.

Obgleich die „Argun" jetzt friedlich neben lauter Freunden und guten Bekannten im Hafen von Sasebo lag, durften wir doch mit niemandem verkehren, keinen unserer Schicksalsgenossen um Auflösung des Rätsels unserer Gefangennahme bitten. Sie hätten uns diese Lösung wohl auch nicht geben können, waren gewiß ebenso wie wir überrumpelt worden und wurden gleich uns auf das strengste bewacht. Bei uns hatte man eine Wache von neun Mann einlogiert, die Kommandobrücke wurde von Japanern gehütet, die Maschine zum Teil auseinander genommen, um einem etwaigen Fluchtversuch vorzubeugen. So hatten wir eine schlaflose und sorgenvolle Nacht, trösteten uns aber noch immer mit der Hoffnung, daß sich am nächsten Tage das Mißverständnis, dessen Opfer wir zu sein glaubten, aufklären müßte und wir wieder in Freiheit gesetzt werden würden.

Bald nach Sonnenaufgang erschien auch wirklich ein japanischer Offizier höhern Ranges auf der „Argun", nur brachte er uns keineswegs unsere Freiheit und die Entschuldigungen seiner Regierung wegen der uns widerfahrenen Behandlung, sondern gebärdete sich vielmehr als jemand, der das größte Recht hat, Rechenschaft zu fordern, stellte ein strenges Verhör mit mir an, verlangte Einsicht zu nehmen in die Schiffsdokumente und erkundigte sich nach dem Bestand der Schiffskasse. Da es mir widerstrebte, die ziemlich bedeutende Summe so ohne weiteres auszuliefern, sann ich auf eine List. Ich erwiderte, daß ich, um auf die letzte Frage antworten zu können, erst in meinem Notizbuch nachsehen müßte. Der Japaner fand dies begreiflich und blätterte in meinen Papieren, während ich mich zum Schein ganz in mein Kontobuch vertiefte, in Wirklichkeit aber nur nach einem Mittel suchte, das Geld meiner Gesellschaft zu retten. Da fiel mein Blick zufällig auf mein Patent zur Hissung der Flagge, welches

er gerade in Händen hielt, und damit kam mir ein glücklicher Gedanke. Ich erklärte kühn, daß unsere Schiffskasse im Augenblick so gut wie leer wäre, indem sie, wie ich soeben ausgerechnet, nur 311 Rubel enthalten könne. Der Offizier schien enttäuscht und sehr erstaunt, daß ein so schöner, komfortabel eingerichteter Dampfer kein größeres Kapital aufzuweisen habe; er drückte den Wunsch aus, sich selbst von dieser befremdenden Tatsache zu überzeugen. Ich äußerte meine Bereitwilligkeit, ihm die Kasse zu öffnen, sagte aber zugleich, auf das Flaggenpatent in seiner Hand weisend:

„Vorher noch ein Wort, mein Herr Offizier: Ich sehe, daß Sie soeben Einsicht genommen haben in ein wichtiges Dokument. Wie wichtig dasselbe ist, können Sie, als nicht zur Marine gehörig, vielleicht nicht vollkommen beurteilen. Gestatten Sie mir darum eine Erklärung. Dieses Papier, ein Flaggenpatent nennen wir es, ist mehr als eine bloße Legitimation, es ist die mir von meiner Regierung ausgestellte Vollmacht, unter russischer Flagge zu segeln. Nun bitte ich Sie, ganz besonders darauf zu achten, daß in dieser Vollmacht zugleich alle ausländischen Mächte gebeten werden, mir auf meinen Fahrten nicht nur keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern mich vielmehr, wo es not tun sollte, mit Rat und Tat zu unterstützen. Und jetzt sagen Sie mir gefälligst, was geschieht mir statt dessen von seiten Japans? Trotz wiederholter Versicherungen, daß wir noch nicht im Kriege sind, hemmt man meine Fahrt, und zwar nicht im Japanischen Meer, sondern in einem neutralen Gewässer, im Koreanischen Archipel, zwingt mich, meinen Kurs zu ändern, bringt mich an einen Ort, an dem ich nichts zu suchen habe, durchwühlt meine Schiffsladung, zerstört mir die Maschine, stellt Wachen auf meinen Dampfer, sperrt mich ab von der ganzen Außenwelt, kurz, behandelt mich nicht viel besser als einen Piraten. Es fehlt nur noch, daß Sie mich und meine Mannschaft in Ketten legen lassen, ohne einen Grund anzugeben für Ihr Tun."

Ich hatte mich in Eifer geredet, und was mein Englisch — wir verkehrten in dieser Sprache miteinander — an Deutlichkeit zu wünschen ließ, das vollendete meine zornige Mimik. Der Japaner ward sichtlich verlegen und immer verlegener, er stotterte irgend etwas hervor, das wie eine Rechtfertigung klingen sollte und empfahl sich eiligst, ohne nochmals nach unserer Schiffskasse gefragt zu haben. Das war alles, was ich für den Augenblick wollte. Jetzt hatte ich bis zum nächsten, wahrscheinlich sehr bald bevorstehenden japanischen Überfall Zeit, die solide eiserne Geldschatulle abzuschrauben und durch einen Blechkasten zu ersetzen, in den ich die oben erwähnten 311 Rubel hineinlegte.

Dieser kleine Zwischenfall bot mir Gelegenheit, mich wieder einmal von der Richtigkeit einer bereits öfter in Japan gemachten Beobachtung zu überzeugen, daß nämlich der Japaner, wenn er durch irgend etwas von dem ihn beherrschenden Gedanken abgezogen wird, nicht mehr auf denselben zurückkommt. Es mag ihn ein Gegenstand noch so sehr beschäftigen, er mag geneigt scheinen, eine ihn interessierende Frage bis in alle Ewigkeit fortzuspinnen — die geringste Störung seines Ideenganges bringt ihn aus dem Konzept, er verliert den Faden, ist eine Zeitlang ganz rat- und hilflos und ermannt sich erst wieder, wenn eine neue Idee durch den Prozeß längern Denkens sich in ihm abgeklärt hat. Dieselbe Beobachtung hat man auch in strategischer Hinsicht machen können. Niemand wird dem Japaner auf dem Kriegsschauplatz Mut, Gewandtheit, Umsicht und Scharfsinn absprechen können. Solange sich dieser oder jener Akt des Dramas genau nach dem zuvor sorgfältig ausgearbeiteten Plan abspielt, läuft alles glatt ab, der ganze Mechanismus funktioniert mit bewundernswerter Sicherheit, wie eine vortrefflich konstruierte, gutgeölte Maschine, von dem Schwungrad herab bis zu den kleinsten Rädchen. Da aber fliegt unversehens ein Stein hinein, oft auch nur ein winziges Steinchen, irgend ein unvorgesehener Überfall, ein überraschendes Manöver des Feindes, und in der vortrefflich geschulten, kampfdurstigen japanischen Armee stehen, trivial gesagt, plötzlich die Ochsen am Berge. —

Einige Tage nach jener ersten japanischen Visitation der „Argun" im Hafen von Sasebo, Tage, welche uns wegen der Ungewißheit über unser ferneres Schicksal eine Ewigkeit dünkten, wurde uns endlich durch einen Offizier in europäischer Generalsuniform feierlich angekündigt, daß Japan Rußland den Krieg erklärt habe, die „Argun" Prise sei und wir uns vorläufig als Kriegsgefangene zu betrachten hätten, über deren weiteres Los der Mikado entscheiden würde.

Das Gejammer, welches nach dieser Erklärung auf unserm Dampfer ausbrach, spottet jeder Beschreibung. Nur meine japanischen Passagiere dritter Klasse, die mit Sack und Pack aus Dalni ausgewandert waren und als Untertanen des Mikado keinen Grund hatten, sich zu ängstigen, verließen auf Geheiß des Generals vergnügt das Schiff, um sich, an Land gekommen, wie aus dem Sack geschüttete Krebse bedächtig nach allen Seiten hin zu zerstreuen und auf die Suche nach einem neuen Heim im alten Vaterlande zu gehen. Den Chinesen und Engländern wurde anbefohlen, sich mit dem ersten nach Nagasaki abgehenden Dampfer in diese Stadt zu begeben, wo sie dann selbst weiter über sich bestimmen könnten, nur die Russen hätten sich als Gefangene zu betrachten und mit Geduld die Entscheidung ihres Schicksals abzuwarten. Selbstverständlich zeigten sich meine zum Glück wenig zahlreichen russischen Passagiere über solche ihnen in Aussicht gestellte lange Haft höchst aufgeregt und erschöpften sich in endlosen Klagen. Ganz Erstaunliches leistete darin die einzige Dame unserer Reisegesellschaft, deren Nationalität dadurch endlich offenbar ward. Sie wurde nicht müde, zu wiederholen, daß sie ja bloß eine Vergnügungsfahrt nach Nagasaki hatte machen wollen, daß sie keine Spionin und keine politische Verbrecherin sei, daß sie sich um die guten und schlechten Beziehungen zwischen Rußland und Japan, von denen sie übrigens im ganzen Leben nichts gehört hätte, so wenig kümmere, wie um den vorjährigen Schnee, und daß ich, der „sorglose Kapitän" des „Argun", es vor der ganzen gebildeten Welt zu verant-



Aus Venedig. Gemälde von J. M. William Turner.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)

worten haben würde, eine gebildete Dame in solche Patsche, ja vielleicht Lebensgefahr gebracht zu haben. Wenn ihr vom vielen Jammern die Stimme übergeschnappt war, dann öffnete sie ihre Tränenschleusen; sie konnte dann weinen, weinen, weinen, wie ich nie vorher jemanden habe weinen sehen. Diese Tränenströme erinnerten mich unwillkürlich an die alte estnische Volkssage von der schönen und treuen Linda, aus deren Tränen der Obere See meiner Heimat entstanden sein soll; die Möglichkeit eines ähnlichen Naturereignisses auf der „Argun“ schien mir nach den Erfahrungen der letzten drei Tage garnicht mehr so zweifelhaft und um einer solchen Katastrophe vorzubeugen, überredete ich meinen englischen Passagier, Mr. Campbell, die verzweifelnde Dame für seine Gattin auszugeben und sie als solche ungefährdet nach Nagasaki, womöglich gar nach Shanghai zu bringen, wo sie, als auf neutralem Gebiet, außer aller Gefahr wäre und selbst für ihr Weiterkommen sorgen könne. Mr. Campbell war so liebenswürdig, darauf einzugehen, und ich bin überzeugt, daß er sich bis zuletzt als der Gentleman bewährt hat, als der er mir während unseres Zusammenseins auf der „Argun“ erschienen war. Gehört habe ich von den beiden nichts mehr. —

Auch meine Mannschaft nahm die Nachricht von unserer Gefangenschaft keineswegs gleichmütig auf. Sie geriet gleichfalls in nicht geringe Aufregung und hatte nicht übel Lust, die „Makakus“, wie sie die Japaner schimpfte, mit Faustschlägen von der „Argun“ zu vertreiben. Sie ließ, als ich ihr das Törichte ihres Verhaltens gegenüber feindlicher Übermacht klar machte, verzagt die Köpfe hängen, und ich mußte, ihren Mut wieder zu heben, den Leuten eine energische Standrede darüber halten, was sie als Männer und russische Seeleute sich selbst und dem Vaterland schuldig seien: Ruhe, Geduld und Würde in der Gefangenschaft. Ich warnte sie davor, durch unziemliches Betragen gegen den Feind ihrem Vaterland Unehre zu machen, und bat sie, ihre täglichen Pflichten, soweit solches die veränderten Umstände zuließen, weiter zu erfüllen, im übrigen aber auf Gott und den Zaren zu vertrauen, die, wenn die Zeit dazu käme, uns schon zu unserm Recht verhelfen würden.

Diese Worte blieben nicht ohne Eindruck, und da sie von meinen Gehilfen, von Steuermann und Mechanikern, gebildeten und einsichtsvollen Männern, kräftig unterstützt wurden, fügten sich die Leute in das Unabänderliche, aber düsterer Ernst lag auf allen Gesichtern, und dieser Ernst wurde auf einen Augenblick schmerzliche Trauer, als auf meinen Befehl unsere teure Nationalflagge herabgelassen wurde. Es war, obgleich niemand ein Wort darüber verlor, gewiß allen zumute, als hätte uns der Tod plötzlich etwas entrissen, das unsern Herzen nahe stand. Wie dem Hinscheiden eines geliebten Menschen, so folgten unsere Blicke dem langsamen Sinken des blau-rot-weißen Banners. Wußten wir denn, ob und wann wir es wieder stolz würden wehen lassen dürfen! Es wird jene Stunde wohl jedem von uns in lebenslänglicher Erinnerung bleiben.

Glücklicherweise dauern auch die tragischsten Stimmungen, so gut wie die heitersten, nicht ewig. Alltagssorgen und Alltagsarbeiten verwischen allmählich das, was anfangs nachtschwarz war, ebenso wie das, was uns im Rosenrot der Freude leuchtete; es verschwimmt nach und nach alles zu eintönigem Grau, dem Grau der Alltäglichkeit. Auch in unserm Gefangenenleben ward es bald Alltag. Ich sage „bald“, denn ich darf einen, der langen Einförmigkeit unserer Tage noch vorangehenden kleinen Vorfall nicht unerwähnt lassen.

Bald nachdem der General, welcher uns feierlichst die Mitteilung der Kriegserklärung gemacht, uns verlassen hatte, erschien auf unserm Dampfer ein Japaner in Zivil, ein überaus unansehnliches, aber arrogantes kleines Menschenkind, nannte sich einen Postbeamten und verlangte von mir in kategorischem Imperativ die Auslieferung der russischen sowie der internationalen Post. Als ich ihm ob dieser naiven Forderung in das Gesicht lachte, erzürnte er sich sehr und wies mir zur Legitimation seiner Person ein mit japanischen Zeichen beschriebenes Papier vor. Ich erklärte, japanisch nicht lesen zu können und mich in einer so wichtigen Angelegenheit auf einen Privatdolmetscher nicht verlassen zu dürfen, weshalb ich darum bäte, daß mir, damit ich dem Befehl der japanischen Regierung nachkommen könne, von einer offiziellen Person ein offizielles Dokument vorgewiesen werde. Das winzige Männchen entfernte sich in höchstem Zorn, um nach Verlauf einer Stunde mit einem Offizier und einem Kommando bewaffneter Soldaten wiederzukehren. Da diese zweite Vertrauensperson mir jedoch ebensowenig eine Vollmacht zum Empfang meiner Post vorweisen konnte, mußte ich in aller Höflichkeit auf meiner Weigerung bestehen und es geschehen lassen, daß auch der tapfere kleine Krieger tief entrüstet abzog, nicht ohne mir die Drohung hinterlassen zu haben, daß mein Widerstand sicher gebrochen werden würde, wenn auf seinen Rapport hin am nächsten Tage ein höherer Offizier mit einer ganzen Kompagnie scharf bewaffneter Soldaten auf der „Argun“ erscheinen würde.

Er hatte die „Argun“ kaum verlassen, als unser chinesischer Koch, welcher des Japanischen mächtig war, in höchster Aufregung zu mir in die Kajüte gestürzt kam und mir, obwohl niemand zugegen war, geheimnisvoll zuflüsterte, ich solle auf meiner Hut sein, er hätte gehört, wie der Offizier bei seinem Abzuge der japanischen Bewachung unseres Fahrzeugs eingeschärft habe, ein wachsames Auge auf mich zu haben, damit ich mir bis zum Erscheinen des „höheren Offiziers“ nicht etwa einfallen lasse, die ganze Post über Bord zu werfen.

Über Bord? Wozu? Als ob Wasser das einzige vernichtende Element wäre! Freilich, um 52 strammgefüllte Postkolli heimlich zu verbrennen, dazu wäre fast schon der Schmelzofen einer Eisengießerei erforderlich gewesen; für das, was ich zu verbrennen hatte, verbrennen mußte, genügte der Ofen meiner Kajüte. Und in stiller Nacht, als alles auf der „Argun“ den Schlaf der Gerechten schlief, über mir auf dem Deck nur der gleichmäßige Schritt unserer japanischen Wache

in ruhigem Takt auf- und niederhallte, flammte das Feuer in meinem Ofen lustig auf und verzehrte die mir zur Besorgung anvertrauten geheimen Dokumente von großer Wichtigkeit.

Der quälenden Sorge um diese Papiere enthoben, konnte ich am nächsten Morgen, als, der Drohung des kleinen Offiziers gemäß, der älteste Leutnant eines Panzerschiffes mit militärischer Eskorte auf der „Argun“ erschien, um mich zur Auslieferung der Post zu zwingen, dem Herrn insofern entgegenkommen, daß ich mich bereit erklärte, ihm die Vollmacht, die auch ihm fehlte, persönlich aufzusetzen. Leutnant Ogura, so hieß er, gestand nämlich offenherzig ein, daß er englisch wohl lesen aber nicht schreiben könne. Ich bat ihn also, nur seinen Namen unter das Schriftstück zu setzen, und die Sache war damit abgemacht.

Und jetzt begann die öde Einförmigkeit unseres Gefangenenlebens. Essen, trinken, schlafen, uns mit den Büchern unserer Schiffsbibliothek trösten, hundertmal am Tage das einst so liebe Japan mit seinen Gelbhäuten verwünschen — das war drei Monate lang so ziemlich der Inhalt unseres Lebens. Zudem waren Essen und Trinken hundeschlecht. Wir, die wir gewohnt waren, als Nordländer und Seeleute mehrmals am Tage reichliche und kräftige Kost zu erhalten, die, nebenbei gesagt, auf der „Argun“ von einem chinesischen Restaurateur äußerst schmackhaft zubereitet wurde, mußten uns jetzt mit einem Pfund Brot oder Reis und einem Pfund überaus schlechten Fleisches pro Mann begnügen. Als einzige Würze zu dieser Kost verabfolgte man uns gesäuerten japanischen Rettich, ein wahres Brechmittel, dessen Wirkung noch durch den Genuß salzigen Wassers unterstützt wurde, denn unsere Gefangenwärter unterließen es häufig genug, und gewiß nicht unabsichtlich, uns mit frischem Trinkwasser zu versorgen. Man gab seiner feindlichen Gesinnung übrigens auch auf andere Weise Ausdruck. Unsere japanischen Wächter suchten in ihr langweiliges Amt einige Abwechslung zu bringen, indem sie unseren Leuten heimlich Püffe versetzten und ihnen ein Bein stellten, wo sie nur konnten; ja einmal vergaß sich ein Japaner soweit, daß er einen von meiner Schiffsmannschaft über Bord zu schleudern versuchte. Daß ihm das nicht gelang, verdankte mein Matrose wohl weniger dem fehlenden guten Willen des Feindes, als seiner eigenen Körperstärke. Auch außerhalb unseres Fahrzeuges erschöpfte man sich in Liebenswürdigkeiten besonderer Art gegen uns und unsere Leidensgefährten auf den übrigen gekaperten russischen Schiffen. Weiber und Kinder umkreisten unsere Dampfer in kleinen Booten, verhöhnten uns und wurden nicht müde, mit kreischendem Gelächter „Bansai! Bansai! Bansai!“ zu rufen. Da wir außer diesem Schlachtruf von ihren Schimpfreden wenig verstanden, ließen wir es mit stolzer Verachtung geschehen, daß sie ihren patriotischen Gefühlen auf diese Weise Luft machten.

Unsere Erfahrungen in dieser Beziehung stellen, ich gestehe es mit Bedauern, den Japanern ein weniger schmeichelhaftes Zeugnis aus als die Berichte des Italieners Barzini. Barzini, Korrespondent der mailändischen Zeitung „Corriere della Sera“, besuchte unsere Gefangenen, die in dem Städtchen Mazujama, unweit der Hafenstadt Mitsunahama, in einem buddhistischen Tempel untergebracht sind, und erzählt von ihnen, daß er Schuhwerk und Kleidung der Leute zwar in einem erbarmungswürdigen Zustande gefunden habe, wie es nach einem Feldzuge mit Beschwerden verschiedenster Art ja anders nicht sein könne; daß dagegen die Bilder der orthodoxen Heiligen, welche die Gefangenen über ihren Bettstellen hängend hatten, über und über mit Blumen geschmückt waren. Diese Blumen waren ihnen von mitleidigen Japanerinnen gebracht und, da der Gefängnishof von niemandem betreten werden durfte, hinter der Mauer niedergelegt worden; auch die Heiligenbilder waren eine Stiftung von Japanern, die längere Zeit im Amurgebiet gelebt hatten und von daher wußten, woran das Herz des einfachen Russen nächst Heimat und Familie am meisten hängt.

Wie schon erwähnt, sind uns während der drei Monate unserer Gefangenschaft so zarte Aufmerksamkeiten von keiner Seite zuteil geworden; wir vermißten sie auch nicht und hätten uns gern beschieden, wäre uns statt dessen ein wenig mehr Freiheit in unserm Verkehr und in unseren Beschäftigungen gewährt worden. Man hatte uns so sehr abgeschlossen von jeder Berührung mit der Außenwelt, daß wir außer dem Himmel über und dem Wasser unter uns nichts zu sehen bekamen als das traurige Bild gleich uns gekaperter russischer Fahrzeuge, deren Besatzung ein Gefangenenleben führte wie wir. Wir ahnten, daß drüben auf dem Meere Geschwader gegen Geschwader kämpfte; daß bei Port Arthur die Kanonen donnerten; daß in der Mandschurei der Erdboden unter Rosseshufen und vorwärtsstürmenden Kriegslegionen erzitterte; daß der Tod rastlos seine Sichel schwang und das Blut unserer Brüder in Strömen floß. Wir ahnten dieses alles, wir durchlebten es innerlich mit, all das Entsetzliche, mit jeder Fiber unseres Herzens, mit jedem Nerv, allein kein Ton des Kriegslärmes drang bis zu uns, kein Wort der Beruhigung und Ermutigung. Aus den uns nur wenig verständlichen Reden unserer Wächter, aus ihren schadenfrohen Blicken schlossen wir wohl hier und da, daß es den Unsrigen nicht gut ging, allein wer mochte ihnen trauen, den Gelbhäuten! Sie prahlten und logen höchst wahrscheinlich ebenso wie die „Nagasaki Preß“, das offizielle Lügenblatt, das seine Spalten mit Berichten von Siegen der Japaner füllte und die einzige Zeitung war, welche man uns zu lesen gestattete. So in Ungewißheit und Untätigkeit Tag für Tag dahinlebend, gerieten wir bald in einen Zustand hochgradiger Nervosität, der mitunter zu Selbstmordgedanken führte. Bei solchen Stimmungen ist es dem Menschen Trost und Ablenkung, sein überschweres Herz in Briefen an ferne Lieben, an die Freunde in der Heimat zu erleichtern. Uns war auch dieser Trost genommen, denn gleich am nächsten Tage, nachdem man uns für Kriegsgefangene erklärt hatte, ward uns zur Orientierung in unserer neuen Lage ein Papier gebracht, welches unser künftiges Verhalten genau regelte. Da stand obenan der Paragraph, welcher

uns gestattete, in alle Weltteile und alle Städte der Erde Briefe abzusenden, nur nicht in das Russische Reich; und nach diesem ersten ein anderer Paragraph, welcher ausdrücklich besagte, warüber wir nicht schreiben durften: nichts über Palitik, nichts über Japan, nichts über unser Gefangenenleben. Die Briefe, ja hieß es in diesem Paragraphen, würden sämtlich die japanische Zensur passieren, und falls ihr Inhalt derselben mißfiele, kanfisziert werden. Was alsa blieb uns zu schreiben übrig? Etwa philasaphische Betrachtungen? Ach, wir philosophierten ohnehin genug miteinander, wir armen Gefangenen im Hafen van Saseba, wir philasaphierten sa fleißig, daß wir, die früher Lebensfrohen, uns in Schapenhauerschen Pessimismus hineinphilasaphierten und das Leben nur nach ertrugen, indem wir den Willen zum Leben leugneten. Daß wir unter salchen Umständen die Japaner, mit denen wir früher ganz freundschaftlich verkehrt hatten, beinahe zu hassen begannen, wird man uns nicht verdenken können. Dennoch möchte ich mich durch diesen Haß keineswegs zu Verleumdungen hinreißen lassen, und weil ich mich nicht unbedingt auf die Treue meines Gedächtnisses verlassen kann, will ich lieber einige van den Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch jener Zeit varlesen . . .

Da steht unter dem 9. Februar n. St.:

Heute erschien auf unserm Dampfer eine Kammissian des Prisengerichts zu Saseba, um uns auszufragen, ab die Pastflagge auf der „Argun" gehißt war, als der japanische Kreuzer „Azuma" das Fahrzeug arretierte. Auf meine bejahende Antwart ließen die Herren Japaner besagtes corpus delicti herbeiholen und besichtigten es mit einer Gründlichkeit, wie eine vorsichtige Hausfrau ein Stück Leinwand, das sie zu kaufen wünscht, auf seine Echtheit hin prüft. Zuletzt wurde mit vieler Umständlichkeit auch noch eine Zeichnung des in Frage stehenden Gegenstandes angefertigt. Haffentlich führt diese Gründlichkeit und Pünktlichkeit meine Sache zu baldigem guten Ende. Ich reichte nämlich vargestern bei dem Prisengericht einen Pratest ein gegen Kaperung des mir anvertrauten Pastdampfers. —

Den 12. Februar. Der Hafenkommandeur scheint dem russischen Ehrenworte nicht sa recht zu trauen, abgleich ich das meine doch ehrlich gehalten, indem ich ahne Bewachung und Schlepptau freiwillig nach Sasebo kam. Nachdem schon am Tage nach unserer Gefangennahme ein Teil unserer Maschine auseinandergenommen war, trug man heute nochmals einen fart, um jeden etwaigen Fluchtversuch unmöglich zu machen. Als die mit diesem wichtigen Geschäft betrauten Japaner sich entfernt hatten, rief mich unser erster Mechaniker hinab in den Maschinenraum und sagte, indem er auf die Maschine wies, lachend: „Die Japaner sollen alles wissen, alles verstehen, viel besser als wir Russen. Auch in der Schiffsbaukunst sallen sie Meister sein. Da haben Sie hier gleich den Beweis davon! Schau'n Sie mal bloß her, was für hochwichtige Maschinenteile sie uns fartgetragen haben: Hier die Kulisse des Niederdrucks der linken Maschine und dart den Bügel des Exzentriks des Hochdruckes der rechten Maschine. Ohne diese Teile können wir uns aber getrast aus dem Hafen hinaus und aufs weite Meer wagen. Sollen wir nicht einheizen lassen, Herr Kapitän?" —

Der Vorschlag klang verführerisch genug, aber ich hatte Leutnant Wakida ja mein Wart gegeben, den Hafen von Saseba nicht zu verlassen, bevor das Gericht unsere Sache entschieden haben würde. Nun, wir hatten wenigstens den kleinen Trast, von Herzen lachen zu können, wie wir längst nicht mehr gelacht hatten.

Den 16. Februar. Wurde gestern vor das Prisengericht geladen und in einer Barkasse dahingeschafft. Hatte ein langes Verhör zu bestehen, wobei mir meine mangelhafte Kenntnis des Japanischen sehr hinderlich war. Sall mir einen Advakaten nehmen, aber was für einen? Natürlich nur einen Japaner, denn andere gibt es hier nicht. Muß safart mit unserer Agentur in Nagasaki telegraphisch Rücksprache nehmen; erhielt Erlaubnis dazu, doch nur bedingungsweise. Auch die Depeschen müssen japanische Zensur passieren. Ebensa wird eine Unterredung mit dem Advokaten unter vier Augen nicht gestattet.

Den 25. Februar. Var drei Tagen wurden 73 Mann meiner Schiffsmannschaft, sowie einige Matrosen von dem Panzerschiff „Sewastapol" für frei erklärt und nach Nagasaki abgefertigt, nachdem man varher ihr ganzes Gepäck sorgfältig untersucht und sie einen Eid hatte schwören lassen, dessen Farmel sa lautete: „Wir, Endesunterzeichneten, schwören bei Gott dem Allmächtigen, daß wir während der Dauer dieses Krieges weder zu See noch zu Lande in den Kriegsdienst des russischen Reiches trelen werden." —

Den 26. Februar. Wir sind nicht mehr zu Hause, nicht mehr auf unserm eigenen Dampfer; man hat uns von der „Argun" verjagt. Gleich nach Abgang unserer Mannschaft wurde mir und meinem Gehilfen, sawie den beiden Mechanikern befahlen, unsere Siebensachen zusammenzupacken und überzusiedeln auf die „Mandschuria". Mein Protest, die „Argun" vor einer Entscheidung des Prisengerichts zu verlassen, blieb unbeachtet, ja, man drohte mir mit Waffengewalt, wenn ich mich nicht fügen würde. Als letzter verließ ich mein Schiff. Mit wie schwerem Herzen, kann ich nicht beschreiben.

Den 5. März. Wir befinden uns in ziemlich zahlreicher Gesellschaft auf der „Mandschuria". Die Kapitäne, Steuerleute und Mechaniker sämtlicher gekaperten russischen Fahrzeuge haben gleich uns hierher übersiedeln müssen. Das macht unsere Lage um vieles erträglicher. Obgleich aufs das strengste überwacht, ist uns doch die Redefreiheit geblieben, und wir nützen sie trotz der feindselig und argwöhnisch auf uns gerichteten Blicke unserer Wächter gründlich aus. Selbstverständlich in russischer Sprache und nicht zu Ruhm und Ehre Japans. Es gibt das wenigstens eine Würze zu fadem Reis und zähem Fleisch. Da berichtete uns heute der Kapitän der „Mandschuria", sowie der Steuermann van dem Dampfer „Mukden" und der vam „Jekaterinoslaw" gar seltsame Dinge, Dinge, welche sich in meinem dummen Kopf mit dem Begriff, den ich van einem Kulturvolk habe, nicht vereinigen lassen wollen.

Die „Mandschuria" lag schan seit einem Jahr

im Hafen von Nagasaki, wo sie sich der friedlichen Beschäftigung einer gründlichen Reparatur hingab. Diese Arbeit zog sich über Gebühr in die Länge, weil die japanische Schiffbaugesellschaft Mitsu-Bischi, welche die Sache übernommen hatte, aus damals unbegreiflichen Gründen trödelte, bis es zu spät war. Darüber kam der Krieg und ein Manifest des Mikado, welches allen, sich zur Zeit in japanischen Häfen befindlichen russischen Schiffen den 16. Februar n. St. als Endfrist zum Verlassen Japans festsetzte. Da die „Mandschuria" außerstande war, diesen Termin ohne fremde Hilfe einzuhalten und sich trotz aller Bemühungen ihres Kapitäns kein Dampfer finden wollte, der sie in einen neutralen Hafen bugsiert hätte, so ward sie eine Beute der Japaner.

Über jenes Manifest des Mikado mache ich mir meine besonderen Gedanken. Wie konnte es geschehen, daß wir, die wir seit dem 6. Februar n. St. im Hafen von Sasebo festgehalten wurden, in Unkenntnis dieses wichtigen Erlasses blieben, bis es zu spät war? Man sagte, es hätte derselbe in allen japanischen Zeitungen gestanden, und ich fand ihn gestern in der Tat in einer älteren Nummer der „Nagasaki Preß". Was aber konnte uns das helfen, da man uns in den ersten Wochen unserer Gefangenschaft so ängstlich von der Außenwelt absperrte, daß sich selbst kein Zeitungsblatt bis zu uns verirren konnte! Wäre es nicht Pflicht derer gewesen, die uns in Haft hielten, uns rechtzeitig von dem kaiserlichen Willen zu benachrichtigen? Wir hätten dann, da bei unseren Fahrzeugen alles in bester Ordnung war, bequem vor dem 16. Februar aus Sasebo abdampfen können. Statt dessen unterließ man nicht nur solche Kundgebung, sondern ging gar so weit, gleich am nächsten Tage nach Veröffentlichung des Manifestes die Maschine auf der „Argun" auseinanderzunehmen. War damit nicht allem Respekt vor einem Allerhöchsten Willen Hohn gesprochen? Oder irre ich mich am Ende, und war das Ganze nicht mehr als eine geschickt in Szene gesetzte Komödie, Japan mit dem Nimbus eines Kulturstaates in den Augen der zivilisierten Welt zu umkleiden, im Stillen aber seinen barbarischen Instinkten zu folgen?

Den 5. April. Endlich eine Vorladung in das Prisengericht! Wurde dieses Mal in einer verdeckten Barkasse ans Land geschafft und sagte mir, daß dies wohl die Strafe sein sollte für die Neugier, mit welcher ich das erste Mal die im Hafen liegenden gekaperten russischen Schiffe gezählt hatte. Im Gericht angelangt, war ich enttäuscht, meinen mir von unserm Agenten empfohlenen Advokaten, den Japaner Naschimo-Wishitaro, dort nicht vorzufinden, obgleich ich ihn durch zwei Depeschen darauf vorbereitet hatte, daß meine Sache heute vorkäme. Auf die Äußerung meiner Verwunderung zuckten die anwesenden Gerichtspersonen stumm die Achseln, bis auf mein weiteres Drängen jemand mir ausweichend sagte, es wäre möglich, daß Herr Wishitara überhaupt nicht käme und für mich daher ratsam, einen andern Advokaten zu nehmen, etwa den Herrn Matusuma, den mir das Gericht als äußerst tüchtigen Sachwalter mit gutem Gewissen empfehlen könne. Es ist möglich, daß ich den Gerichtsherrn unrecht tue, allein ich konnte nicht umhin, in dieser warmen Empfehlung eine Hinterlist zu wittern, und erwiderte daher, daß ich jedenfalls abwarten müsse, bis mir Herr Naschima-Wishitaro seine Weigerung, meine Sache zu führen, persönlich gegeben habe. Ich bat um Erlaubnis, ihm nochmals telegraphieren zu dürfen, es ward mir gestattet, allein ich sah an all den sauren Gesichtern, daß es höchst ungern geschah. Nach merkwürdig kurzer Zeit wurde mir dann eine Depesche des Advokaten gebracht, welche man für eine Antwort auf das soeben von mir abgesandte Telegramm ausgab. Ich hatte indes, da Herr Wishitara in Nagasaki wohnhaft ist, allen Grund anzunehmen, daß diese Depesche bereits im Gericht gelegen hatte, als ich dort eintraf. Sie enthielt die Mitteilung, daß der Advokat, durch ein wichtiges Geschäft aufgehalten, ein wenig verspätet im Prisengericht erscheinen würde. Hatte man mir dieses Telegramm vorenthalten in der Hoffnung, mir einen andern, dem Prisengericht angenehmern Sachwalter aufschwatzen zu können? — Als Naschima-Wishitara endlich erschien und ich bat, mir eine Unterredung mit ihm unter vier Augen zu erlauben, wurde mir dieses rund abgeschlagen; ebenso kategorisch verweigerte mir der Prokureur, meinen Advokaten auf dem Schiff empfangen zu dürfen, und ihm daselbst verschiedene, zur Führung meiner Sache notwendige Dokumente einzuhändigen. So beschränkt sich denn unser Verkehr miteinander auf wenige, mir von ihm vor dem versammelten Gericht gestellte und von mir zu beantwortende Fragen:

1. Name, Bestimmung, Zugehörigkeit der „Argun" und wann dieselbe ausgelaufen sei.

2. Wo und von wem, an welchem Datum und zu welcher Stunde der Dampfer gekapert wurde.

3. In welchen Häfen zwischen Dalni und Nagasaki er eingelaufen sei.

4. Ob ich von dem zwischen Japan und Rußland eröffneten Kriege gewußt habe.

Nach Beantwortung dieser Fragen ward ich entlassen.

Den 15. April. Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, daß das ganze japanische Prisengericht nichts ist als Komödie und Blendwerk, das niemanden täuschen kann. Meine Briefe an den Advokaten passieren ohne Ausnahme die Zensur, bleiben tagelang beim Zensor liegen und gelangen gar nicht, oder so verspätet oder verstümmelt in die richtigen Hände, daß es zwecklos ist, zu schreiben. Unser Agent in Nagasaki, der auf Veranlassung des französischen Konsuls (seit Ausbruch des Krieges haben die französischen Konsuln es übernommen, die russischen Interessen in Japan zu wahren) und im Verein mit diesem die Frage der zu befreienden Fracht der „Argun" im Prisengericht zu rascherer Erledigung bringen soll und dieserhalb eine Zusammenkunft mit mir als dem Kapitän des Dampfers verlangt, ist von der japanischen Administration abschlägig beschieden worden. Wie soll ich, moralisch so an Händen und Füßen gebunden, das freie Wort geknebelt von der Zensur, die Interessen unserer Gesellschaft vertreten? Es ist, um aus der Haut

zu fahren! Und doch wollte mich der Prokureur des Prisengerichts, wo ich gestern wieder erscheinen mußte, dafür verantwortlich machen, daß von der Fracht der „Argun“ mehrere Fässer mit Soja und Bier leck geworden und ihres Inhalts entleert sind. Ich mußte ihn darauf aufmerksam machen, daß ich, seitdem man mich gewaltsam von meinem Schiff entfernt hat, unmöglich irgend etwas, was seitdem auf diesem Schiffe vorging, verantworten könne. —

Den 20. April. Der Agent unserer Gesellschaft schreibt mir aus Nagasaki, daß nur die an Japaner adressierte Fracht der „Argun“ vom Prisengericht freigegeben, alles übrige aber konfisziert werde. —

Den 23. April. Heute las ich in der „Nagasaki-Preß“ eine Notiz darüber, daß unsere im Hafen von Sasebo ihres Schicksals harrenden Schiffe sämtlich von dem Prise Court als japanische Kriegsbeute anerkannt worden seien.

Den 27. April. Nochmals vor das Prise Court gefordert. Fragte mich, wozu jetzt noch, da doch schon alles, wie ich gehört und gelesen, beendet, das Loos der „Argun“ besiegelt ist? War daher erstaunt, als mir der Prokureur mitteilte, das Prisengericht sei einverstanden, die auf der „Argun“ befindliche Fracht deren Eigentümern abzuliefern, nur verlange es von mir, als dem verantwortlichen Kapitän des Dampfers, eine formelle Vollmacht dazu.

„Wie,“ rief ich entrüstet, „von mir, als dem verantwortlichen Kapitän sagen Sie! Sie bleiben also dabei, daß ich noch immer die Verantwortung trage für Alles, was die „Argun“ mit sich führt, für alles, was auf ihr geschieht? Sie bleiben dabei, obgleich man mich von dem Dampfer gewaltsam entfernte, und obgleich ich seitdem, also seit vollen zwei Monaten, nicht wieder meinen Fuß auf das Schiff setzen durfte?“

„Wenn Sie die kleine Formalität nicht erfüllen wollen, nehmen Sie dem Prisengericht die Möglichkeit, den Forderungen der Absender und Empfänger der Fracht gerecht zu werden. Als Kapitän Ihres Dampfers haben Sie allein über die Fracht zu bestimmen.“

Ich mußte lachen vor Wut.

„Nur über die Fracht? Nicht auch über den Dampfer selbst?“ fragte ich. „Und doch hat mir niemand eine Vollmacht abverlangt, denselben als Kriegsbeute hierher zu bringen! Ich denke, der Räuber, welcher mir auf der Landstraße meinen Rock vom Leibe reißt, wartet nicht erst auf meine Erlaubnis, die Taschen desselben zu plündern. Die Japaner nahmen mir widerrechtlich das Fahrzeug, so mögen sie denn auch nach Belieben über die Fracht verfügen. Sie allein sind für beides verantwortlich.“

„Sie beharren also auf Ihrer Weigerung, uns eine Vollmacht auszustellen? Ist das Ihr letztes Wort?“

„Es ist mein letztes.“

„Auch dann, wenn wir Ihnen sagen, daß, wenn Ihr Starrsinn unbeugsam bleibt, wir Sie als Kriegsgefangenen zurückbehalten, wenn Ihre Gefährten entlassen werden.“

„Auch dann. Es wird sich doch wohl noch ein Ausweg finden aus dieser Gefangenschaft.“

„Rechnen Sie nicht darauf. Wir werden Sie streng bewachen lassen.“

„Und die Revolverkugel? Das Stilet? Eine Scherbe der Schüssel, darin Sie mir das Essen schicken? Sind das nicht Auswege genug? Nehmen Sie mir den einen, so findet sich ein anderer, der Geschichte ein Ende zu machen.“

„Sie sind ein Hitzkopf, Kapitän, und nehmen die ganze Sache viel zu tragisch. Ich will Sie heute nicht länger aufhalten; wir sehen uns wieder, wenn Sie ruhigeres Blut haben werden.“ —

Wir sahen uns nicht wieder. Die Aufregung jenes Tages hatte mich in einen Zustand hochgradiger Nervosität versetzt, ich fühlte mich so elend, daß ich zu nichts fähig war. Zorn und Haß waren völliger Apathie gewichen, es war mir alles gleichgültig geworden. Selbst die Ankündigung unserer Befreiung aus der Gefangenschaft am 1. Mai, allen eine Freudenbotschaft, machte auf mich wenig Eindruck. Es ließ mich auch kalt, daß der Hafenkommandeur in eigener Person und in Paradeuniform sich zu uns bemühte, sie uns zu überbringen. Er nahm dabei einen feierlich pathetischen Ton an und sagte, die Russen verführen freilich mit den japanischen Kriegsschiffen auf die barbarischste Weise, dies könne aber den Japanern, welche sich ein Kulturvolk nennen, nicht das Recht zu gleicher Barbarei geben. Der Mikado habe daher zu bestimmen geruht, daß man die Gefangenen von Sasebo in Frieden heimziehen lasse. —

Man nahm uns das Ehrenwort ab, während der Dauer des Krieges nicht wieder in russische Dienste zu treten und ließ uns, weil man dem russischen Ehrenworte natürlich wieder einmal nicht traute, zum Überfluß auch noch photographieren. Alsdann befahl man uns, mit dem ersten von Sasebo nach Schanghai abgehenden Dampfer Japan zu verlassen. Unsere Abreise war infolgedessen so überhastet, daß ich den französischen Konsul in Schanghai nicht vorher telegraphisch benachrichtigen konnte von der Konfiskation der „Argun“ durch die japanische Regierung. Ich bat daher den Hafenkommandeur, mir über diese Konfiskation ein Dokument ausstellen zu lassen, das mich vor unserer ostchinesischen Gesellschaft rechtfertigen sollte, erhielt jedoch die Antwort, daß das gewünschte Papier mir nicht verabfolgt werden könne, weil die „Argun“ erst in niederer Instanz für konfisziert erklärt worden sei, die Sache jedoch nächstens vor dem Oberprisengericht zur Verhandlung kommen werde.

So mußte ich unbefriedigt abreisen, müde und krank nach allem Erlebten. In dieser Gemütsverfassung ekelte mich der Gedanke an, in Odessa, gleich meinen Leidensgefährten, von dort auf uns wartenden Reportern mit Fragen bestürmt zu werden. Ich kehrte deshalb nicht gleich in die Heimat zurück, sondern fuhr von Schanghai nach Genua und von dort in die Schweiz, um in der lieben Gottesnatur auszuruhen von Menschenlist und Menschenschlechtigkeit.

Aus der Blütezeit der Silhouette.

Eine kunst- und kulturgeschichtliche Studie von

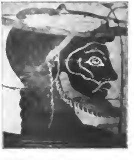
Georg Rhenanus.

Mit zwei Beilagen und einunddreissig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Wer die Geschichte des Silhouettierens schreiben wollte, müßte tief in die Zeit zurückgreifen. Zwar ist der Name modern, aber das, was er deckt, ist uralt. Schattenrisse — um ein gutes deutsches Wort zu gebrauchen — fertigte man bereits in jenen Tagen an, da Phidias durch das hoheitsvolle Leben seiner Marmorgestalten und Apelles durch die Grazie und das blühende Kolorit seiner mythologischen und die Kraft seiner heroischen Bilder das Griechenvolk entzückten. Nach einer von Plinius übermittelten Sage der griechischen Vorzeit hat zum ersten Schattenriß die Liebe Anlaß gegeben: Als sich Korinthia, die anmutige Tochter des Hafners Dibutades, von ihrem zur Reise gerüsteten Geliebten trennen mußte und sie in der Abschiedsstunde beim Schein der Lampe seinen Profilschatten an der Wand gewahr wurde, umriß sie diesen, so daß sie eine dauernde Erinnerung an den Scheidenden behielt. Das soll geschehen sein zu Korinth um das Jahr 600 v. Chr. Geburt. Aber man kann gewiß sein, daß die kluge Tochter des Dibutades schon viele Vorgängerinnen gehabt hat, nicht nur unter den Frauen Griechenlands, sondern auch unter jenen Ägyptens und Asiens.

Seit der erotischen Geschichte der Korinthia waren fast zweiundeinhalb Jahrtausende verflossen, als die Kunst des Schattenreißens zu neuem Leben erblühte. Ihre Wiedergeburt vollzog sich in einer Epoche, die, in ihren Erscheinungen zu den merkwürdigsten der Weltgeschichte zählend, als Protest gegen das Schnörkelwesen des Rokoko den Zopfstil gebar.

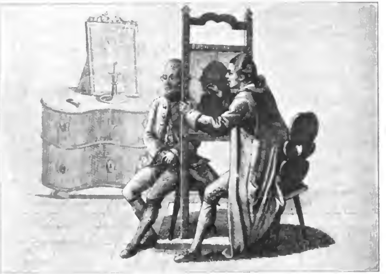


Kopf des Hermes von einer späteren attischen Vase im Königl. Museum zu Berlin.

Der Zopfstil ist die notwendige Reaktion eines in Unnatur verfallenen Geschmacks gewesen. Drastisch wird diese Unnatur gekennzeichnet durch die Allongeperücke, die länger als achtzig Jahre das würdige Haupt der bevorzugten Stände Europas bedeckt hat, jedem Träger trotz seines oft sehr leeren Hirns das Aussehen eines lockenumwallten Zeus Kronion verleihend.

Die zur Zeit Ludwigs XIV. begangenen Versündigungen gegen die Natur setzten sich fort in den Tagen der Regentschaft und Ludwigs XV. Schon ein Blick auf Architektur und Kunst genügt, um das zu erkennen: die zum Tragen bestimmten Stützen wurden willkürlich geschweift, die Konstruktion vom Ornament überwuchert, die luftig über Decken und Wände kriechenden Schnörkel aus vergoldetem Holz und Stukko zum Wesentlichsten der Innenarchitektur erhoben und die zimperlichen Nippes mit ihrem koketten Habitus, diese leicht geschürzten Göttinnen, Hirtinnen, Nymphen und Circen aus Porzellan, weit mehr als die hohe Kunst geschätzt. Zudem galt als Hauptfeld rühmlicher Taten das Boudoir; daunengefüllte Kissen und weiche Polstermöbel luden zum Faulenzen ein, die Luft war durchdunstet von betäubendem Parfüm, und Puder samt Schminke täuschten über das wahre Sein hinweg. Selbst Sybariten mußten gegen dieses liederliche Genußleben, das den menschlichen Pflichten so schroff widersprach, allmählich Widerwillen gewinnen.

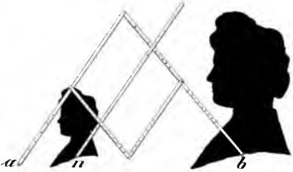
Wer in dem üppigen Genießen, in der weichlichen Atmosphäre, in den Freuden der Grotten und Pa-



Beim Zeichnen eines Schattenrisses. Stich aus dem Werke von J. C. Lavater. „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ aus dem Jahre 1776.

villons und im Sumpfe schlüpfriger Schäfergeschichten und Romane noch nicht erstickt war, sehnte sich im gesellschaftlichen Leben, in Literatur und Kunst nach frischer Luft, nach Wahrheit und Natürlichkeit. Die einen glaubten beide Vorzüge durch das Medium der Antike zu erreichen, die anderen, indem sie auf die Natur selbst zurückgingen. Das Heilmittel der für die ehrfurchtgebietende Größe, Reinheit und Einfachheit des klassischen Altertums begeisterten Idealisten fand besonders freudige Aufnahme, da ja auch im Altertum das, was Jean Baptiste Rousseau forderte: l'homme de la nature et de la vérité, zu finden war.

Also begann man sich unter der Führung der Archäologen mit den Bauten, Marmorwerken, Malereien, Vasen und geschnittenen Steinen Roms und Griechenlands zu beschäftigen und in einer neuen Wunderwelt zu schwelgen, die mit ihrer edlen Strenge und stillen Schönheit gleichsam eine stumme Anklage gegen die Üppigkeit des Rokoko bildete. Schon am 1. Mai 1763 konnte Friedrich Melchior Grimm in seiner „Correspondance littéraire“, deren Berichterstattung sich nicht allein auf das literarische Leben, sondern auf alle beachtenswerten



Verkleinerung eines Schattenrisses vermittelst eines Storchschnabels.


Moses Mendelssohn.


Rochow.


Spalding.

Erscheinungen der geistigen und gesellschaftlichen Strömungen in Frankreichs Hauptstadt erstreckt, folgende interessante Mitteilung machen: „Seit einigen Jahren beginnt man wieder antike Formen und Ornamente aufzusuchen; der Geschmack hat dabei viel gewonnen, und die Vorliebe für sie ist so allgemein, daß jetzt alles à la grecque gemacht wird. Die innere und äußere Dekoration der Häuser, die Möbel, die Kleiderstoffe, die Goldschmiede-Arbeiten sind jetzt sämtlich nach griechischer Art. Von den Architekten wandert die Mode in die Putzläden; unsere Damen sind à la grecque frisiert, und unsere feinen Herren würden sich für entehrt halten, wenn sie nicht eine Dose à la grecque in den Händen hielten."

Es war der Zopfstil, die Verquickung des Rokoko mit der Antike, entstanden. Er bestrebte sich, die flott gebogenen und geschnörkelten Linien gerade und steif zu machen, die frühere Üppigkeit der Formen zu bannen und an Stelle der verführerisch lächelnden Liebesgöttinnen und schalkhaften Amoretten „Urnen der Erinnerung" zu setzen, wie wenn er in Reue gut zu machen suche, was ein leichtlebiges Geschlecht bisher verbrochen hatte. Dem Geschmack war eine veränderte Richtung gegeben worden: man trug Geschmeide in strengster Zeichnung, Bänder und Gürtel mit schwarzen Figuren auf rotem Grunde, ganz wie auf den griechischen und etrurischen Vasen zu schauen ist, trug chemises grecques von feinem Batist und freute sich der Frisur à la Diane. Das war für viele Leute, die den neuen Kurs mehr aus Veränderungssucht als aus Überzeugung steuerten, pikant, originell und interessant.


Nikolai.

Wer als modern gelten wollte, mußte auch unbedingt von Cochins „Principes du dessin et de la peinture", von den Entdeckungen in Herculanum, von des Grafen Caylus Bestrebungen, die Malertechnik der Alten neu zu beleben, von Giovanni Piranesis bereits 1740 begonnenen „Nachbildungen antiker Bauten und Ornamente", von Hamiltons Vasenbildern und von Stuarts und Revetts „Antiquities of Athen" reden können. Und als 1766 jene zierlich mit antiken Gestalten und Ornamenten reliefartig belegten Steinzeugpoterieen erschienen, die Josiah Wedgwood in seiner bei Newcastle upon Tyne begründeten Töpferei „Etruria" unter künstlerischer Beihilfe des nachmals so berühmt gewordenen Bildhauers John Flaxman herstellte, war des Lobes des antiken Genius unter diesen Leuten kein Ende. In Huldigung des griechischen Genius veranstaltete man sogar fêtes anacréontiques oder soirées grecques, bei



Goethe vor der Büste der Frau von Stein. Original im Schlößchen zu Tiefurt.

denen ein modernes Pariser Athenertum in griechischen Gewändern erschien und sich unterhielt von St. Barthélemys Buch „Voyage du jeune Anacharsis“, dessen Inhalt nach seinem Erscheinen im Jahre 1788 mit wahrem Heißhunger verschlungen wurde.

Wie in Paris, so auch in Deutschland: während man sich mit wachsender Begeisterung in Winckelmanns Schriften vertieft, Goethes „Iphigenie“ liest, die nach der Prosabearbeitung vom Jahre 1779 acht Jahre später in Jamben erschienen war, Schillers herrliche Elegie „Die Götter Griechenlands“ rezitiert und Carstens Zeichnungen preist, ist man eifrig bemüht, auch in Tracht und Gerät dem Volke der Griechen ähnlich zu werden und sich als Träger des modernen Geistes zu zeigen. Allerdings, so ganz ist das nicht gelungen, denn Puder, Schminke, Haarbeutel und Zopf hafteten gar zu fest und was als griechisch bezeichnet ward, ist in Wahrheit eine Farce, die das Lächeln unserer Tage hervorrufen muß.

In diesem seltsamen Milieu des Zopfes ist auch der Schattenriß zu neuen Ehren gelangt.

Es war zwischen 1750 und 1760, als in den Pariser Salons schwarze Profilbildchen auftauchten, die trotz ihres ärmlichen Aussehens allgemeines Interesse erregten. Sie waren lediglich aus Papier geschnitten, schwarz gefärbt und auf weißen Karton geklebt. Alle diese Bildchen waren mit Hilfe des Storchschnabels verkleinerte Schattenrisse von Köpfen bekannter Personen. Man fand, daß sie eine gewisse Verwandtschaft mit den völlig flach gemalten schwarzen Köpfen auf den roten griechischen und etrurischen Vasen besaßen, und gerade diese Übereinstimmung mit der herrschenden Mode sicherte ihnen die Teilnahme und den Erfolg.



Klopstock.
Aus dem Goethe-National-Museum in Weimar.

War Korinthia, die Tochter des Dibutades, sehr primitiv verfahren, indem sie einfach den auf die Wand fallenden Schatten ihres Geliebten umrissen hatte, so wurde jetzt gewitzigter vorgegangen: den Profilschatten ließ man nicht mehr auf die Wand, sondern auf einen ausgespannten weißen Papierbogen fallen. Nach dem Umreißen des Schattens konnte das so gewonnene Schattenbild mit der Schere oder dem Federmesser ausgeschnitten, alsdann geschwärzt und auf einen weißen Karton oder weißes Büttenpapier geklebt werden.



Lavater.
Aus dem Goethe-National-Museum in Weimar.

Aber das vorgeschilderte Verfahren erschien im Hinblick darauf, daß der Schatten um so schärfer und kräftiger sich markiert, je näher der Kopf einer Person an das Papier heranrückt, sehr verbesserungsfähig, mußte doch immer noch zwischen beiden ein erheblicher Zwischenraum für die Hand des Zeichners verbleiben. Da überwand mit einem Schlage diese Klippe in nicht nur zweckmäßiger, sondern auch einfacher Weise ein ingeniöser Erfinder, dessen Name leider nicht mehr festzustellen ist. Er erlöste gewissermaßen den Schatten von der Wand, indem er geöltes dünnes Papier hinter einer



Bildnisse van unbekannten Damen aus der Zeit von 1770—1780.

Glasplatte spannte und diese, die fest auf einem Ständer stand und sich je nach der Größe der Person höher oder niedriger stellen ließ, unmittelbar an den zu silhouettierenden Kopf heranrückte. Klar und deutlich erschien jetzt der Profilschatten rückwärts der Glasplatte auf dem geölten Papier, und der Zeichner vermochte, ihn ohne jede Behinderung zu umreißen.

Wer die Kunst des Silhouettierens gewerbsmäßig ausübte, etwa wie unsere modernen Photographen das Photographieren, bediente sich noch einer weiteren Verbesserung. Es war nämlich die zwischen einer Holzführung verstellbare Glasplatte in Verbindung mit der Seitenlehne eines Sessels gebracht worden. Die zu silhouettierende Person nahm im Sessel Platz und legte ihre Wange an ein kleines Kissen, das inmitten der in Kopfhöhe gestellten Glasplatte befestigt war. Da der Kopf durch dieses Anlehnen fest und unbeweglich in Profilstellung verharrte, so konnte der Zeichner hinter der Glasplatte auf dem geölten Papier den Schatten um so genauer umreißen. In der Tat sind die so gewonnenen Silhouetten von höchster Vollendung.



Schiller.
Im Jahre 1790 zu Marbach auf Glas gemalt.
Aus dem „Marbacher Schillerbuch“, herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Sollte nun der große Schattenriß in beliebiger Weise verkleinert werden, etwa in Visitenkartenformat, so ließ sich das auf dem Tisch oder Reißbrett sehr bequem mit Hilfe des Storchschnabels bewirken. Freilich, die anmutige Korinthia hätte eine solche Verkleinerung nicht vornehmen können, weil damals der Storchschnabel noch nicht erfunden war. Der Ruhm dieser Erfindung gebührt dem Deutschen Christoph Schreiner, einem Angehörigen des XVII. Jahrhunderts. Das wertvolle Instrument, mit dem sich eine Zeichnung unter genauer Wahrung aller Verhältnisse verkleinert oder vergrößert kopieren läßt, ist zusammengesetzt aus vier zu einem Parallelogramm mit beweg-


Charlotte von Lengefeld.
Jugendsilhouette.

lichen Winkeln verbundenen Schienen und einer Querschiene, an der dort, wo sie die Diagonale des Parallelogramms a b schneiden würde, also an Punkt n, ein Zeichenstift angebracht ist. Außerdem ist noch der Anfangspunkt a der Diagonale durch einen spitzen Dorn und ihr Endpunkt b durch einen Führungsstift markiert. Bei der Benutzung wird das Instrument mittels des Dornes a auf dem Reißbrett befestigt. Wird nun mit dem Führungsstift den Linien einer Zeichnung gefolgt, so bewegt sich der Zeichenstift immer in dem Verhältnis wie a n zu n b; er gibt mithin die Zeichnung um so viel kleiner wieder, als a n kleiner ist als n b. Ebenso läßt sich eine Vergrößerung ausführen. Zu diesem Zweck ist nur erforderlich, den Zeichenstift bei b und den Führungsstift bei n einzusetzen und dann in der derselben Weise wie vorher zu verfahren.

Verkleinerungen mittels des Storchschnabels wurden zuweilen bis unter einem Zentimeter vorgenommen. In solchen Fällen erforderte das Ausschneiden des Schattenrisses mit allen seinen Feinheiten ein außerordentliches Maß von Geschicklichkeit. Aber den Silhouetteuren ist nichts so schwierig gewesen, daß sie es nicht überwunden hätten. Besonders talentvolle Leute, die mit scharfen Augen für Umrisse und Maßverhältnisse begabt waren, gingen noch weiter: sie schnitten ohne mechanische Hilfsmittel direkt nach der Natur und zwar nicht nur Köpfe, sondern ganze Figuren und sogar Gruppen, insbesondere Familienbildnisse und Familienszenen im Garten oder Park, wobei die Hintergründe in Wasserfarben gemalt wurden. Auch liebte man, die kleinen Profitköpfe auf Goldgrund oder in hübsch vom Kupferstecher gestochenen Umrahmungen einzukleben, wurde doch durch eine solche Kombination die Wirkung in reizvollster Weise gesteigert.

Woher aber der Name „Silhouette“? Nun, er ist aus der Spottsucht der Pariser entstanden. Etienne de Silhouette, der 1709 geborene Abkömmling einer alten aristokratischen Familie, war zum Finanzminister Ludwigs XV. ernannt worden, und dieser Finanzminister gedachte wie so viele seiner modernen Kollegen die leer gewordenen Staatskassen durch Sparsamkeit wieder zu füllen. Das liederliche Leben am französischen Hofe unter der Ägide der Hauptmaitresse Marquise von Pompadour samt ihrer raffinierten Gesellschaft, langdauernde Kriege und unglückliche Finanzunternehmen, unter ihnen der Lawsche Bankrott, hatten dem Lande Millionen gekostet; das Bürgertum seufzte unter den Lasten und noch mehr der Bauernstand. Da war des edlen Silhouette Absicht sicherlich keine schlechte, aber Dank erntete er nicht. Man war in den herrschenden Kreisen an frivoles Genießen und Verschwenden gewöhnt und konnte sich nicht vorstellen, daß nun Schmalhans Küchenmeister sein solle. Der ehrenwerte Silhouette erschien allen diesen Prinzen, Prinzessinnen, Marquis, Marquisen, Aben-


J. Moeser und G. A. Bürger.
Erstere Silhouette aus dem Goethe-National-Museum in Weimar.

teurern und Abenteuerinnen und allen denen, die wie die Hoflieferanten, Perrüquiers und Modistinnen von ihnen abhängig waren, gradezu als die Personifikation der Armut und des Bettels. Auch in den literarischen Salons von Mesdames Geoffrin, Du Deffant, Julie de L'Espinasse, der Freundin d'Alemberts, und der anderen weiblichen Koryphäen, deren jede, um einen Scherz Voltaires zu wiederholen, mindestens zwei Schriftsteller als Minister zur Seite hatten,



Goethes Friederike.
Im Besitz des Herrn August Brion in Straßburg.

lachte man über den filzigen Silhouette. Sehr wahrscheinlich ist gerade in diesen Bureaux d'esprit, wie ein Witzbold die Zirkel der damaligen Tonangeberinnen der literarischen Mode genannt hat, die Taufe der neuen schwarzen Profilbildchen, die sich so sparsam nur am Umriß hielten und Licht, Farbe, Perspektive, Höhen und Tiefen, Augen und Wangen ganz außer acht ließen, auf den Namen des unglücklichen Finanzministers, der übrigens selbst das Silhouettieren mit Leidenschaft betrieb, vollzogen worden. Möglich auch, daß man damals alle Gegenstände von ärmlicher Ausführung verächtlich als „Silhouettes" bezeichnet hat, bis dann der Spottname lediglich an den Schattenrißbildchen haften blieb. Jedenfalls ist die Bezeichnung „Silhouette" für Schattenriß von der Académie Française für den Dictionnaire angenommen und hiermit zu einer offiziellen erhoben worden. Mager und schlicht wie die schwarzen Bildchen sind, entsprechen sie dem aus der Verschwendung und kostspieligen Koketterie des Rokoko zur Einfachheit und Farblosigkeit übergehenden Geschmacke des Rokoko in sehr bezeichnender Weise.



Frau Rat Goethe.
Aus dem Goeth.-National Museum in Weimar.

Trotz des Bespöttelns trat die armselige Kunst des Silhouettierens einen Siegeszug durch die Welt an. Vornehmlich widmete ihm herzliche Teilnahme das gebildete Bürgertum. Man sah in ihr ein billiges Mittel, sich ein Contrefait, wenn auch nur ein unvollkommenes, zu beschaffen und sich bildlich für einige Generationen zu verewigen. Nicht jeder war ja in der Lage, sein Porträt von einem Künstler in Kupferstich, Pastell, Öl-, Wasser- oder Schmelzfarben fertigen zu lassen. Künstler dieser Art forderten hohe Honorare und wohl die höchsten die Miniaturisten, die schon seit den Tagen Karls V. eine gewichtige Rolle spielten und sich ihre Bildchen geradezu wie kostbare Edelsteine bezahlen ließen. Nun konnte man ihrer lachen und ihnen mit dem Schattenriß ein Paroli bieten. So fand das Silhouettieren überall in den Familien, in denen es bekannt wurde,



Frau von Stein.
Aus dem Goethe-National-Museum in Weimar.



Fritz von Stein, von Goethe silhouettiert.
Im Goethe-National-Museum zu Weimar.

schnell eine freundliche Heimat. Jeder war entzückt die neue Kunst kennen zu lernen.

Charakteristisch ist das Lob, das einer der besten Silhouettisten jener Tage, Georg Friedrich Ayrer, der nach seiner Leipziger Studentenzeit Informator bezw. Hofmeister des jungen Grafen Otto Karl Friedrich von Schönburg war und 1804 im Alter von sechzig Jahren als fürstlich schönburgischer Rat und Justizamtmann zu Waldenburg starb, während eines längeren Aufenthaltes in Lausanne erntete. Er gewann, wie sein Urenkel Dr. Ernst Kroker in Leipzig mitteilt, mit seiner anspruchslosen Kunst die Liebe von jung und alt. Damen und Herren trugen ihm Lobreden ins Stammbuch ein. Da schreibt am 11. Juli 1778 Madame H. Cazenove née von Jever: „Ce livre nous rappellera à Votre souvenir, Votre art vous rappellera au nôtre" und am 18. Juli 1778 Madame Weston née Bry: „Tous les talents méritent qu'on les prise. Le Vôtre est amusant, joli, intéressant. En le perfectionnant, Vous rendez inutile qu'au bas de Vos portraits on écrive son nom." Mademoiselle Marianne Vivian schwingt sich sogar zu den folgenden Versen empor:

„Le beau lac de Genève où vous êtes venu,
Tôt ou tard du Cocyte offre les rives sombres.
Vous êtes un professeur en ces lieux descendu
Pour venir en dessiner les ombres".

Und in einem langen Erguß George Deyverduns stehen die Worte: „Du hast in unserer Stadt die einfache und wahrhafte Kunst der Silhouette eingeführt. Deine Bilder sind die Natur selbst."

Bekannte silhouettierten sich gegenseitig und klebten ihre Silhouetten mit entsprechenden Widmungen ins Stammbuch. Am abendlichen Familientische wurde zur Freude der Kinder eifrig silhouettiert und wacker der Storchschnabel gehandhabt. Unsere literarischen und wissenschaftlichen Größen verschmähten es nicht, sich silhouettieren zu lassen und selbst zu silhouettieren. Gellert, Klopstock, Wieland, Herder, Goethe und der gesamte Freundeskreis des Weisen von Weimar sind in Silhouetten auf unsere Zeit gekommen. Friederike Brion, die an-



Wieland. Silhouette von Starck aus dem Jahre 1806.
Im Goethe-National-Museum zu Weimar.

mutige Tochter des Pfarrers zu Sesenheim, die den Straßburger Studenten Goethe begeisterte, Charlotte Buff, nachmalige Gattin des Legationssekretärs Kestner in Hannover, die während der Wetzlarer Zeit das Herz des jungen Goethe gefangen nahm und zur Heldin in „Werthers Leiden“ erhoben wurde, sowie viele andere Frauengestalten, die dem Dichterfürsten nahe getreten sind, fehlen nicht.

Goethe selbst führte gelegentlich Schere und Federmesser, um eine Silhouette zu schneiden; so silhouettierte er den jungen Fritz von Stein in ganzer Figur. Mit dem innersten Leben des Dichters ist Charlotte von Stein eng verwachsen gewesen. Über der ersten Periode seiner



Lotte Buff.
Aus dem Goethe-National-Museum in Weimar.

weimarischen Zeit leuchtet das Bild dieser feinsinnigen und merkwürdigen Frau wie eine erwärmende Sonne. Von der Mutter übertrug Goethe seine Zuneigung auf ihren jungen Sohn, Fritz von Stein, dem er zeitlebens in väterlicher Freundschaft zugetan blieb.

Ist die enthusiastische Aufnahme des Silhouettierens wesentlich im künstlerischen Milieu der Zopfzeit zu suchen, so auch in der damals stark grassierenden Liebhaberei für physiognomische Studien. Schon Christian Wolf, der die Weltanschauung seines großen Lehrers Leibniz zur Modephilosophie um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts erhob, hatte sich mit ihr befaßt und in seinen „Ver-



Familiengruppe am Grabdenkmal ihres Kindes. Silhouette von Starck vom Jahre 1804.
Im Goethe-National-Museum zu Weimar.

nünftigen Gedanken von der Menschen Tun und Lassen" geäußert: „Wir wissen, daß nichts in der Seele vorgehet, dem nicht zugleich eine Veränderung im Leibe entspräche, absonderlich aber keine Begierden in der Seele hervorkommen, auch kein Wollen in ihr entsteht, wo nicht zugleich eine ihnen gemäße Bewegung in dem Leibe zu gleicher Zeit erfolgte .... Die Kunst, der Menschen Gemüter aus der Gestalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes zu erkennen, welche man die Physiognomik zu nennen pflegt, hat wohl einen triftigen Grund." Dann fährt er fort: „Da die Lineamente des Angesichtes hauptsächlich zu den Mienen dienen, die Mienen aber eine Anzeige der natürlichen Reizungen geben, wenn sie ungezwungen sind, so dienen auch die Lineamente zur Erkenntnis der natürlichen Neigungen, wenn man sie in ihrer rechten Lage betrachtet." Ähnlich hatte Sulzer in seiner „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" beim Porträt gesagt: „Nichts ist gewisser, als dieses, daß wir aus der Gestalt des Menschen, vorzüglich aus ihrer Gesichtsbildung, etwas von dem erkennen, was in ihrer Seele vorgeht. Wir sehen die Seele in dem Körper. Aus diesem Grunde können wir sagen: der Körper sei das Bild der Seele, oder die Seele selbst sichtbar." Gellert meinte in seinen „Moralischen Vorlesungen": „Das sicherste Mittel, sein Gesicht, so viel in unserer Gewalt steht, zu verschönern, ist, daß man sein Herz verschönere und keine bösen Leidenschaften darin herrschen lasse. Das beste Mittel, keine leere und einfältige Miene zu haben, ist, daß man richtig und fein denken lerne. Das beste Mittel, einen edlen Reiz über sein Gesicht auszubreiten, ist, daß man ein Herz voll Religion und Tugend habe, welche Hoheit und Zufriedenheit in demselben ausbreiten." Und Herder betonte in seiner 1778 herausgegebenen „Plastik", daß das Antlitz des Menschen und insbesondere die Stirn die Tafel Gottes und der Seele sei. „Auf der Stirn wohnet Licht, dunkler Kummer und Angst, und Dummheit, Unwissenheit und Bosheit. Kurz, wenn wir Gesinnung des Menschen meinen, so ist dies, glaub' ich, die leuchtende eherne Tafel. Ich weiß nicht, wie je einem Anblickenden eine Stirn gleichgültig sein kann. Hinter dieser spanischen Wand singen doch einmal alle Grazien und hämmern alle Cyklopen, und sie ist von der Natur offenbar selbst gebildet, daß sie das Angesicht solle leuchten oder verdunkeln lassen ...." Auf die Oberlippe hielt er geradezu einen Panegyrikus. „Jedermann weiß," so schreibt er, „wie viel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust- und Liebesart eines Menschen entscheide; wie diese der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit spitze, die Gutmütigkeit ründe, die schlaffe Üppigkeit welke; wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnsucht hange, und die Unterlippe sie nur schließe und trage; ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht. Wenn man etwas artikuliert nennen kann, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt."



Der Arzt J. C. Velthusen.
Zeitgenössischer Kupferstich.

Bei solcher Wertschätzung der Physiognomik mußte auch Lavaters seltsames Buch „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“, das seit 1775 zu erscheinen begann, auf ungemein fruchtbaren Boden fallen. Sein Inhalt hing bis zu einem gewissen Grade mit den Silhouetten zusammen, denn aus dem menschlichen Profil sollte der Charakter erklärt werden. Eine Fülle von Profilköpfen und Silhouetten war dem Text beigegeben. Einige dieser Silhouetten hat Goethe besorgt, der sich überhaupt für Lavaters Werk lebhaft interessierte. Nach einer begeisterten Lobrede auf das Silhouettieren erklärt der Herausgeber, wie viel man aus den Schattenrissen sehen könne. „Man kann,“ so heißt es, „an jeder Silhouette neun horizontale Hauptabschnitte bemerken: den Bogen des Scheitels bis zum Ansatz des Haares, den Umriß der Stirn bis zur Augenbraue, den Raum von der Augenbraue bis zur Nasenwurzel, die Nase bis zur Oberlippe, die Oberlippe, die eigentlichen Lippen, das Oberkinn, das Unterkinn, den Hals, sodann auch noch das Hinterhaupt und den Nacken. Jeder einzelne Teil dieser Abschnitte ist an sich ein Buchstabe, oft eine Silbe, oft ein Wort, oft eine ganze Rede der wahrheitredenden Natur. Wenn alle diese Abschnitte harmonieren, so ist der Charakter so offenbar, daß Bauer und Kind ihn aus der bloßen Silhouette kennen kann. Je mehr sie kontrastieren, desto schwerer die Entzifferung des Charakters.“



Otto v. Bismarck-Schönhausen.
Porträt-Silhouette im Besitz des Korps Hannovera zu Göttingen.

Um eine Probe der Lavaterschen Deutungsfähigkeit zu geben, seien einige seiner Urteile über die Profile hervorragender Personen damaliger Zeit mitgeteilt. „Vier Profile von vorzüglichen Menschen,“ so hebt er an, „die als solche bekannt sind und auch so im Schatten sich auszeichnen — Mendelssohn, Spalding, Rochow, Nikolai.“ Und nun deutet er: „Wahr oder nicht wahr — wer wird eines derselben für dumm erklären können — und wer etwa bei Nikolai anstünde, der muß nie keine Stirn beobachtet haben. Dieser Bogen an sich selbst betrachtet, besonders aber der obere Teil hat mehr eigentlichen Verstand als bei Spalding und Rochow. Auch in dem scharfen Umriß des Unterteils ist Verstand und Feinsichtigkeit nicht zu verkennen. Rochow hat mehr bon sens, schnelles richtiges Wahrheitsgefühl, mehr Feinheit, aber — ich vermute — viel weniger Scharfsinn. Spalding hat sehr helle Begriffe, liebt Eleganz, Reinheit, Richtigkeit im Denken und im Handeln. Nicht leicht nimmt er etwas Fremdes auf. Die Zeichnung der Stirn ist nicht charakteristisch genug. Aber in der Nase liegt der feinste Geschmack. Aus der Stirn und Nase von Mendelssohn wird man sehr leicht tief eindringenden, richtigen Verstand herausfinden. Der Mund ist viel feiner als bei Spalding.“

Der einflußreiche Oberkonsistorialrat Johann Joachim Spalding, der mit dem Oberhofprediger Sack zu den Führern der aufgeklärten fridericianischen Geistlichkeit in Berlin gehörte, der Berliner Rationalist Nikolai und der Philosoph Moses Mendelssohn, dessen Phädon, der nach Platon bearbeitete Dialog der Unsterblichkeit der Seele, eine wesentliche Bereicherung der Populärphilosophie der Deutschen bedeutet, werden über diesen physiognomischen Exkurs sehr befriedigt gewesen sein, weniger aber der ehrenwerte Rochow.

Friedrich Gottlieb Klopstocks Schattenriß bedenkt Lavater mit folgender Apologie: „Ein vergröbster Schattenriß von unserm größten Dichter. Dieser Stirnumriß, hauptsächlich aber der Augenknochen, sind der wahrste Ausdruck heller Beurteilungskraft, die Erhöhung über dem Auge jener der Feinheit und Originalität. Dieser Mund zeigt weniger Sanftheit, Bestimmtheit, Geschmack, als das Original hat. Im Ganzen der Stempel der Ruhe, Reinheit des Herzens! Der obere Teil des Gesichtes überhaupt scheint mehr Sitz der Vernunft, und der untere Teil der Imagination zu sein. Das heißt mit anderen Worten: im oberen Teil erblicken wir mehr den Denker, den Weisen, als den Dichter, und im untern Teil mehr den Dichter, als den Weisen oder Denker.“



Minister Bosse als Student. Nach dem Werke: Bosse „Aus der Jugendzeit“.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Im Profil Voltaires sieht er in der Stirn den Stachel und die Kunstpeitsche der Satire, hingegen im unteren Teil des Profils den witzvollen, feinen, vernunftreichen und vernunfthöhnenden Schalk, der keine Antwort schuldig bleibt.

Es würde zu weit führen, dem braven Züricher Pastor in seiner seltsamen Physiognomik noch länger zu folgen, genug, daß sie den Anlaß zu heftigen literarischen Fehden für und gegen seine Thesen gab. Der hannöversche Leibarzt Ritter von Zimmermann, eben jener, den sich Friedrich der Große in seinen letzten Lebenstagen kommen ließ, nahm für Lavater Partei, während Musaeus und der witzige, geistvolle Physiker Lichtenberg, Professor in Göttingen, gegen ihn auftraten. Mit Witz und Behagen verteidigte der körperlich mißgestaltete und verwachsene Lichtenberg den Satz: Talente und überhaupt die Gaben des Geistes haben keine Zeichen in den festen Teilen des Kopfes. „Warum sollte," so fragt er, „Newtons Seele nicht in dem Kopfe eines Negers sitzen können? Eine Engelsseele in einem scheußlichen Körper? Bist Du, Elender, denn Richter von Gottes Werken?"

Der lebhaft geführte Streit trug wesentlich dazu bei, die Physiognomischen Fragmente weit zu verbreiten. Die Zahl der Leser steigerte sich noch, als J. M. Armbruster seit 1783 das Werk Lavaters in erheblicher Verkürzung und zu ermäßigtem Preise herausgab. In den Familien wurden von jetzt ab Silhouetten um so eifriger geschnitten und nach ihnen Physiognomik getrieben. Eltern untersuchten physiognomisch den Charakter ihrer Kinder und diese den ihrer Eltern. Um die Wende des Jahrhunderts führt uns Jean Paul in Salons, in denen Herren und Damen sich an der Silhouetten-Physiognomik Lavaters ergötzen und zugleich den wehmutsvollen Klängen des Franklinschen Glasharmoniums lauschen, wobei das Ewig-Weibliche Tränen der Rührung vergießt. Zweifellos gab mit seiner elegischen Musik das Glasharmonium, bestehend aus einer horizontal gelagerten drehbaren Achse mit aufgereihten dicken Glasscheiben, die abgestimmt waren und mit angefeuchteten Fingern durch Friktion zum Tönen gebracht wurden, für das sanfte Gesäusel der Lavaterschen Phraseologie eine treffliche Begleitung ab.

Wie zum Physiognomischen, so lenken die Silhouetten der Zopfzeit auch zum Kostümlichen hin: sie geben insbesondere sehr genauen Aufschluß über die Haartracht. Der Pflege und Verschönerung des Hauptes wurde mit Hilfe gewandter und erfindungsreicher Coiffeure, die damals begannen, sich als akademische Künstler zu bezeichnen, die höchste Sorgfalt zugewandt. Etwa drei Jahrzehnte hatten die Damen niedrige Frisuren getragen, dann, seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, bevorzugten sie hohe, deren Ähnlichkeit mit den weit abstoßenden Posen des Stachelschweins zu der Bezeichnung „à la hérisson" Anlaß gab. Gegen 1770 war die Frisur schon derart emporgewachsen, daß sie der Fontange aus den Tagen Ludwigs XIV. nichts nachgab. Meist war das Haargebäude oberhalb der Stirn kerzengerade oder ein wenig nach hinten geneigt und doppelt so hoch als der Kopf getürmt. Ein hinter das Haar gelegtes Kopfkissen ermöglichte den Aufbau. Nadeln, Klebstoffe und Pomaden hielten das reichlich mit Puder bestäubte Gebäude zusammen. Im Nacken saß regelmäßig ein Chignon und je nach Gefallen noch ein Lockenpaar. Das war das Grundschema der Frisur, das nun zu hundertfachen Varianten, wie à la Pomone, à la Cérès, à la Minerve, à la Flore, à la Hamlet, à la Figaro, caprice de Voltaire und à la Philanthropine, verarbeitet wurde. Die Coiffeure und Friseure waren eben von der Wichtigkeit ihres Berufes vollkommen durchdrungen, hatte doch Herder das menschliche Haupt die heilige Höhe, den Olympos oder Libanon unseres Gewächses genannt und mit Bezug auf das Haar gesagt, die Gottheit habe diesen Olympus als den Aufenthalt und die Werkstätte ihrer geheimsten Wirkung mit einem Haine bedeckt, mit dem sie auch sonst alle ihre Geheimnisse decke.

In angeborener Galanterie suchten die Herren dem von den Damen gegebenen Beispiele zu folgen — sie strichen also ihre Puderperücke gleichfalls in



Paul Konewka. Geschnittenes Selbstporträt (verkleinert).



Osterspaziergang
Entwurf in Tuschzeichnung zu einem Lampenschirme.

die Höhe. So entstand der „Igel“. Aber selbst die Stutzer sahen alsbald ein, daß diese Frisur zu geschmacklos sei und die alte den Vorzug verdiene. Man kehrte also zur Vergette zurück, deren vornehmste Zierde in einer Lockenrolle bestand, die in eleganten Kurven über Stirn, Schläfen und Ohren lief und hinten in einen Haarbeutel oder Zopf endete. Wer zum Griechentum hielt, höhte die Rolle über der Stirn etwas auf, so daß sie ungefähr dem Kolpos des vielbewunderten Apoll des Belvedere entsprach. Bezüglich des hinteren Anhängsels hielten es die Franzosen und alle feineren Kreise mit dem seidenen Haarbeutel, hingegen der deutsche Mittelstand mit dem Zopf, den schon König Friedrich Wilhelm I. von Preußen unter seinen Truppen eingeführt hatte. Wer auf eine Perücke verzichtete, hielt gleichwohl am Haarbeutel oder Zopf fest, bis auch diese zweifelhaften Zierden unter dem Donnergekrach der französischen Revolution von dem jungen Geschlecht abgelegt wurden.

Die Silhouetten lassen die hohen Frisuren der Damen und die Haarbeutel und Zöpfe deutlich erkennen. Immer ist der Zopf sauber mit dem seidenen „Lotband“ durchflochten, so benannt, weil es lotweise verkauft wurde, und immer sind Zopf und Haarbeutel mit der seidenen Schleife geschmückt. Da ist wohl niemand von Rang und Stand, der sich von diesen Seltsamkeiten emanzipiert hätte.

Manche Silhouetten alter Damen geben auch eine Vorstellung von der damals am meisten beliebten Haube, der Dormeuse, die vorn das Gesicht mit zwei zierlichen, über dem Stirnhaar spitz zusammenlaufenden Bogen umgab, im Treffpunkte der Bogen eine Flügelschleife aufwies und hinten einen mächtigen Ballon bildete, der das hochgetürmte Haar und den Chignon umschloß. Uns Modernen erscheint sie altfränkisch im höchsten Grade.

Vom eigentlichen Kostüm sieht man weniger — bei den Herren die Batistjabots des Hemdes und das je nach der Mode geknotete Halstuch, bei den Damen das Fichu, das in den achtziger Jahren als sogenanntes fichu menteur durch ein Drahtgestell über dem Busen hoch gebauscht wurde, eine Übertreibung der Mode, die zuerst in England aufkam und nach Frankreich und Deutschland übertragen wurde.

Um die Wende des XVIII. Jahrhunderts ist das klassische Zeitalter der Silhouette zu Ende. Im XIX. Jahrhundert nehmen gewisse Willkürlichkeiten zu, die den reinen Charakter des Schattenrisses verwischen: weiße Linien werden ausgespart, Fichus und Jabots weiß gedeckt, kleine Details angemalt und sogar farbig behandelt. Insbesondere sehen die studentischen Verbindungen, zu denen als



Professor Steffeck. Von Paul Konewka.



Von Paul Konewka.
Aus dem Jahre 1862 (ca. 1/3 der Originalgröße).

erstes Korps 1797 die Onoldia in Erlangen getreten war, mit Fleiß darauf, daß Bierzipfel, Band, Cerevis, Deckel und Stürmer in den entsprechenden Farben gehalten sind. Feststehender Brauch wurde es unter den Verbindungen, sich silhouettieren zu lassen und das Bildchen als bleibende Erinnerung der geliebten Kneipe zu stiften.

Etwa noch zwei bis drei Jahrzehnte stand das Silhouettieren und Hantieren mit dem Storchschnabel bei alt und jung in Gunst, dann aber machte sich unter der Einwirkung der Lithographie, die Aloys Senefelder aus Prag schon gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts erfunden hatte, ein Rückschlag bemerkbar. Wohlhabende Leute zogen es nämlich vor, ihr Bildnis auf der Solnhofer Kalkschieferplatte mit lithographischer Kreide oder der Feder und lithographischer Tusche zeichnen und derart ausführen zu lassen, daß eine stattliche Anzahl Abdrücke auf Papier zu nehmen war. Wer in der Welt etwas bedeutete oder bedeuten wollte, hielt darauf, sich in Lithographie zu verewigen. Gerade in jenen Tagen ist an lithographierten Ministern, Diplomaten, hohen Militärs, Dichtern, Gelehrten und anderen Leuten von Rang und Ruf unendlich viel geleistet und verbrochen worden.

Ein weit schärferer Mitbewerb um die allgemeine Gunst erwuchs in der Folgezeit dem Silhouettieren durch die Daguerreotypie, die der Dekorationsmaler L. J. M. Daguerre 1839 in Paris erfunden hatte.



Ad. Menzel. Von Paul Konewka.

Als dann die Photographie auf den Plan trat und in kurzer Zeit erhebliche Verbesserungen erfuhr, war es mit dem Silhouettieren vorbei. Die durch die Engländer Archer und Fry 1851 erfolgte Einführung des Kollodiums für die photographische Negativplatte bedeutete für das Silhouettieren geradezu eine Entthronung. Man verlor wie Peter Schlemihl seinen Schattenriß und eilte als Entgelt mit Siebenmeilenstiefeln in eine Epoche hinein, die Wunder über Wunder erschloß. Die Kunst des Silhouettierens sank mehr und mehr zu einer Spielerei herab, mit der sich kaum noch die Kinder beschäftigten. Nur einige Künstler haben sie noch in Ehren gehalten und Reizvolles in ihr geschaffen.

Aus der Reihe der älteren Silhouettenkünstler tritt als ein frisches Talent der Maler Franz Schütz, geboren 1751 zu Frankfurt a. M., hervor. Ein tüchtiger Landschafter, war er zugleich ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und ein sonderbarer Kauz, der unter sorglosem Verzicht auf alle blinkenden Schätze der Welt nur seiner Kunst lebte und hin und wieder auch meisterliche Bildnissilhouetten nach der Natur schnitt. Noch bedeutender ist der Maler Philipp Otto Runge, geboren 1777 zu Wolgast. Schon von Jugend an hatte er Schattenrisse geschnitten. Als sechzehn-



Silhouette von Karl Fröhlich.

jähriger Jüngling schrieb er seiner Schwester: „Wenn der Zufall statt der Schere mir auch einen Bleistift in die Hand gedrückt hätte, würde ich Euch alle nach der Reihe zeichnen, so gegenwärtig seid Ihr mir. — Die Schere ist mir nachgerade weiter nichts als eine Verlängerung der Finger geworden, und es kommt mir vor, als wenn dies bei einem Maler mit dem Pinsel ebenso der Fall ist, da er dann mit diesem Zuwachs an seinen Fingern seiner Empfindung und den lebhaftesten Bildern seiner Phantasie nur nachzufühlen braucht.“ Erst gegen seine Neigung zum Kaufmannsstande bestimmt, widmete er sich später in Kopenhagen und Dresden der Malerei. Im Jahre 1804 ließ er sich zu dauerndem Aufenthalte in Hamburg nieder, wo er 1810 gestorben ist. Hervorragend in der Landschaftsmalerei, im idealen Genre und im Porträt, leistete er auch im Silhouettieren von Landschaften, Tieren und Blumen Ausgezeichnetes. Vornehmlich sind seine nach der Natur geschnittenen Blumen kleine Meisterwerke von höchstem Reiz. Die Gesellschaft Hamburger Kunstfreunde hat sie in der von ihr herausgegebenen Liebhaber-Bibliothek veröffentlicht und sich hiermit den Dank weiter Kreise erworben.

In Weimar, wo das Goethe National-Museum eine interessante Sammlung von hundertfünfzig Silhouetten besitzt, bewährten sich J. Fr. Anthing und Starcke als Meister im Silhouettieren. Anthings hochinteressantes Album mit allen möglichen Berühmtheiten befindet sich jetzt im Besitze der verwitweten Frau Dr. Schubart-Czermack in München.

Unter den Künstlern der neueren Zeit steht obenan Paul Konewka, geboren am 5. April 1841 in Greifswald. Zuerst wandte er sich der Malerei, später der Plastik zu. Ein freundlicher Gönner war ihm Adolph v. Menzel. Konewka war zum Silhouettieren geradezu prädestiniert. Das Geheimnis der Silhouette, das in der bewegten Linie beruht, hatte sich ihm vollkommen erschlossen. Es ist erstaunlich, wie er im Umriß seiner Gestalten die verschiedensten Situationen und die ganze Skala

der Empfindungen auszudrücken vermochte. Holde Naivetät, Grazie, jugendliche Anmut, Geckenhaftigkeit des Stutzertums, Witz und Laune lustiger Narren, bedächtige Würde des Alters, Lust und Leid, alles klingt aus der langen Reihe seiner Silhouetten bestrickend heraus. Die Silhouettenfolge „Der Sommernachtstraum“, „Falstaff und seine Gestalten“, „Der schwarze Peter“ und „Allerlei Tiergeschichten“ erschließen eine Fülle des Schönen. Vor allem aber sind hervorzuheben die zwölf Blatt Schattenrisse zum „Faust“ und unter ihnen an erster Stelle die gestaltenreiche, köstlich anmutende Darstellung des Spazierganges. Allzufrüh, am 10. Mai 1871, ist Paul Konewka zu Berlin nach ununterbrochenem Schaffen ins Grab gesunken.

Was mit dem Silhouettieren zu leisten ist, zeigen auch der bekannte Diefenbach-Fidussche Silhouettenfries und die liebenswürdig-sonnigen Arbeiten von Karl Fröhlich, Ströhl und Marie Rehsteiner. Mag das Ausdrucksmittel auch gering sein, so weiß sich doch selbst in dieser Beschränktheit das rechte Talent glänzend zu äußern. Daß im Publikum das Interesse für die Silhouette noch nicht ganz erkaltet ist, beweist der Beifall, den alle diese Arbeiten der Künstler gefunden haben.

Von den Leistungen der Künstler bis zu denen der in öffentlichen Lokalen auftretenden Silhouettenschneider ist ein weiter Schritt. Und doch wollen auch sie nicht unterschätzt sein, denn unleugbar gehören große Gewandtheit und lange Übung dazu, sofort ein Profilbildnis nach der Natur in wenigen Minuten zu schneiden. Mancher dieser wandernden Nachtvögel wäre vielleicht eine Leuchte der Kunst geworden, hätten nicht widrige Umstände den Lauf seines Lebens vom rechten Kurse abgetrieben. Ihr Los erscheint kaum besser als das jener italienischen Straßenkünstler, die auf den Trottoirs Neapels und Roms Bilder mit Kreide skizzieren, um die Mildtätigkeit der Passanten anzuregen.

Als kunst- und kulturgeschichtliche Erscheinung darf das Silhouettiren nicht unterschätzt werden. Ebenso wie die Hinneigung zur hellenischen Formenwelt hat die Kunst des Schattenreißens dazu beigetragen, daß seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts in der Malerei immer mehr der Kontur und die Zeichnung auf Kosten des Kolorits betont und jener Kartonstil zur Herrschaft gebracht wurde, der schließlich durch Cornelius seine höchste Ausbildung fand. Sie ist ferner während der langen Zeit von fast hundert Jahren so eng verknüpft mit dem gesellschaftlichen Leben, daß sie bei dessen Schilderung nicht vernachlässigt werden darf. Gewiß, sie ist wesentlich geübt worden von Dilettanten, daher sie auch Goethe in einer größeren Arbeit „Über den sogenannten Dilettantismus oder die praktische Liebhaberei in den Künsten“, wie sein Entwurf vom Jahre 1799 zeigt, eingehend zu behandeln gedachte. Aber die Arbeiten der Dilettanten haben nicht nur ihre Berechtigung, sie sind auch wertvoll insofern, als sich in ihnen, wie der Altmeister von Weimar selbst hervorhebt, die Neigung der Zeit widerspiegelt. Und die Ideale, Neigungen und praktischen Leistungen, welche sich im Laufe der Zeit ans Licht drängen, sorgsam darzustellen und aus ihnen die Konsequenzen für den Veredelungsprozeß der Menschheit zu ziehen, ist des Kulturhistorikers lohnende Aufgabe.



Silhouette von Karl Fröhlich.

Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland (Leipzig, L. Staackmann). — Franz Adam Beyerlein, Similde Hegewalt (Berlin, Vita). — Hugo von Hofmannsthal, Das Märchen der 672. Nacht und andere Erzählungen (Wien, Wiener Verlag). — Karl Emil Franzos, Neue Novellen (Stuttgart, J. G. Cotta).

Im Buch der Richter wird erzählt, daß die Gileaditer die Furten des Jardan besetzt hätten, um hier die besiegten Ephraimiten abzufangen. Zur Feststellung seiner Stammeszugehörigkeit ließen sie jeden, der passieren wollte, das Wort Schibbaleth aussprechen. Die es „nicht recht reden“ konnten und nach ihrer Dialekteigentümlichkeit Sibboleth sagten, waren Ephraimiten und wurden erschlagen.

Var jedem Volle taucht in oft jahrhundertlangen Zwischenräumen sotch ein Schibboleth auf — ein Prüfstein, var dem das Lebenskräftige, in die Zukunft Weisende und das zum Tode Verurteilte, das Absterbende sich scheiden. Ein geistiges Schibboleth für Deutschland war einst der Name Martin Luther, war zu Beginn der Glanzzeit unserer Dichtung William Shakespeare, war im neunzehnten Jahrhundert Bismarck. Es ist oft ausgesprochen, daß man die um 1760 bis 1780 in Deutschland wirkenden literarischen Persönlichkeiten schlechthin nach ihrer Stellung zu Shakespeare bewerten kann. Hohn und Haß gegen den „betrunkenen Wilden“ oder dumpfe Bedrücktheit oder Gleichgültigkeit auf der einen Seite; auf der andern jubelnde Begeisterung für ihn und leidenschaftliche Hingabe. Vae victis! hieß es auch hier wie einst an den Jardanfurten, und vae victis! hieß es ein Jahrhundert später von neuem, als das Genie Bismarcks immer gewaltiger aufwuchs. Wiederum schieden sich da die Geister, sanderten sich Zukunftsfrohes und Verfallendes. Nicht nur Parteien zersplitterten an der Unfähigkeit, Bismarck und die durch ihn geschaffene neue Zeit zu verstehen, sondern auch ganze Reihen literarischer und künstlerischer Begabungen. Nur das bekannteste Beispiel braucht man zu nennen: Friedrich Spielhagen. Und mit gutem Recht konnte der Bonner Literaturprofessor Berthald Litzmann das Wort aussprechen, „daß das Urteil der Nachwelt über jeden im politischen und literarischen Leben des letzten Viertels des XIX. Jahrhunderts eine Rolle spielenden Deutschen wesentlich mit bestimmt werden wird durch das größere ader geringere Verständnis, das er Bismarck entgegengebracht hat“.

In dem neuen Buche, in dem der besonders durch zwei Theaterstücke bekannt gewordene Hamburger Otto Ernst den Raman seiner Kindheit erzählt — er erzählt ihn unter dem Titel „Asmus Sempers Jugendland“ (Leipzig, L. Staackmann) —, ist es ein Charakteristikum der mit der größten Liebe gezeichneten und wirklich Wärme ausstrahlenden Gestalt, daß sie Bismarck „nicht leiden“ kann. Denn Bismarck ist, wie Ludwig Semper fühlt, ganz „unsemperisch“. Aus dem kleinen Asmus Semper, der seinen Vater vergöttert, ward der Lehrer und Schriftsteller Otto Ernst, und wenn er in Herzenstiefen forscht, so wird er sich das gleiche Bekenntnis ablegen wie sein Vater, daß er den „unsemperischen“ Bismarck nämlich auch „nicht leiden“ kann.

Das versetzt uns schan mitten hinein in die geistige Wesenheit des Hamburger Schriftstellers. Es war bislang schwer, sie gerecht zu beurteilen — besonders schwer für jemanden, der sich von ihr durch Weltanschauung und Gefühlsklüfte getrennt wußte. Da bietet der neue Roman, der Beichte und Biographie ist, für vieles Erklärungen, und damit auch Verständigungsmöglichkeiten. Man lernt daraus, wie Otto Ernst geworden ist; man sieht, was ihn gefördert, noch stärker, was ihn gehemmt hat. Und weil dies rein und affensichtlich ehrlich herausgekommen ist, weil ferner Stoff und Begabung gul zusammenklingen lannten, so ist „Asmus Sempers Jugendland“ das weitaus beste Werk geworden, das Otto Ernst je geschaffen hat — das erste, das viele ihm ats Ptus anrechnen werden.

Liest man sich in die Kindheitsgeschichte Asmus Sempers, den wir wohl geltrast Otta Ernst nennen konnen, hinein, sa fällt zuerst auf, wie sehr in seiner Erinnerung der Vater die Mutter überstrahlt. Wir haben hier den seltenen Fall, daß eine poetische Begabung väterliches und nicht mütterliches Erbteil ist. Ich wüßte im Augenblick nur zwei deutsche Dichter zu nennen, van denen man vielleicht ähnliches behaupten darf: Schiller und Karl Immermann. Das sind die Pathetiker, die stark deklamatorisch veranlagten Talente, in denen ethische und politische Tenden-

zen den ästhetischen die Wage halten. Von Schiller braucht nicht gesprochen zu werden; Immermann schuf uns eine Musterbühne und soll wunderbar gelesen haben; Otto Ernst betätigte sich vielfach als Deklamator, ehe er auf die Bretter sprang. Er ist durchaus Pathetiker; ein besserer Redner, als Schöpfer; wenig oder gar nicht naiv. Also ein sogenannter „männlicher“ Dichter, spröde und jener Weichheit, jener weiblichen Mitgift ermangelnd, ohne die doch eigentliches und natürliches Leben nicht gezeugt werden kann.

Diese ererbte Anlage ist nun durch Erziehung und Beruf in bestimmter Weise entwickelt worden. Der Roman spricht dem kleinen Asmus Semper ein starkes Gerechtigkeitsgefühl zu. Das hat Otto Ernst ohne alle Frage. Weil er aber in sehr kleinen Verhältnissen aufwuchs und wohl auch durch den Zwang der Verhältnisse keinen überschauenden Standpunkt gewinnen konnte, so äußerte sich dieses „Gerechtigkeitsgefühl“ in sehr einseitiger, etwas kleinbürgerlich-beschränkter Weise. Es ist dasselbe „Gerechtigkeitsgefühl“, das einst gegen Bismarck gewettert hat und sich noch heut an die Emser Depesche hängt, das sich leichtlich gegen jedes Genie empört und so gar zu oft in die schärfste Ungerechtigkeit hineintreibt. Was das Kind Asmus Semper in ungebildeten oder halbgebildeten Arbeiterkreisen an schiefen Urteilen und Ansichten aufgenommen hat, mag Otto Ernst auf seinem späteren Bildungsgange gewiß vielfach korrigiert haben, aber ein Bodensatz davon blieb in ihm zurück. So trägt er oft demokratische Scheuklappen, wie andere aristokratische tragen, und ist im Grunde genau so auf seine Weise in der Weltgeschichte zurückgeblieben, wie die gehaßten Orthodoxen und Reaktionäre in ihrer. Die harte, dabei bitter ehrliche, doch auch unbelehrbare Beschränktheit, die mit einem Mangel an historischem Sinn Hand in Hand geht, hat ihn besonders früher zu Ungerechtigkeiten und Geschmacklosigkeiten verführt. Er hat im Grunde nie recht verstehen wollen, daß es Dichter gibt, die ebenso ehrlich und uneigennützig den Preis der Hohenzollern singen, wie andere den der Freiheit; er hat Wildenbruch z. B. als zahmen Höfling verhöhnt. Er hat — unfähig, die historischen Gründe der antisemitischen Bewegung zu erkennen — voll ehrlicher Empörung die schlechten Kritiken zusammengestellt, die seine Bücher in antisemitischen Organen gefunden haben, und hat daran die Verderblichkeit der Strömung zu demonstrieren versucht. Man mag schon aus diesen leicht zu vermehrenden Beispielen schließen, wie wenig er Erbe eines feineren Geschmackes ist. Er ist eigentlich ein „Aufklärungsmann“, ein Nikolait und wirkt deshalb gerade in einer Zeit rückständig, die sich wieder darauf besinnt, daß der Verstand allein doch ein armseliger Geselle ist. Bezeichnenderweise ist Otto Ernst vor seinen Theatererfolgen auch nicht so durch poetische Schöpfungen, als durch Epigramme, Satiren, Kritiken in der Literatur bekannt geworden.

Endlich hat auch sein Beruf stark auf ihn eingewirkt. Er war Volksschullehrer. Wir wissen nun alle, daß aus deutschen Schulhäusern ein breiter Segensstrom befruchtend über die Lande geht, aber es steht auch ebenso fest, daß die „Sieger von Königgrätz“ in litteris fast niemals Sieger sind, ja daß für die Literatur das deutsche Schulhaus recht wenig, das Pfarrhaus dagegen sehr stark in Betracht kam. Es gibt schwerlich einen Beruf, der für die Entwicklung eines angeborenen dichterischen Talentes ungünstiger ist, als der des Volksschullehrers. Das hat viele Gründe. Uns geht davon nur an, was auf Otto Ernst Bezug hat. Um das Gute vorauszunehmen: er ist der Psyche des Kindes als Lehrer nahegekommen. Aber er hat das starke Autoritätsgefühl, das der Beruf seinen Vertretern früher als jeder andere gibt, aus der Schule, wo es notwendig ist, auch in Leben und Literatur mitgenommen. Und gleichzeitig hat das Lehramt seine pathetisch-deklamatorischen Anlagen noch weiter entwickelt.

So stellt sich, sine ira et studio gesehen, der Werdegang von Otto Ernst dar, dessen ersten Teil er in seinem Roman behandelt. Man spricht über den Roman und Asmus Semper, wenn man über Otto Ernst spricht. Man braucht zur weiteren Ausmalung des Bildes nur einige in dem Buche erzählte Details noch heranzuziehen. Asmus Sempers erste Gedichte gelten einem Freund oder sind „Lieder des Zornes und der Empörung gegen Tyrannenwut und Geistesknechtung“. Das beste feiert Galilei und sein: „e pur si muove!“ Man sieht schon hier den sentimentalen Pathetiker. Der kleine Schulbube „liebte und glaubte die Religion nicht“, er will alles bewiesen haben, er meint, wenn Gott da sei, solle er ihm ein Zeichen geben, und da das nicht geschieht, ist er als Zwölfjähriger mit dem Herrgott fertig — hier kündigt sich das an, was ich vorhin den Aufklärer und Nikolaiten nannte. Aus andern Erfahrungen heraus hielt das Kind den Staat, die Regierung, das Gericht, den König für seine „Feinde“ — hier wachsen die demokratischen Scheuklappen. In Asmus Semper ist also jede Linie, mit der ich die geistige Wesenheit Otto Ernsts zu begrenzen versuchte, deutlich vorgezeichnet.

Eben deshalb ist dieser Kindheitsroman echt, notwendig und lesenswert, wie jede ehrliche Biographie, ob sie auch ein noch so geringes Leben einfängt. Man lernt immer daraus. Damit ist noch nichts über die dichterische und künstlerische Seite von „Asmus Sempers Jugendland“ gesagt. Aber auch hier schneidet Otto Ernst besser ab als sonst. Seine Gestaltungskraft ist wie die aller sentimentalischen Dichter nicht groß. Er kann nur sicher umreißen, nicht füllen und runden. Seine Figuren sind in Illustrationsmanier flach hingelegt. Sie zeigen immer dieselbe Seite. Aber weil Otto Ernst hier mit Augen der Erinnerung und Liebe sah, bekamen sie doch leises, wärmendes Leben und rücken einem nahe. Ja, die leichte Oberflächlichkeit in ihrer Charakterisierung stört sogar wenig, weil zum Teil aus dem Sinne und der Anschauung des Kindes heraus erzählt wird. Und da war die Begabung des Hamburger Schriftstellers auf der richtigen und gemäßen Bahn. Da konnte er viel aus den Erfahrungen seines Lehrerberufes schöpfen. Es bleibt zwar auch bei ihm nicht aus, daß er rückschauend dem Kindergeist zu viel aufbürdet und vielleicht ein wenig eitel sein alter ego Asmus

Semper zu einem Wunderknaben macht, der mit elf Jahren ein Shakespearekenner ist, Verständnis für bildende Kunst hat usw. — Dinge, die mir durchaus nicht in den Kopf wollen. Aber schließlich mag man auch darüber hinweglesen. Das Klügste jedoch tat Otto Ernst, indem er die Erzählung, die in den ihm wohlvertrauten Kinder- und Schulstuben spielt, nicht über die Schulstuben hinausführte. Denn dann hätte sich sein Nicht-Können so deutlich offenbart, wie hier sein Können. Diese Art von Dichtern vermag niemals eine Mädchengestalt zu schaffen und erste Liebe mit ihrem Zauber einzufangen. Sie können zwar schön und wortreich über die Liebe reden, aber nicht süß und verworren wie die Liebe, weil ihrer Helligkeit die Dumpfheit und Leidenschaft des Herzens, der mütterliche Urgrund jedes poetischen Schaffens, doch fehlt.

In Summa: alles hat sich diesmal so glücklich zusammengefunden, daß „Asmus Sempers Jugendland" das beste Werk von Otto Ernst werden konnte. Mit einer Hoffnung möchte man davon scheiden. Es gibt ja Erfolge, die kurieren, und wenn die grobschlächtigen Tendenzstücke mit ihren Erfolgen dazu geholfen haben, daß ihr Verfasser aus der Enge und den Scheuklappen herauskommt, so wird man nicht mehr über sie schelten. Nicht alles, was früh verbildet worden, kann später nach gerade werden, wohl aber vieles. Schon jetzt hat Otto Ernst einen kleinen, noch etwas oberflächlichen Humor, während er einst nur Satire kannte. Gelingt es ihm, auf diesem Wege der Selbstbefreiung weiterzukommen, so wird auch die fördernde Anteilnahme eines feiner gestimmten Publikums sein künftiges Schaffen begleiten. —

Um das „feiner gestimmte" Publikum wirbt mit seinem neuen Buche auch ein anderer Erzähler: Franz Adam Beyerlein. Der Riesenerfolg von „Jena oder Sedan?" und der kaum geringere seines Zugstückes „Zapfenstreich" hat ihn mit einem Schlage selbst in Volksschichten bekannt gemacht, in die sonst kaum ein Laut des gegenwärtigen Literaturlebens hineinschlägt. Und man mag über die Tendenz von „Jena oder Sedan?" denken, wie man will — unleugbar sprach da ein robuster, unbekümmert zupackender Erzähler. Wohl war dem Feinfühligen manches nicht recht: der etwas nach Sensation riechende Broschürentitel, die Häufung der krassen Effekte, die Verwendung von knalligen Mitteln, die sonst nur der Kolportageroman kennt — aber immer wieder staunte man doch über den ganzen Griff, über die niemals versagende Phantasie, über die ungewöhnliche Spannung, in der Beyerlein von Anfang bis Ende erhielt. Nirgends eine eigentlich dichterische Begabung, doch eine eminente erzählerische. Oberflächlich die Gestalten, aber fest dastehend. Und ob man manchmal widerwillig folgte — man folgte eben doch. Es kam dazu, daß an dem gewählten Thema das ganze Volk ein Interesse hatte. Im „Zapfenstreich" wurde dann das Thema wieder angeschlagen, und Beyerlein siegte zum zweiten Male. Das Bild mußte sich ändern, sowie der Erfolgreiche sich einem Stoffe zuwandte, der die Nation gleichgiltiger ließ. Und man durfte vermuten, daß erst dann der Mangel an Vertiefung und das Knallige der Beyerleinschen Erzählungsweise recht hervortreten würden.

Und nun ist es doch anders gekommen. Der kluge Schriftsteller wollte die Weisheit der Kritiker und die Erwartungen des Publikums gleicherweise zuschanden machen. Er strebte einen „literarischen" Erfolg an nach dem publizistischen; er schrieb ein leises Buch nach dem lauten und knalligen; er wollte nach der Masse nun auch die feineren Geister für sich gewinnen. Und dies alles wollte er mit dem Roman: Similde Hegewalt erreichen, der (— „Erstes bis fünfundzwanzigstes Tausend" —) bei dem Deutschen Verlagshaus Vita in Berlin erschienen ist. Das Streben ist schätzbar, doch es gelang vorbei. Und Franz Adam Beyerlein hat weniger gezeigt, daß er auch fein, leise und tief, als daß er auch matt, langweilig und ungeschickt sein kann.

Dies ist es, was mich am meisten erstaunt hat. Ungeschickt dieser glänzende Techniker? Langweilig dieser nervenspannende Erzähler? Matt dieser robuste Darsteller mit der scheinbar unversieglichen Phantasie? Auf alles andere durfte man gefaßt sein — darauf nicht. Und gleich mir wird wohl mancher den Roman kopfschüttelnd in der Hand wägen und sich immer wieder fragen, ob er wirklich von demselben Autor stammt, der „Jena oder Sedan?" geschrieben hat.

Dreierlei fällt besonders auf. Erstens: wie merkwürdig ungeschickt das Buch komponiert ist. Es bricht in der Mitte glatt auseinander. Es zerfällt so, daß selbst der harmloseste Leser sich wundern wird. Nun erinnert man sich wohl, daß auch Beyerleins erster Roman eigentlich in viele Romane zerfiel. Aber da ließ sich das am Ende verstehen, denn um Vertreter aller Chargen und die verschiedensten Typen zu schildern, mußten statt eines Helden, eines Mittelpunktes deren zwanzig geschaffen werden, und da die Verschiedenen die feste Klammer des gleichen Dienstes, des gleichen großen Verbandes hielt, so war doch die Mannigfaltigkeit einheitlich gebunden. Held aber Thema des Romans war eben das deutsche Heer. Ganz anders hier, in „Similde Hegewalt". Hier gibt es für den auffälligen Kompositionsbruch keine Erklärung mehr. Es ist vom technischen Standpunkt aus eine Ungeschicklichkeit, die wohl aber, psychologisch gesehen, aus einer Schwäche resultiert.

Zweitens: wie merkwürdig unbeholfen geht Beyerlein als Erzähler selbst vor. Er hat die Ich-Form gewählt, und für einen großen Roman ist das immerhin bedenklich. Man stutzt gleich beim ersten Kapitel. Mühsam und schwerfällig nur will die Karre in Gang kommen; Nebensächlichkeiten werden breit getreten, der Leser sehnt sich ordentlich nach der Faust, die ihn packen soll. Und immer deutlicher erkennt man, wie sich der Erzähler auch mit der gewählten Form vergriffen hat. Denn als er selber aus der eigentlichen Handlung ausscheidet, kann er eine äußerliche Stileinheit nur dadurch wahren, daß er nun Similde Hegewalt vorschiebt und sie in der Ich-Form weiter berichten läßt.

Am auffälligsten aber berührt drittens die Art und Weise, wie Beyerlein oft den stärksten



Der Philoſoph. Plakette von Prof. Rudolf Mayer-Karlsruhe.

Szenen direkt ausweicht. Er stellt uns nicht mitten in Gegenwart und Erleben hinein, sondern läßt die Tatsachen van dritten als geschehen berichten. Manchmal schien mir dies fast Absicht — vielleicht wallte er ja Kraßheit und Effekt vermeiden. Aber der Eindruck der Mattigkeit wird dadurch nur verstärkt.

Ein Frauenleben sallte in „Similde Hegewalt" breit vor uns entfaltet, ein Stückchen Frauenfrage damit verflochten werden. Similde ist die Tochter eines phantastischen Barans und einer Züricher Ärztin; sie lebt nach dem Tade ihrer Mutter neben ihrem Vater, der aus ihr eine Dubarry ader Maintenon machen möchte, auf einem alten Schlößchen. Wir sehen sie nur durch die Augen des Gymnasiasten, der jungenhaft in sie verliebt ist. Mit ziemlicher Plötzlichkeit heiratet sie dann einen unangenehmen Patron, wahrscheinlich weil er ihre Sinnlichkeit gereizt hat. Dann fällt der Vorhang, und zwanzig Jahre später setzt die Erzählung wieder ein. Similde Hegewalt ist wie ihre Mutter Dr. med. in Zürich und Leiterin einer graßen gemeinnützigen Anstalt, eines Asyls für uneheliche Kinder. Dem einstigen Jugendfreunde berichtet sie, was sie erlebt hat, seit er sie aus den Augen verlar: ihre Schuld, ihre Sühne, ihr Leid und ihre Läuterung. Es ergibt sich van selbst, daß da die Frauenfrage stark gestreift wird — seitenlang glaubt man oft einen Vartrag zu lesen. Gemeinplätze stehen neben interessanten Auslassungen, aber man muß unwillkürlich des Goetheschen Wartes denken: „Bilde, Künstler, rede nicht!" Denn künstlerisch bleibt das Thema unbezwungen.

Es ist möglich, daß die Mattigkeit und Ohnmacht, die Beyerlein hier beweist, nur vorübergehend sind. Fast scheint es ja ein natürliches Gesetz zu sein, daß nach einem sehr erfalgreichen Erstling das zweite Buch abfällt. Niemanden hätte es alsa gewundert, wenn „Similde Hegewalt" die künstlerischen Mängel van „Jena oder Sedan?" in verstärktem Maße affenbart hätte. Aber es muß Verwunderung und Bedenken erregen, daß hier ganz andere und nicht erwartete Mängel hervortreten. Und wenn das Prophezeien auch ein undankbares Geschäft ist — denn jeder Mensch ist, wie es in den „Briefen, die ihn nicht erreichten" heißt, nach allem Erlebten dach immer noch Träger vieler Möglichkeiten, die verborgen in ihm ruhen —: wahrscheinlich ist es nicht, daß Beyerlein seinen publizistischen Erfalgen jemals literarische Siege wird anreihen können. —

Der Zufall will es, daß auch der dritte heut zu besprechende Autar ein häufiger Gast auf unsern Bühnen ist: Huga van Hafmannsthal. Er ist als Künstler den beiden andern sa unvergleichlich überlegen, daß man sie kaum zusammen nennen kann. Wenn Otto Ernst und Beyerlein ziemlich grob und skrupellos vargehen und ihren Heerbann unter der breiten Masse suchen und finden, sa bestrebt sich der feine und überfeine Hafmannsthal, wenigen Auserlesenen delikate Köstlichkeiten zu servieren. Er dichtet gleichsam für die deutsche Literatur. Seine besondere Bedeutung aber erhält er dadurch, daß er der feinste literarische Repräsentant Österreichs ist — in einem viel weiteren Sinne, als man es gemeinhin glaubt. Nicht als ab er etwa mit der „Heimatskunstbewegung" auch nur das geringste zu tun hätte. Gewiß nicht. Aber er ist nur in Österreich denkbar, und man muß über Österreich sprechen, um über ihn reden zu können. Man muß sich erinnern, wie wenig glücklich die österreichische Geschichte der letzten 100 bis 150 Jahre gewesen ist, wie es seine Stellung als deutsche Varmacht verlar, seine Kriege fast durchweg unglücklich endeten, die inneren Verhältnisse immer zerfahrener wurden. Man muß sich erinnern, wie stark die Reaktion gerade dies Land bedrückte, wie viele Dichter im „Capua der Geister" verkümmert sind, wie Metternich dem Valke Spiele gab, um es von der Palitik abzulenken und wie sehr es ihm gelang, es auf die Kulisse zu dressieren. Eduard von Bauernfeld hat die damalige Regierungsfarm bissig eine „Theatrakratie" genannt. Wien starb als palitische Stadt ab, um eine Theaterstadt zu werden. Bis heut wirkt das nach in dem schauderhaften Schauspielerkult, der an der schönen blauen Danau getrieben wird. Metternich flah — aber besser ward es nicht. Es kam 1866, es kam der Nationalitätenhader und der innere Zerfall, dem gegenüber es einfach hieß und heißt: Fortwursteln. Nun denke man sich unter dem Druck dieser Verhältnisse Dichter. Kein stolzer Tag kann ihnen freudige Kraft verleihen, ihre Schöpfungen können nicht aufranken an graßen Taten, und kein neuer Lebensgehalt kann sie erfüllen. Es ist kein Wunder, wenn diesen Dichtern nun alles die Phantasie geben muß, was ihnen das Leben nicht gibt; wenn sie in eine Traumwelt, eine l'art pour l'art-Kunst hineingetrieben werden und schließlich zu höchster Verkünstelung, zu glänzender, aber auch spielerischer und inhaltsleerer Farm, zu artistischer Schaumschlägerei kammen. Es kann ja gar nicht anders sein . . . sie alle leiden an ihrem Vaterlande.

Hugo van Hofmannsthal ist der bedeutendste und feinste dieser Dichter. Er sagt in einem Gedicht: „Ganz vergessener Völker Müdigkeiten kann ich nicht abtun von meinen Lidern." Aber es ist die Müdigkeit des niedergehenden Österreichs, die auf ihm liegt. Der literarische Verwandlungskünstler Hermann Bahr hat den damals etwa 18jährigen Paeten zu Anfang der neunziger Jahre in die Literatur eingeführt und mit einem vielbelächelten Worte von ihm gesagt, er hätte die fallenden Schultern degenerierender Geschlechter, er sei der zarte und traurige Sohn einer alten, niedergehenden Kultur. Er wirkte gleich durch eine seltene Früh- und Überreife; in seiner Jugend war schon etwas Abgeklärtes, aber auch Greises, als trüge er die Erfahrungen vieler Geschlechter mit sich, und wie schöne, zu frühe Treibhausfrüchte erscheinen seine Schöpfungen wahl. Nichts ist ihm eigentlich ein würdigerer Gegenstand der Betrachtung, als er selber; jede Fühlung mit der Volksseele hat er verloren, nichts Graßes und Kräftiges begeistert ihn. Er wünscht nur, in Schönheit sich selbst zu genießen und sein kampliziertes Seelenleben zu studieren. Wenn er zu den Auserwählten spricht, so fühlt man aft, daß ihm die dunkle varnehme Bedeutsamkeit des alten Goethe varbildlich gewesen ist. Am meisten bewundert wird seine Form, zu

einem Teil auch mit Recht. In einzelnen Strophen und Versen ist sie von großer und eigner Schönheit, öfter aber noch dunkel, überfüllt, verkünstelt. Ganz natürlich steigt das Wort im Wert, je tiefer die Tat sinkt. Nur Hofmannsthal konnte in einer „Ballade des äußeren Lebens“ singen: „Und dennoch sagt der viel, der ‚Abend‘ sagt, ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.“

Wohin diese echt artistische Überschätzung des Wortes führt, zeigt sich am besten in einer kleinen Geschichte, die der eben erschienene erste Novellenband Hofmannsthals enthält. „Das Märchen der 672. Nacht und andre Erzählungen“ heißt der Titel des leichten Bändchens (Wiener Verlag, Wien 1905), und unter diesen „andren“ Erzählungen gibt es eine mit der Überschrift: „Ein Brief“, die man näher betrachten muß. Philipp Lord Chandos entschuldigt sich darin bei Bacon wegen des Verzichtes auf literarische Betätigung. Er kann nicht mehr schaffen, denn die Begriffe entziehen sich ihm, die Worte lassen ihn im Stich. Es ist ihm unmöglich, jene Worte in den Mund zu nehmen, deren sich doch alle Menschen ohne Bedenken geläufig zu bedienen pflegen. Es gelingt ihm nicht mehr, Menschen und Handlungen mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit zu erfassen. „Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten und in die ich wieder hineinstarren muß: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die man hindurch ins Leere kommt.“

Was Lord Chandos aber vielmehr Hofmannsthal hier auf vielen Seiten sich zu erklären bemüht, läßt sich in den wenigen herausgegriffenen Sätzen schwer verständlich machen. Die auf die Spitze getriebene Überschätzung des Wortes schlägt hier gleichsam um; von höchster Höhe erfolgt der Sturz ins Leere. Man muß die erste Erzählung des Bändchens daneben halten, um die ganze, sich schon in Spitzfindigkeit verlierende Kompliziertheit und Überfeinerung des Wiener Poeten zu ahnen. Ich sage deshalb „zu ahnen“, weil wir robusteren Menschen höchstens dumpf erfühlen können, was Hofmannsthal im „Märchen der 672. Nacht“ eigentlich will. Den Versuch des Wiedererzählens wage ich gar nicht zu machen.

Dagegen wird man die „Reitergeschichte“ und das „Erlebnis des Marschalls Bassompierre“ schon eher schätzen lernen. In beiden versucht Hofmannsthal den klassischen Novellenstil nachzubilden, und es gibt wirklich Seiten darin, die „klassisch“ wirken. Das Ganze allerdings wird dann doch nicht so recht rund. Und wieder fragt man sich, ob dieser Hofmannsthal nun eigentlich wirklich ein ursprüngliches Talent ist oder nur ein ganz außerordentliches Einfühlungstalent von raffiniertestem Geschmack. Die Frage bleibt offen. Aber hab' ich kürzlich an dieser Stelle über den Mangel an künstlerischer Kultur und Formsinn gesprochen, der uns Deutschen noch anhaftet und der uns um vieles bringt — so mag doch an diesem Wiener Poeten auch die Kehrseite der Medaille gezeigt werden: wie nämlich eine einseitig künstlerische Treibhauskultur, die sich gleichsam unter einer Glasglocke und unabhängig vom Gesamtleben der Nation entwickelt, zur Verzärtelung, zu exklusivstem Artistentum führt. —

Auf ungleich festeren Boden tritt man, wenn man sich den „Neuen Novellen“ des jüngst verstorbenen Karl Emil Franzos zuwendet (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). Wer einmal „Moschko von Parma“ oder „Die Juden von Barnow“ gelesen hat, wird den Erzähler Franzos immer sehr hoch stellen und gern nach jedem neuen Buche, das seinen Namen trägt, greifen. Dabei passiert es dann wohl, daß man auch einmal an ein minder erfreuliches gerät. Es ist ja nicht jedes Jahr ein gutes Weinjahr. Auch die „Neuen Novellen“ wird man nicht unter Franzos' beste Schöpfungen reihen. Denn ob er auch das heimatliche Forsthaus an der russisch-österreichischen Grenze Jahrzehnte verlassen hatte — auch er brauchte die Berührung mit dem Boden Halbasiens, dem Boden seiner Kindheit, um so recht stark und unbezwinglich zu werden. Er war in Berlin und Wien wohl schließlich viel mehr zu Hause als in Galizien, und doch blieb das Land seiner Jugend auch das Heimatland seiner Kunst. Dorthin, besonders in die kleinjüdischen Kreise, in eine uns fremde Kultur mußte er uns führen, wenn wir mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhören sollten. Denn ebenso bedeutend wie der Erzähler in ihm, ja noch bedeutender war der Sittenschilderer, dem wir prächtige kulturgeschichtliche Bilder verdanken. Wandte er sich vom östlichen Europa zum westlichen, entnahm er seine Stoffe den mehr abgeschliffenen und ausgeglichenen westeuropäischen Gesellschaftskreisen, so lag gleichsam das Beste in ihm brach. Das aber ist in den meisten Stücken der „Neuen Novellen“ der Fall.

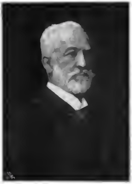
Trotzdem bricht auch hier überall der originelle Erzähler durch, der gern die abgegriffnen Stoffe vermeidet. Franzos liebte von je das stille, passive Heldentum, suchte es auf und wand ihm eine Gloriole. So erzählt er hier von einem lieben Geschöpfchen, das auch Schmerz und Schande auf sich nehmen will, um einen, der gut zu ihr war, zu retten. So erzählt er von einem „Feigling“, der um seiner unversorgten Kinder willen eine Forderung, die seinen sichern Tod bedeutet, ablehnt und die schimpfliche Entlassung, die gesellschaftliche Ächtung auf sich nimmt. So erzählt er von einem Arzt, dem der zu spät erkannte beste „Freund“ das geliebte Mädchen verführt und der die Gefallene und das Kind des andern zu sich nimmt und weltfern, in einem elenden Gebirgsdorf, auch hier von Hohn verfolgt, in stillem Heldentum dahinlebt.

Dabei ist Franzos klug genug, sich die grade bei solchen Stoffen naheliegende Sentimentalität vom Leibe zu halten. Ebenso klug vermeidet er es, aus individuellen Schicksalen verallgemeinernde Schlüße zu ziehen und der „Gesellschaftsmoral“ den üblichen Strick zu drehen. Auch er liebt es, in der Ich-Form zu erzählen, und hier, wo es sich um kleinere Novellen handelt, kommen ihre Vorzüge zur Geltung. So wird das Büchlein — das letzte, das Franzos noch selber zum Druck befördert hat — gewiß seine Freunde finden.

Illustrierte Rundschau.

Prof. Ernst Ewald-Berlin †. — Prof. Ant. Braith-Biberach †. — Prof. Rud. Koller-Zürich †. — Der neue Wertheim-Bau von Prof. A. Messel. — Grönland-Gemälde von Graf H. Moltke. — Neue Medaillen von Prof. R. Mayer-Karlsruhe. — Das jüngst versteigerte Gemälde „Kleopatra" von Tiepolo. — Zu unsern Bildern.

Professor Ernst Ewald, der am 30. Dezember v. J. in Berlin starb, ist nicht so sehr als selbstschaffender Künstler hervorgetreten, wie als Lehrer und Leiter der Unterrichtsanstalten des Kunstgewerbemuseums der Reichshauptstadt. Es gab allerdings auch eine Zeit, in der er als Maler hoch geschätzt wurde, aber sie liegt fast ein Menschenalter zurück; u. a. war er an der künstlerischen Ausschmückung des Berliner Rathauses, dann der Querhalle der Nationalgalerie (Nibelungensage), der Villa Ravene und der der Familie Ravene gehörigen sog. Burg Cochem an der Mosel hervorragend beteiligt. Schon seit fast vier Jahrzehnten aber lag das Schwergewicht der Tätigkeit des am 17. März 1836 Geborenen in der Heranbildung des kunstgewerblichen Nachwuchses. Er war 1868 der erste Lehrer am Kunstgewerbemuseum, und seit 1874 stand er ununterbrochen an der Spitze der Unterrichtsanstalt des Museums, seit 1881 leitete er auch die Kunstschule und das Zeichenseminar. Seiner ganzen Entwickelung und Anschauung nach konnten sich seine Ziele nicht immer mit denen decken, die unsere heutige künstlerische und kunstgewerbliche Bewegung aufs Panier geschrieben hat. Selbst seine Gegner mußten aber stets seinen Feinsinn, seine eminente Arbeitsfreudigkeit und sein Gerechtigkeitsgefühl anerkennen. Immer war er voll freudiger Anerkennung, wo er loben konnte; unermüdlich half und förderte er jedes wirkliche Talent. Die Zahl der von und unter ihm ausgebildeten Schüler zählt nach vielen Tausenden, und es werden sehr wenige unter ihnen sein, die dem trefflichen Manne nicht eine warme dankbare Erinnerung bewahrt haben. —



Ernst Ewald †.
Aufnahme von Reichard & Lindner, Königl. Hofphotographen in Berlin.



Anton Braith †.
Photographie von Franz Werner in München.

Am 3. Januar starb in Biberach, seiner Vaterstadt, der bekannte Tiermaler **Anton Braith**. Er war einer jener Künstler, die, ganz auf sich selbst angewiesen, unter unsäglicher Schwierigkeit sich die Möglichkeit des Studiums erst hatten erringen müssen — vorbildlich geradezu durch die Kraft, mit der er sich zur Reife emporgekämpft hatte. In Stuttgart und München, hier bei dem unvergessenen F. Voltz, studierte er, schlug aber bald eigene Wege ein. Vortrefflich verstand er es, seine Tiere — meist Rinder und Schafe — in die Landschaft hineinzustellen; ein kräftiges Kolorit, energische Pinselführung und eine auf gewissenhaftester Naturbeobachtung fußende Charakteristik



Rudolf Koller †.
Photographie von Alfred Fiedig in Zürich.

zeichnen fast alle seine Gemälde aus. Am bekanntesten dürften von diesen der „Ochsenzug" (Hamburger Kunsthalle), die „Herde vor dem Gewitter" und der „Lustige Morgen" (eine Herde Jungvieh; Berliner Nationalgalerie) geworden sein. —

Fast gleichzeitig, am 5. Januar, verlor die Schweiz ihren größten Tiermaler. Rudolf Koller, geboren am 21. Mai 1828 in Zürich, war der Sohn eines Metzgermeisters; er studierte in Düsseldorf — wo er innige Freundschaft mit Arnold Böcklin schloß —, dann auch bei Friedrich Voltz in München, wo er erst in der Tiermalerei seine Sonderkunst erkannte; seit 1856 saß er fast ununterbrochen in seiner schönen Vaterstadt. Ganz langsam nur kam er zur allgemeinen Anerkennung, und noch, als die Schweizer längst wußten, was sie an ihm besaßen, war er im Auslande fast unbekannt. Heut besitzen fast sämtliche große Galerien von ihm Gemälde, die vielfach durch eine für die Zeit ihrer Entstehung auffallend realistische Auffassung ausgezeichnet sind. Wohl seine besten, auch landschaftlich sehr reizvollen Werke befinden sich im Museum zu Basel. —



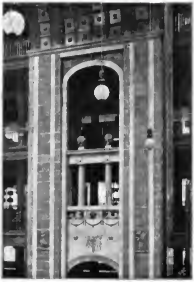
Der Neubau des Warenhauses Wertheim-Berlin; Eckbau. Von Prof. A. Messel.



Von der Fassade des Warenhauses Wertheim; Ecke Leipziger Platz und Leipziger Straße.

Die in unseren Großstädten wie die Pilze emporschießenden Warenhäuser geben sich baulich nur sehr ausnahmsweise als einen Schmuck des Straßenbildes, was um so bedauerlicher ist, da sie dies Bild in ihrer Massenhaftigkeit geradezu ausschlaggebend beeinflussen. Eine Ausnahme der erfreulichsten Art aber bildet das ge-

waltige Warenhaus Wertheim in der größten Verkehrsstraße Berlins, der Leipzigerstraße. Schon der bisherige Bau verriet in dem Architekten, Professor A. Messel, einen Baukünstler von seltenster Begabung. Es will mir nicht zu viel erscheinen, wenn ich sage: noch kein Architekt verstand wie er die Riesenfassade eines modernen Nützlichkeitsbaues in gleich künstlerischer Weise zu gliedern; was das Warenhaus außerdem an Feinheiten aufweist, im Innern ganz besonders, aber auch an der rückwärtigen Front nach der Voßstraße, geht leider dem flüchtigen Beschauer meist ganz verloren. Nun aber ist auch der zweite Teil des großen Baus, nach den Leipziger Platz hinübergreifend, vollendet, und er ist eine künstlerische Tat. Es gibt in der Reichshauptstadt unter all den in den letzten Jahrzehnten entstandenen Bauten — so wenig sich derart ungleiche Dinge eigentlich vergleichen lassen: ich nehme auch Wallots Reichstagsgebäude nicht aus! — keinen Bau, der gleich groß, gleich einheitlich wirkt. In schönster Weise gestaltete er mit einem Male das ganze architektonische Bild um, das dem Beschauer entgegentritt, wenn er, etwa vom Potsdamer Bahnhof kommend, den Leipziger Platz betritt. Wenn man kritteln wollte, könnte man vielleicht das Dach nicht ganz glücklich erfunden nennen; aber in allem übrigen ist der Bau mit der wuchtigen Ausbildung der Ecke, den dunklen, kräftigen Bogen, den schlanken Pfeilern und Fenstern geradezu wundervoll. Dankbar müssen wir Prof. Messel vor allem auch dafür sein, daß er für diese Ecke des vornehmen Platzes die Schauläden vermied oder vielmehr, da sie sich nicht ganz ausschalten ließen, gewissermaßen dem ersten Blick entzog, indem er ihnen eine herrlich gebildete, laubenartige Vorhalle vorlagerte. Der Eindruck, den die Fassade hervorruft, hält aber auch an, wenn man das Innere durchmustert, das im wesentlichen von einer ungeheuren, fast hätte ich geschrieben: Festhalle eingenommen wird. Ein Riesenlichthof ist das, von der feinsten Harmonie in den Abmessungen, mit einer herrlichen Treppenanlage, mit prächtigen Brückenbogen hoch oben zur Verbindung der Galerien — zu schade eigentlich, wenn man ehrlich sein will, für seine Bestimmung. Wie mich denn überhaupt jedesmal, wenn ich diesen,



Aus der großen Halle des Warenhauses Wertheim.



Graf Harald Moltke.



Seehundsjäger im Ewigkeitsfjord. Studie von Graf Harald Moltke.

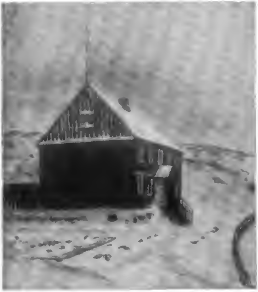


Walrosse bei Tesseralik.
Studie von Graf Harald Moltke.

fast überreich mit Werken der Plastik und der Kleinkunst geschmückten Bau bewunderte, der Traum packen wollte, ich stünde hier, trotz aller modernen, dem Zwecke dienenden Zutaten, vor einem Rathaus von hehrer Monumentalität. Ich mußte immer erst den Umweg über die imposanten Kaufhäuser der alten deutschen Städte suchen, um mich in die Gegenwart zurückzufinden.

Der großen dänischen Grönlandexpedition unter der Leitung des Schriftstellers Mylius-Erichsen, die nach zweijährigem Aufenthalte bei den Eskimos vor kurzem nach Kopenhagen heimkehrte, gehörte auch der Maler Graf **Harald Moltke** an, ein Großneffe des Generalfeldmarschalls. Zu den reichen wissenschaftlichen Ergebnissen der Expedition, die sich besonders die Erforschung der Sitten und Gebräuche einiger noch heidnischer, im höchsten Norden wohnender Eskimostämme zur Aufgabe gestellt hatte, gesellen sich nun die künstlerischen, die Graf Moltke mitbrachte. Unter den denkbar größten Schwierigkeiten, schließlich schwer erkrankt, sammelte der junge Künstler ein geradezu unschätzbares Material. Aus der Ausbeute von gegen zweihundert Gemälden, Skizzen und Zeichnungen kaufte jetzt der „Karlsberger Fond“ für 5000 Kronen eine Serie von 35 Nummern an und überwies sie dem Kopenhagener Nationalmuseum. Wir freuen uns, unseren Lesern schon jetzt einige dieser frischen Arbeiten, die von gleichem künstlerischen wie ethnographischen Interesse sind, vorführen zu können; famos erscheinen uns besonders die Köpfe der drei Grönländer, welche die Expedition auf der vier Monate währenden Rückfahrt aus ihrer nördlichsten Station treulichst begleiteten. —

In der Reihenfolge der Abbildungen unserer Rundschau schließen sich einige prächtige neuere **Medaillen** von Prof. R. **Mayer** in Karlsruhe an, Porträtköpfe von schärfster und feinster Charakteristik. Immer wieder möchten wir an dieser Stelle darauf hinweisen, wie



Das Jakobshavener Pfarrhaus im Mondschein.
Gemälde von Graf Harald Moltke.

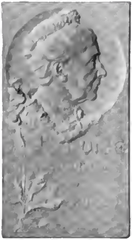


Bildnisse dreier Grönländer, die den Grafen auf seiner Rückfahrt von Kap York bis Upernivik begleiteten.
Studie von Graf Harald Moltke.

wünschenswert es wäre, wenn unsere Kunstfreunde der schönen Medailleurkunst, die jetzt bei uns in neuer Blüte steht, ihre Aufmerksamkeit und ihre Unterstützung leihen wollten. Nicht nur, wohlverstanden, als Sammler, sondern auch als Auftraggeber. Heut gilt es noch als ein Entschluß, manchen mag es auch als eine Überhebung gelten, sich im Medaillon verewigen zu lassen, als ob die Me-



Ballspielende junge Mädchen in Jterasuk.
Gemälde von Graf Harald Moltke.



Luise, Großherzogin von Baden.
Plakette von Prof. R. Mayer in Karlsruhe.

daille grundsätzlich nur Berühmtheiten zustände. In Frankreich denkt man längst freier und weiter; dort ist es gar nichts Außergewöhnliches, daß auch der „Unberühmte" sich oder seine Gattin oder ein geliebtes Kind im Medaillon verewigen läßt. Und auch deshalb steht die französische Medailleurkunst so hoch! Kürzlich kam die umfangreiche, auf Schloß Miltenberg im Lauf von Jahrzehnten zusammengebrachte Kunstsammlung zur öffentlichen Versteigerung, bei der zum Teil überraschend hohe Preise erzielt wurden. Von den beiden Hauptstücken brachte das eine — eine etwas beschädigte Madonna von Herman tom Ring (1521—1598), dessen besten Werke sich noch in seiner Vaterstadt Münster befinden — 2300 Mark; das andere, dessen Reproduktion wir geben, eine „Kleopatra" von Tiepolo, ging für 3500 in den Besitz der Firma Seligsberger in Würzburg über. Das Gemälde war übrigens schon im Jahre 1896, als in Würzburg, das bekanntlich in seinem herrlichen Schloß die schönsten Tiepolos auf deutschem Boden besitzt, die große Ausstellung von Werken des Künstlers stattfand, dort bewundert worden. —

Unser farbiges Titelbild gibt eine Arbeit von H. Vogeler wieder, dem Worpsweder Meister. Es ist ein schönes Blatt, schlicht und dabei von starkem Farbenreiz; famos stehen die großen weißen Blüten auf dem Grün, und nicht minder wirkungsvoll hebt sich das rötlichgelbe Strohdach vom blauen Himmel ab. — Zwischen Seite 8 und Seite 9 ist eine der eigenartigen Schöpfungen des Pariser F. A. Renoir eingeschaltet. Einen Ausschnitt aus einer Theaterloge gibt Renoir diesmal wieder, der stets in das volle Leben hineingreift, mit fest zupackender Hand, und immer Augenblicksbilder festzuhalten sucht — man achte z. B. auf das Opernglas! — und vorüberhuschende Gesichtsausdrücke bildmäßig zu fixieren



Goethe-Medaille.
Von Prof. R. Mayer in Karlsruhe.





Liszt. Schopenhauer.
Medaillen von Prof. R. Mayer in Karlsruhe.



Kleopatra. Gemälde von Tiepolo.
Im Besitz von S. Seligsberger Ww. in Würzburg.

strebt. Vielleicht könnte man eine direkte Linie von Goya, dessen Kunst wir im vorigen Heft breiteren Raum widmeten, zu dem ganz modernen Renoir konstruieren. — Die „Heimkehr von der Arbeit“ schildert der Spanier E. Graner-Arrufi (zwischen Seite 16 und 17); müde kommen die Mäher vom Felde, spät am Abend, während tief unten schon die Lichter der Großstadt schimmern. — Franz Stuck hatte stets einen archaisierenden Zug in seiner Kunst, und dieser tritt auf dem Werke, das wir zwischen Seite 24 und 25 reproduzieren, besonders stark hervor; aber interessant ist dieser weibliche Kopf unbedingt. — Zwei Landschaften von ganz verschiedener Art mögen sich anschließen. Die eine von Franz Hoch (zwischen Seite 32 und 33) ist echte Heimatskunst, verkörpert ein Stück deutscher Erde; die andere des großen Briten Turner gibt einen Blick auf Venedig wieder, wie ihn der Phantasievolle, der „kühnste Poet unter den Landschaftern aller Zeiten“ so gern malte (zw. S. 80 u. 81). Der Gegensatz ist interessant. — Und weiter mag man den famosen Ostfriesischen Bauern von Hochmann (zw. S. 56 u. 57) und die Alten finländischen Frauen von Albert Edelfelt (zw. S. 48 u. 49) in eine Parallele stellen, hier aber, um die verwandten Züge herauszufinden, die nicht nur im Stoffgebiet zu wurzeln scheinen. — Überaus reizvoll endlich ist das Kinderbild von W. Balmer (zw. S. 72 u. 73); überraschend, virtuos in der Komposition, der kecken Aneinanderreihung der vier Brüder, und höchst wirkungsvoll in der Ausführung. Ich wüßte kaum, wie man solch eine schwierige Porträt-Aufgabe geschickter anfassen könnte.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 8, April 1905.

Dodi.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

Erstes Kapitel.

Amsterdam, 13. Mai 1894.

Meine liebe kleine Dodi!

Dies ist das erste Geburtstagsbriefchen, das Du von Deinem Väterchen bekommst. Als ich das letzte Mal Dein Fest mitfeierte, konntest Du noch nicht lesen. Aber inzwischen bist Du ja ein großes Schulmädel von ganzen acht Jahren geworden. Mutti hat mir geschrieben, was für einen lieben, verständigen, kleinen Kameraden sie an Dir hat, wenn Du auch noch ein bißchen arg wild mit Deinen Puppen umgehst.

Väterchen will Dir zu Deinem Geburtstag natürlich auch etwas schenken. Ein hübsches, kleines Segelboot, das Du im Gartenteich schwimmen lassen kannst, hab' ich für Dich geschnitzt. Genau so eins wie das, worin wir zwei beide damals unsern Ausflug auf die See hinaus gemacht haben, — erinnerst Du Dich noch? Und bei der Arbeit hab' ich immerzu an meine liebe, kleine Dodi gedacht, an meinen zärtlichen, stürmischen Wildfang, der sich beim letzten Abschied mit seinem roten, heißen Plaudermund an meiner Backe so festgesaugt hat, daß ich meine, ich spüre es heute noch, der mit seinen schlanken Ärmchen meinen Hals so angstvoll umklammert hat, als wollte er mich gar nicht von sich lassen.

Liebe, liebe, kleine Dodi, denkst Du denn noch zuweilen an mich? Und ist Dir ein bißchen bange nach mir?

Ach Du mein kleiner Schatz, Dein einsames Väterchen hat so oft, so oft des Abends am Wasser gestanden und hat seine Blicke an die großen Schiffe geklammert, die zu Mutti und zu seiner lieben Dodi nach der fernen Kieler Föhrde gefahren sind. Und so brennend gern wäre er mit ihnen gezogen. Aber er durfte ja nicht weg, sondern mußte fleißig sein, mußte arbeiten, um für Mutti und seinen kleinen Schatz ein neues Häuslein im fremden Land aufzubauen, ein neues Glück zu zimmern. Das alles wirst Du erst später so recht verstehen, wenn Du groß bist, kleine Dodi.

Aber was ich Dir heute schreiben will, mein liebes Geburtstagskind, das kannst Du schon verstehen. Ich bitte Dich um etwas, kleine Dodi.

Weißt Du um was?

Wenn es dunkel im Stübchen geworden ist, wenn Onkel und Tante und Deine kleinen Freundinnen Dich mit Mutti an Deinem Geburtstagstisch allein gelassen haben, dann sollst Du sachte auf den Fußspitzen zu unserer lieben Mutti gehn, Dein braunes Köpfchen an ihren Arm lehnen, sie so recht lieb und zärtlich mit Deinen großen, blauen Kinderaugen angucken und ganz leise

zu ihr sagen: „Mutti, liebe Mutti, ach laß uns doch zu Väterchen reisen, er bangt sich doch so nach uns beiden, sei doch wieder gut mit ihm, er will uns beide ja nur glücklich, glücklich, glücklich machen —!“

Vielleicht herzt und küßt Dich Mutti dann, packt flugs die Koffer und fährt mit Dir her zu mir. Dodi, kleine Dodi, und dann sollt Ihr zwei mit mir weit in die Welt hinaus!

Hast Du Furcht, Dodi? Ach, bewahre, Du bist ja mein mutiger, kleiner Wildfang! Auch damals schon, wo Du knapp fünf Jahre warst, hast Du Dich doch mit Vater aufs dunkle Wasser hinaus gewagt, trotzdem die Wellen hoch gingen und der Wind pfiff. Gelt, Du wußtest: Väterchen sitzt am Steuer, der läßt Dir nichts geschehen!

Liebe, liebe, kleine Dodi, sag' das doch unserer Mutti, wenn ihr's vielleicht noch bange ist vor der Fahrt ins Ungewisse, sag' ihr's immerzu: Väterchen sitzt am Steuer, der läßt Euch nichts geschehen!

Lebewohl, mein kleiner, großer Schatz! Ich küsse Dich vielmals auf Deine lieben, treuen, mutigen, blauen Augen und presse Dich in Gedanken an mich, so innig, so sehnsüchtig — ach, so sehnsüchtig, meine kleine Dodi!

Dein einsamer Vater.

Amsterdam, 13. Mai 1894.

Liebe Mia!

Lies die folgenden Zeilen, wenn Du ganz allein bist, lies sie zu Ende und denke in Sammlung darüber nach, ohne Dich von Deinem Bruder und seiner Frau stören oder beeinflussen zu lassen. Diese Zeilen stellen Dich vor eine große und schwere, vielleicht harte Entscheidung. Aber Du mußt sie selbständig treffen. Niemand kann und darf Dir darin raten und beistehen. Die Liebe zu unserem Kind, die Liebe zu Deinem Mann, das Vertrauen auf ihn muß Dich den rechten Weg führen.

Liebes Weib, ich kann Dir nur sagen, ich habe namenlos gelitten in dieser langen Zeit der Ungewißheit, der Halbheit, des Tastens und Irrens, vor allem des Irrseins an mir selbst. Daß Du mitgelitten hast, weiß ich. Mitgelitten hast Du namentlich unter dem offenen Bedauern, dem versteckten Spott Deiner Verwandten: daß Dein Mann noch im neunten Jahr der Ehe auf der Suche ist nach einem ihn erfüllenden Beruf, einer ihn und die Seinen ernährenden Existenz — kurz einem äußern Daseinsziel.

Schwager Alwin gibt mir allein die Schuld — mir und meinem Leichtsinn, meiner Unbeständigkeit. Hätte ich im März vor zwei Jahren nicht ohne jeden triftigen Grund die Laufbahn als Seeoffizier aufgegeben, so würde ich jetzt im Sommer schon das Kapitänleutnants-Patent erhalten haben, stünde sicher und wohlbeamtet da und böte meiner Frau eine gute gesellschaftliche Position. Nun, ich bin zu müde, um heute noch über die Triftigkeit der Gründe meines Scheidens aus dem Dienst des Langen und Breiten zu debattieren. Gestritten, gerungen mit Deinen Verwandten, mich verteidigt, Dir vorgestellt habe ich wahrlich genug. Nur Du, mein Weib, gerade Du solltest in Deinem Stolz, in Deinem Selbstgefühl das Eine anerkennen: ich bin aus meiner Karriere geschieden, nicht um Dich zu erniedrigen, sondern um Dich zu erhöhen.

Denn so war es keine Ehe zwischen uns, Mia. Der Dienst ließ mich oft nur für Wochen, manchmal nur für Tage am Festland — und von Kindheit an einsam, sehnte ich mich doch nach einer wirklichen Seelengemeinschaft. Auf unserer Hochzeitsfahrt durch die Skären, in der Stille und Feierlichkeit da droben, und später, als Du Dodi unterm Herzen trugst, verstandest Du mich auch, glaub' ich. Unterm Zwang des mir schließlich so verhaßten Dienstes erlebte ich eine klägliche Enttäuschung. Die Gemeinschaft zwischen uns sank schließlich noch unter das Niveau der erstbesten Durchschnittsehe. Und das schwerste: unserm Kind war nicht ich Erzieher, sondern Dein Bruder.

Es gibt keine größeren Gegensätze — in Temperament, Überzeugung und Lebenshaltung — als die zwischen Alwin und mir bestehen. Schwager Alwin will eine gehorsame Sklavin aus dem Kind machen — ich will es zu einem freien, großen, stolzen Menschen erziehen. Du, Mia, hast Dich — leider! — bis zu dieser Stunde noch nicht zu entscheiden gewagt, trotzdem das Tischtuch zwischen ihm und mir endgültig zerschnitten ist.

Als ich meinen Abschied nachsuchte und erhielt, wußte Alwin mir alle Wege abzuschneiden, die mich zur Freiheit führten,

die mir's ermöglichten, mich dauernd mit Dir und Dodi zu verbinden. War es Haß, war es Neid, war es nur verletzter Dünkel, oder waren es versteckte Tyrannegelüsten. Er wußte mich Deiner Großmama, der Konsulin, als bei meinem Dienstaustritt die Kaution an sie zurückfiel, als einen überspannten Phantasten zu schildern; er setzte es damit durch, daß uns Dein Kapital vorenthalten wurde, das mir den Eintritt in die Werftdirektion von Vanderlips & Hoge ermöglicht hätte. Auch ohne das Geld von Großmama Kaupisch hätte ich mit Krostas Fürsprache die glänzende Stellung schließlich doch noch bekommen, wenn sein jäher Tod nicht meinen liebsten, stolzesten Plan kurz vor der Verwirklichung vernichtet hätte. Meine Studien auf der Charlottenburger Hochschule sind nun vergeblich gewesen, auch meine praktische Lehrzeit hier auf der Werft hat mich äußerlich in nichts gefördert. Das Schicksal hat mir also tragisch mitgespielt; aber gebeugt hat es mich nicht. Im Gegenteil, es hat mich von den letzten Standesvorurteilen befreit.

Ich habe die eigne Kraft schätzen lernen, Mia, das Selfmademantum.

Deine Verwandten werden mich nun wiederum einen überspannten Phantasten nennen, sie werden Dich mit meiner Unbeständigkeit schrecken, Dir das häufige, leichtsinnige Wechseln meiner Ziele vorhalten, das bisher in Wahrheit ja nur ein Suchen war, sie werden Dich davor warnen, einem hitzigen, weltfremden Sonderling Dein und Deines Kindes Schicksal anzuvertrauen.

Aber ich flehe Dich an, Mia: höre nicht auf sie! Wage, was Du längst hättest wagen müssen: nimm Dodi an die Hand und komm zu mir. Komm, wie Du stehst und gehst. Zögere nicht mit Packen, damit Du dabei nicht wieder kleinmütig wirst. Hast Du den entscheidenden Schritt getan, so reise ich in den nächsten Tagen selbst nach Kiel und erledige dort statt Deiner alles Geschäftliche. Aber vor allem: komm — komm so rasch als möglich!

Was ich vorhabe, ist rasch berichtet. Ein günstiger Umstand wirft mir ein neues Glück in den Schoß. Es ist nur ein kleines, bescheidenes Glück, Mia. Die Sphäre, in der es zu finden ist, wird Dich anfangs auch befremden. Aber wenigstens schützen mich die äußeren Bedingungen, unter denen es sich mir bietet, vor einer Aufwärmung von Alwins altem Verdacht, womit er bisher all meine Versöhnungsversuche zum Scheitern gebracht, womit er mir schließlich jede mündliche Aussprache unmöglich gemacht hat, von der Verdächtigung, daß ich mir den Besitz von Deinem oder Dodis Vermögen verschaffen will.

Liebe, liebe Mia, ich will Dich, Dich ganz allein, ich will nicht Dein Geld.

Du entsinnst Dich des Herrn von Myrach, den wir auf unserer Hochzeitsreise in Hamburg trafen. Er stand im Begriff, nach unsern jungen Kolonien auszuwandern. Über seine Pläne war er sich noch ganz unklar — Du weißt, wie ich ihm Mut zusprach, ihn aufrichtete. Im Jahr zuvor war das Rittergut seines Vaters unter den Hammer gekommen, er hatte seinen Abschied von den Gardejägern nehmen müssen, war ein Halbjahr lang Distriktskommissarius im Posenschen gewesen, aber es duldete ihn in der Heimat nicht mehr unter den für ihn so trübselig veränderten Bedingungen. Er hat in Swakopmund rasch sein Glück gemacht, wie Du weißt. Wir sprachen ja noch davon, nach meiner vorletzten Reise mit dem Seekadettenschulschiff, auf der ich ihn besucht hatte. Sein schmuckes Hotel, von dem ich Dir damals so viel erzählte, das einzige, das für Europäer dort am Platz in Betracht kommt, will er nun verkaufen, d. h. zunächst in Pacht geben. Seine Frau, die Badenserin, die mit ihrem Charme und ihrem praktischen Sinn die Seele des rasch aufblühenden Geschäfts geworden war, hat er letzten Winter verloren, sie stürzte unglücklich mit dem Pferd. Jetzt gedenkt er mit seinen Töchtern, den Zwillingen, von denen ich Dir damals erzählte, nach Deutschland heimzukehren, um das väterliche Gut, das augenblicklich für ein billiges wieder zu haben ist, zurückzukaufen.

Mann gegen Mann habe ich mit Myrach gesprochen, und wir sind einig geworden. Er kennt mich von der Kadettenzeit her, er kennt mein Leben bis in die letzte Falte, er vertraut mir. Kaution verlangt er von mir nicht, er rüstet mich sogar mit einem kleinen Betriebskapital für die erste Zeit aus.

Die Lebensbedingungen in unsern Kolonien kenne ich ja, besonders genau die in Südwestafrika. Die gesundheitlichen Ver-

hältnisse von Swakopmund sind vielleicht die besten von all unsern Kolonien.

Aber zu zögern ist nicht mehr. Am 29. Mai geht der neue „Woermann“ von Hamburg ab, wir müßten uns also bereit halten, um am 30. abends in Cherbourg an Bord zu gehen In Myrachs Abwesenheit steht seine Schwägerin dem Hause vor. Sie ist erbötig, noch bis zum Weihnachtsfest drüben zu bleiben, um uns bei unserer Einrichtung zu helfen. Fachkenntnisse (außer denen in kaufmännischer Buchführung, die ich mir ja hier erworben habe) sind nicht erforderlich. Ein offenes Auge, Herz und Sinn frei von Vorurteil, deutscher Fleiß und deutsche Ehrlichkeit sind nötig. Und die Seele des Unternehmens will ich ja mitbringen: die deutsche Hausfrau!

Unsere neue Heimat liegt weit von hier, Mia. Ich bin auch nicht so blind optimistisch, daß ich glaubte, wir würden gleich in den nächsten Jahren mit Schätzen reich beladen nach Deutschland zurückkehren können. Das Unternehmen ist heute keine Goldgrube mehr wie vor einem Dezennium, als Myrach sein guter Stern dahin führte. Aber es ernährt uns auskömmlich, vor der äußersten Not schützt uns ja noch immer meine Pension, es gibt uns die Möglichkeit beisammen zu sein, zusammenzuhalten in Freud und Leid, eine gute, treue, deutsche Ehe zu führen — und für unser Kind zu leben.

Liebe, liebe Mia! Erschrick nicht vor dem Ungewohnten, entsetze Dich nicht wieder vor tausend dunkeln Gefahren, laß Dich nicht beirren von Deinen Verwandten, bleibe nicht kleinmütig, sondern raffe Dich auf! Ich führe Dich in keine Wildnis, nicht unter Wilde, ich führe Dich in ein gesundes, deutsches Land, in eine mächtig aufblühende Stadt, die unter dem Schutz unserer Flagge, unserer Flotte steht. Und was ist heutzutage eine Fahrt übers Meer — an Bord eines Schiffs, wie's der große „Woermann“ ist, eines schwimmenden Palastes, — zumal wenn Du Dein Kind, Deinen Mann bei Dir hast, alles was Dir lieb und wert ist!

Ja — was soll ich Dir sonst noch alles sagen, Mia, um Dir zu beweisen, wie dringend ich Dich jetzt brauche, um Dir vorzustellen, daß Du mir nun eine unentbehrliche Hilfe und Stütze bist.

Entscheide Dich kurz, entscheide Dich gut. Für Deinen Mann ist dies der letzte Rettungsanker. Das Gesetz verpflichtet Dich, Deinem Mann zu folgen. Aber ich fordere nicht — ich bitte. Du sollst frei sein in Deinem Willen. Die Liebe soll Dich führen.

Erinnere Dich der schönsten Zeiten, die wir mitsammen verlebt haben, Mia: der paar Reisen, wo wir unabhängig von Deinen Verwandten waren, wo Du von Tag zu Tag mehr den Kopf aufzurichten lerntest, eine neue Welt sahst, die sie Dir daheim verschlossen hielten, wo Du mir ein lieber, verständnisvoller, wackerer Wanderkamerad warst. Es kann jetzt alles, alles wieder gut werden, hoffnungsfroh wie damals, Mia: wir sind ja beide noch jung, das halbe Leben liegt ja noch vor uns. Gelt, Mia, wir wollen es uns nicht verpfuschen lassen?!

Lies das alles wieder und wieder. Zieh den Brief des Nachts hervor und lies ihn an Dodis Bettchen, still für Dich, lies ihn dann wieder im hellen Sonnenlicht, klar und nüchtern prüfend.

Ich hätte selbst zu Dir hinkommen können, um Dir alles zu sagen. Aber überrumpeln mochte ich Dich nicht. Ich muß Dich überzeugen, nicht überreden. Und es wäre nur das halbe Glück für mich, hörte ich ein zögerndes Ja, müßt' ich Dich vorher wieder zweifeln, zagen, verzagen und mißtrauen sehen.

Entscheide Dich, Mia, und schreib mir nur den einen, alles in sich schließenden Satz: „Ich komme!“

Es ist die Lebenswende, Mia. Hier stehe ich, Liebste, und strecke Dir beide Hände entgegen!

Dein Mann.

Kiel, 21. Mai 1894.

Herrn Max Olfers, Oberleutnant z. S. a. D.
Hochwohlgeboren,
zur Zeit Amsterdam,
Vanderlips & Hoges Werft.

Geehrter Herr Olfers!

Nach reiflicher Erwägung hat meine Schwester Maria mich beauftragt, Ihren Brief und Ihre beiden Telegramme an ihrer Statt zu beantworten. Ihr Hierherkommen erübrigt sich aus den Gründen, die ich auf Ihre gestrige Depesche Ihnen drahtlich mitgeteilt habe: meine arme Schwester hat in Begleitung ihrer Tochter Ottilie Kiel leider verlassen müssen, um ihre stark angegriffenen Nerven einer mehrwöchigen Kur zu unterziehen.

Es liegt mir in diesem Falle nicht ob, auf die gegen mich persönlich gerichteten Angriffe, die Ihr Brief an meine Schwester Maria enthält, einzugehen. Die betr. Punkte scheiden somit heute aus.

Meine arme Schwester hat mehrere Tage hindurch ehrlich mit sich gekämpft, bevor sie Rat und Hilfe ihrer Verwandten in Anspruch zu nehmen sich entschloß. Die sorgfältige, liebevolle Erziehung, die sie im Schoß ihrer Familie genossen, der heilige Ernst, mit dem sie ihre Pflichten als Gattin und Mutter auffaßt, nicht zuletzt die aufreibende Sorge, womit sie ihren Mann sich in ein neues, gefährliches Abenteuer blindlings hineinstürzen sieht, haben ihr dies schließlich als den einzigen Ausweg aus der peinvollen Situation erscheinen lassen.

Wir alle, die es gut und ehrlich mit meiner unglücklichen Schwester Maria meinen — Großmama Kaupisch, unser väterlicher Freund Justizrat Dröse, meine liebe Frau Elisabet und ich — haben den Fall sine ira et studio in längerem Familienrat gründlich erwogen und sind zu dem Ergebnis gelangt, meiner armen Schwester den dringenden Rat zu erteilen, ihr Schicksal und das ihres Kindes dem waghalsigen Unternehmen, das Sie neuerdings planen, unter keinen Umständen anzuvertrauen. Und Frau Konsul Kaupisch hat sofort erklärt, daß sie weder jemals zu einer pekuniären Unterstützung dieses Unternehmens ihre Hand reichen werde, noch überhaupt ihrer Enkelin das ihr seinerzeit zugesagte Vermögen testamentarisch zu sichern gedächte, falls Maria in diesen Auswanderungsplan einwilligte.

Daraufhin, in der wohlbegründeten Sorge um das spätere Geschick ihrer Tochter Ottilie, hat meine Schwester Maria, so schwer es ihr geworden ist, uns allen die bestimmte Versicherung gegeben, daß sie Ihren Vorschlag zurückweise.

Namens und im Auftrag sämtlicher Familienmitglieder habe ich nun, unter Mitteilung dieses Entschlusses, die gleichzeitige Aufforderung an Sie ergehen zu lassen, Ihren Wiedereintritt in die Marine zu bewerkstelligen. Wir sind alle bereit, jede Voreingenommenheit fallen zu lassen und unter das Geschehene einen Strich zu machen, wenn Sie dadurch zu erkennen geben, daß Ihnen daran liegt, Ihrer Gattin diejenige soziale, finanziell und wirtschaftlich gesicherte Stellung einzuräumen, die seinerzeit die Voraussetzung für das Zustandekommen der Heirat gebildet hat. Auch ist Frau Konsul Kaupisch erbötig, nicht nur die für Ihren Wiedereintrit erforderliche Kaution zu erlegen, sondern Ihnen auch einen erhöhten jährlichen Zuschuß zu bewilligen.

Erhaben über den Vorwurf, den Sie mir persönlich machen und auf den näher einzugehen ich heute weder eine Ursache noch auch — formell — das Recht habe, entledige ich mich ferner eines im Familienrat mir erteilten Auftrages, wenn ich den Verdacht entschieden zurückweise, irgendeiner der Verwandten meiner armen Schwester habe je den Versuch unternommen, Ihre anderweitigen Pläne nach ihrem plötzlichen Scheiden aus dem Seeoffizierkorps zu durchkreuzen. Vor allem protestiert unsere Großmama Kaupisch nachdrücklich gegen die Auslegung, daß sie das Interesse ihrer Enkelin in anderer als selbstloser Weise wahrgenommen habe. Daß sie das Kapital, das nach ihrem Tod ihre Enkelin erben soll, in ein erst noch werdendes Unternehmen, eine holländische Werft, deren Geschäfte sie nicht selbst kontrollieren konnte, hätte stecken sollen, das deckte sich einfach nicht mit ihren soliden Geschäftsprinzipien.

Sie haben auch selbst in der Zeit seit Ihrer Trennung von Maria und Ottilie durch das häufige Schwanken in Ihren Plänen, das unsichere Umhertasten nach einem neuen Beruf keineswegs die Gewähr erbracht, daß Sie bei dem neu geplanten Unternehmen größere Ausdauer zeigen würden.

Daß dieses Hotelunternehmen kein standesgemäßes ist, daß die Position, die Sie Ihrer Frau damit bieten, die von Kindheit an aufs sorgfältigste ferngehalten worden ist von der Berührung mit schiffbrüchigen Existenzen usw., wie sie in den Kolonien sich hauptsächlich zusammenfinden, weder ihrer Neigung noch ihrer Erziehung noch auch ihrer wirtschaftlichen Vorbildung entspricht, erwähne ich nur nebenher.

Wir sehen uns also in die Lage versetzt, innerhalb einer letzten Frist von acht Tagen eine bestimmte Antwort auf unsere ebenso bestimmte Frage zu fordern: Sind Sie bereit, Ihren Wiedereintritt in das Offizierkorps zu betreiben oder sich um eine standesgemäße Zivilstellung innerhalb Deutschlands zu bewerben, wie sie Ihnen bei

Ihrer Pensionierung in Aussicht gestellt worden ist?

In diesem Falle würde Maria sofort bereit sein, die eheliche Gemeinschaft wieder aufzunehmen.

Andernfalls würde meine unglückliche Schwester sich gezwungen sehen, die Scheidungsklage gegen Sie einzureichen, mit dem Antrag: Sie wegen böslichen Verlassens für den allein schuldigen Teil zu erklären und Ottiliens Erziehung in die Hände der Mutter zu legen.

Wir alle geben uns aber der Hoffnung hin, daß unsere inständige Vorstellung nicht ungehört verhallt. Um so mehr, als unsere arme Maria, die unter den Erschütterungen schwer gelitten hat, eines versöhnlichen Ausgleichs dringend bedürfte. Eben ihres zerrütteten Nervensystems wegen müssen wir Ihnen vorläufig auch eine persönliche Aussprache mit ihr verwehren: bis Sie bereit sind, unsere Vorschläge zu akzeptieren.

Indem ich Sie, trotz allem in schwägerlichem Interesse, bitte, meine Ausführungen nur als das Ergebnis ernster, sorgender, auch um Ihr Wohl und Wehe aufrichtig besorgter Erörterungen im Familienrate anzusehen, schließe ich als Ihr nach wie vor

In vollkommener Hochachtung

Ihnen ergebener
Alwin Mangelsdorff,
Dr. phil., Gymnasiallehrer.

Amsterdam, 28. Mai 1894.

Meine liebe kleine Dodi!

Ich weiß nicht, ob diese Zeilen je in Deine Hände gelangen werden. Und ich weiß nicht, ob Du sie wirst entziffern können. Es sind meine Abschiedszeilen, die letzten, die ich in Europa schreibe.

Liebe Dodi, ich gehe fort von Dir und Mutti. In ein fremdes Land, um mein Glück zu suchen, mir eine Stellung zu erringen. Wir werden uns also eine Reihe von Jahren nicht sehen. Aber glaube nicht, daß ich Dich deswegen weniger lieb habe als zuvor. Ich gehe nur fort, weil es für Dich besser ist, wenn ich gehe als wenn ich bleibe. Erst wenn Du erwachsen bist, wenn Du gelernt haben wirst, zu begreifen, weshalb Deine Eltern sich getrennt haben, kehre ich nach Deutschland zurück.

Bis dahin wird das Bild Deines Vaters in Deiner Brust längst verblaßt sein. Zu Deinem Geburtstag werde ich Dir immer schreiben und Dir für Deine Sparkasse alles schicken, was ich erübrigen kann. Daraus wirst Du ersehen, daß Dein Vater immer an Dich denkt — ja, daß er keinen andern Gedanken hat als den an Dich. Aber vielleicht fragst Du inzwischen manchmal nach Väterchen — und niemand gibt Dir Auskunft. Vielleicht nicht einmal Mutti, die Dein Vater doch so über alles geliebt hat.

Ich werde Dich nie, niemals vergessen, kleine Dodi. Die Liebe zu Dir, die Verzweiflung, daß ich mich von Dir trennen muß, hat mich gelehrt, wieder die Hände zu falten, so wie Du's alle Abende in Deinem Bettchen tust, wenn Du zum lieben Herrgott im Himmel betest. Ich bete von heute ab alle Abende, zur selben Stunde wie Du: Lieber guter Vater im Himmel, laß aus meiner kleinen Dodi einen wackern Menschen werden!

Morgen geht das Schiff, das mich in die weite Welt hinausführt. Es nimmt einen unglücklichen Mann mit, Dodi, einen vom Schicksal zerzausten, armen und unglücklichen Mann. Wiederkehren wird er, wenn er sich durch eisernen Fleiß, harte Arbeit und ein ehrenhaftes Leben das Recht erworben haben wird, in die blauen, treuen, forschenden Augen seines Kindes stolz und aufrecht und ohne Erröten zu blicken.

Bis dahin, kleine Dodi, bewahre ihm ein treues Andenken. Gehorche Deiner Mutti, sei ihr ein gutes Kind. Halte Liebe und Stolz in Deinem Herzen, kleine Dodi, damit auch Du Deinem Vater, wenn er Dir wieder gegenübertritt, rein und klar ins Auge schauen kannst.

Und kehrt er nicht mehr zu Dir zurück, kleine Dodi, erfährst Du auch nie, wo ihm der Kampf ums Dasein sein Grab bereitet hat, dann sei trotz allem überzeugt: sein letzes heißes Gebet hat Dir gegolten, Deinem Glück, Deinem inneren Werdegang!

Gott sei mit Dir, meine kleine Dodi.

Sag Deiner Mutti meinen letzten Abschiedsgruß. Dich küsse ich zum letztenmal zärtlich und heiß, lege meine Hände auf Deine Stirn und seh' Dir lange, lange, lange in Dein gutes, kluges, treues Kinderauge. Und sage zu Dir: Auf Wiedersehen, meine kleine Dodi!

Dein Vater.

Zweites Kapitel.

Der Unterleutnant zur See Max Olfers war erst dreiundzwanzig Jahr alt gewesen, als er im August 1885 geheiratet hatte. Maria Mangelsdorff zählte damals knapp neunzehn.

Sie war Waise gleich dem jungen Seeoffizier und lebte im Hause ihres um ein Dezennium älteren Bruders, des Gymnasiallehrers, dem sie bis zu dessen Vermählung mit Elisabeth Noeldeke die Wirtschaft führte.

Den Vater von Maria hatte Olfers noch gekannt. Er war Studiendirektor im Kadettenhaus gewesen. Das war ein Pädagog alten Schlags, kernig, gottesfürchtig — und maßlos grob, wenn es sein mußte. Aber aus allem, was der Alte tat und sagte, merkten die Jungen das warme, goldene Herz heraus, das es innerlich mit ihnen hielt, oft auch, wenn er sie für den oder jenen Übermut zauste, und er besaß darum die Liebe der Junker.

Die besaß indessen auch die kleine Mia, sein Töchterchen, ein herziges, etwas scheues Blondchen mit schneeweißem, fast blutleerem Teint, dunklen Wimpern und wundervollen, blauen Augen, von denen Max Olfers als Obertertianer aufbrachte, es wären wahre Madonnenaugen. Das Wort imponierte damals allen. Etwas Rührendes, Hilfloses — Olfers sagte Heiliges — lag in dem kleinen Ding auch wirklich drin. Man sah sie selten, meist nur wenn Kirchgang war, die Entfernung steigerte aber die Leidenschaft. Kurz bevor Olfers und sein Stubenkamerad Myrach nach Groß-Lichterfelde in die neue Haupt-Kadettenanstalt abzogen, verfaßten sie sogar gemeinsam ein Liebesgedicht auf Mia. Allein unglücklicherweise gelangte das Poem nicht in Mias Hände, sondern fiel in die ihres älteren Bruders, des Philologiestudierenden, der gerade zu Besuch in den Universitätsferien im Hause seines Vaters weilte. Der alte Mangelsdorff hätte über den lyrischen Unfug natürlich nur gelacht, der junge meldete die Sache aber dem Professor Noeldeke, dem Stellvertreter seines Vaters — der Studiendirektor selbst befand sich auf Urlaub, er machte seines Herzleidens wegen eine Badekur in Nauheim durch, — es wurde eine Untersuchung angezettelt, und die Erzieher nahmen die in Verdacht geratene Kadettenabteilung in ein scharfes Verhör. Die beiden liebeglühenden Missetäter gaben sich da vorsichtigerweise nicht zu erkennen. Aber die ganze Obertertia verschwor sich damals zu einem wutschnaubenden Rachezug gegen den Studenten, der „gepetzt“ hatte.

Mehrere Jahre lang hatte Max Olfers dann keine Gelegenheit, sich der blonden kleinen Mia zu erinnern. Des Lebens Ernst trat frühzeitig an ihn heran.

Im Kadettenkorps hatte Olfers eine ganze Freistelle inne gehabt. Sein Vater, der im Siebziger Krieg eine Kompanie geführt hatte — als Landwehroffizier, von Hause aus war er Architekt — war im Lazarett zu Nancy an den Folgen einer Blutvergiftung, die er bei der Auseiterung eines Granatsplitters davontrug, gestorben. Eine ältere Verwandte seiner kurz nach dem Feldzug dem Gatten in den Tod gefolgten Mutter, ein Fräulein von Isprünge, hatte dem Kadetten Olfers, damit er Offizier werden konnte, den erforderlichen Zuschuß gegeben. Der war aber so klein (und zudem unsicher, weil das alte Fräulein Leibrente bezog, mithin kein Erbe hinterließ), daß man dem jungen Selektaner riet, zur Marine zu gehen, bei der das Gehalt höher und das Avancement durch die Indienststellung so vieler neuer Schiffe augenblicklich das denkbar günstigste war. Ein wahres Glück für Olfers, daß er dem Rate folgte, denn wenige Wochen nach Schluß seiner Ausbildungsfahrt an Bord des Seekadettenschulschiffes legte sich Fräulein von Isprünge zum Sterben nieder. Das bißchen Hinterlassenschaft, das an ihn gelangte, genügte gerade, um den Vorschuß bei der Kleiderkasse zu tilgen. Darauf war er von Stund an lediglich auf sein Gehalt angewiesen.

Seine Konduite war gut, der Dienst zur See gefiel ihm auch, wenngleich der Zwang viel größer war, als er sich bei der Lektüre von all den romantischen Seegeschichten dies früher vorgestellt hatte. Er war von jeher lebhaft in seinem Empfinden gewesen, von rascher Auffassungsgabe, manchmal freilich auch sprunghaft, heftig und leidenschaftlich.

Bei den ersten Bällen, die an Bord stattfanden, wenn man in fremde Gewässer kam und die Spitzen der Behörden, der Gesandtschaften oder Generalkonsulate und damit der internationalen Finanzwelt zu Gaste sah, hatte er sich gleich den andern

Kameraden noch regelmäßig verliebt. Seiner ganzen stürmischen Veranlagung entsprechend meistens gleich sterblich. Er machte dann immer, wenn man wieder unterwegs war, eine Zeitlang heftige Liebesgedichte, in denen das Hauptgewicht weniger aufs Versmaß als vielmehr auf die Farbenglut gelegt war. Dieses zwecklose Beginnen gab er aber endgültig auf, als ein Kamerad einmal einen seiner poetischen Ergüsse erwischte — diesmal handelte sich's sogar um eine kreolische Schönheit, mit der er übrigens kein Wort gesprochen, desto leidenschaftlicher aber getanzt hatte, — und ihn in der Offiziersmesse zum besten gab.

Mit seiner schönen Kreolin wurde er noch oft aufgezogen. Ein Kamerad brachte die Sache sogar auf seinem Hochzeitsfest in launigen Knittelversen zur Sprache.

Wegen seines prächtigen Freimuts, seiner famosen Eigenschaft, über eigene kleine Dummheiten herzlich mitlachen zu können, aber auch wegen seines forschen Draufgängertums, das er in heiklen Situationen mehrmals bewiesen hatte, war er nicht nur bei seinen Kameraden, sondern auch bei seinen Vorgesetzten sehr beliebt. Viel besprochen ward sein mutiges Verhalten im Oktober 1884 beim Schiffbruch der Brigg „Undine". Das Schiffsjungen-Schulschiff strandete im Sturm an der Westküste von Jütland. An der Rettung der Besatzung ward ihm vom Kommandeur ein hervorragendes Verdienst zuerkannt. Man nannte seinen Namen auch in den Zeitungen.

Früher als bei seinen Altersgenossen hatte sich in Max Olfers die erste unreife Verliebtheit gelegt. Ein Jahr lang hänselte man ihn an Bord sogar als einen Weiberfeind.

Aber das war er keineswegs. Es war für ihn nur an die Stelle der kleinen Mädchen, mit denen die Kameraden mehr oder minder ergiebige Flirts bestanden, eine idealere Auffassung vom Weibe gerückt.

Ernstere Lektüre sprach da viel mit, vor allem aber der Verkehr in den Familien einiger älterer Seeoffiziere, solange man in Kiel unter der Stationsflagge stand.

Der Begriff Familie war für ihn, den Frühverwaisten, der immer unter Kameraden gelebt hatte — im Kadettenhaus, auf dem Seekadettenschulschiff, in der Offiziersmesse — etwas ganz Neues und Wunderbares.

In dem ersten Kieler Winter, in dem er durch ein längeres Stationskommando in die Lage kam, häufig Bälle zu besuchen und Einladungen zu Diners und allerlei Festen zu folgen, rechtfertigte er seinen Ruf als flotter Tänzer und lustiger Gesellschafter, den er von Bord her besaß, durchaus nicht. Er verliebte sich auch in keine der hübschen, rassigen, etwas koketten Offizierstöchter. Viel größeren Zauber übte es auf ihn aus — im lauschigen Wintergarten beim Freiherrn von Delitz oder in der kleinen Bibliothek bei Frau Konsul Kaupisch oder im Musikzimmer beim Korvettenkapitän v. Rohlfs — sinnige, halblaute, kleine Gespräche über große, ideale Dinge mit einer zarten, lieben, so echt weiblichen Blondine zu führen.

„Olfers ist nicht mehr für Kronleuchterbeautés — für den gibt's nur noch Nischenjuwele!" ulkten die Kameraden.

Sie war auch wirklich ein Juwel, die blonde, kleine Mia.

Vielleicht brachte sie das so rasch zusammen, daß sie beide Waisen waren. Jedenfalls hatte für Max Olfers ein Fest seinen Reiz verloren, wenn er darauf die kleine Mangelsdorff nicht traf. Sie war ein tiefer Mensch, dabei sensibel — „mit schwingender Seele", sagte Olfers — sie hatte etwas so Vertrauensvolles in ihren Augen. Und ihr Lachen mit dem leisen, tiefen, warmen Altstimmchen rührte ihn immer.

Als sie ihre Kindheitserinnerungen austauschten, berichtete er ihr natürlich auch seine poetische Sünde aus der Obertertia. Ein paar Wendungen fielen ihm wieder ein. Er zitierte sie, als wollte er sich darüber lustig machen. Aber sein Ton ward dabei wärmer, und dann stockte er.

„Genau weiß ich den Schluß nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß es eine Huldigung für Ihre Augen war. Die hatten es uns eben allen angetan. ‚Als ob man durch ein Kirchenfenster guckt!' — ja, so ähnlich hieß es. Das war doch eigentlich sehr nett für uns wilde Bengels, nicht? Und wie wir Ihren Bruder gehaßt haben —!"

Darüber lachte sie aber doch nicht mit. Einesteils genierte sie sich, denn er hatte sie so seltsam forschend angesehen, so als ob er durch die historischen Kirchenfenster auch heute noch in Allerheiligstes eindringen wollte, — und anderenteils ängstigte sie die letzte Wendung. Sie sah sich scheu nach dem anstoßenden Rauchzimmer um, worin



Hochmoor in Norwegen. Ölstudie von Prof. Eugen Bracht-Dresden

Alwin saß: sie hatte heute noch dieselbe Furcht vor dem großen Bruder wie damals.

Da tat sie ihm nun wieder leid, und er brach ab. Vielleicht war er selbst verlegen geworden — denn der Gedanke an den Rachezug gegen den Studenten fiel ihm plötzlich schwer aufs Herz, jenen verunglückten Rachezug, bei dem die Ritterlichkeit der feurigen Junker aus Obertertia auf eine so harte Probe gestellt worden war.

Ein andermal, als er sie auf dem Eise traf — Bruder Alwin, der Fräulein Noeldeke den Hof machte, hatte sie ausnahmsweise allein gelassen — fing er aber doch wieder von dem gefährlichen Thema an. Es klopfte ihm dabei das Herz. Eine Strecke weit fuhren sie zusammen, mit kreuzweis verschränkten Armen, und holländerten. Sie wollte es nicht dulden, daß er wieder über die alte Knabentorheit sprach, sie sah ihn bittend an, es stand aber etwas so Liebes, Glückliches in ihrem Gesicht, daß seine Rechte, die in ihrem Pelzmuff steckte, ihre Hand überaus zärtlich drückte.

„Aber über was anderes muß ich mit Ihnen noch reden. Über die nächtliche Schlacht, im Kadettenhaus damals. Wissen Sie noch?"

Sie nickte. „O ja. Damals waren Sie auch dabei. Die ganze Tertia."

„Ja, alle Verschworenen. Haben Sie denn hernach noch erfahren, wie die Sache zusammenhing?"

„Ich konnte mir's denken. Sie wußten gewiß nicht, daß ich in dem Turmstübchen schlief."

„Nun will ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen. Halt, halt, jetzt sind Sie gefangen. Nein, ich gebe Sie nicht frei. Links ... rechts ... Wie hübsch wir eingefahren sind, wir zwei, nicht?"

Endlich ergab sie sich und hörte zu. Neugierig war sie ja schon längst gewesen.

„Also denken Sie: Ihr Bruder hatte unser Gedicht Noeldeke gegeben, und das forderte unsere Rache. Wir glaubten, daß er das Turmzimmer hätte, — da mußten ihm nun die Scheiben eingeworfen werden, wir wollten ihm unisono ein dreimaliges Pereat! zurufen und ihn maßlos verachten, das stand bombenfest. Aber unser Schreck, als da plötzlich Sie am Fenster erschienen! — Ist es denn wahr, daß Sie getroffen worden sind?"

„Ach, es war nicht so schlimm. Zum Glück war Alwin schon nachmittags abgereist — sonst wär's Euch wildem Volk bös ergangen."

„Wie haben Sie's denn nur fertig gebracht, daß keine Untersuchung kam? Es gab ja ein solches Geschrei auf dem ganzen Hof — und die zerkeilten Fensterscheiben, ach Herrje!"

„Ja, die Mädchen hatten den Spektakel gehört — alles lief zusammen. Aber in der Frühe holte ich gleich den Glaser."

„Sie waren doch immer schon ein lieber, rührender, kleiner Kerl, Fräulein Mia."

„Aber Herr Olfers —!"

Er hielt sie fest. „Darf ich das nicht sagen? Das war natürlich nur so unser Jungensurteil — wissen Sie — damals." Er holte zu immer größeren Bogen aus sie wiegten sich, ziemlich eng aneinandergeschmiegt, bis sie eines Schneehaufens wegen innehalten mußten. Da setzte er scharf mit der Spitze des Schlittschuhs im Eise ein und drehte seine Partnerin herum. Etwas atemlos balancierte sie ihm gegenüber. Die Kälte hatte ihre Wangen nun doch ein wenig gerötet. „Der kleine Feldern schrieb uns damals nach Groß-Lichterfelde," fuhr er fort, „wir kämen noch alle auf Festung, Sie liefen mit verbundenem Kopf herum, am Ende sei Ihnen ein Auge ausgeschlagen, — Myrach und ich wollten uns schon melden, grade die unheimliche Stille beängstigte uns."

Sie lächelte. „Das geschah Euch ganz recht. Aber es ging ja ziemlich glatt vorüber. Dem Oberstabsarzt sagte ich, ich sei mit der Leiter gefallen, beim Gardinenanmachen, und er nähte mir die Wunde zu ..."

Nun sah er sie erschrocken an. „Er mußte nähen?"

„Ja, es war zwei Finger breit. Dicht am Auge."

„Himmel! — Ist eine Narbe geblieben?"

Sie hob ein blondes, krauses, jetzt etwas bereiftes Löckchen, das ihr in die Schläfe fiel. „Nicht viel. — Oder?"

Es war schon dämmerig auf dem Eise geworden. Sie hielten auch ziemlich weit von den andern Schlittschuhläufern.

Olfers tat, als fände er die Stelle nicht gleich, und kam mit seinem Gesicht dem ihren immer näher. Sie wollte ängstlich zurückweichen, aber da hatte er schon die schmale, blaßrote Narbe, die sich dicht an ihrer fein-

geschwungenen Augenbraue vorbeizog, geküßt. Und gleich darauf brannten seine Lippen auf den ihren.

Als sie heimgingen, waren sie verlobt — heimlich verlobt.

Es blieb dann noch eine Zeitlang bei der Heimlichkeit. Sie war ihnen beiden ein ganz besonderer Zauber ihres Bundes. So konnten sie sich auch öfter und weniger beobachtet und bevormundet sehen und sprechen. Denn wie die Durchschnittsbrautpaare Blicke und Zärtlichkeiten vor aller Welt zu tauschen, das erschien ihnen beiden eine Entweihung. Grade hatte sich Mias Bruder mit Fräulein Noeldeke verlobt. Olfers machte sich, wenn er mit seinem Schatz allein war, insgeheim lustig über dieses fabelhaft korrekte Brautpaar, das in allen Gesellschaften feierlich wie auf dem Präsentierteller dasaß und immer so vernünftig sprach, ach so vernünftig!

Für sie beide war's eine wirklich poetische Zeit. Oft konnte ja nur ein Händedruck sprechen, ein verstohlenes Flüsterwort, ein Blick, wenn in einem Lied, das gesungen wurde, ein Vers auf sie und ihre Liebe paßte — und was paßte nicht in all den Liebesliedern? — oder wenn eine Debatte geführt wurde, in der sie still für sich, den andern ungeahnt, ihre besondere Stellung einnahmen. Ihre Liebe erschien ihnen als eine viel, viel größere denn jede andere Liebe im weiteren Umkreis. Sie standen beide so einsam da, sie waren so liebeleer fast durch ihre ganze Jugend gegangen, da war es doch natürlich, daß sie sich mit der vollen Kraft ihrer Herzen zu einander fanden. Und sie bauten wunderbare Luftschlösser, wie es zwischen ihnen werden sollte, wenn sie erst Mann und Frau wären. Beide hatten sie über das Wesen der Ehe hohe, sinnige, ernste Gedanken, und wenn sie sie austauschten, dann war es für sie eine Art Läuterung. Viele heimliche Feierstunden verlebten sie so.

Sinnliche Glut wie in Olfers lag in Mia nicht. Manchmal nannte er seine Braut einen „kleinen Eiszapfen". Aber Mia war nicht kalt. Im Gegenteil, es gab nichts Wärmeres, Zärtlicheres als ihr Seelchen, das so der Anlehnung bedurfte.

Ihr Glück fand die erste Störung durch eine dienstliche Abkommandierung des jungen Offiziers. Um mit Mia, während er auf See war, korrespondieren zu können, vertraute er sich ihrem Vormund, dem Justizrat Dröse, an. Im Anschluß an seine Werbung mußte er ihm eröffnen, daß er Vermögen nicht besaß, konnte ihm aber auch auf sein Wort versichern, daß er keinen Pfennig Schulden hatte.

Der Justizrat sah kein erhebliches Hindernis. Unvermögend war Mia nicht, von ihrer Großmama, der Konsulin, erbte sie dereinst mit ihrem Bruder zusammen über dreihundert Mille, zur Kautionsleistung würde die Konsulin also wohl bereit sein. Olfers erschien ihm nur bedenklich jung. Die Erkundigungen, die der Justizrat beim Korvettenkapitän von Rohlfs am L'hombre-Tisch über den Bewerber einzog, fielen sehr günstig aus. Er erhielt also mit der Post, die der nächste Aviso brachte, die Aufforderung, am Sonntag nach seiner Landung die Konsulin in deren Villa an der Düsternbrooker Allee zu besuchen.

Die alte Dame war äußerst gnädig, weinte viel, sprach die vom Justizrat bereits erledigten finanziellen Verhältnisse noch einmal gründlich durch und lud den Leutnant schließlich ein, zu Tische zu bleiben.

Unter Herzklopfen weilte Mia im Nebenzimmer. Auch ihr Bruder, seine Verlobte und deren Eltern waren erschienen. Natürlich wußten sie alle, um was es sich handelte, sie machten aber so feierlich-bekümmerte Mienen, als ob eine Testamentsvollstreckung vor sich gehen sollte.

Dann stieß noch der Justizrat hinzu, jovial und väterlich, klopfte Mia auf die blutleeren Wangen und nahm sie mit sich in den Staatssalon. Die Flügeltür blieb hinter ihnen auf, die Verwandten folgten, ernst, etwas feierlich gespreizt, nur Noeldeke rieb sich die Hände, wie immer, wenn es demnächst zu Tische ging, und so nahte denn endlich die übliche Verlobungsumarmung. Sie fiel fast ebenso steif und linkisch aus wie jene kürzlich von Alwin und Elisabet. Darauf setzte ein allgemeines Händeschütteln und Glückwünschen ein, und Mangelsdorff hielt die Situation für so zwingend, daß er seine Braut auch noch einmal umarmte. Großmama Kaupisch schluchzte gerührt.

Zum Glück erschien bald das Mädchen im Hamburger Häubchen diskret lächelnd in der Tür und meldete, daß angerichtet wäre.

Die Tafel war lang, gut, reichlich und schwer. Champagner wurde nicht getrunken — erstens vertrug ihn die Konsulin nicht, zweitens erschien ihr's zu prätentiös, oder auch zu leichtlebig. Dafür kamen wunderbare alte Rotweine auf den Tisch.

Die Feierlichkeit dieses Verlobungsessens rief die ganze Verzweiflung des jungen Offiziers wach — Mia war zu glücklich und zu bewegt, als daß sie etwas von seiner Verstimmung gemerkt hätte.

Aber schon in den nächsten Tagen sollte auch sie erkennen, daß es mit ihrer bisherigen stillen Harmonie vorbei war: ohne „Anstandswauwau" ließ man sie von nun an keinen Augenblick mehr allein.

Die einzige Rettung des Brautpaars bildete ein Gummibaum, der im Musiksalon der Konsulin zwischen dem Flügel und dem Fenster stand. Es war ein stolzes Exemplar mit weitausladenden Zweigen und mächtigen Blättern. Olsers lernte es schätzen, denn es bot reichlich Schutz gegen Sicht. In der Ecke dicht dabei hing dort ein kleines Ölbildchen, das Mia gemalt hatte, ein Stückchen Kieler Föhrde bei Sonnenuntergang und mit ein paar rostbraunen Fischersegeln. Wenn sie selbander nicht anders entwischen konnte, so brachte er — oft mittels kühner Übergänge — das Gespräch auf das Bildchen, trat ihm näher, um sein maritimes Urteil bei dieser, bei jener Beleuchtung abzugeben, Mia gesellte sich hinzu, und die anderen, die im feierlichen Halbkreis um die sich räuspernde Konsulin saßen, hörten ihn dann lauter und mit größeren Pausen als sonst sprechen, dazwischen gab's heimlich getuschelte Worte und lange, lange Küsse, — bis sie schließlich, lebhaft über Sonne und Laub und gespachtelte Wellen sprechend, mit etwas erregten Gesichtern Hand in Hand wieder zum Vorschein kamen.

Großmama Kaupisch machte das nervös. Bräute waren ihr überhaupt nie sympathisch.

Jedesmal aber warf Elisabet Noeldeke dem jungen Brautpaar einen gewissermaßen segnenden Blick zu und sah darauf ihren Verlobten ausdrucksvoll an, ihn heimlich in den Arm kneifend. Schließlich gab sie dem Schwippschwager zu verstehen: in den ersten Wochen ihres Brautstands hätte der Gummibaum ihr und ihrem Alwin zu gleichem Zweck gedient.

Dr. Mangelsdorff lächelte etwas erhaben, aber doch geschmeichelt, und nannte den Gummibaum den Verlobungsbaum.

Von da an konnte Max Olsers ihn nicht mehr ausstehen. Den Gummibaum.

Übrigens kam er auch mit seinem Schwager nicht auf einen besonders freundschaftlichen Fuß. Mangelsdorff konnte nun einmal den Schulmeister nicht unterdrücken: er wußte alles besser. Gegen den Schwager war er liebenswürdig, aber doch etwas gönnerhaft, was Olsers nicht recht vertrug. Kam es zu einer Debatte, so nahm der Leutnant mutig den Kampf mit Mangelsdorffs klassischer Bildung auf. Und er ward bei der Verteidigung seines Rechts ziemlich hitzig, heftig, einmal sogar etwas ausfällig. Da zeigte sich der Schwager dann aber als den überlegenen Pädagogen, der am ruhigsten und liebevollsten spricht, wenn er am meisten gereizt ist; mit ein paar sanften, herzlichen Worten belehrte er den jungen Offizier, daß sie doch um solcher Bagatellen willen den Frieden des Hauses nicht stören wollten, der Sieg blieb damit ihm, und ein langer, huldigender Blick Elisabets tauchte in den ihres Alwin.

‚Schließlich heirate ich ja nicht ihre Verwandtschaft!' tröstete sich Olsers.

Mangelsdorffs Hochzeit war für den Monat August festgesetzt, die seiner jüngeren Schwester sollte erst im nächsten Jahr, etwa zu Ostern, stattfinden. So wollte es Großmama Kaupisch. Einen stichhaltigen Grund gab sie dafür nicht an.

Olsers zitterte innerlich. Kein armes, kleines Sterbenswörtchen konnte er mit seiner Braut allein, ohne Zeugen, wechseln. Er verging vor Unrast, vor Sehnsucht, sie sich aus diesem Kreis herauszuholen.

Als er im Mai von einer kürzeren Dienstfahrt zurückkehrte, war sein erster Weg der zur Konsulin. Er hatte eine ernste Auseinandersetzung mit ihr. Was er darin gesagt hatte, wollte die etwas prüde Konsulin hernach nicht einmal ihrem alten Freund, dem Justizrat, wiederholen, sie fand es „tatsächlich fast ein wenig haarsträubend." Der Justizrat hörte es dann von Olsers selber: er hatte ihr rund heraus von seinem heißen Blut gesprochen, den tausend Anfechtungen, von der Qual, die der Brautstand ihm bereitete, er hatte ihr vorgestellt, daß die Trennungen sie ja geflissentlich hinderten, einander näher kennen zu lernen, daß ihre

Verlobungszeit also alles andere eher als eine Vertiefung ihrer Gefühle mit sich brächte, — wie es ihm eben so aus dem Herzen herauspolterte.

Wenigstens erreichte er's, daß jetzt bestimmt ward: sie durften schon zu Weihnacht heiraten!

Mia machte kein Hehl daraus, wie glücklich sie darüber war. Das fand Elisabet aber unschicklich, vor allem unweiblich.

Ein paar Tage darauf wollten sie alle zusammen an Bord des „Kormoran“ gehen, der im Kieler Hafen lag; Olsers hatte Mia mit ihren Verwandten zu Gaste geladen. Korvettenkapitän v. Rohlfs, der in der nächsten Woche nach Ostafrika in See ging, hörte von dem Plan durch den Justizrat. Da er dem jungen Offizier noch von der „Undine“ her sehr gewogen war, versprach er ihm sein Kommen. Nun meldete Olsers die Visite an. Auch die ihm näherstehenden Kameraden bat er dazu.

Max Olsers war an dem Tage schon vom frühen Morgen an aufgeregt. Den kleinen Schautisch, den der Koch hergerichtet hatte, inspizierte er selbst, dann jagte er den Burschen noch an Land, aus Sorge, die bestellten Blumen möchten nicht rechtzeitig geschickt werden.

Daß die Konsulin und die übrigen Verwandten seiner Braut bei den Kameraden hinterher für „enorme Spießer“ erklärt werden würden; das schwante ihm jetzt schon. In nervöser Spannung war er aber auf den Eindruck, den seine Mia selbst machen würde. Er meinte, man brauchte ihr nur in die schönen, klaren, tiefblauen Augen zu sehen, um ihr gut zu sein. Und wenn sie sprach — ach, ihr warmes, liebes, tiefes Stimmchen, das so direkt aus dem Herzen kam, mußte sie ja bezaubern, sie alle, alle! Er war stolz darauf — und zugleich ein bißchen eifersüchtig.

Kurz vor fünf Uhr, der verabredeten Stunde, kam schon die Gig mit dem Korvettenkapitän in Sicht. Herr v. Rohlfs war erst Tags zuvor in Berlin gewesen und brachte sensationelle Nachricht mit. Im Beisein des ihm befreundeten Kommandeurs hatte er eine längere Unterredung mit dem jungen Offizier, dessen direkter Vorgesetzter er früher gewesen war.

Als Mia über die Fallreepstreppe an Bord des „Kormoran“ kam, sah sie's sofort ihrem Bräutigam an: es bedrückte ihn irgend etwas schwer. Seine Hand war auch eiskalt. Eine Möglichkeit, ungehört auch nur ein paar Worte zu wechseln, bot sich ihnen aber nicht. Besonders Elisabet wich nicht von Mias Seite.

Die allgemeine Vorstellung fand statt, der Kommandeur war sehr liebenswürdig, sogar zur Konsulin, trotzdem ihm alte Damen ein Gräuel waren. Dann ging's zur Besichtigung, wobei die jungen Herren die Honneurs machten. Es verlief alles programmgemäß: die Damen taten die üblichen naiven Fragen, die Zivilisten bemühten sich, ihre unzutreffenden nautischen Kenntnisse an den Mann zu bringen, mit scheinheiligen Gesichtern banden ihnen die jungen Seeoffiziere — zum stillen Gaudium der Maate — eine Anzahl Bären auf.

So oft Olsers einen Versuch machte, sich mit Mia von der Gruppe ein wenig abzusondern, kam die Schwägerin ihnen nach. Endlich riß ihm die Geduld. Als den Landratten zum Schluß die Geschützpforten und Batterieanlagen gezeigt werden sollten (die Konsulin war oben geblieben, sie konnte keine Kanonen sehen), und als man den langen, schmalen Gang durchmaß, der an den rotbraunen Türen der Offizierskabinen entlang führte, richtete er's so ein, daß er an den Schluß des Zuges kam. In dem Augenblick, wo man am Ende des Ganges angelangt war, zog er Mia hastig mit sich und schob sich mit ihr in einen kleinen, nur mit Bettkasten, Uniformtruhe, Toilette und Schreibtisch ausgerüsteten und durch ein winziges œuil de bœuf erhellten Raum.

„Jemine, Max, was tust Du?!“

„Still, still, still, still!“ Die Tür hatte sich hinter ihnen geschlossen. Er hielt ihr den Mund zu. Dann preßte er sie an sich und erstickte sie fast mit seinen Küssen.

Es war seine eigene Koje. Mit dem Rücken sich gegen die Holzwand lehnend, sah Mia sich ängstlich um. Sie wußte, daß ihre Verwandten außer sich sein würden, wenn sie erführen, daß sie mit ihm hier gewesen war.

„Siehst Du, hier denk' ich an Dich, hier schreib' ich an Dich — hier träume ich von Dir. Und der enge, kleine Raum soll etwas von Dir mit hinaustragen aufs Wasser, mir immer, immer eine Erinnerung

geben ..." Wieder nahm er ihren Kopf und küßte sie auf die aschblonden Löckchen, die unter ihrem englischen Hut vorkamen, dann auf die Augen, auf den Mund. Drauf küßte er auch das kleine Spitzentaschentuch, das sie noch in den Fingern hielt. Plötzlich sprang er damit aufs Bett zu und steckte es unters Kissen. „Mädel — ich bin ja ganz krank vor Sehnsucht — und die peinigen uns nur, Deine Leute!"

„Ach, Max, Du bist so wild, so garstig, was wird nun bloß Elisabeth sagen — und Großmama?"

„Und Onkel, Vetter, Base, Großonkel, Großtante!" Er stieß das übermütig lachend aus, aber vor Erregung schlug ihm die Stimme über. Hastig umschlang er sie wieder. Sein ganzer Körper zitterte. Indem er ihren Kopf zurückbog, küßte er sie auf ihren hübschen, weißen Hals, der zu zucken begann, da sie vor Angst weinte. Wie ein Kind hätschelte er sie nun zwischen seinen Armen, indem er sie mit einem unsicheren Summen zu beschwichtigen suchte. „Mädel — weißt Du, was geschehen muß?" unterbrach er sich dann. „In drei Wochen müssen wir verheiratet sein. Ja — höre, was ich Dir sage — in drei Wochen spätestens, allerspätestens."

Über diese Vorstellung lachte sie. „Ach, Du weißt ja selbst, daß das unmöglich ist."

„Ja, Großmama hat befohlen, das weiß ich. Aber wir gehorchen ihr einfach nicht."

„Lieber Max, Du ahnst ja gar nicht, was ich durchzumachen habe. Das jetzt wieder — sie werden alle so böse darüber sein."

„Laß sie. Willst Du nicht lieber, daß ich dafür gut zu Dir bin?"

„Du quälst mich aber, machst mir's nur noch schwerer."

„Mia, liebe, kleine Mia, hör' mich nur erst an. Also das ist's: Rohlfs hat vorhin mit mir gesprochen. Es ist noch Geheimnis, aber er hat mir doch eine Andeutung gemacht, als ich ihm sagte, daß unsere Hochzeit für Weihnacht angesetzt ist. Denk' nur, am 1. Dezember stößt der ‚Kormoran' zum Geschwader, wir kommen nach Ostafrika, bleiben dort vielleicht ein Jahr — vielleicht sogar zwei."

„Max —!"

„Ja. Und das — das ist doch gerade — wie ein Verhängnis."

Mit großen, erschrocken flehenden Augen starrte sie ihn an. Plötzlich schossen ihr die Tränen hervor, und sie preßte ihr Gesicht an seine Schulter. Der Hut sank ihr in den Nacken und zerzauste ihr Haar; sie achtete nicht darauf, sondern gab sich ganz ihrem Schmerze hin. Zärtlich strich er ihr über die Stirn, bog wieder ihren Kopf zurück und küßte sie auf die Lider. Sie hatten beide die Augen geschlossen, während sie einander küßten.

„Siehst Du, Liebling, und darum müssen wir's uns jetzt erzwingen."

„Du kannst auf ein anderes Schiff kommen?"

„Das ist ausgeschlossen."

„Ja, Liebster, aber dann werden sie doch sicher verlangen, daß wir warten, bis Du zurückkommst? Und — Großmama hat einen harten Willen."

„Meiner ist von Eisen." Für eine Sekunde preßte er die Zähne aufeinander. „Ich sag' ihr's noch heute."

„Nein, heute noch nicht — wir müssen's doch erst überlegen — ich hab' ja solche Angst!" Sie klammerte sich an ihn.

„Ach, Du kleiner Hasenfuß! — Wenn wir morgen das Aufgebot machen, können wir in drei Wochen verheiratet sein, nach den Flottenmanövern nehme ich Urlaub, hernach bleibt der ‚Kormoran' Stationsschiff, da kann ich fast alle Tage zu Dir kommen — wir haben noch den ganzen Oktober, den November. Ach, Liebling —!"

Schritte kamen draußen auf dem Gang vorüber. Auch die Stimmen der Gesellschaft hörte man.

In Mias Brust spielte sich ein wahrer Kampf ab. Die Furcht stritt mit ihrem Glücksdurst. Aber seine Leidenschaft peitschte ihr Blut, ihre Sinne auf. „Ja, ja, ja," stieß sie endlich flüsternd aus, Mund an Mund mit ihm, „hole mich, Liebster, so bald als möglich, ich will nicht zwei Jahr lang auf Dich warten, ich kann nicht — bei Alwin, bei Elisabeth, bei Großmama — ach, ich würde mich ja zu Tode bangen nach Dir, zu Tode weinen!"

Fast jauchzend schloß er sie an sich und küßte sie. Dann gab er sie endlich frei.

Nun sprangen sie beide zum Spiegel, sie ordnete an ihrem Haar, setzte den Hut wieder auf, er zupfte seine schwarze Krawatte und den weißen Kragen zurecht.

Während er die Tür öffnete, riß sie die

paar Rosen, die er ihr beim Kommen gegeben hatte — bei den stürmischen Umarmungen hatten sie stark gelitten — aus dem Gürtel und streute sie flugs unter einem halbversteckten Lachen über seine Kabine aus. Zwei der Rosen lösten sich auf, die Blätter wurden vom Zugwind erfaßt und bedeckten den Boden, das Bett, den Tisch.

Darauf jagte sie durch den schmalen Gang vor ihm her.

* * *

Zum Glück war dem Kommandeur die Abwesenheit des Brautpaares nicht aufgefallen. Alles versammelte sich jetzt in der Offiziersmesse. Alwin und Elisabeth machten hoheitsvolle Gesichter, als Olfers erschien. Er tat, als bemerkte er's nicht.

Während er die Konsulin am Büfett bediente, paßte er eine günstige Gelegenheit ab, um sie in ein separates Gespräch mit seinem Vorgesetzten zu ziehen. Gewandt brachte er die Rede auf die nächste Indienststellung des ‚Kormoran' und fügte dann die Bitte hinzu, der Kommandeur möchte für ihn ein gutes Wort bei Frau Kaupisch einlegen: er hätte mit seiner Braut soeben verabredet, schon im Monat Juli Hochzeit zu halten, weil er das Weihnachtsfest vermutlich doch schon auf der Fahrt über See verleben müßte.

Strafend sah ihn die Konsulin an. Der Kommandeur aber, der Junggeselle war, lachte herzlich über die stürmische Verliebtheit seines Leutnants und pflichtete ihm sofort bei: das sei ganz vernünftig.

Den Erfrischungen sprach niemand zu — außer dem Studiendirektor, der den schon verzweifelnden Herrn von Rohlfs zu einem Gespräch über weitausschauende Politik herangekriegt hatte. Mias Großmama nahm die erste Gelegenheit wahr, um aufzubrechen.

Die an Bord zurückbleibenden jungen Offiziere amüsierten sich hernach diebisch über die Wichtigkeit der alten Dame.

„Als Schwiegermama würde ich sie unbedingt ablehnen!" sagte einer.

Inzwischen hatte Olfers seine Gäste an Land zurückbegleitet.

Auf der Überfahrt in der Gig und während die beiden Wagen, die am Hafen gewartet hatten, sie alle zusammen nach der Düsternbrooker Allee zurück brachten, setzte Frau Kaupisch ihre unnahbare Miene auf. Studiendirektors hatten bestimmt auf eine Einladung für den Abend gerechnet, aber die Konsulin verabschiedete sich von ihnen, daheim angelangt, gleich am Wagenschlag.

Olfers begleitete sie bis ins Haus; zagend folgte Mia.

„Ich habe mich sehr gewundert, Herr Olfers," sagte Großmama Kaupisch, im Hausflur stehen bleibend, „über verschiedenes Kompromittierende, was man mir berichtet hat."

„Großmama!" warf Mia schüchtern bittend ein.

Die Konsulin sah sie gar nicht an. „Und es bleibt natürlich bei dem, was ich über die Hochzeit bestimmt habe. Sind Sie zum Weihnachtsfest nicht hier, dann muß sie eben verschoben werden."

Verstohlen hatte Mia ihm ihre Hand gereicht. Er drückte sie so stark, daß sie fast aufschrie. Trotzig nickte er. „Sie wird dann nicht aufgeschoben, gnädige Frau, sondern aufgehoben."

Die Tür zu der großen, etwas dunkeln Diele stand schon offen. Verdutzt wandte sich die Konsulin nach dem jungen Mann um, der kampfesmutig dastand. „Was wollen Sie damit andeuten?"

„Es ist mein fester Entschluß, gnädige Frau: entweder erfolgt unser Aufgebot beim Standesamt morgen — oder wir heiraten überhaupt nicht."

„Das — ist — Ihr Ernst?"

„Zu Befehl, gnädige Frau."

Er verbeugte sich militärisch und ging.

„Max!" schrie Mia auf, ihm nacheilend.

„Du bleibst, Maria!" sagte die Konsulin streng.

Soeben trat Alwin mit seiner Braut ins Haus. Olfers warf Mia einen triumphierenden Blick zu, beugte sich auf ihre Hand und küßte sie, begrüßte flüchtig das hinzukommende Paar und verließ das Haus.

... Am selben Abend schrieb ihm noch der Justizrat: sie wären über sein Verlangen, zumal in so schroffer Form, doch ernstlich betrübt. Um aber keine Verstimmungen und Mißverständnisse aufkommen zu lassen, fügten sie sich seinem Wunsche, so schwierig es wäre, die Beschaffung der Aussteuer nun derart beschleunigen zu müssen. Anders könnten sie es aber nicht einrichten, als daß die Hochzeit der beiden Geschwister auf ein und denselben Tag gelegt würde. Ob er damit einverstanden wäre, daß man den 5. August festsetzte?

Seine Zusage kam telegraphisch.

Daß die Konsulin in diesem einen Falle hatte klein beigeben müssen, des Familienrufs wegen, das vergaß sie ihm nie.

Übrigens war es der einzige Triumph, den Olsers über die alte Dame je davontrug.

Haupt- und Staatsstreiche temperamentvoll auszuspielen wie er, nach soldatischer Draufgängerart alles auf eine Karte zu setzen, mit dem Säbel in der Faust den Erfolg zu zwingen, das war freilich nicht die Art und Weise der Verwandten von Mia. Sie gingen ihres Weges Schritt für Schritt, um ihn und seinen Einfluß täglich, ja stündlich mehr und mehr zurückzudrängen. Und Schritt für Schritt, zuerst nur in Kleinigkeiten, die nicht der Rede wert waren, mußte Max Olsers ihnen weichen. Das ging so langsam, so unauffällig, daß er's selbst lange, lange Zeit gar nicht merkte.

Bis er sich eines Tages mutterseelenallein am Rand eines Abgrunds sah — und das große Grauen ihn packte.

Drittes Kapitel.

Die paar Urlaubswochen, die er nach den Flottenmanövern bekam, verlebte Olsers mit seiner jungen Frau in jubelvoller Seligkeit in Norwegen — den ersten Teil auf einer Küstenfahrt in die Fjorde bis hoch hinauf nach Drontjem. Mia sollte einmal eine größere Seereise mitmachen, um eine ungefähre Vorstellung vom Leben an Bord zu bekommen. Die Meerfahrt verlief ohne äußere Störung — und die große, feierliche, majestätische Natur der Fjorde übte auf Mia einen ganz besonderen Zauber aus. Es war etwas wie Andacht, was sich oft in ihrer Stimmung ausprägte, wenn sie in den stillen, hellen, nordischen Nächten Arm in Arm an Deck saßen und mit leisen, innigen Worten von der Zukunft sprachen. Sie waren beide der besten Vorsätze voll, eine wunderbare Lindigkeit war über ihre Gemüter gekommen. Täglich entdeckte Olsers an seiner jungen Frau neue Züge, die ihn entzückten, rührende und poetische Züge. Sie besaß ein künstlerisches Auge, zarte Farbenübergänge in der landschaftlichen Szenerie, die er bisher nie bemerkt hatte, gewahrte sie voller Entzücken, sie hatte eine malende Art, sie zu schildern, und er lernte nun auch sein eigenstes Gebiet, den Marinehimmel, mit ihren Augen sehen. Derlei war ihm eine wirkliche Bereicherung seines inneren Lebens. Die Rückreise machten sie durchs Binnenland. Vom Hardangerfjord wanderten sie, oft nur mit dem Ränzel auf dem Rücken, während das Gepäck mit den Karriolposten vorausging, fast durch die ganze Gebirgslandschaft Telemarkens. Am Nordsjö beim Christianiafjord schlossen ihre Ferien mit ein paar träumerischen Rasttagen. Hier waren sie die einzigen Gäste in dem schmucken, kleinen Hotel. Sie bewohnten ein Chalet von dunkelrot gebeiztem Holz, dessen Giebel zwei sich kreuzende, hoch in die blaue Luft ragende Drachenköpfe bildeten. Noch um Mitternacht war es so hell, daß sie auf dem Balkon sitzend ihre Gesichter wie vom Mondlicht überflutet sahen. Mia hatte eine hübsche, wenn auch nicht große Singstimme. Es rührte ihn immer, es ergriff ihn ganz seltsam, wenn sie eins der kleinen Volkslieder sang, das gerade in die Stimmung paßte. Aber die Stimmung ward von einem Abend zum andern wehmütiger, weil das Ende dieser Ferien nahte. Das sprach sich auch in ihren Liedern aus — und in ihren Augen, deren Blick sich oft an ihn zu klammern schien, so suchend, so angstvoll bittend, daß es ihn zwang, sie an sich zu ziehen, sie zu küssen, ihr gute, tröstliche Worte zu geben wie einem schutzbedürftigen Kinde.

Dann kam die Heimkehr. In der ersten Zeit beschäftigte sie hauptsächlich die Einrichtung ihrer Wohnung. Dabei waren sie beide wie ausgewechselt: immer ausgelassen, von Kleinigkeiten entzückt, sie lachten oft ohne Grund. Die Ausstattung, die Großmama Kaupisch ihrer Enkelin gegeben hatte, war ja so komplett, daß sich wesentliches kaum daran ändern ließ; aber sie kämpften gemeinsam voll Eifer gegen den Tapeziergeschmack, der sich noch da und dort aufdringlich bemerkbar machte. Um seinen Nivelliergelüsten ein Schnippchen zu schlagen, nahmen sie allerlei Umstellungen der Möbel vor oder hängten die Bilder um. Das war immer ein kleines Siegesfest. Der Bursche mußte die Leiter halten, Olsers kletterte selbst hinauf und hämmerte. Dann sprang er fidel hinunter, nahm seine Frau an den Arm und trat mit ihr nach links, nach rechts, um das neue Arrangement zu prüfen. Jedesmal waren sie beide gleich befriedigt davon.

Ein bißchen zu groß war ihnen die Wohnung. Sie wußten in den ersten paar Wochen durchaus nicht, was sie mit dem fünften Zimmer anfangen sollten, so zu zweien.

Kurz bevor der schmerzliche, der grausame Moment des Abschieds kam, Ende November, sagte Mia einmal ihrem Mann unter Tränen des Glücks und der Angst, daß sie nicht mehr allein sein würden, wenn er zu ihr zurückkehrte.

Max Olsers war von dieser Vorstellung so tief ergriffen, daß es ihn über das schwerste des Abschieds hinwegbrachte. Hernach aber brach eine Zeitlang eine Weichheit in ihm durch, deren er sich fast schämte. Aber das ging vorüber. Im Dienst an Bord fand er sich allmählich wieder. Ja, nachdem das Heimweh der ersten bangen, bitteren Wochen überwunden war, kam geradezu etwas Sonniges über ihn. Er hatte ja nun ein Lebensziel, eine große Aufgabe. Und wie selig das Gefühl war: wo er auch ging und stand, er war nicht mehr einsam, es gab Menschen, deren Interessen ganz die seinen waren, deren Schicksal unlöslich mit dem seinigen verbunden war — und wenn er künftig von der See nach Hause kam, harrte eine Familie seiner, eine wirkliche Familie. Als Waise empfand er dies Glück viel intensiver, viel leidenschaftlicher, als diejenigen verheirateten Kameraden, die ein Elternhaus genossen hatten.

Aus dem vielfach erwarteten, von den Heißspornen sogar erwünschten Land- und Seekrieg mit dem Sultan von Sansibar ward nichts. Es kam nur zu Flottendemonstrationen. Immerhin teilte sich der Stimmung an Bord trotz aller Langeweile, die das ewige Stationiertsein bedingte, etwas Siegfrohes mit. Olsers war wieder mit Leib und Seele beim Dienst.

Mitten auf See war's — bei einem heftigen Seegang im Mai — als den „Kormoran" der Aviso erreichte, der die Post brachte. Darunter befand sich ein Kabeltelegramm für Max Olsers, das ihm die glückliche Geburt eines „gesunden Mädels mit Vaters dunklem Haar und Mutters blauen Augen" meldete.

In dem ersten Brief, den Mia schreiben durfte — mit Bleistift, während sie noch zu Bett lag — schilderte sie ihm das kleine Wesen voll stolzer Freude. Hätte er doch einen Zaubermantel besessen, um sich darauf zwischen zwei Wachen hinüberschwingen zu können — nur einen einzigen Blick in das fünfte Stübchen zu werfen!

Was ihn weniger entzückte, war der Umstand, daß sie das Kind nach der Großmama Kaupisch Ottilie genannt hatten. Wäre es ein Junge gewesen, hätte er nach Olsers' Vater Hans Joachim heißen müssen; das war das einzige, was zwischen den Ehegatten verabredet worden war, denn an ein Mädchen hatten sie damals beide nicht gedacht. Ottilie war vielleicht der einzige Frauenname, gegen den Olsers eine Abneigung hatte.

Von Angesicht sah er sein Kind erst, als es schon fünfviertel Jahr alt war und seinen Namen sagen konnte. Es nannte sich da aber „Dodi".

Als er diesen Namen von den roten Plauderlippen des putzigen, schelmischen, kleinen Dings so süß geplappert hörte, adoptierte er ihn ohne weiters.

Leicht machte ihm Dodi die Annäherung nicht, sie ließ vielmehr lange um sich werben, bevor sie ihn überhaupt nur wieder ansah: denn mit der ersten stürmischen Umarmung bei seiner Ankunft hatte er sie so sehr erschreckt, daß sie in ein mörderliches Geschrei ausgebrochen war. Mia fand es rührend, wie er sich bemühte, dem drolligen, kleinen Wesen, das schon einen ganz bestimmten Willen zeigte, allmählich ein bißchen Liebe abzuringen, Schritt für Schritt das Vertrauen der temperamentvollen Kleinen zu gewinnen. Zu diesem Zweck ließ er sich anfangs sogar ein bißchen tyrannisieren von ihr. Mia lachte Tränen über das Bild: wenn der Dreikäsehoch, der Väterchen grade bis zur Kniescheibe reichte (Max Olsers maß hundertachtundsiebzig Zentimeter), in seinem Kauderwelsch es verlangte, so ließ ihr großer Mann sich a tempo auf den Boden niederfallen und Dodi auf seinem Rücken reiten. Er wieherte auch, wenn es verlangt wurde. Naturähnlich war dieses Wiehern nicht, aber Dodi machte es einen unendlichen Spaß. Manchmal krähten, lachten und kugelten sie sich um die Wette. Kaum war das Spiel zu Ende, so forderte die Kleine: „Mehr — mehr heiten!" Das stand schon bombenfest nach dem jedesmaligen Wiederaufrichten. Hatte er keine Lust mehr, dann blieb ihm keine andere Rettung, als



Letzte Triebe. (Motiv aus Norwegen.) Ölstudie von Prof. Eugen Bracht-Dresden.

sich schlafend zu stellen. Sein übertriebenes Schnarchen war dann eine Quelle neuen Amüsements für Dodi. Übrigens ging sie auf den Scherz ein, machte sich auf seiner Schulter oder seinem Magen ein Lager zurecht und schlief gleichfalls. Immer wieder blinzelte sie aber nach seinem Gesicht, und wenn er sich vor Lachen schließlich nicht mehr halten konnte, dann schnellte sie empor — und „Dodi heiten!" hieß es dann natürlich wieder.

In der Verwandtschaft war man sich bald darüber einig: er verwöhnte und verzog Ottilie maßlos. Die Kleine war oft recht eigensinnig, manchmal sogar heftig (das hatte sie unbedingt vom Vater), und es wäre in pädagogischem Sinne viel richtiger gewesen, wenn er sich dem Kinde von vornherein als Respektsperson eingeprägt hätte. Denn auch die gute Maria war doch viel zu nachsichtig, viel zu wenig energisch ihrem Töchterchen gegenüber.

Er lachte darüber, daß er der Kleinen eine Bitte abschlagen sollte, — „bloß damit das Kind nicht immer und immer seinen Willen hatte," wie Tante Elisabet ihm vorstellte, — dies Erziehungsprinzip leuchtete ihm durchaus nicht ein. „Erst muß ich ihr doch Vertrauen einflößen, ein bißchen Liebe abgewinnen, — denn auf mein Wiederkommen soll sie sich doch freuen. Was — meine kleine Dodi?"

Und dann tollte er wieder mit dem Kind. Er war dies erstemal nicht wie der Vater, sondern wie ein zärtlicher, wilder, großer Bruder.

Während er die Flottenmanöver mitmachte, bearbeiteten die Verwandten seine Frau — besonders die kinderlos gebliebene Schwägerin — ihm das nächstemal ernstere Vorstellungen zu machen.

Sie sprach dann auch wohl mit ihm darüber, hatte aber keinen Erfolg. Wenn er nun wieder Monate lang fort war, so erklärte er ihr, dann sollte der Klang des Wortes „Väterchen" eine zärtliche Erinnerung in dem kleinen Kinderherzen wachrufen. „Dodi soll sich darunter kein Züchtigungsinstrument vorstellen!" sagte er lachend.

Fuchsteufelswild ward er aber, als sich Alwins Frau bei der nächsten ähnlichen Gelegenheit direkt gegen ihn ausließ: was man in der langen Zeit bei dem Kind durch Sorgfalt, Geduld und Strenge erreicht hätte, das würfe er nun rücksichtslos in den paar Wochen alles wieder um.

„Teuerste Schwägerin," sagte er, „wenn Sie Ihre Erziehungslehrsätze durchaus praktisch erproben wollen, so wird Ihnen hoffentlich das Material dazu in Ihrem eigenen Hause. Meine Dodi erziehe ich, wie ich's für gut halte. Basta."

Diese unzarte Bemerkung ward ihm sobald nicht vergeben. Die Verstimmung hielt noch an, als das Kommando ihn traf, an Bord des Kreuzers, der der Unruhen in Afrika wegen sich sofort reisefertig machen mußte, wieder auf längere Zeit die Kieler Föhrde zu verlassen.

Mia litt sehr unter diesen langen Trennungen, sie litt besonders deshalb darunter, weil sie das Bild ihres Mannes nicht ungetrübt in ihrem Herzen tragen durfte. Ihre Verwandten benutzten die Gelegenheit, um ihr — zwar schonungsvoll, in bester Absicht, mit wohlmeinenden Ratschlägen für die Zukunft — immer wieder vorzuhalten, welche Fehler er besäße, wie es darum ihre doppelte heilige Pflicht wäre, an der Erziehung ihres Kindes nichts zu verabsäumen.

„Du mußt auch die fehlende Strenge des Vaters ersetzen!" sagten Mangelsdorffs.

Und Max schrieb von der See: „Du mußt dem Kinde auch die Liebe des fehlenden Vaters ersetzen!"

Er, der so wenig Liebe im Leben erfahren hatte, war so erfüllt von dem Drang zur Zärtlichkeit, daß die paar Wochen oder Monate, die er unter der Stationsflagge zubrachte, gar nicht genügten, um alles zu erschöpfen, was sein Herz bewegte.

Die Leidenschaftlichkeit, mit der er Mia zugetan war, schien noch unvermindert. Wenn die Trennungszeit überstanden war, kam er wie ein heißer Sturm daher. Aber in den langen Einsamkeiten an Bord, in den nächtlichen Wachen, die ihm manchmal Zeit zum Träumen ließen, beschäftigte sich seine Phantasie doch mehr und mehr mit Dodi. Sie war jetzt drei Jahre alt, also lang noch kein fertiges Menschlein, aber er fand doch schon viel innere Berührungspunkte. Er trug das Bildchen des kleinen, braunhaarigen Dings auch an Bord in der Brieftasche immer bei sich. Aber wenn er die Augen schloß, konnte er sie sich noch viel besser vorstellen: er ward den lieben, rüh-

renden, verständigen Blick dieser wundervollen Kinderaugen, die so sprechend denen der Mutter ähnelten, nicht mehr los.

Die Korrespondenz mit seiner Frau drehte sich hauptsächlich um Dodi.

Es war jedoch ein Wahn, wenn er glaubte, daß er von unterwegs aus irgend einen Einfluß auf die Erziehung des Kindes ausüben könnte. Er hatte ja auch auf seine Frau keinen Einfluß. Die häufigen Trennungen trugen daran Schuld.

So begann er denn seinem früher geliebten Seemannsberuf zu grollen, als einer Macht, die seinem Eheglück feindlich war.

* * *

Maria Olfers gehörte zu den Frauen, die sich in jeder Lebenslage, selbst in den kleinsten Alltagsdingen, von der Meinung und dem Rat anderer Leute abhängig machen müssen, ob es sich um Stoff, Farbe und Zuschnitt eines neuen Kleides handelt oder um eine Wirtschafts-Angelegenheit.

Sie war dabei selbst nicht etwa kleinlich. Die Wichtigkeit, die andere gute Hausfrauen (wie z. B. Elisabet, das Muster einer Wirtin) den Küchen- und Stubendingen beimaßen, ließ sie nicht gelten. Immer wieder lockte sie's, sich über die ewige Werkeltagsstimmung zu erheben, in die ihre Umgebung sie einspinnen wollte. Aber die Gewohnheit zu gehorchen riß sie dann stets wie an einer Kette aus den Träumereien.

Ihre Mutter war ihr von der Großmama oft als das weibliche Ideal hingestellt worden. Ihr Vater, der Studiendirektor, hatte immer nur über eine Eigenschaft von ihr gesprochen: über ihre Sparsamkeit.

Sparsam war sie im Haushalt gewesen — sparsam in ihren Äußerungen des Willens, der Lust — sparsam in allem, in Sonne und Wärme, sparsam auch in der Liebe zu ihren Kindern. Sie hatte sie nur gehorchen gelehrt. Darüber war aus Alwin ein kleiner Despot geworden — und nach dem Tod der Eltern unterdrückte er systematisch jede Willensregung in seiner Schwester.

Natürlich hatte er auch immer die Kasse geführt. So hing es in ihrer ganzen Backfischzeit hauptsächlich von seiner Entscheidung ab, ob sie sich einen neuen Hut leistete, von seinem Ermessen, ob das etwas altmodisch gewordene Jacket auch diesen Winter noch „ging". Späterhin war es Elisabet, die für sie wählte und kaufte. Sogar bei Mias Aussteuer hatte sie mitgesprochen — was Max Olfers eine Unmenge Gegenstände in seinem Haus direkt verleidete. Und neuerdings wählte und bestimmte Elisabet auch für die kleine Ottilie.

Elisabet war praktisch, war erfahren, sehr wirtschaftlich, sehr sparsam. In ihrem Haushalt ging nicht die kleinste Kleinigkeit verloren, für alles fand sich eine Verwendung, für jedes alte Rockfutter, für jedes Tischüberbleibsel.

So bekam Mia denn für ihr Töchterchen eine solche Unmenge alten Zeugs, das — mit unendlichem Fleiß und dem nötigen Geschick — zu Kinderkleidchen, Hemdchen, Nachtröckchen und Mäntelchen verarbeitet werden konnte, daß Dodi gut bis zu ihrem vierzigsten Lebensjahre in dieser unverwüstlichen Gewandung hätte durch die Welt ziehen können. Zum Glück wuchs Dodi überraschend schnell — wuchs besonders schnell das karrierte Kleid aus, das aus Mias ehemaligem Morgenrock gemacht worden war. (Dieses unselige Stück hatte Mia noch in ihrem siebzehnten Jahre Tränen abgerungen, und es blutete ihr geradezu das Herz, als sie nun auch ihr Kind darin sah.) Dodi konnte es gleichfalls nicht ausstehn. Aber Tante Elisabet meinte, man müßte den Hang zur Eitelkeit, der in dem Kind steckte, gar nicht erst aufkommen lassen. Dodi bekam ihre erste wirkliche Strafe wegen des karrierten Kleides.

„Sparsamkeit!" — das war das Wort, das Mia auch jetzt wieder täglich hören mußte.

Wie sie sich drehte und wand: so glänzend wie Elisabet, die von ihrem Wirtschaftsgeld monatlich ein ganz hübsches Sümmchen auf die Sparkasse brachte, stand sie lange nicht da. Sie wußte selbst nicht, woran sie's fehlen ließ. Wenn sie einmal nicht auskam und bei der Großmama um einen Vorschuß petitionieren mußte, fand man sie leichtsinnig, verschwenderisch, nannte diese „standesgemäß" erforderliche Häuslichkeit eines Seeoffiziers, der manchmal nur ein Drittel des Jahres daheim war, einen unerhörten Luxus. Es gab dabei Spitzen gegen die ganze Art ihres Mannes, der jeder familiären Herzlichkeit sich von vornherein entzogen hatte, der aber den Zuschuß von Großmama skrupellos annahm usw.

Daß sie's alle gut mit ihr und mit Ottilie meinten, das glaubte sie ohne weiters. Es war ja eben nur dies Zuviel an Liebe und Zärtlichkeit, das zu Konflikten führte.

Und die Konflikte mehrten sich mit jeder Fahrt ihres Mannes, mit jeder Heimkehr.

In die zärtliche Erwartung ihres Herzens mischte sich neuerdings schon immer ein Teilchen Furcht, wenn sein Schiff der Kieler Föhrde nahte.

* * *

An Dodis fünftem Geburtstag kam ein Kabeltelegramm aus Dar-es-Salam: „Glückwunsch, Sommer acht Wochen Urlaub, Hurra, Max!“

Die Freude von Mia —! Heute hatte sie sogar den Mut, Schwägerin und Bruder auszulachen, die das teure Telegramm eine haarsträubende Verschwendung nannten. Alwin ärgerte sich über das unökonomische „acht Wochen“ statt „achtwöchig“ und Elisabet meinte, für das „Hurra“, das Mk. 5.30 kostete, hätte man schon reichlich die Geburtstagstorte gehabt.

„Aber für mich bedeutet das ‚Hurra!‘ eine Zeit voll Sonnenschein — bis ich ihn endlich wieder habe!“ sagte Mia, in deren Augen das Wasser stand.

Ende Juni sollte der Kreuzer eintreffen, aber er kam erst Mitte Juli.

Olfers trug sich mit kühnen Plänen, wie man den Urlaub ausnützen würde. Allein am ersten Tage kamen sie gar nicht dazu, geordnet mit einander zu sprechen. Ein wahrer Rausch hatte sie erfaßt.

Morgens brachte Dodi einen Blumenstrauß ins Schlafzimmer und sagte ein Verschen auf, das Mia selbst gedichtet hatte. Es lag ein solch rührender Zauber in dem Ausdruck des Kindes, daß Olfers gar nichts erwidern konnte. Er fühlte einen Schmerz in der Kehle, er wußte selbst nicht weshalb.

Die Kleine hatte ihn wirklich nicht vergessen. Sie war zunächst noch ein bißchen fremd und scheu, plauderte auch nicht so viel wie sonst, aber sie rührte sich nicht aus seiner Nähe. Als sie wärmer geworden waren, brachte sie ihm ihre zerlederte Puppe, zeigte ihm den Baukasten, darauf das Bilderbuch, aus dem sie ihm, als er sie darum bat, eine merkwürdige Historie von einer Katze, die im Schnee lief, vorlas. Natürlich hielt sie das Buch verkehrt, denn ihre Blicke ließen Väterchen nicht los. Alles was sie konnte, führte sie ihm danach unaufgefordert vor, auch die sehr lehrsame Geschichte: „Der Fiedich, der Fiedich, der war ein arger Wüthich.“ Wo er ging und stand, folgten ihm die Blicke der Kleinen, — bis er schließlich an seinem Nachttischchen stehen blieb und neben der Uhr und dem Portemonnaie eine ziemlich ramponierte Pappschachtel gewahrte. Als er sie aufnahm, ward Dodi purpurrot, ließ den Struwwelpeter fallen, schoß empor und trippelte zum Schlafzimmer hinaus. In der Pappschachtel befand sich ein uraltes Stück Torte.

Mia war zuerst sprachlos, als sie's sah. Dann erklärte sie ihm: es war das Mittelstück der Geburtstagstorte — seit dem Mai hatte das kleine Ding es heimlich aufbewahrt! Rund herum war es ja ein bißchen abgenagt, ranzig war die Butter natürlich längst, und der Zuckerguß hatte unter den Spielsachen in Dodis Truhe eine etwas unbestimmte Farbennüance angenommen. Aber Olfers war ordentlich bewegt von dem nach kindlichen Begriffen gewiß königlichen Begrüßungsgeschenk. Der erste Stern auf den Achselstücken hatte ihn vor drei Jahren nicht so gefreut wie dies ungenießbare Stückchen Torte.

Sie waren diesen Vormittag so glücklich miteinander, zu dritt, daß Olfers es als ein schweres, schweres Opfer empfand, mittags das sonnige Heim verlassen zu müssen, um den „Begrüßungsrummel“ mit den Verwandten bei Großmama Kaupisch über sich ergehen zu lassen.

Es war helles, schönes Sonntagswetter. Olfers ließ einen Wagen kommen, um mit seiner Familie vor Tisch noch ein Stündchen in den Anlagen spazieren zu fahren. Fast erschrocken bemerkte er, daß Mia sich in Halbtrauer kleidete: Elisabets Mama war im Frühjahr gestorben. Wenigstens trug Dodi zur Feier von Väterchens Heimkehr ein weißes Kleidchen. Mia hatte es selbst gestickt. Die Kleine nahm natürlich „Pampa“, die ostafrikanische Puppe, mit und „Jimbo“, den possierlichen kleinen Affen, der nußgestopft und als Negergigerl gekleidet war (mit grauem Zylinder, weißer Wäsche und einem Nankinanzug) — beides „Mitbringsel“ ihres Vaters.

„Sie kommt mir aber so blaß vor, die

kleine Madame!" sagte Olfers, als sie im Sonnenschein durch die Düsternbrooker Allee fuhren. „So nach Stubenluft sieht sie aus. Findest Du nicht, Schatz?"

Mia gab es zu. Sie waren den ganzen Winter über beide viel erkältet gewesen.

„Was meinst Du, Mia, wenn wir nach Tirol gingen — oder nach Oberbayern?" fing er nun behaglich an. „Die Gebirgsluft würde Euch gut tun, Euch beiden, was?"

Sie hielt seine Hand in der ihren. „Ja, das wäre schon himmlisch. Aber es geht doch nicht, Schatz."

„Moses und die Propheten?" fragte er lachend. „O was denkst Du, ich habe mächtig gespart. Hundertfünfundsechzig Taler. Dazu unser Gehalt und der Zuschuß. Feinsliebchen, was willst Du noch mehr?" Und nun begann er zu schwärmen: „Weißt Du, auf der Rückreise machen wir Station in München, sehen uns die Museen, die Theater an, vorher Herrenchiemsee, und dann Dresden, Berlin. Frau von Hohenegg ist Berlinerin, und ihr Mann sagt auch: Damengarderobe usw. soll man nirgends anders kaufen. Da werden wir Dich mal ausstaffieren. Ich will doch Staat mit Dir machen. Was, Dodi, meinst Du nicht auch? Haben wir nicht eine hübsche Mutti?" Ordentlich aufstöhnend schloß er: „Und einen andern Hut mußt Du haben, Schatz. Überhaupt Kapotthut —! So nennt man die Scheusäler doch? — Und das da ist doch sicher wieder Modell Elisabet — heilige Elisabet?"

Über seinen komischen Zorn mußte sie lachen; sie liebte die Kapotthüte selbst ganz und gar nicht; insgeheim plante sie auch für die Reise eine Revolution, jetzt, wo sie den Beistand ihres Mannes hatte. Seinen Reiseplänen lauschte sie wie etwas Verbotenem. Außer Norwegen kannte sie nur Hamburg, die holsteinsche Schweiz und Brunshaupten. Über ihre Augen kam Glanz, und sie atmete tief auf. Doch dann beichtete sie ihm ziemlich kleinlaut: „Großmama hat uns aber schon eingeladen für den Sommer, Liebster. Sie hat eine ganze Villa in Misdroy gemietet."

„In Misdroy?" rief Max entsetzt. „An der Ostsee?"

„Ja, gerade Ottiliens wegen. Und wegen Alwin; seine Nerven sind so herunter."

„Was — und Mangelsdorffs sollen auch dabei sein?" Er lehnte sich enttäuscht zurück. „Liebster Schatz — das ist ja eine grausame Vorstellung. Den schönen, schönen Urlaub in dem langweiligen Seebad, mit dem langweiligen Strand, der langweiligen Kurmusik, den gleichgültigen Menschen verbringen —! Nein, Mia, alles — aber das nicht! Dort hätten wir ja nichts, nichts, nichts!"

„Liebster, wir haben doch uns!"

„Nein, das haben wir eben nicht, das weiß ich im voraus. Und dieser ewige Familiensalat — unausstehlich."

„Geh, Max —! Großmama hat uns auch zwei schöne, große Zimmer im Giebel gegeben, es ist ja sehr teuer dort, die beste Lage am Strand, und wir sollen alle ihre Gäste sein, in jeder Hinsicht, das rechnet für uns doch auch. Nicht, Du Brummbär?"

„Hätte sie Dir bloß den dritten Teil so gegeben, dann wäre alles ganz herrlich ..."

„Ein rechter, böser Egoist bist Du doch!" lachte sie. „Großmama will uns dafür eben auch ein bißchen genießen."

Er stöhnte komisch verzweifelt auf. „Genießen —! Nein, nein, nein, Mia! — Ob sie's vielleicht noch rückgängig machen könnte, was meinst Du?"

„Ums Himmelswillen, Schatz!" Sie hängte bei ihm ein und drängte sich zärtlich an ihn. „Lieber, lieber Mann, sei einmal gut zu ihnen. Ja, willst Du? Meinetwegen — bloß meinetwegen. Siehst Du, damals, als davon die Rede war, konnte ich Dich doch nicht fragen. Du warst weit da draußen auf dem Ozean. Also nahm ich für uns beide an."

„Das ist es eben," sagte er traurig, „wenn ich hier nötig wäre, dringend nötig, schwimme ich draußen auf dem Ozean, und andere bestimmen über Dich, über Dodi." Er preßte die Zähne zusammen. „Und sogar über mich."

Mia hatte das Kind auf den Schoß genommen und hielt es so umschlungen, daß es den bitteren Ton, den finsteren Ausdruck seines Vaters nicht gewahrte. „Sei doch nicht garstig!" bat sie ihn flüsternd.

Viertes Kapitel.

Wenigstens das Eine setzte er während des Aufenthalts in Misdroy durch: niemand durfte ihm hier in Dodis Erziehung hineinsprechen.

Natürlich ging das nicht ohne Szenen ab, ohne heftige Meinungsverschiedenheiten mit allerlei kleinen Auftritten. Anfangs war nicht einmal Mia auf seiner Seite, weil sie in seinen Anordnungen zunächst mehr den Trotz gegen ihre Verwandtschaft als die wirkliche Sorge um das Wohl ihres Töchterchens erblickte.

„Sie ist doch kein Schiffsjunge, kein Kadett!" protestierte Großmama Kaupisch, als er die Kleine gleich am ersten Morgen ins Herrenbad mitnahm.

An Kaltbaden hatte keines von ihnen auch nur entfernt gedacht; wöchentlich drei warme Seebäder und danach eine Stunde schlafen, so hatte der Medizinalrat es ausdrücklich angeordnet.

„Und was hat denn Euer Medizinalrat aus dem Kind gemacht, he?" lachte er sie aus. „Stubenblässe hat er gezüchtet, einen ewigen Schnupfen großgezogen. Aber mein Mädel soll ein forsches Seemannsmädel werden, zum Schwerebrett!"

Dodi hatte Furcht, grenzenlose Furcht, als sie in ihrem roten Badehöschen und der gelben Leinwandkappe — ein winziger Punkt neben dem großen Mann — auf der Treppe des Herrenbades stand. Aber als ihr Papa sie auf den Arm nahm, gab sie keinen Laut von sich, sträubte sich auch nicht, sie klammerte sich nur mit ihren dürren Ärmchen krampfhaft an seinem Halse fest (Mia sah hernach die Marken, die ihre kleinen Nägel an seinem Nacken zurückgelassen hatten), und erst in dem Augenblick, als er mit ihr von der Treppe ins Wasser sprang, tat sie den Mund auf. Aber zum Schreien kam's da nicht mehr. Sprudelnd tauchten sie gleich darauf wieder empor — er lag auf dem Rücken, ruderte mit den Beinen und hob sie, wenn eine Woge heranrollte, so hoch, daß der weiße Schaum nur noch über ihre Schultern spülte. Das Wasser schmeckte salzig, sie spuckte, darauf tat er, als ob er nießen müßte, bei jeder neuen Welle, die über ihn hinschlug, und seine komischen Gesichter machten ihr solches Vergnügen, daß sie die Angst vergaß.

Das erstemal blieb er kaum zwei Minuten im Wasser. Späterhin steigerte er's planmäßig.

Als einziger weiblicher Badegast im Herrenbad genoß Dodi — NB. da sie niemals schrie — viel Freundschaft. Alle Welt freute sich über das lustige, tapfere, kleine Kerlchen in der roten Badehose.

In einiger Verlegenheit befand sich Olsers nur immer, wenn er Dodi, nachdem sie tüchtig frottiert war, bei der Toilette half. Das Wesen der Knopfloch-, Haken- und Ösen-Zusammenhänge von Leibchen, Hose und Unterröckchen blieb ihm ein dauerndes Rätsel.

Einmal war Dodi schon fix und fertig angezogen, da ergab sich's, daß auf der Zellenbank noch ein Miniaturhemdchen lag.

„Meines ist es nicht, Dodi!" beteuerte er sofort.

Darüber mußte Dodi enorm lachen, und der Schaden ward repariert.

„Aber Mutti nichts davon sagen, Du, — sonst kriegen wir mächtige Schelte!"

Sie machte ein wichtiges Gesicht und gelobte es. Dann lachten sie wieder beide. In dieser Vertraulichkeit wuchs die gute Kameradschaft zwischen ihnen groß.

Nach den kalten Bädern, die der Kleinen vorzüglich bekamen, setzte er dann auch eine ganz neue Art ihrer Kleidung und Ernährung durch. Er schaffte sogar die bisher für unfehlbar gehaltene Normalwolle ab, in der sämtliche Mangelsdorffs „erstickten", wie er sich ausdrückte. Da es ein warmer Sommer war, gelang die Gewaltkur überraschend. Dodi schlief prächtig, hatte immer vorzüglichen Appetit und bekam dralle, braunrote Bäckchen.

Weniger gute Erfolge hatte er mit seiner Abhärtungsmethode bei der etwas blutarmen Mia zu verzeichnen. Nachdem sie vierzehn Tage lang infolge der kalten Bäder an unerträglicher Migräne gelitten hatte und ordentlich abgemagert war, ward ihr leidender Zustand natürlich als Waffe gegen ihn gebraucht. Es kam dadurch zu immer schärferen Gegensätzen.

Einmal machten sie als Gäste von Großmama eine Partie nach dem Jordansee in zwei Landauern. Auf der Hinfahrt und während der langen Kaffeesitzung im Restaurant war er recht verstimmt, denn Mia hatte trotz seines Bittens nicht eingewilligt, den Weg durch den schönen Buchenwald lieber zu Fuße zu machen — allein mit ihm und dem Kind. Einen anderen Grund für ihr Sträuben wußte sie ihm nicht zu nennen als den, daß Großmama die beiden

Wagen doch schon fest bestellt hatte, sie also bezahlen mußte.

Nach dem Kaffee umwanderte man gemeinsam den idyllischen, kleinen Waldsee. Natürlich wartete Olfers nur auf die nächste Gelegenheit, um sich mit den Seinen von der übrigen Gesellschaft endlich zu trennen. Der Studiendirektor und der Justizrat waren auch mit dabei; sie verbrachten ihre ganzen Sommerferien in Misdroy. Olfers hielt sich botanisierenderweise mit Dodi in der Nachhut des unerträglich langsamen Zuges. Als ein Seitenweg kam, entrann er, ein lebhaftes Tempo einschlagend. Frau Kaupisch war recht traurig darüber. Nach einer Weile schickte sie ihm Maria nach: „Sie hätten sich nun doch in der freien Natur gerade einmal so recht genießen wollen, alle miteinander —!"

Diese Redensart war Olfers nachgerade unausstehlich. Er stöhnte leicht auf — zurück kam er nicht. Im Gegenteil, während seine Frau noch auf ihn einzuwirken suchte, nahm er sie um die Taille und begann, da Dodi neben ihm her hüpfend ein Marschliedchen trällerte, mitzuhüpfen und mitzuträllern. Sie sträubte sich erst, ward aber von ihm mitgezogen, und so gelangten sie zu dritt Arm in Arm bis zum Waldrand.

Das war hier ein reizendes Plätzchen am Abhang der bewaldeten Düne. Die See war heute viel bewegter als sonst, die weißen Schaumkämme spritzten ziemlich hoch, mit dem Rauschen des Windes verband sich das klirrende Geräusch der über die kleinen Steine zurückweichenden Brandung. Unten am Strand war eine schmucke, kleine Segeljacht festgepflöckt — eine Gruppe Kurgäste war darin von Misdroy herübergekommen — der Kiel des Bootes knirschte im Sand, manchmal hob es eine breite, langsam heranrollende, dann sich überstürzende Woge auf den weißen Kamm. Ein frischer Seehauch, vermischt mit dem Geruch von Tang, wehte sie an. Gerade ging die Sonne unter — sie schwamm wie eine feuerrote Halbkugel auf dem Wasser — die letzte Glut färbte die langstreifigen und zerfetzten Windwolken, die am Horizont trieben — selbst die Stämme der Kiefern, die an der Lisiere standen, erglühten in tiefem Rot.

Olfers hatte Dodi auf die Schulter genommen. Der Wind fuhr ihr in die braunen Locken. Sie klatschte vor Freude in die Hände, als sie die Sonne sah. Auch Mia ward für einen Augenblick von der Poesie der landschaftlichen Stimmung mit erfaßt, trotzdem sie sich von dem unbehaglichen Gefühl nicht frei machen konnte, daß man die andern empfindlich kränkte. Es wohnten stets „zwei Seelen — ach! — in ihrer Brust".

„Väterchen, wenn Du auf dem Wasser bist," fragte Dodi, einen tiefen Atemzug tuend, „hast Du dann auch immer so eine große Sonne?"

„Ja, kleine Dodi. Sonne hat jeder Mensch, jeder, wenn er nur will." Er sagte es fast abwesend, den starren Blick dem erlöschenden Licht zugewandt.

Der kleine Fragekasten plauderte weiter. Sie schwiegen beide. Was ihm auf der Zunge schwebte, wollte Olfers nicht sagen, weil er merkte, wie es auch an Mia innerlich zerrte und riß.

„Väterchen, mußt Du ganz wirklich nächste Woche schon wieder fort?" fragte Dodi nach einer Weile. Als er bejahte, lehnte sie ihre Wange an seinen Kopf und umschlang seinen Nacken mit ihren Ärmchen. „Bleib doch noch, Väterchen."

„Das geht nicht. — Am Montag ist der ganze Traum ausgeträumt. — Dann seh' ich meine kleine Dodi ein Halbjahr lang nicht."

„Gehst Du wieder nach Afrika? — Au, Väterchen, triffst Du dann auch die kleinen Mädelchen wieder, die Zwillinge?"

„Ja, vielleicht besuch' ich ihre Eltern. Die haben da ein kleines Häuschen in der Kolonie. Da sind sie immer beisammen — und so glücklich."

„Den kleinen Zwillingen ihr Väterchen ist immer bei ihnen, gelt, der muß nicht immer mit dem bösen Schiff fort, gelt?" Sie tat einen tiefen Seufzer. „Ach, die haben's gut."

Nun setzte sich Mia auf einen Baumstumpf und weinte.

Olfers ließ das Kind zu Boden, ging zu seiner Frau und lehnte ihren Kopf an sich, sprach aber nichts.

„Schatz," flüsterte sie flehend, „mach' mir's doch nicht so schwer. Immer stehe ich zwischen Euch, soll vermitteln und kann's doch nicht. Und dann gehst Du fort — da muß ich mich mit ihnen einrichten — ach, und es ist mir doch immer so bange,

so trostlos!" Sie stieß das schluchzend aus. Sofort war auch Dodi neben ihr und umschlang sie.

„Was soll ich denn tun?" gab Olsers ebenso leise zurück. Er preßte für eine Sekunde die Zähne aufeinander. „Mich zum Sklaven machen, in jeder winzigen Regung, in jedem kleinen persönlichen Wunsch, mich fortgesetzt ducken, demütigen ... Ach, ich führe ja keine Ehe!"

Jetzt kniete Dodi vor der Mutter, schmeichelte ihr und preßte ihre Hand. Dann sah sie den Vater hilflos an, der wieder übers Wasser hinstarrte.

„Da — ist die Sonne hinunter!" sagte Olsers.

Plötzlich stampfte er auf und rannte über den Abhang zum Strand.

„Väterchen — Väterchen!" rief Dodi ängstlich.

Sie zog so lange an der Hand ihrer Mutter, bis diese mit ihr folgte.

Unten stand eine Anzahl Herren. Es waren die Bootsgäste, die nachmittags mit der kleinen Lustjacht angekommen waren. Geübter Sportsman war nur der eine von ihnen. Mit diesem stritten sie aber lachend. Da ziemlich starker Wind aufgekommen war, trauten sie dem Frieden nicht und streikten. Der Führer sprach ihnen zu. Er hatte sich bei der Landung die Hand verstaucht und bedurfte bei den notwendigen Segelmanövern der Unterstützung.

Rasch machte sich Olsers bekannt und bot seine Hilfe an. Der Führer nahm sie mit Dank an. Es war ein Schiffsbaumeister Krosta. Die Herren entsannen sich, einander schon öfters im Bad begegnet zu sein.

Die anderen waren froh, sich bei dem unsicher gewordenen Wetter vom Mitkommen entbunden zu sehen.

Olsers ging dem Besitzer sogleich zur Hand, um das Boot flott zu machen. Impulsiv wandte er sich dann nach Frau und Kind um.

„He — wollt Ihr mit?" fragte er mit rasch sich aufhellender Miene.

„Aber Max —! Und die andern?"

In diesem Augenblick hörte man Alwins Stimme. Er stand oben auf der Düne und rief laut: „Maria — Ottilie — Maria!"

Als Mia sich meldete, kam er hastig zum Strand herunter; Elisabeth folgte ihm.

„Ja — aber Kinder — Großmama sitzt schon im Wagen, sie erkältet sich noch — wo bleibt Ihr denn nur?"

Olsers unterbrach sein Gespräch mit dem Bootsbesitzer — sie hatten rasch Gefallen aneinander gefunden — und wandte sich dem Schwager zu: „Richten Sie doch, bitte, aus, daß wir nicht im Wagen mitkommen. Wir fahren im Segelboot."

Der Schwager war sprachlos; auch Mia glaubte noch nicht an den Ernst. Olsers hob aber sein Töchterchen empor und rief munter: „He — kleine Dodi — was, das gibt einmal ein Abenteuer?"

Dodis Augen leuchteten. Sie war ganz atemlos vor Aufregung, nickte heftig mit dem Kopf, sprach aber kein Wort, weil Onkel Alwin sie so streng ansah. Krosta ließ sich der Gattin seines neuen Bekannten vorstellen und machte ihr Komplimente über Dodi. Die „kleine Prinzessin in den roten Badehosen" war ihm im Herrenbad schon mehrmals aufgefallen.

„Hörst Du, kleine Dodi, Du hast schon ein gutes Renommee!" sagte Olsers lachend.

Als er sie ins Boot trug — Krosta wollte die Bank mit ihr teilen, damit man ganz außer Sorge sein konnte — tapfte er ein paar Schritte weit, der neuen Strandschuhe nicht achtend, durchs Wasser. Er war ganz Feuer und Flamme für die unverhoffte Partie. Beim Lösen der Riemen, Einsetzen des Mastes, das er allein besorgte, lobte er das Boot, es kam zwischen den Herren zu einem kurzen, fachmännischen Gespräch. Inzwischen hatte der Schiffsbaumeister den Platz mit der Rücklehne für Frau Olsers zurecht gemacht, ein Kissen aufgelegt, den Rost, der naß geworden war, umgedreht; für Dodi schob er zwei Seitenlehnen in die Bank, an denen sie sich festhalten konnte. Die forsche Kleine mit den blitzenden Augen machte ihm großen Spaß.

Mia war zurückgewichen, als ihr Mann kam, um sie zu holen. Den anderen unsichtbar, schlang sie ihre Finger ineinander. „Hol' Dodi wieder heraus! Max, ich bitte Dich! Ich — ich fahre auch keinesfalls mit!"

„Hast Du etwa — Furcht?" fragte er betreten.

„Es ist nicht meinetwegen. Aber ich bitte Dich innig, Max. Du ahnst nicht, was ich hernach auszustehn hätte."

„Also hast Du doch Furcht? Und nicht einmal vor dem Wasser? Nur vor ein paar schiefen Gesichtern?"

Auch Alwin und Elisabeth stießen wieder hinzu. „Es kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, bei Nacht und Nebel das Kind mit aufs Wasser zu nehmen?" stellte der Schwager vor. „Das Kind kann sich ja den Tod holen!" meinte Elisabeth.

Er hörte gar nicht auf sie.

„Max — wenn Du mich lieb hast, bleibst Du!" flüsterte Maria.

„Wenn Du zu mir hältst, kommst Du mit!" gab er zurück.

Krosta merkte nichts von dem Zerwürfnis. Die Kurgäste, die sich etwas beschämt fühlten, daß ein Kind die Tour mitmachte, suchten sich durch eine lustige Debatte von Land zu Bord darüber hinwegzusetzen.

„Ich nenne das geradezu — das Schicksal herausfordern!" sagte Elisabeth. Wenigstens solle er die Kleine zurücklassen, verlangte sie.

Mia schluckte. Sie konnte kaum mehr sprechen. „Du — fährst also?" fragte sie.

„Ja, Mia."

Nun fuhr es der Schwägerin heraus: „Das ist aber wirklich eine solche Unvernunft —!"

Olfers wandte sich scharf nach ihr um. Sie brach ab und zuckte die Achsel, immerhin etwas erschrocken über den Blick, den er ihr zugeworfen hatte.

Wenige Sekunden darauf war er am Steuer des Bootes. Ein paar Schritt weit durchs Wasser stapfend, schob er das Boot vor sich her. Als es flott war, schwang er sich flugs über Bord — die betreffende Seite kippte so tief, daß die am Ufer Zurückgebliebenen hell aufkreischten — dann ließ er sich auf der letzten Bank nieder und setzte die Ruder ein. Anfangs galt es zu kämpfen, unregelmäßig tanzte das Boot unter dem Anprall der nächsten weißen Schaumkämme. Krosta bediente das Steuer, wollte dann auch, trotzdem er die rechte Hand verbunden trug, ein zweites Paar Ruder einsetzen, aber Olfers bat ihn, den Platz neben dem Kinde jetzt nicht zu verlassen, er würde auch ganz leicht allein fertig. Hinter der nächsten Welle schien das Boot mit dem Bug tief unterzutauchen, darauf richtete es sich empor, schwankte und drehte sich unter dem Druck des Windes, der die stählernen Trossen klirren machte. Hastig zog Olfers die Ruder ein, — eins, zwei, drei, hatte er das Segel gehißt. Sofort legte sich das Boot zur Seite, und die Kiellinie schnitt die nächsten Wogen in spitzem Winkel. Haarscharf am Rand des Bootes entlang kletternd, holte er die Fangschnur des Gaffelsegels, die Krosta ihm zureichte — eine Weile kämpfte das Tuch noch flatternd, dann glitt die Stenge mit der weißen Leinwand rauschend empor, das Segel straffte sich, und die Bewegung des Bootes nahm beim Hinübersetzen über die gleichmäßig heranrollenden Wogen einen bestimmten Takt an.

Vom Strand aus sah sich das Bild des in die dunkle Nacht hinaus segelnden Bootes sehr abenteuerlich an. Auch die Herren, die sich gesträubt hatten mitzufahren, ließen sich nun — um sich zu rechtfertigen — über den Leichtsinn aus, bei solchem Wind und Wellenschlag und zudem bei finsterer Nacht ein Kind mit hinauszunehmen.

Mia hatte die Hände an die Schläfen gepreßt. Mit angstvollen, großen Augen — noch ganz fassungslos über das Geschehene — starrte sie dem Boote nach, von dem sie bald nur noch einen Schatten auf der dunkeln Fläche gewahrte. Der Wind schien ihr plötzlich noch viel schauerlicher zu pfeifen als vorher. In diesem Augenblick hatte sie innerlich gar keine Gemeinschaft mit ihrem Gatten. Er peinigte sie, er frevelte an ihr: weil er sie strafen wollte für ihr Festhalten an den Verwandten, suchte er sie in ihren heiligsten Gefühlen, suchte er sie als Mutter zu treffen. Das war schlecht von ihm. Er war ein Egoist, ein harter, grausamer Egoist.

Erst nachher, als sie fröstelnd im Wagen saß und als Elisabeth all das aussprach, was sie kurz zuvor selbst gedacht oder empfunden hatte, wehrte sie sich dagegen.

Schluchzend warf sie sich in die Ecke des Wagens. „Schweig', ach, schweig' doch, Lisbeth! Ach, ich bin ja so unglücklich, so grenzenlos unglücklich!"

(Fortsetzung folgt.)



Studienkopf. Zeichnung von Anselm Feuerbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Italienisches Begräbnis.
(Photographie und Verlag van Franz Hanfstaengl in München.)

Anselm Feuerbach.

Von **Eduard Engels in München.**

Mit drei Einschaltbildern und siebzehn Textabbildungen.

> Nicht meine Schuld ist es, wenn die Blüte meiner Kunst nicht vollfreudig in das Dasein getreten ist. Was die gütige Natur mir in die Seele legte, das hat die Härte und das Unverständnis meiner Zeitgenossen in seinem Wachstum aufgehalten und verkümmert.
>
> Feuerbach, Vermächtnis.

Die Zeit, in der Feuerbach geboren wurde und heranwuchs, sagt Julius Allgeyer in seinem großen Feuerbach-Werke*), war eine kunstarme Zeit; das deutsche Volk im Geschmack aufs tiefste verkommen und in seinem künstlerischen Können zum Ungeschick hinabgesunken. Der wichtigste Antrieb für ein hochstrebendes Talent fehlte: das große, zur Nacheiferung anspornende Beispiel. Es war eine Zeit, in der man ein berühmter Mann werden, für eine Größe und einen Meister der Kunst gelten konnte, auf Grund von Leistungen, auf die die Einsichtigen von damals und heutigentags die ganze Welt mit Gleichgültigkeit oder mitleidigem Achselzucken hinabsehen, und in den meisten Fällen, ohne ein sonderliches Unrecht damit zu begehen. Das herbe Wort muß ausgesprochen werden, daß um die Zeit, da Feuerbach seine künstlerische Laufbahn antrat, in Deutschland kein Meister wirkte, bei dem sich das Fundament aller Kunst, das Handwerk in ihr, in diesem Falle die Technik des Malens, auf klaren und sicheren Grundlagen erwerben ließ. Wo Bestrebungen in



Anselm Feuerbach. Selbstbildnis.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

*) Berlin und Stuttgart 1904, Verlag von W. Spemann.



Hafis in der Schenke.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

dieser Richtung überhaupt zutage traten, erhoben sie sich nur wenig über das Niveau eines meist süßlichen oder auf rohen Effekt abzielenden Illuminierens, und besonders auf dem Gebiete der monumentalen Kunst und großen Historie ist es kaum einmal gelungen, das Phänomen der Farbe, als Ausdruck der persönlichen Anschauung, zu wahrhaft künstlerischer, einheitlicher Wirkung auszubilden.

Es war aber nicht bloß das technische Malenkönnen, worüber Feuerbach mit seiner Zeit in Konflikt geriet, es war in weit stärkerem Maße noch die künstlerische Gesinnung, der herrschende Kunstgeist, der beide in Widerspruch miteinander brachte. In einer Epoche nämlich, die sich vom Klassizismus und von der Romantik zum Realismus bekehrte, unternahm es Feuerbach, den Deutschen eine monumentale Kunst auf malerischer Grundlage im Anschluß an die großen Vorbilder der Vergangenheit zu schaffen. Man bedenke, was das heißen will! Die Zeit schickte sich an, in die enge Welt des Alltags, zur Genremalerei hinabzusteigen, und Feuerbach strebte zu einer auf menschlich Wahres und Großes gerichteten Klassizität empor. Die Zeit suchte die Gesellschaft von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, und Feuerbach wollte mit Helden und Göttern zu Tische sitzen. Die Zeit begehrte nach Tatsachen, Feuerbach nach Träumen und Dichtungen. Die Zeit predigte Nüchternheit oder Sentimentalität, Feuerbach Begeisterung und Größe. Die Zeit geriet in Entzücken, wenn jemand ein Stück Seide, Teppich, Metall, Glas geschickt nachzubilden wußte, Feuerbach ließ nur die Seele der Dinge, ihre innere Bedeutung gelten. Die Zeit wollte gewaltsam klein, eng, poesielos, werktäglich werden, Feuerbach aber predigte weiten Horizont, Stil, Form, Sonntag des Lebens und der Kunst. Man darf ruhig sagen, daß Feuerbach und sein Jahrhundert in allem und jedem Antagonisten waren. Und natürlich braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die Zeit, die „kompakte Majorität", zunächst Recht behielt. Auch wenn Feuerbach weniger reizbar gewesen wäre, hätte er an seinem



Der Tod des Aretino. Gemälde im Museum zu Basel.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Kinderfries. Gemälde.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Schicksal zugrunde gehen müssen. Daß er aber zugrunde ging und wie er zugrunde ging, das ist so traurig und zugleich so tragisch, daß wir heute, wo das Verständnis für den großen Künstler endlich zu dämmern beginnt, mit einer wahren Sehnsucht seinem Leben und Wirken nachspüren, gleich als könnten wir wieder gut machen, was ein früheres Geschlecht gesündigt hat.

* * *

Anselm Feuerbach wurde zu Speyer am 12. September 1829 als Sohn des Archäologen gleichen Namens geboren. Vom Vater, der ein begeisterter Kenner der Antike war, empfing er nach Allgeyer die künstlerische Natur mit der Zugabe eines überaus erregten Gemüts- und Phantasielebens, damit verbunden eine fast ans Mimosenhafte streifende Feinfühligkeit, Stimm- und Verstimmbarkeit des ganzen seelischen Apparats, wie sie fast allen wirklichen Dichternaturen gemeinsam, den Großen aber in besonderem Maße angeboren ist. In Freiburg, wohin die Familie nach der Berufung des Vaters an die dortige Universität übersiedelte, führte der Knabe im Verein mit seiner phantasievollen Schwester das glücklichste Kinderleben. Viel gute Musik, Umgang mit bedeutenden Menschen, eine kleine Sammlung Münzen, Gipse, Stiche gaben dem jungen Wildfang, der nebenbei zu den verwegensten Straßenbuben des Städtchens gehörte, die erste künstlerische Anregung. Daß er selbst künstlerisch begabt sei, galt von jeher als selbstverständlich, da es ihm nach seinem eigenen Geständnis ganz „natürlich" war, sowohl mit der rechten als mit der linken Hand alle irgend erreichbaren weißen, grauen, blauen oder gelben Papierstücke mit Kreide oder Kohle zu bearbeiten. Germanenschlachten lieferten ihm seine Lieblingsmotive, Rubens und van Dyck mußten bei seinen Versuchen Pate stehen. Mit zwölf Jahren verfertigte er sogar eine Büste seines Vaters, die auch wirklich in Gips gegossen wurde. Im fünften Jahre seiner Gymnasialstudien aber „tat er nicht mehr gut", und seine Eltern wandten sich nach Düsseldorf, um zu erkunden, ob der Junge wirklich, wie er begehrte, Maler werden solle. Lessing antwortete: „Der junge Mensch soll sein Gymnasium absolvieren und dann weiter sehen." Schadow aber schrieb: „Der junge Feuerbach kann nichts anderes als Maler werden und soll gleich kommen." So wanderte denn Anselm Feuerbach im Frühling 1845, noch nicht 16 Jahre alt, in die Kunststadt am Niederrhein; ein Kind, wie er selbst sich später ausdrückte, ein vertrauensseliges, trotz des ungebundenen Freiburger Straßenlebens von allem Gemeinen entfernt gebliebenes Kind, brennend vor Eifer in der Sehnsucht nach einem unbekannten Ziel und glückselig in all den Illusionen, die bisher seine Welt vergoldet hatten.

Der alte Schadow empfing den Knaben

mit väterlichem Wohlwollen und nahm ihn sogleich in sein eigenes Atelier, um ihn vor der Berührung mit den übrigen Kunstschülern zu schützen. Anselm war ganz Tatendrang. Er arbeitete so eifrig, daß er sich selbst Sonntags keine Ruhe gönnte, geriet aber trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, sehr bald in eine tiefe Unzufriedenheit sowohl mit der akademischen Lehrmethode als mit seinen eigenen Bemühungen hinein. So jung er war, so wenig blieb ihm die Unfähigkeit seines Lehrers verborgen, ihm gerade das zu geben, was er am notwendigsten brauchte: das Handwerk seiner Kunst. Und was sein eigenes Tun und Streben betraf, so mußte er fast in jedem seiner Briefe an die Eltern die uralte Klage aller Kunstbeflissenen wiederholen, daß seine Hand seinen Gedanken auch nicht entfernt nachkommen könne. Die Rückseite der Akademie ging nach dem Rhein. Mit welcher Sehnsucht sah er da oft auf die hämmernden, pochenden Schiffe, die der schwarzwälder Heimat zugingen! Einmal schickte ihm der Vater das nötige Geld, um in die Ferien nach Hause zu fahren. Aber so gern Anselm seiner Sehnsucht gefolgt wäre, es kam ihm „sündhaft" vor, das viele Geld zu verreisen, wo „die Hälfte davon hinreichte, das Nötige an Farben anzuschaffen". Endlich, 1847, schlägt ihm die Stunde der Erlösung. Er bekommt die Erlaubnis, nach München zu gehen! Mit einem kleinen Stipendium des Großherzogs Leopold von Baden! Aber auch in München findet er nicht, was er sucht. Er steht vor Cornelius' Fresken und berichtet an den Vater: „Ist das Cornelius, der große Cornelius? Wenn Du mir erlauben willst, die Wahrheit zu sagen: von Kolorit keine Spur und dabei die gröbsten Zeichnungsfehler!" Er geht zu Schorn, dem Stammvater der Pilotyschule, und ist mit diesem Geschäftsmann sofort fertig, als er die Worte hört: „Ich werde Sorge tragen, daß Sie Gegenstände wählen, die gefallen, und sichere Ihnen sofortigen Verkauf." Er malt auch ein eigenes großes Bild, einen Bacchus, ohne vorherige Zeichnung, unmittelbar auf die Leinwand und erschrickt nach einer kleinen Tour ins Gebirge über dieses Werk dermaßen, daß er's von der Staffelei herunterreißt und in tausend Stücke zerschneidet. Wäre nicht die Pinakothek und das goldige Münchener Leben, er hätte die Studienzeit an der Isar noch weniger als die am Rhein ausgehalten. „Und wenn ich es nun recht überlege," schreibt er nach zwei Jahren an die Eltern,



Dante mit den Frauen Ravennas. Gemälde in der Großherzogl. Galerie zu Karlsruhe.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„so habe ich von all meinen herrlichen Idealen nicht das Kleinste geschaffen. Ich habe gedichtet, aber nicht gemalt. Kein Strich beweist, was ich in mir fühle. Ich weiß, daß ich Euch mit meinen exaltierten Plänen — alle Augenblicke etwas anderes — viele Sorgen mache, aber ich kann nicht anders als Euch bitten, mich nach Antwerpen, Paris, Florenz oder, wohin es sonst sei, als Schüler auf die Akademie zu schicken." Man schickt ihn nach Antwerpen. Und hier zuerst findet er nun bei Wappers einen kleinen Anfang von dem, wonach seine Seele dürstete. Von leichtsinniger Phantasterei wird ihm der Weg zu wirklichem Studium gezeigt. Zum ersten Male vor die Natur gestellt, fühlt er sich im Innersten ergriffen und arbeitet nun mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens auf jenes große Naturverständnis hin, das ihm später eine so einzige Stellung unter den deutschen Stilisten sichern sollte. Auch für die Farbe gewann er in der aufblühenden belgischen Malerstadt sehr viel, so daß es im Grunde keinen Bruch mit den Antwerpener Bestrebungen, sondern im Gegenteil eine Art Weiterbildung bedeutete, wenn er im Frühling 1851 als erster unter den deutschen Kunstjüngern den Lockungen der Pariser Schule folgte, die ihm in der Kunst Coutures — beiläufig bemerkt: des Lehrers von Delacroix, Puvis de Chavannes und Manet — zum Gipfel der Vollendung aufzusteigen schien. In den ersten Monaten seines Pariser Aufenthalts wurde der junge Himmelsstürmer übrigens von einem erschütternden Familienereignis, dem Tode seines Vaters, niedergeworfen. Seiner Stimmung Ausdruck zu leihen, malte er eine kleine italienische Begräbnisszene, die wir abbilden (Kopfvignette), weil sie für das Bedürfnis eines Malers, in schweren Stunden bei der Malerei Trost zu suchen, bezeichnend ist. In der Folge mietete Feuerbach ein Dachatelier und erlebte die Genugtuung, alle nach Paris kommenden deutschen Kunstjünger in seiner Nachbarschaft Quartier suchen zu sehen. Während draußen die Revolution tobte, saßen die jungen Leute in Feuerbachs Stube und sangen deutsche Lieder, zu denen Feuerbach, er mochte nun wollen oder nicht, stets seinen schönen Tenor beisteuern mußte. Sein Aussehen war damals nicht das brillanteste, doch wußte er, daß „alle diejenigen, die ein ernstes Streben haben, gefeit sind". So mittellos er war, er bat die verwitwete Mutter dennoch, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Er arbeitete fast ohne Unterbrechung. Angeregt durch Coutures epochemachendes Bild „Les Romains de la décadence", malte er in dessen Atelier eine Anzahl lebensgroßer Akte und rang sich an diesen Arbeiten von seiner Düsseldorfer und Antwerpener „Spitzpinselei" zu breiter, pastoser Behandlung, von der akademischen Schablonenkomposition zu großer Anschauung und Auffassung durch. Sein erstes größeres Bild „Hafis in der



Pietà.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Schenke" (Abb. Seite 138) legte Zeugnis von dem erstaunlichen Erfolg seines Strebens, mehr noch von seiner großen schöpferischen Begabung ab. Gewiß, das Bild hat seine Mängel. Meier-Graefe (Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst, Stuttgart, Julius Hoffmann) mag übertreiben, wenn er den liegenden Akt als Meisterwerk preist: darüber jedoch wird niemand im Zweifel sein, daß die Erfindung dieses Hafiskopfes nur einem Künstler gelingen konnte, der aus wirklicher künstlerischer Inspiration heraus schafft. Die Pariser Kritik nahm das Werk denn auch sehr liebenswürdig auf; man hatte an der Seine aufrichtiges Verständnis für den Mann im abgeschabten Rock, der so selig von Liebe und Wein lächelt und dem der echte Dichter aus jedem genialen Loch seiner Kleider herausguckt. Nur in Deutschland fand der arme Hafis keine Gnade, und man muß schon eine große Heimatliebe bei Feuerbach voraussetzen, wenn man seine eben damals vollzogene Heimkehr begreifen will. Wäre er in Paris geblieben, wo er doch nach seinem eigenen Geständnis von Couture so viel Förderung, von Mitstrebenden so viel Anregung, vom Publikum so viel Sympathie erfuhr, wer weiß, vielleicht hätte er ein Leben des Erfolges und des Glücks, statt eines Martyriums gewonnen. In seinem Tagebuche sagt er: „Die Zeit ging unaufhaltsam, und die Notwendigkeit forderte ihr Recht. Von Paris scheiden war schwer, aber unvermeidlich; in die Heimat gehen das Tröstlichste, was ich wählen konnte. So kam es, daß ich im Frühling 1854 eines schönen Morgens in Karlsruhe erwachte."



Hafis am Brunnen.
Gemälde der Schackgalerie in München.
(Verlag von Dr. E. Albert & Co. in München und Berlin.)

Das Erwachen war nicht eben das



Idylle. Gemälde der Schackgalerie zu München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

rosigste. Zwar schien eine Bestellung für das großherzogliche Schloß, Kinderfriese zur Ausschmückung eines Saales, den schönsten Anfang zu gewähren, allein gleich das erste größere Bild, das in Karlsruhe entstand, der Aretino (Abb. S. 139), wurde von der Jury zurückgewiesen, und ein zweites, die Versuchung des hl. Antonius darstellend, auf Betreiben des badischen Ministeriums sogar von der Teilnahme an der Pariser Weltausstellung ausgeschlossen. „Wenn ich beschreiben soll, was ich seit zwei Tagen im Gemüt leide, würden Worte nicht hinreichen. Ich möchte mich darüber hinwegsetzen mit aller Kraft, aber es nagt an mir, ich kann nicht essen, es quillt mir alles im Munde. Habe ich verdient, so gekränkt zu werden? Noch ein solches Jahr und ich bin da, wo ich schon jetzt gerne sein möchte." Noch denselben Tag überstrich der Künstler die „Verführung" und riß sie in Fetzen. Aber der Verzweiflung folgt ein Freudenrausch auf dem Fuße. Wohl in der Erkenntnis begangenen Unrechts erteilte der von seinen Räten mißleitete Großherzog dem gekränkten Künstler den Auftrag, nach Venedig zu reisen und die Assunta des Tizian zu kopieren. Die Bedingungen waren karg, aber die Aufgabe göttlich schön. Im Verein mit dem Dichter Scheffel zog Feuerbach im Juni 1854 über die Alpen, krank von überstandenem Leid und doch jubelnd vor Glück und Hoffnung. Im Wagen, der die Reisenden durch das Gebirge führt, hält er's gar nicht aus: er läuft dem Fuhrwerk voraus, selbst bei Nacht, und begrüßt mit klopfendem Herzen jede Blume am Weg, jedes Gletscherhaupt in der Höhe. In Venedig angekommen, wagt er zunächst gar nicht die Assunta anzuschauen, so sehr berauscht ihn alles, was ihm Venedig an Kunstschätzen bietet. Und als er dann die Arbeit aufnimmt, entfaltet er einen so leidenschaftlichen Fleiß, daß er zuletzt „buchstäblich vor Müdigkeit von der Staffelei herabfiel". Gottlob fand die Arbeit in Karlsruhe, wo man nur eine kleine Kopie, aber kein großes Galeriestück erwartet hat, ungeteilten Beifall und trug dem Künstler



Iphigenie. Zeichnung von Anselm Feuerbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

einige Monate Verlängerung seines Urlaubs ein. Aber auch wenn diese Verlängerung nicht bewilligt worden wäre: einmal in Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, wäre Feuerbach wohl schwerlich so bald wieder nach Hause zu bringen gewesen. Dafür lieferte er nach Ablauf des Urlaubs den schlagendsten Beweis, indem er, mittellos wie er war, nach Florenz und Rom aufbrach, fest entschlossen, sich aus eigener Kraft sein Glück zu zimmern oder — unterzugehen. „Das Leben ist nur eine Weile, die Kunst aber ist ewig, und was der Mensch einmal wahrhaft empfunden hat, daran muß etwas sein. Und später, wenn der launenhafte Mensch nicht mehr ist, dann steht die Malerseele rein da in seinen Werken, und niemand wird fragen, wie hat er gelebt und gerungen, sondern was hat er geschaffen."



Iphigenie. Gemälde der Königl. Galerie zu Stuttgart.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

So wandert er zu Fuß nach Florenz, kommt nachts dort an und pilgert bei Mondschein durch die Straßen der Stadt, am Perseus des Cellini vorüber, am David des Michelangelo. Am anderen Morgen, beim Durchschreiten der Uffizien-Galerie, ergreift ihn die „träumerische Schönheit, die unaussprechliche Vollendung" der alten Meisterwerke dermaßen, daß er den Palast verlassen muß, weil er sich der Tränen nicht erwehren kann. „Daß ich in solcher Weise erschüttert werden könnte, habe ich früher nicht geahnt, und heute noch dasselbe, und zu Hause und überall diese Schauer. Gott gebe mir Kraft, das alles zu tragen."

Diese Erschütterungen waren die Frühlingsstürme, von denen alsbald auf römischer Erde die Knospe seines eigenen künstlerischen Stils geweckt werden sollte. Was ihn von jeher am meisten beunruhigt: die Größe der Alten und die verschwindende Leistung der an ihnen geschulten Deutschen der klassischen Periode, war ihm angesichts der florentiner und römischen Kunstdenkmäler zum Erstaunen klar und verständlich geworden. Es verhielt sich damit nämlich so: Der deutsche Künstler fängt mit dem Verstande und mit leidlicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden und benützt die Natur

nur, um s e i n e n Gedanken, der ihm höher dünkt als alles äußerlich Gegebene, auszudrücken. Dafür nun rächt sich die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche, der Italiener aber hat es umgekehrt gemacht wie der Deutsche; er nahm die Natur, faßte sie scharf ins Auge und, indem er an ihr schaffte und bildete, vollzog sich das Wunder, welches wir Kunstwerk nennen. Die Wirklichkeit selbst gebar ihm das Ideal.



Alkibiades. Studie zum gegenüberstehenden Bilde.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Durchdrungen von dieser Einsicht, suchte und fand Feuerbach in Rom, „dieser gottbegnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens", den Ausdruck dessen, was ihm weder in Düsseldorf, noch in München, noch selbst in Antwerpen und Paris zur künstlerischen Bilderscheinung reifen gewollt. Fern von aller Begriffsromantik, die Rom noch jedem Deutschen genommen hat, umgeben von der großartigen Einfalt, Natürlichkeit und Schönheit des damals noch ziemlich unverdorbenen römischen Volkslebens, überwand er seine bisherige Formlosigkeit und die ganze moderne Oberflächlichkeit der künstlerischen Anschauung. Sein Stil erreichte nach und nach eine Strenge und eine typische Kraft, sein farbiger Ausdruck eine Knappheit, daß selbst sein Gönner Schack, der sich damals für ihn zu interessieren begann, ihm nur wenige Jahre auf seinem stolzen Höhengang zu folgen vermochte. Dante mit edlen Frauen Ravennas lustwandelnd, Kindergruppen, Madonna mit Christkind und musizierenden Engeln, Pietà, Hafis am Brunnen, Gastmahl des Platon, Medea, Iphigenia bezeichnen die wichtigsten Etappen auf diesem glorreichen Wege. Das Dantebild wurde auf Bestellung eines in Rom lebenden Ausländers gemalt, dessen finanzielles Verhalten den Künstler bestimmte, das Bild zurückzunehmen. Da in dem Hause dieses Ausländers aber alle wohlhabenden Fremden zu verkehren pflegten, so sah sich Feuerbach für lange Jahre von allem Atelierbesuch und damit auch von jeder Möglichkeit, in Rom etwas zu verkaufen, abgeschnitten. Entstanden ist der „D a n t e" auf einem Ausflug nach Frascati: „In Frascati gewesen," heißt es in einem Briefe an die Mutter, „wandelnde, verschleierte Frauen, auf der Fahrt das blitzende Meer, die weite, weiche dämmernde Campagna; schöne Gedanken ziehen wie Musik durch die Seele." Natürlich wurde auch die Göttliche Komödie fleißig gelesen und für den Kopf des Dante manche tiefernste Studie gemacht. Das schöne Mädchen, das sich an die Schulter des Dichters lehnt, ist Dantes jüngste Tochter Beatrice. Das sanfte Wandeln der edlen Gestalten empfand Feuerbach wie ein Andante von Mozart. — Der K i n d e r g r u p p e n sind in Rom eine ganze Anzahl entstanden. „Das römische Kind, mußt Du wissen, ist der



Das Gastmahl des Plato. Gemälde in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Keim zu allem menschlich Schönen in der Kunst. Es ist nicht nötig, weit danach zu gehen; man stolpert in der Straße darüber bei jedem Schritt. Ich habe mir zwei kleine Buben aufgelesen, die ich füttere und im Atelier herumtollen lasse. Was ich erhaschen kann, findet Ihr auf der Leinwand." — In der „Pietà" haben wir ein ähnliches Motiv wie im „Dante", nur ist die süße Schwermut des weltlichen Bildes auf dem religiösen zu milder Größe und feierlicher Trauer umgestimmt. Nicht irdische Frauen, die von ihren Gefühlen niedergebeugt werden, Wesen aus einer höheren Welt, deren Schönheit selbst von der tiefsten Trauer nicht gefährdet wird, knien neben der Leiche des Erlösers. — Wie „Hafis am Brunnen" entstanden ist, würde man nicht glauben, wenn Feuerbach es nicht selbst erzählte. Das Bild erwuchs dem Künstler nämlich aus dem Anblick wilder Rosen, die sich an einer Mauer emporrankten! Der Geist der Rose, die da blüht und duftet und selbst noch ein armes Gemäuer mit ihrer Schönheit schmückt, ist denn auch mit wunderbarer Zartheit in das Gemälde hineingewoben. Hafis ist nicht wohlhabender geworden, als er auf dem Pariser Bilde war, doch ist er jünger und kühler und voll lächelnder Weisheit, ein wunschloser Freier, der die schönen Besucherinnen seines Brunnens mit den Blüten seines poetischen Geistes beschenkt, ohne einen Dank zu erwarten. Ich möchte dies Bild nicht vorübergehen lassen, ohne Feuerbachs eigenes Verhältnis zu den Frauen zu berühren. Leute, die ihn persönlich gekannt, wie der alte Pecht, behaupten, daß man ihn habe sehen müssen, um zu begreifen, wie sehr er dazu gemacht gewesen, Huldigungen den Frauen darzubringen und Huldigungen von den Frauen zu empfangen. Auffallend schön, wenn auch klein von Figur, hatte Feuerbach nach Pechts Meinung ganz das, was die Damen an den Künstlern vorzugsweise zu bezaubern pflegt, jenes gewisse ideale Wesen, das, sich in unergründlichen Augen und weichen Locken über einer freien Stirn aussprechend, ihnen am verständlichsten wird. Um so mehr, wenn es sich noch mit einer sehr vornehm gemessenen, fast geheimnisvollen, nie sich hingebenden und doch vollkommen freien, fast fürstlichen Haltung verbindet, die ebensowenig dem Verdacht irgend einer Roheit, als unmännlicher Schwäche Raum läßt und sofort die Überzeugung einflößt, man habe es mit einer ungewöhnlichen, ebenso feinen als auch leicht erregbaren und deshalb allzu naher Vertraulichkeit durchaus aus dem Wege gehenden aristokratischen Natur zu tun — die aber für das, was ihre Überzeugung ist, nötigenfalls mit unerschütterlicher Festigkeit einzutreten weiß, ihr Gesetz wie ihre Antriebe überall nur dem eigenen Innern entnimmt — und, wie Cäsar, lieber im



Die Flucht der Medea. Gemälde in der Königl. Pinakothek zu München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Medea. Entwurf.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

letzten Dorf der erste, als in Rom der zweite wäre.

Besonders zwei Frauen haben in Feuerbachs Leben eine Rolle gespielt: seine Stiefmutter und sein römisches Modell Nanna. An seiner Stiefmutter, einer feinsinnigen, hochgebildeten Dame hat er nicht nur eine treue mütterliche Helferin, sondern auch die verständnisvollste Anhängerin seiner Kunst besessen. Wenn er den Mut verlor, richtete sie ihn auf; wenn es geschäftliche Schwierigkeiten zu überwinden galt, machte sie für ihn Besuche, schrieb sie Briefe, brachte sie ins Reine, was er in seiner rührenden Ungeschicklichkeit dem Leben gegenüber etwa verdorben hatte. Und wenn es zu sparen, zu darben, zu arbeiten galt, um Sorgen von ihm abzuwenden, Reisen zu ermöglichen,



Amazonen im Angriff. Studienzeichnung.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

ein wenig Behagen in sein arbeitsreiches Leben zu bringen, so war die gute, treue Frau stets mit einer Opferwilligkeit zur Stelle, die auch einer wirklichen Mutter die höchste Ehre gemacht hätte. — In dieser, wie vielleicht in jeder anderen Beziehung, war die Römerin Nanna ihr genaues Gegenteil. Allgeyer erzählt, daß er eines Tages mit Feuerbach über die Via Tritone geschritten sei, als eine Frau ihre Aufmerksamkeit erregt habe, die mit ihrem Kinde unter einem offenen Fenster stand. Die Frau, eine geradezu imponierende Erscheinung, mochte etwa fünfundzwanzig Jahre zählen. Eine Last dunkler Haare umrahmte strenge, von einem melancholischen Ausdruck gemilderte Züge, deren Schnitt von der reinsten römischen Abstammung zeugte. Von dem wundersamen Bilde überrascht und gefesselt, habe Feuerbach unwillkürlich einige Augenblicke im Weiterschreiten gezögert, eine Huldigung, die das ernste Antlitz der Frau



Amazonenschlacht. Gemälde in Nürnberg.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Titanensturz. Gemälde.

mit einem flüchtigen Lächeln beantwortet. Dieser Vorgang schien zunächst keine weiteren Folgen nach sich zu ziehen, aber er haftete dennoch in Feuerbachs Gedächtnis, und ein paar Monate später saß Nanna in Feuerbachs Atelier als Modell zu einer Madonna. Nanna war eines Schusters Frau, von dem sie sich eben zu trennen beabsichtigte, als Feuerbach sie kennen lernte. Sie gehörte zu jenen Frauen, die im befriedigten Bedürfnis nach äußerem Glanz und Schein all jenen Zauber des Weibes, das den Künstler lockt, zu entfalten wissen, die aber nicht fähig jener wahren Liebe sind, die sich erst da erweist, wo es Opfer zu bringen gilt. Feuerbach umgab sie mit allem Glanz, den seine Armut erschwingen konnte; als dann aber der erhoffte äußere Erfolg des Feuerbachschen Schaffens ausblieb, wandte sie sich treulos von dem Freunde ab, um einem anderen Stern zu folgen. Trotz alldem schrieb Feuerbach, als das Verhältnis sich schon gelöst hatte und der Bruch noch schmerzlich in seiner Seele nachzitterte: „Wer mich kennt, dem brauche ich nicht erst zu sagen, daß ein Wesen, das mich in solcher



Melancholie. Studienkopf von Anselm Feuerbach, später in „Medeas Traum“ verwendet.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Weise durch Jahre an sich zu fesseln vermochte, nichts Gewöhnliches sein konnte; ich würde mich für immer mit ihr vereint haben, wenn eine Scheidung und Wiederverehelichung nicht damals in Rom zu den Unmöglichkeiten gehört hätte." Indessen: genug der Abschweifungen und zurück zu unsern Bildern!

Das „Gastmahl des Plato", das in der Reihe der Hauptwerke dem Hafis am Brunnen folgt, führte zum Bruch der Beziehungen zwischen Feuerbach und dem Grafen Schack. Es ist merkwürdig, wie dieser verdienstvolle Gönner der besten Künstler seiner Zeit seine Schutzbefohlenen immer just in dem Augenblicke im Stiche ließ, wenn sie sich anschickten, die Pforte der Unsterblichkeit zu öffnen. Wie er Böcklin nur so lange mit Bestellungen bedachte, als dieser auf den Spuren seiner Vorgänger wandelte und sich selber noch nicht entdeckt hatte, so weigerte er auch Feuerbach jede Gefolgschaft, als dieser sich jener Monumentalmalerei zuwandte, der wir das Gastmahl, die Iphigenie, die Medea, kurz die entscheidenden Meisterwerke zu verdanken haben. Die Auseinandersetzung zwischen Schack und Feuerbach war nicht eben die erbaulichste. Aber: „Ich habe eigentlich nichts anderes erwartet," schreibt der Künstler an seine Mutter, „ersparen wir uns jede Auseinandersetzung. Das Symposion beginne ich auf eigene Rechnung." — 1869 erschien das strittige Gemälde auf der Münchener Ausstellung. Und siehe, es zeigte sich, daß Schack unbewußterweise im Einverständnis mit allen seinen Zeitgenossen gehandelt hatte: Publikum und Presse fielen mit einer Mordlust über das Gemälde her, daß die „Allgemeine Zeitung" sich zu der Äußerung gedrungen fühlte: „Wir müssen uns schämen!" Selbst das zweite, vielfach verbesserte Gastmahl, das zu Anfang der siebziger Jahre auf der Wiener Ausstellung erschien, trug dem Künstler nur Spott und Hohn ein. Und dabei brauchte das Publikum doch nur eine der vielbewunderten antiken Szenen Alma Tademas oder Géromes anzusehen, die in der nächsten Nähe des Feuerbachschen Werkes hingen, um alsbald ins klare darüber zu kommen, wer die Griechen besser verstanden und würdiger von ihnen ausgesagt hat! Heute hängt das zweite Gastmahl in der Berliner Nationalgalerie, ziemlich abgesondert von anderen Bildern, im Treppenhaus, umgeben von kühlem Marmor, umflutet von kühlem Nordlicht, und tut dort eine ganz einzige, feierlich-unnahbare Wirkung. Man setzt sich auf die Polsterbank in der Ecke vor der Treppe, und wird im Anschauen des Gemäldes nach all den bunten und nicht immer befriedigenden Eindrücken, die man in den Bildersälen von den gleichzeitigen Werken anderer Künstler empfangen, wunderbar still und frei und glücklich. Etwas von jener Wunschlosigkeit, die Schopenhauer als höchsten Genuß der Kunst preist, senkt sich über die Seele herab. Leicht und groß wandeln die Gedanken auf den Höhen des Lebens, seligen Geistern näher als sterblichen Menschen. Agathon, in aller Ruhe und Schönheit eines Platon-Schülers, hat sich erhoben, dem mit seinen Mädchen herannahenden Alcibiades den Willkommentrunk darzureichen; Aristophanes betrachtet lächelnd die schönen Mädchen und ihren schönen Freund; Plato mißt die Störenfriede mit majestätischem Blick; Sokrates kehrt ihnen gelassen den Rücken zu. Dem Beschauer wird zumute, als säße er in stiller Stube über den Schriften alter Weisen, und draußen auf der Straße lärmte mit lautem Jubel ein fröhlicher Aufzug vorüber. So branden die Wogen des Lebens an die unerschütterliche Küste des Gedankens.

Die „Iphigenie" hat Feuerbach während vieler Jahre beschäftigt. Sie, wie auch ihre düstere Schwester, die Medea, geht auf Anregungen zurück, die der Künstler von der Schönheit zweier weiblicher Modelle in Rom empfing. In einem Brief an die Mutter jubelt er, daß er das „schönste Modell in Rom" gewonnen habe und in einem anderen erzählt er, daß er das erste Mal ordentlich erschrocken zurückgewichen sei, als dies Modell ihm im griechischen Gewande entgegengetreten: er habe eine Statue des Phidias zu sehen geglaubt. Die Iphigenie wurde zunächst stehend, später, in ihrer endgültigen, schönsten Fassung, sitzend dargestellt. Ich halte das Gemälde für die schönste Darstellung der Sehnsucht, welche wir besitzen. Es ist wahrscheinlich keineswegs das Land der Griechen, welches diese Griechin mit der Seele sucht, sondern alles das, wonach der Künstler selbst in seiner römischen Einsamkeit, fern von der

Heimat, die ihn nicht verstand, sich sehnte. Außerordentlich schön ist der Einfall, Iphigenie neben die niedere Ummauerung des Tempelbezirks zu setzen: wie wundervoll drückt diese unscheinbare Schranke den Zustand der Gebundenheit aus, aus dem die Sehnsucht sich erst entwickeln kann! Daß die Gestalt sitzend und nicht stehend dargestellt werden mußte, hat Feuerbach nach einer von Allgeyer allerdings bestrittenen Briefstelle, als die eigentliche Lösung des Iphigenienrätsels betrachtet. Und zwar mit Recht, denn der Gefühlszustand, welchen wir Sehnsucht nennen, bedarf körperlicher Ruhe, um sich entfalten zu können. Er bedingt ein Insichversinken des Geistes, ein Sichgehen- oder Fallenlassen.

Die „Flucht der Medea" ist Feuerbachs reifstes Meisterwerk. Sie liegt in drei Fassungen, einer Berliner, einer Breslauer und einer Münchener vor. Die letztere, die wir reproduzieren, ist die glücklichste, ein großer, runder Formenakkord, wie Meyer-Graefe sich ausdrückt, straff und knapp wie das Relief eines Griechen, weich und voll wie ein Vers Goethes. Nichts Kleines, nichts Entbehrliches hemmt die gewaltige Einheit, keine bewußte Entbehrung, nichts von dem Primitiven unserer Notbehelfe schmälert den Reichtum. Der Stil ist Raum, Licht, Farbe; alle Wirkungen bleiben vollendet harmonisch im Bilde: es ist der Organismus einer großen Kunst. In der gesamten deutschen Kunst des XIX. Jahrhunderts findet sich kein würdigerer Aufbau. Der große Ton liegt auf der Gruppe am Lande und wird durch die Schiffergruppe weitergeleitet. Die Komposition brauchte nach der vollen Masse der Medea mit den Kindern eine reich belebte Fläche, wie sie nicht besser als durch die Anordnung der Körper der Schiffer gegeben werden konnte. Die Verbindung zwischen beiden Gruppen schafft die Gestalt der Amme. Sehr schön umgibt die Landschaft das Motiv, wundervoll ist der Faltenwurf, hinreißend der Eindruck, daß mit dieser Abreise der erste Schritt zu einer furchtbaren Tragödie geschieht. Schon allein die Farbe spricht diese Gewißheit aus.

Man stelle sich vor, der Mann, der ein solches Werk geschaffen, wäre als Lehrer nach München oder Berlin übergesiedelt, und zweifle, daß wir heute, statt einer naturalistischen Kunst des technischen Ausdrucks für Licht, Luft, Innenraumstimmung und dergleichen, eine große Schule der Monumentalmalerei besäßen! Statt der deutschen Kunst aber einen solchen Huldbeweis zu geben, sandte das Schicksal den Künstler in diesem entscheidenden Moment gerade dorthin, wo er auf der ganzen Welt am wenigsten zu gedeihen vermochte: in das Wien des Makartschen Größenwahns und der Rahlomanie! „Durch Vermittlung des Direktors des Österreichischen Museums in Wien, Herrn Hofrat v. Eitelberger, ward ich als Professor der Spezialschule für Historienmalerei an die Akademie nach Wien berufen und folgte diesem Rufe mit Beginn des Sommers 1873. Man denke sich: Nahezu 17 Jahre in Rom, dem ruhigen, stillen, für ideale Schöpfungen fruchtreichsten Boden, in Einsamkeit und unumschränkter Freiheit, ferne vom Tagestreiben des modernen Lebens, den Kopf erfüllt von Götterbildern und poetischen Kombinationen — und nun plötzlich in die bunteste und bewegteste der modernen Großstädte gestürzt, nicht als harmloser, genußfähiger Zuschauer, sondern als pflichtmäßig betrauter Berufsmann in einer absonderlich schwierigen Stellung, fremd, unerfahren, mit einem ungeduldigen, leicht verletzlichen Naturell begabt!" Man sollte meinen, daß ein Mann wie Feuerbach besonders von seiner Tätigkeit als Lehrer hart bedrückt worden sei. Aber sonderbar: so wenig Professorentum er entfaltete, ein so erfolgreicher Lehrer war er: seine Schüler hingen an ihm mit wahrer Liebe und Ergebenheit, er selbst behandelte die jungen Leute wie jüngere Brüder, der Aufschwung der Schule übertraf alle Erwartungen, „es war etwas im Entstehen begriffen, das zu dem Schönsten, Edelsten, Fruchtreichsten hätte heranreifen können, wenn man uns Zeit gelassen hätte". Eben hier aber fehlte es. Feuerbach verstand sich so gar nicht auf die Kunst, eine gesellschaftliche Rolle zu spielen, und da man gerade das in Wien am besten verstehen muß, um Erfolg zu haben, so dauerte es nicht lange, und er befand sich mit allen in Betracht kommenden Faktoren des Wiener Kunstlebens auf dem gespanntesten Fuße. Den Anhängern Makarts mehr als unsympathisch, den Nachfolgern Rahls im höchsten Grade unbequem, von den Altösterreichern als Fremder scheel angesehen,

dazu körperlich sehr angegriffen, sah er sich schließlich genötigt, um Urlaub und dann um Entlassung aus seinem Amte zu bitten. Er flüchtete nach Rom, siedelte sich mit seiner Mutter in Nürnberg an, reiste abermals nach Italien, fand nirgendwo mehr die rechte Ruhe, kam allmählich, trotz fortgesetzten Strebens, dahin, sich völlig aufzugeben.

An größeren Werken entstammen seiner Wiener und der späteren Reisezeit die Amazonenschlacht, die Deckengemälde für die Aula der Wiener Kunstakademie, das Münchener Selbstbildnis, der Nürnberger Kaiser Ludwig und das sog. Konzert. In der Amazonenschlacht und dem Titanensturz der Wiener Akademie scheint sich ein ganz neuer Feuerbach anzukünden. Gewaltige Bewegung tritt an die Stelle jener feierlichen Ruhe, die für die Arbeiten aus der römischen Epoche so bezeichnend ist. Ein zweiter Rubens, leidenschaftlich, stürmisch, berauscht von dramatischem Pathos, will sich aus dem schwermütig in sich gefaßten, alles äußere Leben scheu verhaltenden Meister herausschälen. War das der Anfang einer neuen Lebensepoche oder war es der zornige Abschluß eines ganzen, an sich selbst irre gewordenen Lebens? Es gibt Leute, die behaupten, daß wir den eigentlichen Feuerbach überhaupt nicht kennen gelernt haben, da dieser, als er eben im Begriffe gewesen, sich zu entfalten, von einem jähen Tod (4. Januar 1880) mit tausend ungeborenen Bildern ins Grab gestürzt worden sei. Es gibt andere Leute, die auf die frühe Knabenbegeisterung des Künstlers für Rubens verweisen, seiner jugendlichen Schlachtenbilder gedenken und den Lebensring durch die Rückkehr des Mannes zu den Anfängen des Knaben auf die wundervollste, harmonischste Weise geschlossen finden. Wie dem aber auch sei: das, was Feuerbach unter günstigeren Verhältnissen uns hätte geben können, haben wir, so viel und so Schönes er auch gab, jedenfalls nicht erhalten. All seine Werke sind der Not in heroischer Selbstzucht abgerungen; zum Wachstum höchster Kunstwerke aber gehört, wie zum Wachstum edelster Blüten und Früchte, Sonne, und abermals Sonne — und ein drittes Mal Sonne.

In einem seiner letzten Briefe an die Mutter, als der König von Bayern der „Medea" nach zehnjähriger Wanderung eine Heimat in der Münchener Pinakothek bereitet, äußerte Feuerbach in einer Anwandlung von Vertrauen auf das heranwachsende Geschlecht: „Glaube mir, Mutter, nach fünfzig Jahren werden meine Bilder Zungen bekommen und sagen, was ich war und was ich wollte." Nun, es hat keiner fünfzig Jahre bedurft, es genügten ihrer dreißig, um Feuerbachs Namen als sanftes, silbernes Gestirn der Nacht über einer ganz und gar untröstlichen Kunstwelt aufgehen zu lassen. Im Innersten angeödet von eben jenem Realismus, der dem Künstler bei Lebzeiten den Weg zum Herzen seines Volkes versperrt, erheben wir heute voll Sehnsucht die Augen nach einer großen und edlen Kunst, wie er sie uns hinterlassen. Die gefeierten Vertreter des deutschen Zeit- und Kunstgeistes aus den Tagen, in die das Leben Feuerbachs fiel, sind zum Teil verschollen oder sie führen in den Annalen der Kunstgeschichte ein unfruchtbares Scheinleben fort. Feuerbachs Kunst dagegen, sagt Allgeyer am Schluß seines erwähnten Werkes, hat mittlerweile ohne Lärm und ohne Reklame ihre Kreise weiter gezogen, so daß, wenn die Nachwelt einst Überschau hält über die künstlerische Hinterlassenschaft des XIX. Jahrhunderts, unter den Gütern, für die sie aufrichtig dankbar sein wird, das Lebenswerk Anselm Feuerbachs eine der hervorragendsten Stellen einnehmen dürfte.

Sanft in den Schlaf ...

Von

Georg Busse-Palma.

Abendstille ... matt und müd ...
Raunen und verworrne Worte ...
Schläfrig summt ein Schlummerlied ...
Tu Dich auf, Du dunkle Pforte! —

Wellen murmeln in mein Ohr.
Eine Woge Nacht kommt leise ...
Durch das aufgetane Tor
Wiegt mich ihre sanfte Reise — —

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Vom Fürsten Bismarck.

Zum 1. April 1905.

Erinnerungsblätter aus Friedrichsruh von

Bernhard Münchow.

Nun rauschen die Eichen des Sachsenwaldes auch über des Sohnes frühem Grab, und immer einsamer wird es in dem stillen Landhaus, in dem einst Deutschlands gewaltigster Recke, seines großen Kaisers getreuester Diener die Augen schloß, die so oft gewacht für des Vaterlandes Ruhm und Ehre.

Was Bismarck unserem Vaterlande gewesen, ist mit ehernem Griffel in die Tafeln der Geschichte eingetragen. Diese Blätter sollen nur von dem stillen Einsiedler im Heim seines Sachsenwaldes erzählen. Ist mir doch auch das große Glück beschieden gewesen, als sein Gast des öfteren in Friedrichsruh weilen zu dürfen und dort, seinen Worten lauschend, im Kreise seiner Familie unvergeßliche Stunden zu verleben. Meine Aufzeichnungen habe ich damals entweder in später Nachtstunde oben im Fremdenzimmer niedergeschrieben oder unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Friedrichsruh.

Es war zuerst im Jahre 1892, also zu einer Zeit, da noch ängstliche Gemüter einen Umweg um das Tuskulum des Altreichskanzlers machen zu müssen glaubten, als mich mein Weg nach Friedrichsruh führte. In meiner nebenamtlichen Tätigkeit als Betriebsdirektor der Schleswig-Angler Eisenbahn hatte ich mit der Fürstlich von Bismarckschen Forstverwaltung über die Lieferung von Eisenbahnschwellen zu verhandeln, und so empfing mich am 20. Dezember, an einem naßkalten Wintermorgen, der Oberförster Lange auf dem Bahnhofe. Mit dem jovialen Forstmann, der übrigens damals die Würde eines Generalfaktotums des Bismarckschen Haushaltes bekleidete, war ich schnell zu befriedigendem Abschluß gelangt.

Nach einer Besichtigung des fürstlichen Sägewerkes, welches, dicht am Bahnhof gelegen, die Schätze des Sachsenwaldes zu Bau- und Grubenhölzern, Eisenbahnschwellen, Holzpflaster, Fußböden, Kisten und sogar Margarinefässern verarbeitete, folgte ich der Einladung des Oberförsters zu einem Trunke guten Moselweins.

Selbstredend war schon auf dem Bahnhofe meine erste Frage nach dem Befinden des Fürsten gewesen, und als ich hörte, daß er wohlauf sei und jeden Mittag einen Spaziergang durch Park und Wald unternehme, bat ich, mir Gelegenheit zu geben, den Fürsten begrüßen zu können.

Wenige Schritte von der Oberförsterei führt der Fahrweg über eine kleine hölzerne Brücke, unter der ein Wehr die hier aus dem Parke austretende Friedrichsruher Au zu einem Teich aufstaut. Dicht dabei ist die Parkpforte, aus der der Weg über die Brücke in den Sachsenwald führt. Ich habe an dieser Stelle später oft eine große Anzahl Verehrer des Fürsten gesehen, namentlich Damen mit Blumensträußchen, die ihn stundenlang erwarteten. Einmal sah ich hinter den Bäumen drei Photographen mit gespanntem Momentverschluß und zwei Maler mit Pinsel und Palette. Damals waren wir jedoch die einzigen Wanderer, das schlechte Wetter mochte die übrigen fern halten.

Die dem Fürsten voran eilende mächtige Dogge, ein Geschenk unseres Kaisers, kündigte uns sein Nahen an, und bald trat er uns aus der kleinen Pforte entgegen.

Straff aufrecht schritt er, in der linken Hand einen kräftigen Stock, den langen schwarzen Rock hoch zugeknöpft, um den Hals eine gelblich weiße Binde, auf dem Haupte einen schwarzen Schlapphut, die Augen durch eine Brille mit großen runden Gläsern geschützt.

Ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht und Bewunderung, voll Freude und Schmerz packte mich, als er auf uns zuschritt. Der Oberförster eilte ihm entgegen und teilte ihm mit, wer ich sei und was mich hergeführt. Als er mir seine Hand gab, entschuldigte er sich: „Ich kann sie Ihnen nicht ordentlich reichen, seit vorgestern plagt mich wieder mein altes Leiden, namentlich hier am Daumen, so daß ich ihn nicht gebrauchen kann. Auch diese Nacht hatte ich viel Schmerzen. Ja, wenn man an die Achtzig kommt, da machen sich all die alten Verletzungen wieder bemerkbar, ein paar Rippenbrüche, sogar die alten Schmisse und hier die Wunde." Ich dachte im Augenblick nicht an das Attentat vom 13. Juli 1874 in Kissingen und fragte teilnehmend, wo sich der Fürst diese Verwundung geholt habe. Da fuhr er mit der linken Hand über die Narbe an der Wurzel seines rechten Daumens und sagte: „Der Mann hieß Kullmann." Nun erkundigte er sich nach meiner Tätigkeit, nach meinem Wohnort und nach den hauptsächlichsten Meliorationen. Ich bekleidete damals das Amt eines Meliorationsbauinspektors der Provinz Schleswig-Holstein. Inzwischen waren wir auf die Brücke getreten, und sinnend schaute er hinab in die plätschernde Flut des kleinen Überfalles.

Wir sprachen noch von den Einrichtungen des Sägewerkes, als er mich einlud: „Nun bitte ich Sie, bei mir zu frühstücken, Sie müssen mich

aber nach ein wenig entschuldigen, ich muß noch meinen Spaziergang beenden, in einer Viertelstunde werde ich herum sein." Der Oberförster wurde ebenfalls eingeladen, und freundlich grüßend ging der Fürst von dannen.

In der Oberförsterei wurde schnell der äußere Mensch verschönt, und bald lenkten wir unsere Schritte dem Schlosse zu. Vor dem Hause tummelten sich zwei Enkel des Fürsten, Söhne des Grafen Rantzau, auf ihrem Zwei- und Dreirad. Der Fürst war noch nicht van seinem Spaziergang zurückgekehrt, und sa führte mich der Oberförster zur Fürstin, die mit ihrer Tochter, der Gräfin Rantzau, im Musikzimmer weilte, und stellte mich den Damen vor.

Nach freundlicher Begrüßung betätigte sich die Fürstin sofort als die bekannte umsichtige und sparsame Hausfrau, indem sie sich bei dem Oberförster beklagte, daß der zuletzt vom Kaufmann gelieferte Spiritus schlecht brenne; sie verlange für ihr gutes Geld auch gute Ware.

Ich habe später Briefe von ihr an den Oberförster gelesen, in welchen sie von Kissingen aus die Dispositionen über die Einrichtung des Haushaltes für die Rückkehr traf. So manche Frau hätte aus diesen Zeilen einer sorgenden deutschen Hausfrau lernen können, derselben Hausfrau, die mit so selten klugem Verständnis dem Geistesflug des geliebten Gatten folgte.

Bald darauf trat der Fürst ins Zimmer, diesmal ohne Brille, gefolgt von Dr. Chrysander. Nach allseitig herzlicher Begrüßung teilte er der Fürstin erfreut mit, daß die wilden Enten wieder da wären. Der Fürst war ein graßer Naturfreund und liebte die Tiere sehr, wie ich nach oft später Gelegenheit hatte zu bemerken, wenn er Pinnaw fragte, ab die Vögel im Park gefüttert seien, aber dieser ihm einige Stückchen Zucker für Tyras bringen mußte.

Die Anwesenheit des Oberförsters gab Veranlassung, über die Vervollständigung der fürstlichen Speisekammer für das Weihnachtsfest, zu welchem „Bill mit Familie" erwartet wurde, zu sprechen. Ein Frischling, ein Spießer und acht Hasen wurden als erforderlich bezeichnet.

Inzwischen hatte der Fürst zum Essen gemahnt, und als bald darauf der Diener das Speisezimmer öffnete, nahm der Fürst meinen Arm und führte mich hinein. Die Fürstin wies mir freundlichst meinen Platz an und sa ergab sich dann folgende Tischordnung:

Heinrich Rantzau	Christian Rantzau	Dr. Chrysander	Gräfin Rantzau	Oberförster Lange	Der Fürst
	Hauslehrer Lindow	Otto Rantzau	Die Fürstin	Bauinspektor Münchow	

Es wurde erst kaltes Geflügel gereicht, ein Geschenk aus Schottland, dann Barziner Wurst, welche mir „als Brandenburger" der Fürst besonderes empfahl, dann Preßkopf, von dem mir die Fürstin eigenhändig varschnitt, Frischling in Weißsauer und schließlich warme Filets mit Kartoffeln in der Schale. Eingeschenkt wurde uns zunächst Spatenbräu, während dem Fürsten aus einer besonderen Flasche das Glas gefüllt wurde. „Dieses Bier hat der Fürst von Fürstenberg in Donaueschingen gebraut und mir davon geschenkt. Probieren Sie es mal, es scheint noch gehaltvoller wie die Münchener Biere. Es kastet mich ein eigenhändiges Dankesschreiben an den Fürsten, ich werde mir aber später nach mal davon kammen lassen." Zum Frischlingssauer wurde ein scharfes Getränk gereicht. Pinnow flüsterte: „Von Seiner Majestät dem Kaiser van Rußland." Schließlich gab es Most von der Nahe, in welchen ich auf Anraten des Fürsten etwas Eis tun mußte. Scherzend warf er ein, daß Most und Wein einen harmloseren Rausch mit sich brächten als Bier. Auch ein Rezept zur schmackhaften Bereitung wilder Gänse teilte er mir für meine Frau mit: man müsse junge Tiere wählen und bei der Zubereitung einen gesalzenen Hering hineinstecken. Die wilden Gänse der Westküste führten uns zu den dort von mir ausgeführten Dampfentwässerungen und zu meinen Meliarationen an der dänischen Grenze. Der Fürst zollte dem dänischen Volksstamme volle Anerkennung, er bedauerte, mit den Dänen in Konflikt geraten zu sein, tratz aller jetzigen sozialdemokratischen Strömung stecke doch ein guter konservativer Sinn in diesem Volke. Van der Königsau kamen wir zur Eider und zum Nordostseekanal. Ich erzählte ihm von dem stolzen Bauwerk der Grünthaler Hochbrücke, die, jetzt vollendet, einen Triumph deutscher Ingenieurkunst darstelle. Lächelnd sagte er: „Sie werden sich doch keine Taybrücke hingebaut haben?" Ich erwiderte, daß bei den gewissenhaften Berechnungen der deutschen Baumeister und der sorgfältigen Kontrolle der Ausführungen salch ein Unglück bei uns ausgeschlossen sei. Er meinte, daß er kein Freund eiserner Brücken wäre, für die Ewigkeit sei das Eisen doch nichts. „Ja, wenn ich bestimmt wüßte, daß ich verschont bleiben würde von allen Ovationen, mögen sie nun feindlicher oder freundlicher Natur sein — ich kann sie beide nicht mehr vertragen —, wenn ich so incognito reisen könnte, sa wie ein Student, der in die Ferien reist, dann würde ich mir gern den Nordostseekanal einmal ansehen, er interessiert mich sehr. So aber werde ich wahl hier in Friedrichsruh sitzen bleiben müssen." Nun kamen wir auf die dringend notwendige, bis heute unterbliebene Schaffung zweier Regierungsbezirke für Schleswig-Holstein zu sprechen. Der Fürst erklärte, daß er sehr dafür gewesen sei, und daß das bekannte Wort „Up ewig ungedeelt" für diesen Fall keine Berechtigung gehabt hätte. Es wäre wohl zur Teilung gekammen, aber da hätte er damals Wichtigeres vom König erreichen müssen, und so wäre es unterblieben. Für Holstein hätte die Frage bestanden, ob Kiel oder Altona Hauptstadt werden sollte. Hätte man das historische Moment in Betracht gezogen, so wäre Kiel die Regierungshauptstadt geworden, sonst Altona unter Berücksichtigung des Zentrums van Handel und Verkehr. „Na, es wäre natürlich Kiel gewarden." Für den Bezirk Schleswig hätte er lieber den Regierungssitz weiter nach Norden, nach Flensburg, gelegt, was auch für die Nordschleswigsche Frage vorteilhafter gewesen wäre. „Schleswig mit seiner langen Straße war nicht so geeignet, das Schloß hätte man ja gleich zur Kaserne machen können. Nun haben Sie das graße Regierungsgebäude, die Regierungspräsi-

denten sind doch oft schon alte Herren, und die Ärmsten müssen täglich eine Menge Stufen hinaufsteigen." Ich war erstaunt, wie der Fürst über alle diese Details informiert war. —

Die Wirkungen des Nordostseekanals auf die Entwässerungsverhältnisse der anliegenden Niederungen brachte uns dann auf die Frage der Genossenschaftsbildungen, auf das Gesetz vom 1. April 1879, auf die Mitwirkung der Landräte usw. Der Fürst entwickelte seine bekannten Ansichten über die Landratsfrage. „Die jungen Streber", „Landratsassessoren", wie er sie nannte, hatten nicht seinen Beifall. Er wollte lieber einheimische, seßhafte Beamte haben, die ihr Amt antreten mit der Überzeugung, daß sie in ihrem siebzigsten Jahre noch an derselben Stelle säßen. Ich konnte dem Fürsten widersprechen, indem ich ihm von dem segensreichen Wirken eines benachbarten Landrates erzählte, der als nicht Einheimischer und Oberpräsidialassessor das Amt angetreten hatte. Als ich als Typus eines Landrats nach seinem Sinn den Namen Hauschteck, früheren Landrat meines Heimatkreises Jüterbog-Luckenwalde, nannte, war ich überrascht, daß er sich auch dessen genau erinnerte: „Ja, der Hauschteck, das war ein vorzüglicher Landrat, aber so das Urbild eines tüchtigen Landrats ist mir immer doch mein Bruder gewesen, der wurde 1841 Landrat und ist es 40 Jahre lang gewesen."

Sehr launig erzählte er dann von der Examensarbeit eines Regierungsassessors, der zum Landrat, zum Regierungsrat avanciert, ins Ministerium gekommen sei und die vermeintlich sehr wichtige Arbeit immer in der Schublade bereit hielt, um sie endlich durch die Gutmütigkeit seines Ministers zum Gesetzentwurf werden zu sehen, der sogar manchmal von der Volksvertretung angenommen würde. Er verbreitete sich dann über die immer mehr verschwindende Selbstverwaltung. Wie eine Qualle ihre Arme nach allen Seiten ausstrecke und alles Erreichbare an sich ziehe, so verschwände die Selbständigkeit der Gemeinden unter der Alleinherrschaft des Landrats.

Wie sprudelten da höchste Weisheit, die reichste Erfahrung, die tiefsten Gedanken aus seinem Munde; es wollte mich schier Wehmut ergreifen, wenn ich daran dachte, daß all die Weisheit und die reiche Erfahrung dieses gewaltigen Mannes unserem Vaterlande jetzt verloren seien — es hat nicht sollen sein. — —

Wir sprachen weiter von den holsteinischen Verhältnissen, von dem plattdeutsch sprechenden Landvolke. Da erzählte er gleich mit eingestreuten plattdeutschen Worten eine Episode aus seinem Leben, wie er einen plattdeutsch sprechenden Soldaten, den sein Leutnant mißverstanden hatte, vor Arrest bewahrt hätte. Der Fürst sprach sehr gut und anscheinend gern das Plattdeutsche. Bei der Erwähnung des Landrats Grafen Platen in Segeberg, der auch gern mit seinen Kreiseingesessenen Plattdeutsch sprach, sagte er: „Ja, die Platens sind alle tüchtige Leute; der frühere hannoversche Minister war mein politischer Gegner, aber ein sehr tüchtiger Mann." Ich erzählte ihm vom Grafen Holstein und von dessen segensreichem Wirken und fragte den Fürsten, ob er dessen Erklärungen über den konservativen Parteitag vom Tage zuvor gelesen habe. Der Fürst verneinte das und erkundigte sich sehr interessiert über den Inhalt dieser Erklärungen seines „alten Reichstagsfreundes".

Inzwischen wurde Obst serviert, wobei dem Fürsten, als er sich eine Birne schälen wollte, wieder sein kranker Daumen Schmerzen verursachte. Kaffee bildete den Schluß. Hierauf wurden uns Zigarren gereicht, während dem Fürsten die bekannte lange Pfeife an seinen Stuhl gestellt wurde. Der Oberförster sorgte mit den langen, aus dünnem Holzspahn hergestellten schwedischen Zündhölzern für Feuer. Der Fürst reichte mir mit einer scherzhaften Bemerkung ein brennendes Holz, als ich mich vergeblich bemüht hatte, ein solches zu entzünden. Neben dem Fürsten wurde eine Schale auf den Tisch gestellt, auf der ein langer Bleistift und zwei Pfeifenstopfer lagen. Letztere wurden öfter gebraucht.

Die Fürstin hatte mich auch mehrmals in ein Gespräch gezogen. Sie las die an sie eingegangenen Briefe und Zeitungen. Ein Druckfehler in einer Zeitung, worin von einer neuerlichen Verschlimmerung des Zustandes des Königs „Heinrich" (statt Otto) berichtet wurde und eine diesbezügliche Frage der Fürstin gab Veranlassung, daß der Fürst sich über die lange Dauer der Regentschaft in Bayern äußerte. Nach seiner Ansicht läge kein Grund vor, es noch weiter hinauszuschieben, den Regenten zum König zu erklären.

Inzwischen war der Fürstin ein Schreibzeug gebracht und ein in braunes Leder gebundenes Buch. Sie tauchte selbst die Feder ein und bat mich meinen Namen in das „Gästebuch" einzuschreiben. „Also Münchow", las sie mit liebenswürdiger Betonung, „ich hatte Ihren Namen vorhin bei der Vorstellung nicht genau gehört." Der Oberförster erwähnte den dort unlängst sich aufhaltenden Maler Allers. Die Fürstin fragte mich, ob ich dessen Bilder aus Friedrichsruh gesehen habe. Sie gab in scherzhafter Weise ihrer Mißstimmung Ausdruck über die schlechte Behandlung, die sie in den Bildern erfahren: „Wie hat mich der Mann gemalt, wie sehe ich da aus, ich bin doch erst 68 Jahre alt. Das einzige Bild, wo ich leidlich getroffen bin, ist das, wo er mich von hinten gemalt hat" (Allers, Unser Bismarck, Seite 198). Ich sagte, daß manche Bilder nach photographischen Aufnahmen gemalt schienen, worauf die Fürstin lebhaft erwiderte: „Natürlich, man war ja seines Lebens nicht sicher, knips, knips, knips ging es und gleich hatte er uns im Kasten. Herr Oberförster, schreiben Sie ihm nur, ich will die Bilder gar nicht haben."

Allmählich zogen sich die übrigen Tischgenossen still zurück, erst die Rantzauschen Kinder mit ihrem Hauslehrer, dann Dr. Chrysander, die Gräfin Rantzau und zuletzt die Fürstin. Wir saßen schließlich allein mit dem Fürsten, der sich in seine Rauchwolken hüllte, tranken Most und erzählten uns weiter. —

Von Holstein ging's nach Helgoland, von Helgoland nach den Kolonien. Er sprach seine bekannten Ansichten über den englischen Vertrag betreffend Helgoland aus, aber nicht Bitterkeit und Groll lag in seinen Worten, es war eine resignierte ruhige Überzeugung, die um so mehr

packte. Helgoland im Besitz einer befreundeten oder neutralen Macht hätte eine größere Sicherheit für unsere Küsten und Kriegshäfen geboten. Die verschieden großen französischen Panzer hätten immer abwechselnd nach Cherbourg zurückfahren müssen, um frische Kohlen einzunehmen. Jetzt könnten die Feinde in Helgoland, wenn sie es zufällig einmal überrumpelt hätten, sofort eine Kohlenstation einrichten. Übrigens würden bei der jetzigen Perkussionskraft der Geschosse wenige gute Treffer den weichen Stein bald zerstören. Doch er wolle wegen Helgoland nichts weiter sagen, es war ja ein alter Wunsch des deutschen Volkes, aber wir hätten zuviel dafür hingegeben und hätten es billiger haben können; man müsse in der Diplomatie warten lernen, 2 Jahre, 3 Jahre, auch 5 Jahre. Witu wäre ja ein schöner Kolonialbesitz geworden, aber auch das ließe sich verschmerzen, wenn man freilich gewisse Pflichten auch einem schwarzen Bundesgenossen gegenüber hätte, den man nun ohne weiteres den Engländern überliefert habe. „Aber Sansibar, Sansibar durften wir nicht opfern, nur etwas Geduld. England engagiert in Afghanistan mit Rußland oder in Ägypten mit Frankreich, und wir eine wohlwollende Neutralität — dann hatten wir Sansibar." Der Fürst strich bei diesen Worten mit seiner rechten Hand über den Tisch und ballte sie zur Faust. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, da hat er Sansibar in seiner Faust. Sansibar wäre der alte Handelsplatz auf der historischen Route zwischen Indien und Afrika. Solch ein Punkt läßt sich nicht beliebig nach dem deutschen Festlande verlegen. Hamburg an sich wäre doch kein besonders guter Hafen und doch würde sich Hamburg nicht verlegen lassen. Die Dänen hätten es einmal mit einer Konkurrenz in Glückstadt versucht, aber vergebens. Auch der Versuch der Russen, den Petersburger Handel mehr westwärts zu legen, wäre mißlungen und Libau keine Konkurrenz für Petersburg geworden.

Als ich im Verlaufe der Unterhaltung meine Bewunderung über die Politik des Fürsten und die Kunst seiner Diplomatie aussprach, unterbrach er mich lächelnd: „Mit der Diplomatie ist das nicht so schlimm, das Geheimnis will ich Ihnen in wenigen Worten verraten: Das richtige Ingenium zur rechten Zeit." — — —

Wie im Fluge waren mir die Stunden vergangen, als ich mich verabschieden mußte. Der Fürst reichte mir die Hand mit einem freundlichen „Auf Wiedersehn". Voll unvergeßlicher Eindrücke trat ich tiefbewegt meine Heimreise an.

Das Jahr 1893 brachte die schwere Erkrankung des Fürsten in Kissingen und die so lange im Volke ersehnte Annäherung zwischen Kaiser und Fürst. Als ich damals auf einer Dienstreise begriffen in Glückstadt eine, Gott sei Dank, falsche Zeitungsnotiz über einen bedenklichen Rückfall las, eilte ich besorgt nach Friedrichsruh. Der Oberförster konnte mich beruhigen, denn ein eben eingetroffener Brief der Fürstin teilte die Besserung und baldige Rückkehr mit. Von ihrer Fürsorge zeugte darin die genaue Bestimmung über die Temperaturen für die einzelnen Zimmer. Rührend war die Freude des alten Oberförsters, der einer der treuesten Verehrer seines Herrn war. Ich weiß bestimmt, daß er dies auch bis an sein Lebensende geblieben ist. An den Differenzen, die später wegen der Höhe seiner Pension entstanden und welche der fürstlichen Familie manchen Vorwurf gehässiger Zeitungen einbrachten, sind weder die fürstliche Familie noch der Oberförster Lange selbst schuld gewesen, der Grund lag wo anders! —

Das Jahr 1894 brachte dem Fürsten das bitterste Leid seines Lebens. Die treue geliebte Gefährtin entriß ihm der unerbittliche Tod. Nicht mehr sollte sie schauen, wie Deutschlands Kaiser und Volk, ja man kann wohl sagen die ganze Welt, dem Fürsten zu seinem achtzigsten Geburtstage ungezählte Ehrungen darbrachten.

Es war am 25. März 1895, einen Tag vor dem Eintreffen des Kaisers, als ich, zum Zwecke örtlicher Studien für die Anlage von Fischteichen und Wiesenbewässerungen dicht oberhalb Friedrichsruh, mich wieder in den Sachsenwald begab.

Friedrichsruh stand schon ganz unter dem Zeichen des ersten April. Das verstärkte Postamt war in voller Tätigkeit, die einlaufenden Geschenke zählten nach hunderten und im Schlosse hatte man alle Hände voll zu tun, um alle die Gaben der Liebe unterzubringen. Jedes auch noch so unscheinbare Geschenk wurde registriert und alles, was nicht zu voluminös war, wurde in den beiden Zimmern rechts vom Eingang aufgebaut. Neben kostbaren, künstlerischen Widmungen lagen kleine Arbeiten von Kinderhand, Bonbonièren, wundervolle Blumenspenden usw. Draußen im Park sah ich eine prächtige Stute mit zwei Füllen, Hühnervölker u. a. m. Ein Verehrer schickte eine Anzahl Zentner Reis, und die Spenden des edlen Gerstensaftes waren unzählige. Aber alles dies wurde doch übertroffen von einem amerikanischen Geschenk. Der vielgeplagte Oberförster hatte wieder einen heißen Tag, ein Stoß brieflicher Anfragen harrte noch der Erledigung. Plötzlich wurde stark an die Tür geklopft und ohne den Hereinruf abzuwarten, rauschte eine stattliche Dame ins Zimmer, mit großem Rembrandthut, in der Hand ein Sträußchen aus Veilchen und Maiblumen. „Herr Oberförster Lange?" fragte sie. Dieser verneigte sich höflich und stellte mich gleichzeitig vor. In lebhafter Weise fuhr sie fort: „Die Firma Steinway & Co. in Newyork schenkt dem Fürsten einen Flügel zu seinem Geburtstage und hat mich hergesandt, ihm denselben vorzuspielen. Ich bin die erste Pianistin Amerikas, Frau Burmester-Petersen aus Boston. Ich bitte mir gleich die Gelegenheit zu verschaffen, meinen Auftrag auszuführen."

Der Oberförster entschuldigte sich mit der strengen Anweisung Schwenningers, jeden Besuch fernzuhalten, um den Fürsten für den Besuch der deutschen Studenten und den morgenden Kaiserbesuch frisch zu erhalten. „Dann kann ja gleich der Kaiser mein Spiel mit anhören," war ihre prompte Antwort. Auf den Einwurf, daß der Flügel eben erst auf dem Bahnhof angekommen sei und es wohl noch eine Zeit dauern würde, bis er ins Schloß transportiert sei, erwiderte sie sehr resolut, daß sie soeben den Transport ins Schloß veranlaßt habe. Und das war wirklich der Fall. Den Vorschlag, sich an Herrn Chrysander zu

wenden, wies sie energisch zurück: „Chrysander? nein, mit dem jungen Mann mag ich nichts zu tun haben, er wollte es einmal wagen, mich in Varzin abzuweisen, aber ich habe doch dem Fürsten und der Fürstin dort vorgespielt.“ Nun schlugen wir den Grafen Rantzau vor. Bald saß sie am Schreibtisch und schrieb einen Brief an den Grafen. Ich wurde um mein Urteil gefragt, ob der Brief, den sie vorlas, wohl Erfolg haben würde. Selbstredend bejahte ich dies, und bald eilte sie zum Schlosse, wo die gar zu lebhafte Dame natürlich nicht vorgelassen wurde. Als ich am 1. April den Oberförster nach unserer Amerikanerin fragte, teilte er mir mit, daß sie im benachbarten Gasthofe Wohnung genommen habe. Ich gab ihm den guten Rat, sie bald ihren Flügel vorspielen zu lassen, denn er könne eine Postenkette um das Schloß und den Park aufstellen, sie würde doch hineinkommen. Ich sollte recht behalten. Später hörte ich nämlich, daß nach mehreren Tagen der Fürst bei der Rückkehr von einem Spaziergange im Park die Dame am Arme geführt hätte. Frau Burmester-Petersen aus Boston spielte den Flügel der Firma Steinway & Co. aus Newyork dem Fürsten vor!!

Friedrichsruh wurde immer mehr zum Wallfahrtsort der Verehrer des Fürsten. Von nah und fern kamen die Deputationen und brachten ihm ihre Huldigungen dar. Unvergeßlich wird mir besonders der Tag bleiben, an dem die getreuen Schleswig-Holsteiner vor dem Altan des Schlosses im Parke Aufstellung nahmen und den Fürsten jubelnd begrüßten.

Noch einmal vor meinem Scheiden aus der Provinz sollte mir das Glück werden, als Gast in Friedrichsruh zu weilen. Es war am 14. April 1896. (Vergl. Eugen Wolf, Velhagen & Klasings Monatshefte 1904, Heft 8.)

Das schon erwähnte Meliorationsprojekt war fertiggestellt, und auf meine bezügliche Anfrage hatte der Graf Rantzau mich gebeten, das Projekt an genanntem Tage dem Fürsten vorzutragen und mich gleichzeitig in dessen Namen zu Tisch für 7 Uhr eingeladen.

Als erster eingetroffener Gast konnte ich noch die vielen Geschenke des letzten Geburtstages bewundern, bis mich Graf Rantzau begrüßte und mich bat den Vortrag nach dem Essen halten zu wollen. Inzwischen hatten sich die übrigen Tischgäste versammelt und es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, die jedoch bald durch das Erscheinen des Fürsten und seiner Tochter, der der galante Afrikareisende Wolf einen Strauß dunkelroter Rosen überreichte, unterbrochen wurde. Der Fürst trug an diesem Abend ein schwarzseidenes Käppchen. Er entschuldigte sich deshalb, er habe wieder viel unter seinen Gesichtsschmerzen zu leiden gehabt und gefunden, daß Wärme noch immer das Beste sei. Graf Rantzau bemerkte scherzend zu dieser Kopfbedeckung: „Papa, Du siehst darin ja furchtbar ehrwürdig aus“.

Die Tischordnung war diesmal die folgende:

Rantzau Sohn	Hauslehrer	Graf Rantzau	Eugen Wolf	Baronin Merck	Der Fürst
Rantzau Sohn	Chrysander	Gräfin Rantzau	Baron Merck	B. Münchow	

Es herrschte wie immer eine angeregte Stimmung und der Fürst war von seltener Frische. Es schien ihm alles gut zu munden, und bald erhielt Pinnow den Auftrag, ihm Champagner einzuschenken. Bald wurde auch das Käppchen in die Ecke geworfen und für den ganzen Abend nicht wieder benutzt.

So ganz einfach, wie Eugen Wolf erzählt, war das Diner freilich nicht, denn als der dritte Gang jungen Spargel brachte, fragte der Fürst nach der Herkunft. Auf die Mitteilung, daß es französischer Spargel aus Nizza sei, wandte er sich zu mir: „Schmeckt er mir weniger! Denken Sie sich diese Kerle: es hatte damals vor Paris ein Jägerbataillon als Vorposten ein Schloß besetzt und aus dem herrlichen Weinkeller meinem alten Herrn und mir einen Korb vortrefflichen Wein geschickt. Ich erhielt den Auftrag, unsern Dank durch Übersendung von Eßwaren abzustatten. Als meine Ordonnanzen in der Versailler Markthalle Fasanen usw. einkaufen wollten, wurden dieselben abgewiesen. Ich ließ die Markthalle besetzen und kündigte an, wenn ich nicht sofort das Gewünschte erhielte, würde ich es mir nehmen und die Preise selbst bestimmen. Na, wir haben dann alles erhalten.“

Dann lenkte der Fürst wieder das Gespräch auf Schleswig-Holstein, und als ich ihm von dem bekannten Aal erzählte, den die Waldecker Bauern vergeblich versucht hätten zu ersäufen, erzählte der Fürst scherzend und mit plattdeutschen Worten untermischt die Geschichte vom Teterower Hecht und den drei Talern, die der Wirt dem gar zu aufdringlich danach fragenden Handlungsreisenden dafür anrechnete.

Nach dem Diner zogen sich die übrigen Herrschaften in das Musikzimmer zurück, während ich im Wohnzimmer mit dem Fürsten und Graf Rantzau das Meliorationsprojekt durchsprach. Der Fürst zeigte hierbei eine detaillierte Kenntnis aller technischen Fragen. Der Kostenanschlag wurde genau durchgenommen, bis schließlich der Fürst äußerte, er habe nicht geglaubt, daß die Anlage so billig werden würde. Nun kam die Kardinalfrage: „Wann glauben Sie, daß sich die Anlage verzinsen wird?“ Ich erwiderte, daß die Bewässerungsanlage sich schon nach kurzer Zeit bezahlt machen würde; in die Fischteiche würde man zweisömmerige Brut neben einer Anzahl Laichkarpfen einsetzen. Es würden also schon im dritten Jahre Karpfen nach Hamburg verkauft werden können. „Na, sagen wir also nach vier Jahren,“ antwortete der Fürst, „oder noch sicherer nach fünf Jahren. Ja, da bin ich doch zu alt dazu, in fünf Jahren bin ich längst begraben und vergessen!“ Da fiel der Graf Rantzau ihm ins Wort: „Papa, das letztere nie, und das erstere hoffentlich auch noch nicht;“ und der Fürst, einen tiefen Zug aus der Pfeife nehmend: „Das erstere ist mir auch das Unbequemste.“ Nun beklagte er in herzlichen Worten die viele vergebliche Arbeit, bat mich aber, das Projekt in Friedrichsruh zu lassen, es würde gewiß später nach ausgeführt.

Es wurde ein Stoß Zeitungen gebracht, und allmählich versammelten sich auch die übrigen Tischgäste um den Fürsten. Ich löste mich mit der reizenden Baronin Merck, die nun auch



Vor dem Melken. Bronze von Erich Schmidt-Keßner in Charlottenburg.

schon viel zu früh dahingeschieden ist, darin ab, dem Fürsten die langen Pfeifen anzuzünden.

Wie gerne lauschten wir seinen Worten, wenn er zu den Zeitungsnotizen seine Bemerkungen machte. Verschiedene Leitartikel behandelten den Kaiserbesuch in Venedig und Wien: „Nun ist ja der Kaiser glücklich in Wien, da bin ich immer froh. Der österreichische Hof ist ein sehr reicher Hof, der kann sich schon erlauben, teure Feste zu feiern, aber die armen Italiener, was mag das alles in Venedig gekostet haben. Da schreiben die Zeitungen lange Artikel, als ob sich nicht zwei Könige freundschaftlich besuchen können; da soll gleich etwas Wichtiges dabei sein — im Gegenteil!“ Die Zeitung wurde zu den anderen hinuntergeworfen. So wurden alle Tagesereignisse durchgesprochen. Schließlich gab das Ratzeburger Kreisblatt dem Fürsten Veranlassung, sich über die vielen heutigen Erlasse und Verordnungen zu äußern: „Du, Rantzau, da ist schon wieder eine neue Verfügung über die Schulhausbauten. Ja, was solch armer Gemeindevorsteher alles jetzt lesen und verstehen soll! Wenn doch jemand mal sich die Mühe geben wollte und all die Verordnungen zusammenstellen, da würde was Schönes herauskommen; aber das bringt keiner fertig. Und das schlimmste ist das Kultusministerium!“ Das Kreisblatt flog zu den anderen Blättern.

Draußen hatte ich längst den letzten Zug nach Hamburg rollen hören. Da erhob sich der Fürst, es mochte gegen ¹/₄12 Uhr sein. Als ich auf seine Frage, was ich noch vorhabe, ihm mitteilte, im Gasthofe übernachten und am nächsten Morgen zurückfahren zu wollen, sagte er in seiner herzgewinnenden Art: „Das wäre noch schöner. Pinnow, lassen Sie dem Herrn das große Zimmer neben Herrn Lindow zurecht machen und um sechs Uhr muß er geweckt werden;“ dann zu mir gewendet: „Was trinken Sie, Kaffee oder Tee?“ Als ich um Kaffee bat, beauftragte er noch den Diener, für ein paar weiche Eier zu sorgen. Ich war tief gerührt über diese liebenswürdige Fürsorge. Noch einmal konnte ich dem großen Manne ins Auge schauen — zum letztenmal! — —

Ich möchte diese Blätter nicht schließen, ohne eines der sinnigsten Gedichte, das je den Manen unseres großen Kanzlers geweiht ist, hinzuzufügen. Es wurde bei der ergreifenden Trauerfeier in Düsseldorf von der Tochter des Dichters Hauptmanns Henoumont, vorgetragen:

Lang spannen Deutschlands Völker an der Germania Kleid,
Es surrte leis bald lauter der Webstuhl ihrer Zeit.
Sie sannen und sie spannen Jahrhundert aus und ein
Ihr Wünschen und ihr Streben in das Gespinnst hinein.
Doch selten war gemeinsam, was sie gewünscht, gestrebt,
Verworren, unentwirrbar blieb drum, was sie gewebt.
Zwar blickten alle sehnend in dämmerndem Gefühl
Nach einem ferngeahnten, nach einem großen Ziel.
Sie sahn im Traum Germania im lichten Prachtgewand,
Und um sie blühn und grünen ein einig Vaterland.
Doch jeder wollte spinnen, wie's seiner Laune lieb,
Und unsre hehre Mutter im Kleid der Armut blieb;
Und hadernd standen Deutsche am Webstuhl überall,
Es ward die Tat verdränget durch böser Worte Schall.
Bis endlich ward ein Meister gestellet an das Rad,
In dessen Brust dreieinig war Wille, Weg und Tat.
Ihr Männer Deutschlands alle, die Ihr die Zeit geschaut,
Als bis zu Thrones Stufen die Brandung wogte laut,
Als jener große Meister die Hand ans Werk gelegt
Und Sturm auf Sturm zu Anfang im deutschen Volk erregt.
Ihr habt's gefühlt, erlebet, wie er zum Webstuhl trat
Und fest das Ziel im Auge bewegt der Zeiten Rad.
Doch eh' er wollte spinnen Germanias Prachtgewand,
Er schärfte ihre Waffe, das Schwert in ihrer Hand,
Er schmiedete die Brünne, zu wappnen sie im Streit,
Dem künft'gen Purpurmantel als eisern Unterkleid.
Und als geschärft, geschmiedet zu Schutz und Trutz die Wehr,
Wie sausten da am Webstuhl die Schifflein hin und her!
Und unter Zollerns Banner wob weiter seine Hand,
Bis endlich webend, jubelnd, ganz Deutschland zu ihm stand.
Viel teuer war das Gewebe, drum ward's auch fest und gut;
Denn eisern war die Kette, der Einschlag deutsches Blut!
Als dann des Webstuhls Arbeit glorreich zu Ende ging
Und um Germanias Schultern der Purpurmantel hing,
Da taucht aus Rheinstroms Wellen, drin einst sie sich verlor,
Die alte Kaiserkrone in neuem Glanz empor.
Und mit der Kaiserkrone in Purpurmantelspracht,
Steht sie jetzt hoch erhoben der Erde Friedenswacht,
Doch birgt ihr Friedenspurpur die Brünne und das Schwert,
Drum wehe jedem Feinde, der Raub an ihr begehrt!
Ihr Männer Deutschlands alle, die das dereinst erlebt,
Wie Brünne, Schwert geschmiedet und Prachtgewand gewebt,
Die mit ihm einst gestanden als Rheines treue Wacht,
Steht jetzt am Grab des Meisters, der dieses Werk vollbracht.
Ihr könnt den Dank, den ganzen, ihm nimmer bringen dar,
Drum werde Euren Söhnen dies Grab ein Schwuraltar,
Darüber laßt sie schwören in Eure Vaterhand,
Zu schützen Deutschlands Krone, Germanias Prachtgewand.

Bekenntnisse eines jungen Mannes.

Studie von

Selma Erdmann-Jesnitzer.

(Abdruck verboten.)

Mein lieber, alter Junge!

Na —? Was hast Du denn gesagt?

Als ich mich gestern mit dem Code herumquälte, um die Depesche an Dich zusammenzuschustern, meinte der alte, neunmalweise Vierfeld: ob ich's Dir nicht lieber in einem Brief auseinandersetzen wollte.

Da wurd' ich aber grob!

„Non, mein Lieber," sagte ich, „meine Verlobung zeige ich meinem Herrn Bruder per Draht an und wenn er, statt in China, auf dem Mond säße und jedes Wort bis dahin tausend Märker kostete — haben Sie 'ne Ahnung!"

Na — da hat er denn stillschweigend die fünfzig Mark herausgerückt, denn daß es auf Geschäftskosten ging, war doch selbstverständlich. Du hast natürlich nicht per Telegramm geantwortet; das habe ich von meinem sparsamen, genauen Bruder Klaus auch gar nicht erwartet, obgleich meine Verlobung, nach meiner Ansicht, sogar noch mehr als vielleicht hundert Mark Depeschenausgabe wert gewesen wäre, aber — in manchen Punkten werden wir uns eben doch nie verstehen, trotzdem wir uns so lieb haben, wie wohl selten zwei Brüder.

Also — ich bin seit gestern Bräutigam!

Du — es ging alles so sonderbar und schnell zu, daß, wie ich heute morgen aufwachte, mir genau dasselbe Gefühl kam wie als Kind, wenn mir irgend etwas Angenehmes passiert war und ich früh mit der noch undefinierbaren Empfindung davon aus meinem traumlosen Jungensschlaf erwachte: so ein kribbelndes Gefühl im Magen. Ich halte es danach durchaus noch nicht für festgestellt, ob die Liebe überhaupt im Herzen sitzt!

Jetzt denkst Du: Hoffentlich verändert die Liebe aber meinen kleinen Bruder Jürgen, der bis heute nur ein Bruder Lustikus gewesen ist —, und ich beantworte Dir diesen Gedanken prompt mit: Wollen sehen, was sich machen läßt.

Also — Svea Lassen ist meine Braut! Das weißt Du zwar schon aus dem Telegramm, aber ich füge „der Ordnung wegen", wie Vierfeld immer sagt, hinzu: sie ist die Tochter von Frithjof Lassen, der sich vor etlichen Jahren das prachtvolle große Eckhaus am Königsring kaufte und bald darauf, vor zwei Jahren etwa, in Marienbad starb. Du hast sicher in den Zeitungen, die Vierfeld Dir ja immer mit seiner blödsinnigen Genauigkeit schickt, darüber gelesen. Man sagt allgemein, der alte Lassen sei ein Sonderling gewesen. Er war lange Witwer, ein sehr reicher Mann aus Schweden, der früher in seinem Vaterland immense Holzlager besessen haben soll. Hier lebte er ganz zurückgezogen, bis seine Tochter, aus der Pension kommend, auftauchte. Er hatte sie aber noch in die Gesellschaft eingeführt und selbst ein paar Feste in seinem königlich eingerichteten Hause gegeben, als er nach Marienbad mußte, wo er ganz unerwartet starb. Die Tochter traf ich diesen Winter öfter, habe auch mit ihr getanzt, mich sonst aber nicht viel um sie gekümmert, weil ich ganz toll in die pikante, schwarzhaarige Martha Alsinger verschossen war, die mir dann ja im März glücklich mit dem dicken Hauptmann Frombach abgegangen ist! Damals, an ihrem

Hochzeitstage, hätte ich mich am liebsten totgeschossen, aber Du weißt ja — so etwas gibt sich dann schneller bei mir, als ich denke.

Auf unserem Frühjahrsrennnen war's also, wo wir wirklich brillant abgeschnitten haben dieses Jahr. Nur Offiziere ritten, und der kleine Maitsch von den roten Husaren, von dem ich Dir schon das vorige Mal so begeistert geschrieben habe, hat's richtig wieder zweimal mit einem Schneid geholt, daß wir alle begeistert waren. Es herrschte vorzügliche Stimmung, und da ich mich ziemlich flott mit am Sekt beteiligt hatte, erschien mir alles doppelt rosig. Damit will ich aber nicht etwa sagen, daß ich einen sitzen hatte, non — absolut nicht, ich war nur riesig fidel, während Meysenbuk, mit dem ich im Dogcart herausgefahren war, wirklich einen kleinen Hieb weghatte.

Als die Geschichte aus war, wollte er durchaus mit auf die Mail-Coach, in der eine ganze Gesellschaft Herren und Damen, auch junge Ehepaare herausgekommen war, nur weil sein neuester Schwarm, Paula Volkers, da oben thronte! Es war eine Komödie — — zum Schreien! Und damals ahnte ich noch nicht, daß diese Komödie mein Schicksal werden sollte.

Meysenbuk bettelte, an dem hohen Gefährte stehend, wie ein kleiner Junge, man solle ihn doch mitnehmen. Er wollte keinen von den anderen mehr aufsteigen lassen. Es sei kein Platz mehr da — schrieen sie herunter. Dann sollte einer von ihnen mit mir im Dogcart zurückfahren. Natürlich wollte keiner. Was machte der Bengel? Er dreht sich plötzlich um, zieht höflich vor irgend einer Dame den Hut und sagt mit dem drolligsten, flehentlichsten Gesichtsausdruck: „Mein gnädiges Fräulein, tuen Sie mir doch den grenzenlosen Gefallen und fahren Sie mit meinem Freund Jürgen Tenden zurück. Er ist ein sehr lieber, vollständig unbescholtener junger Mann, äußerst vorteilhafter Charakter, und — —"

Weiter kam er mit seinem Quatsch nicht, denn alles lachte. Ich wandte mich an die Dame, in der ich Fräulein Lassen erkannt hatte, und sagte: „Würden gnädiges Fräulein das wirklich tun?"

Und mitten in eine allgemein fragende Stille hinein, sagte sie, ganz ruhig lächelnd: „Gewiß, ich fahre gerne mit Ihnen zurück, doch nicht Herrn Meysenbuk zu liebe, sondern . . ." und sie sandte einen allerliebsten Blick zu Paula Volkers hinauf, die einen feuerroten Kopf bekam.

Meysenbuk küßte ihr selig die Hand und gebärdete sich wie ein Verrückter. In drei Sätzen sprang er mit seinen langen Beinen die Leiter hoch, die anderen krabbelten lachend hinterher. Die Coach fuhr ab, wir standen plötzlich allein, eng zwischen Pferdeköpfen und allem möglichen Räderwerk. Ich konnte nichts vom Dogcart sehen und nahm unwillkürlich Fräulein Lassen bei der Hand. Sie ließ sich ruhig von mir vorwärts dirigieren bis an den Wagen, der vom Kutscher etwas seitwärts gehalten wurde. Es kostete Mühe in dem Gewirr glücklich auf das hohe Ding zu kommen. Der Kutscher wurde durch eine Schwenkung ganz nach links gedrängt, und da es kein längeres Halten gab, konnte er nicht wieder zu uns herankommen.

So saß ich also mit Fräulein Lassen allein auf meinem Dogcart, was uns beiden augenblicklich allerdings ziemlich gleichgültig war, denn ich hatte genug mit meinem Rappen zu tun, der ein verdammt schneidiges Vollblut ist und durch den Spektakel entsetzlich unruhig wurde.

Ohne ein Wort zu wechseln, fuhren wir in der langen Wagenreihe vorwärts, zwischen Schaulustigen, die dichtgedrängt beide Seiten der Chaussee bestanden. Mein Rappe legte sich so ins Gebiß, daß meine Handgelenke bald zu zittern anfingen. Als wir glücklich bis zum großen Stern gekommen waren, sagte ich zu meiner Dame: „Ist es Ihnen recht, wenn wir hier links in den Park abbiegen? Ich möchte aus dem Trubel heraus, der Gaul wird mir zu unruhig."

Sie nickte nur lächelnd mit dem Kopf.

Ich ließ den Rappen sich erst mal ruhig austraben und als er schließlich von selbst in Schritt verfiel, mußte ich mich entschieden mehr verpusten als — er!

„Wie schön ist es hier! Und ganz menschenleer; alle sind sie gewiß zum Rennen hinausgegangen," sagte sie an meiner Seite.

Und nun begannen wir eine sehr nette, wirklich furchtbar vernünftige Unterhaltung. Ich fragte sie nach Schweden, ihrem Vaterland, und sie erzählte mit einem reizenden, weichklingenden Akzent von ihrer Heimat

drüben, ihrem Elternhaus, daß ihre verstorbene Mutter auch eine Deutsche gewesen wäre und ihr Vater darum wohl bestimmt hätte, sie solle bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Jahre hier in Deutschland bleiben.

Während sie sprach, konnte ich meine Aufmerksamkeit zwischen ihr und dem Gaul teilen, der zwar ruhig ging, aber doch immer verflucht viel Lust zum Auskratzen zeigte. Die Hinterbeine tänzelten wenigstens ganz verdächtig. Soviel Zeit blieb mir aber doch, zu sehen, wie licht und seiden das lockige, hellblonde Haar ihr zartes Gesichtchen umrahmte, wie anmutig sie die Hände beim Erzählen bewegte. Ihre ganze zierliche Gestalt war von einer unbewußten Grazie, so etwas Eigenartiges, wie man bei unseren deutschen Damen niemals findet, denn ohne gerade hervorragend schön zu sein, gewann das liebliche Gesichtchen durch ein paar große kluge Augen erhöhten Reiz. Das sah ich damals gleich und — sogar noch ohne die Augen des Verliebten.

Es plauderte sich wirklich ganz scharmant mit ihr; ich muß schließlich doch mehr sie als meinen Rappen beachtet haben, denn unvermutet scheute das Biest vor irgend was am Wege und ging schräg über die große englische Wiese mit uns ab.

„Halten Sie sich recht fest!" schrie ich ihr zu und versuchte der Gaul so gut als möglich auf die breite Allee zu dirigieren, die den Park ja fast eine halbe Meile lang durchquert. Uns entgegen kam eine Kompagnie Grenadiere, vom Schießplatz her. Ich dachte: ‚nun bricht der Gaul gewiß zur Seite wieder aus,' aber nein — die singende Mannschaft hatte entschieden etwas Beruhigendes für ihn oder vielleicht ist er gar musikalisch! Jedenfalls wurde das Biest wieder vernünftig, und ich konnte mich endlich mal um meine Nachbarin kümmern.

Leichenblaß saß sie neben mir und starrte mich aus großen Augen an. Ihre kleine zitternde Rechte lag auf meinem Arm, als habe sie mir beistehen, vielleicht gar in die Zügel fallen wollen.

„Mein Gott," sagte ich, „Sie haben gewiß schreckliche Angst gehabt! Ich fahre jetzt aber auch direkt in die Stadt zurück."

„Nein ... nein, ich hatte keine Angst ... um mich nicht," stieß sie hervor, und ihr schneeweißes Gesichtchen war plötzlich wie in Glut getaucht.

„Um mich also?" fragte ich, während mir ein ganz eigentümliches Gefühl der Atemlosigkeit in die Kehle stieg.

Weißt Du ... ich vermag nicht zu sagen, wie es kam! Es gibt Situationen, die lassen sich nicht schildern, trotzdem Du immer sagst, meine Briefe lebten und wären das Beste an mir. Aber ... plötzlich, da hatte ich sie mit dem linken Arm umschlungen und heiß auf die Lippen geküßt!

Der Duft ihres warmen Körpers, ihres seidengesponnenen Haares schlug mir entgegen ... ich war wie berauscht!

Und — was das Drolligste bei der Sache war: mein edler Rappe stand von selber still wie eine Mauer, nickte nur immer mit dem feinen Kopf, aus seinen Nüstern ein anerkennendes Fauchen stoßend.

Und jetzt kam ein Jubel über mich, der beispiellos war! Ich jagte wie im Traume mit ihr dahin! Und ich fragte ... fragte immer wieder: wie's denn nur möglich sei, daß es so kam? Denke Dir ... sie liebt mich schon lange, schon den ganzen Winter! Und ich Esel hab' nichts davon gemerkt! Weißt Du, wann es angefangen hat? Svea saß einmal zufällig neben mir, als ich der Martha Alsinger (ich fasse nicht, wie ich mich je in den schwarzen Racker verlieben konnte), von Dir erzählt habe. Da hätte ich so lieb von meinem einzigen Bruder gesprochen und wie ich auch ganz allein auf der Welt wäre, ohne einen lieben Menschen hier; wie Du seit acht Jahren so weit von mir fort wärst, in China ... kurz, ich muß wirklich sehr schön gesprochen oder ... das heulende Elend gehabt haben, na ... jedenfalls, sie hatte es gerührt.

Da ist sie mir nun so oft seitdem begegnet, diese kleine, zierliche Blonde, dies süße Geschöpfchen und — wäre mein Freund Meysenbuk heute nicht so albern, mein edler Rappe nicht so hinterlistig und durchgängerisch gewesen, vielleicht hätte ich noch lange nicht mein Glück erhascht!

Aber, jetzt hab' ich's ... jetzt halt ich's!

Wie wir dann nach Hause kamen, weiß ich gar nicht mehr! Es dämmerte bereits stark, als wir über den Wilhelmsplatz bogen, wo uns Meysenbuk mit vier anderen begegnete. Übermütig schwenkte ich die Peitsche und schwippte im Vorbeifahren nach ihm hin! Sein breites, immer loses Mundwerk blieb ihm stehen, er machte

einen kleinen Seitensprung und sah entschieden — dumm aus.

Ich aber setzte mein Glück vor dem großen Hause am Königsring ab, wobei es noch eine kleine Lachepisode gab, weil ich durchaus mit dem Peitschenstiel den elektrischen Knopf an der Haustür drücken wollte. Es gelang dann endlich. Der Diener kam heraus und half meinem geliebten Mädchen vom Wagen. „Morgen, morgen kommst Du ... ich werde Tante alles sagen," flüsterte sie mir zu, bevor sie hinter dem Diener im Hause verschwand. —

Siehst Du ... diesem „morgen" habe ich fast über zwölf Stunden entgegengewacht!

Eigentlich wollte ich erst zu den anderen in den Englischen Hof gehen, wo sie ein großes Rennsouper arrangiert hatten, aber ich blieb daheim, telephonierte ab, wodurch ich bei unserer alten Lene in den Verdacht kam, mindestens todkrank zu sein, auch weil ich keinen Bissen essen konnte.

Dann habe ich bis in die tiefe Nacht verschiedenes in meinem Schreibtisch geordnet ... es sammelt sich da so manches an, was denn doch nicht für einen Bräutigam paßt. Bei den unzähligen „lieben Erinnerungen", die ich fand und von denen ich die Häfte mindestens schon vergessen hatte, wurde mir gar nicht so ganz wohl zumute. Es waren wirklich reichlich viele! Meysenbuk und ich haben es ja immer ein bißchen bunt getrieben, aber gerade beim letzten Karneval ist es doch oft genug weit über die Grenze des Erlaubten gegangen. Ich machte mir faktisch beinahe Vorwürfe darüber in der nächtlichen Stille meines Zimmers und hatte dabei so etwas wie „Einkehr in mich selbst". Ich glaube, es wäre ganz heilsam gewesen, wenn ich das schon öfter getan hätte. Aber — mein Gott, man ist doch nur einmal jung, und sie machen's ja alle nicht viel anders. Meysenbuk jedenfalls genießt das Leben mit noch viel bessern Kinnladen als ich. Schließlich hab' ich noch einem kleinen Mädel (sie war wirklich sehr niedlich und hat mich ebenso geliebt, wie sie früher Meysenbuk geliebt hat), definitiv abgeschrieben. Danach fühlte ich mein Gewissen sehr erleichtert und träumte dem kommenden Tag mit offenen Augen entgegen.

Um elf Uhr brachte mir der Diener den ersten Liebesbrief von ihr! Ich wollte es beinahe gar nicht glauben, daß diese festen, energischen Schriftzüge von meiner kleinen zierlichen Svea kamen! Um zwölf Uhr erwartete sie mich.

Weißt Du ... ich habe doch bis jetzt eine ganze Portion Frechheit im Leben bewiesen, aber ... wahrhaftig, das Herz schlug mir bis zum Halse herauf, als ich die Schwelle ihres Hauses überschritt.

Und dann stand ich plötzlich in der weiten Halle, und rings um mich standen lauter ehrwürdige Herrn aus weißem Marmor an den roten Wänden: Dante, Goethe, Petrarca ... mir wurde immer beklommener zumute.

Da aber öffnete sich das dunkle Getäfel der großen Tür vor mir, und mitten im Sonnenschein, der durch die Fenster lachte, stand eine weiße, kleine Fee! Die Tante stand zwar kugelrund und breit daneben, aber hier hätten jetzt meinetwegen tausend Tanten stehen können, ich mußte mein Lieb doch in die Arme schließen!

Tante Sigrid war sehr gerührt. Und sie hatte sich schon genau nach mir und allem, was mich betrifft, erkundigt. Wie sie das fertig gebracht hat von abends acht Uhr bis mittags zwölf, wird mir zwar ewig schleierhaft bleiben, aber genug — sie war genau im Bilde! Im drolligsten Kauderwelsch von Deutsch und Schwedisch sprudelte sie das alles mit einer Lebhaftigkeit hervor, die etwas Erdrückendes hatte. Dabei von verblüffender Offenheit. Sie ist überglücklich ... nicht weil ihre Nichte sich verlobt hat — nein — weil sie wieder nach Schweden zurück kann. Sie findet es gräßlich hier in Deutschland und hätte nicht gewußt, wie so lange aushalten in diesem entsetzlichen Lande bis Svea endlich sechsundzwanzig Jahre alt wäre! Nun wußte sie ihre Nichte ja aber vorzüglich aufgehoben, und die Hochzeit müßte bald, sehr bald sein ... nicht unsertwegen ... nein, bewahre ... sondern ihretwegen!

Ich wußte immer nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte.

Und dann fand sie, ich hätte so etwas Siegfriedhaftes an mir, oder ... wie der Frühlingsgott Baldur ... ja, so etwas Sonniges, Strahlendes! Na — mehr kann man doch nicht verlangen!

Mein Lieb bekam währenddem einen

müden, gequälten Ausdruck auf dem lieben, kleinen Gesichtchen, der ganz befremdend wirkte. Mir wurde plötzlich klar, wie wenig angenehm so eine Tante auf die Länge sein mag! Da zog ich die Süße dicht an mein Herz und gelobte mir, von nun an solle es anders für sie werden, bei mir müßte sie das Glück, die Ruhe finden.

Die Damen zeigten mir darauf das ganze Haus. Ich sage Dir: großartig. Alles vom alten Lassen hochmodern und mit feudalem, künstlerischem Geschmack eingerichtet. Als wir im Musiksaal endeten, fuhr mir heraus (Du weißt ja, ich kann manchmal so etwas Überraschendes sagen): „Kinder — müßt Ihr viel Geld haben!"

Und da geschah etwas Merkwürdiges. Svea fiel ihrer Tante schluchzend um den Hals und stammelte: „Siehst Du ... er hat es nicht gewußt ... er hat es nicht gewußt!"

Ich war ganz erschrocken! Mein Gott — was hatte ich nicht gewußt?

Mit einer gewissen Würde setzte mir Tante Sigrid nun auseinander, Svea hätte immer Angst gehabt, ein Mann könne sie mal nur ihres Geldes wegen nehmen, und dieser Gedanke wäre sehr berechtigt, da sie doch Erbin von vier Millionen Mark sei!

Ich muß sehr dumm drein geschaut haben, denn das hatte ich nicht erwartet! Viel Geld — ja! Aber vier Millionen? Nein. Das gab mir einen Ruck! Nicht vor Freude oder Überraschung, nein ... es flog mir etwas ganz anderes durch den Sinn: würde ich sie genommen haben, wenn sie arm gewesen wäre?

Siehst Du ... da kam mir's plötzlich diesen großen, blauen Augen gegenüber wie ein Betrug vor, und weil ich schwieg, schweigen mußte, stieg mir dasselbe Gefühl hoch, wie wenn ich als kleiner Junge gelogen hatte. Und wie oft habe ich gelogen. Mutter sagte immer, wenn der Alte mich dafür verhauen wollte, das sei kein Lügen; ich wäre in solchen Augenblicken immer selbst felsenfest von dem überzeugt, was ich sagte.

Mir aber ist es quälend, daß meine Svea mich für den edelsten Menschen auf Gottes Welt hält. Ich fühle so gar keinen Beruf zum Ritter ohne Furcht und Tadel! Wenn wir erst verheiratet sind, muß ich offen mit ihr darüber sprechen.

Nun hättest Du aber Vierfeld sehen sollen, als ich erst nachmittags aufs Kontor kam. Er empfing mich natürlich mit einem tadelnden Blick über seine runden Brillengläser weg. Du hast ihn mir ja hier quasi als „Aufpasser" gelassen, da magst Du nun sagen, was Du willst. Ich habe oft genug schon gedacht, der ganze olle Karren würde auch ohne mich gehen, nur mit Vierfeld, der ja zwanzig Jahre tapfer daran zieht und sich nach Vaters Tod rührende Mühe gegeben hat, damit die Geschichte nicht im Dreck stecken blieb. Jedenfalls war's mir heute ein Hauptvergnügen, ihn anzuulken.

Er rieb mir nämlich unter die Nase, sehr wichtige Briefe hätten heute vormittag nicht abgehen können, weil ich nicht zur Unterschrift dagewesen wäre.

Ich hätte Geschäfte heute früh abgeschlossen, sehr wichtige Geschäfte.

Ihm brach der Angstschweiß aus! Ich —? Wichtige Geschäfte, ohne ihn?! Die Welt drohte unterzugehen!

Nun ließ ich ihn erst zappeln und rächte mich dadurch für sein unausstehliches, ewiges Bevormunden. Ganz nebenbei und obenhin sagte ich plötzlich: „Übrigens, ich habe mich auch verlobt."

Mit erhobener Stimme sagte ich es, und wie auf Kommando verstummten an sämtlichen Pulten die kratzenden Federn. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

Vierfeld war einer Ohnmacht nahe! Was mochte ich angestellt haben? Aber er nahm sich musterhaft zusammen und stotterte nur: „Verlobt? Mit wem denn?"

Ach ... hättest Du dies „mit wem denn" hören können! Es war wie das klägliche Miauen eines alten Katers! Eine Welt von Zweifel und Angst lag darin ... ich konnte kaum noch an mich halten!

„Mit Fräulein Lassen," sagte ich laut und fügte leiser, nur ihm verständlich hinzu: „ein ganz armes Mädchen."

Jetzt tat er mir aber doch leid, denn er verfärbte sich sichtlich.

„Hören Sie mal, Vierfeld, Sie kannten doch Frithjof Lassen, den großmächtigen Holzonkel aus Schweden?"

Er sah mich mit wahren Hammelaugen fragend an.

„Na ... dem seine Tochter ist es!"

Das war zuviel für Vierfeld! Dieser Umschwung von Schreck und Angst in

Freude und Staunen… es warf ihn förmlich um. Und in diesem Dilemma von Gefühlen sagte er, mit tiefer Rührung in der Stimme, das Großartigste, was man seinem jungen Chef sagen kann: „Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, Herr Jürgen."

Also . . . höchste Anerkennung!

Zum erstenmal, seitdem er mir gegenüber an Vaters altem Pulte sitzt, war er mit mir zufrieden. Allerdings kriegte seine Freude hinterher ja einen kleinen Knacks, als ich ihm nämlich mitteilen mußte, daß nur ein Viertel von Sveas Vermögen zu Geschäftszwecken verwendet werden dürfte, alles andere ist bis zu ihrem vierzigsten Lebensjahre festgelegt. Aber er beruhigte sich dann schnell und meinte schließlich „zartfühlend", man müßte Gott für alles danken, und eine große Hilfe wäre es uns beim Auskommen doch. Die bösen Jahre lägen nun hinter uns. Er wird Dir übrigens von allem noch genaueren Bericht geben, sobald wir mit Sveas Justizrat gesprochen haben. Dir selbst über diese Geschäftssache zu schreiben, wäre mir noch viel gräßlicher wie über Eure ollen Häute, schmutzigen Entenfedern, Albumin und sonstigen „wohlriechenden" Artikel, die Dir Deine schmierigen Chinesen verschachern. Mein brennender Wunsch, Dich so bald als möglich dort auf dem Kontorbock abzulösen, um auch mal was von der Welt zu sehen, ist nun natürlich etwas gedämpft. Aber ich rechne bestimmt darauf, daß Du so schnell als möglich nach Empfang dieses Briefes abreist, um zu meiner Hochzeit Anfang September hier zu sein. Reiße Dich los, alter Junge, von den gelben Halunken da unten und laß mich bald von Dir hören.

Dein „kleiner" glücklicher Bruder
Jürgen.

Herr Gott — beinahe vergesse ich Sveas Grüße! Du bekommst auch bald unser Bild.

* * *

Mein lieber Klaus!

Also wirklich —! Meine Hochzeit mußte ohne Dich gefeiert werden! Ich will Dir keine Vorwürfe mehr machen, aber ich glaube, Du bist Dir wirklich nicht bewußt, was Du mir damit angetan hast!

Komme mir nur nicht wieder mit der „Pflicht!" Es ist ja etwas sehr Schönes, daß Du da drüben arbeitest mit der ganzen Kraft Deiner blonden Männlichkeit, nur um unser Geschäft wieder auf die Höhe zu bringen, die es zu Großvaters Zeiten als erstes, führendes hier am Platze, zum berechtigten Stolze der ganzen Familie inne hatte (Zitat nach Vierfeld), aber mußt Du darum alle Freude aus Deinem Leben verbannen?

Deine Pflichterfüllung ist Deine Freude, sagst Du zwar immer, doch ich kann Dich trotzdem versichern, ich bin froh, kein solch eiserner Pflichtmensch zu sein wie Du.

Was wißt Ihr denn von der Freude des Lebens, von dem Erhaschen des flüchtigen Augenblicks, wo ein gütiger Stern blitzschnell über uns dahinsaust, wir nach ihm greifen und er nur einen kleinen Funken von seinem Strahlenkleide bei uns zurückläßt! Aber — mir ist dieses Fünkchen genug!

Der Anblick zweier so glücklicher Menschen am Hochzeitstage hätte für Dich aber eine ganze Sonne an Freuden bedeutet, und auch das hast Du Dir wieder entgehen lassen! Was Du auch Gutes und Liebes geschrieben, es vermochte alles nicht die Lücke auszufüllen, die Dein Fehlen für mich an diesem Tage bedeutete. Und wenn ich gar daran dachte, daß Du am 4. September sicher von morgens bis abends da unten mit Deinen elenden Chinesen herumgefeilscht hast, indessen ich in einem Rausch von Freude lebte, so hätte ich vor Wut auf den festlichen Tisch schlagen mögen, ob auch alle Gläser ins Wackeln gekommen wären.

Während die kleine, dicke Tante Sigrid mich von links zu Tode redete und mir gegenüber der alte Pastor Willich futterte, — da mußte ich immer wieder die lange Reihe unserer Gäste hinauf- und hinuntersehen, es waren so viele fremde Gesichter aus Schweden gekommen, und ich fand nicht einen Menschen darunter, dem mein Herz in wirklich warmer Liebe geschlagen hätte.

Nur rechts neben mir, ganz nahe mir zur Seite, saß alles, was ich an Liebe hier „mein" nennen konnte! Fast war es wie ein Traum! Und doch saß es lebendig neben mir, mit bräutlichem Kranz, ganz eingehüllt in duftige Schleierwolken.

Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß der Mensch so glücklich sein kann! Warum wird uns jungen Leuten

davon niemals etwas gesagt? Warum machte uns niemand gerade davon eine Vorstellung? Immer heißt es: ein junger Mann muß „das Leben" kennen lernen. Und damit meinen sie dann alles, was eigentlich nur schmutzig und häßlich ist, die gröbsten Leidenschaften des Menschen. Durch sie sollen wir erst gehen, um — sozusagen — geläutert für die Ehe zu werden! Ist es zu glauben! Kein Freund oder Bruder, Vater und Mutter nun schon gar nicht, machen uns eine Schilderung von der eigentümlichen Empfindung, von dieser unnennbaren Seligkeit, die das Herz eines anständig denkenden Mannes überkommen muß, wenn er sich zum erstenmal allein seinem jungen Weibe gegenüber befindet. Glaube mir, ich habe nie im Leben bis zu jener Stunde so brennend und deutlich das Gefühl gehabt: Du möchtest ein besserer Mensch sein. Alles, was durch mein Leben gelaufen ist, stand dabei vor mir und ekelte mich an. Meysenbuk aber könnte ich noch jetzt in der Erinnerung an die Blicke zu Boden schlagen, mit denen er mein junges Weib musterte, Blicke, die ich nur zu gut an ihm kenne. Er — der immer bis zum Halse im Schmutze steckt! Er kam mir wie ein Zerrbild von mir selber vor! Ach — unwürdig und niederträchtig war ich, als ich sie da mit diesen unreinen Händen berührte, sie . . ., die doch glaubt, es gibt keinen besseren, edleren Menschen auf der ganzen Welt.

Sieh . . . da packte mich die Wut auf all die, die immer von tausend anderen, häßlichen Dingen sprechen, wenn die Rede auf „die Frau" kommt. Ja selbst der Freund, der schon ein holdes Weib sein eigen nennt, spricht von allem anderen, niemals davon zu uns! Wird mir es auch so gehen, wie ihnen allen? Die Scham, die Reue, die keiner eingestehen will, die Angst, es könnte „unmännlich" sein, schließt den Mund, die Scheu, sein Heiligtum im Innern wie an den Pranger zu stellen. Es bleibt wohl ewig wie es ist. Der Mann muß durch einen ekeln Pfuhl zum Himmel seiner Seligkeit klimmen, muß lügen, trügen, eventuell auch mal vor einem kleinen, ganz kleinen richtigen Treubruch nicht zurückschrecken oder gar so ein „Herz!" brechen . . . nur wohlbehalten in die Ehe muß er kommen. Verrückte Welt!

Du weißt, zum keuschen Joseph hätte ich's wohl kaum gebracht. Aber anders, ganz anders würde mein Leben sich vielleicht bis dahin abgespielt haben — das ist der Gedanke, den ich gar nicht mehr loswerden kann, seitdem ich Svea mein Weib nennen darf.

Ach Junge . . . was ist sie für ein wonniges Geschöpf! Und daß sie „mein" ist, dafür möchte ich Gott am liebsten täglich auf den Knieen danken.

Hättest Du sie sehen können am Hochzeitstage! Ach — warum hast Du sie nicht gesehen? Es gibt keine zweite Braut auf Gottes weiter Welt, die so hold, so keusch, so der Inbegriff aller Weiblichkeit sein kann, wie meine Svea! Die Myrtenkrone ruhte auf gesponnenem Licht! Das helle Blond ihres Haares ist so eigen, es geht immer wie ein Leuchten von ihm aus. Und dann das große graublaue Auge, mit dem klugen Blick! Denn sie ist klug, so klug, daß ich mir dagegen oft wie . . . na, wie ein Idiot vorkomme. Was hat sie nicht alles gesehen, gelesen und — was mir das Erstaunlichste ist, davon behalten. Ich fühle mich dem gegenüber oft ganz hilfsbedürftig. Wieviel kenne ich denn außer London und unserer Vaterstadt? Die Mittel waren ja nie da für größere Reisen, wie sie andere junge Leute machen können. Was kannte ich bis jetzt von der Schönheit der Welt! Darum war unsere Hochzeitsreise in die Schweiz für mich ein so außerordentliches Ereignis, wie wohl für wenig andere Menschen. Und wenn ich jetzt hier in Interlaken, angesichts der weißen, hoch in den blauen, kristallklaren Äther aufragenden Jungfrau an meinem Hotelfenster sitze, so kann ich nicht sagen, ob sie, die göttliche Maid dieser Berge oder die kleine, weiße Gestalt der jungen Frau dort vor mir auf dem Balkon das größere Wunder für mich ist!

Ach — wie schön, mein geliebter Junge, ist das Leben! Wie schön die weite Welt! Hast Du nicht immer gesagt, ich sei von jeher ein Liebling der Götter gewesen? Sieh — Du hast wirklich recht gehabt! Aber Du . . . das heißt Deine Abwesenheit ist für mich so etwas ähnliches wie — der Ring des Polykrates!

Vollkommen ist eben nichts auf der Welt! Nach keinem verlangt mich jetzt oft so unbändig, wie nach Dir! Dir — ja gerade Dir möchte ich mein Glück zeigen

können und Du sitzest da unten, sozusagen unter unseren Füßen. Kommst Du nicht bald, so bekomme ich es faktisch fertig aufzupacken und die kleine Spritztour nach Schanghai zu machen. Das nötige kleine Geld haben wir ja jetzt dazu, und Bierfeld kann schließlich im Geschäft sehr gut eine Weile alles ohne mich machen, vielleicht sogar noch besser, als wenn ich ihm dazwischen quackele.

Ach — ihn, den guten, alten Schafskopf, hättest Du bei der Hochzeit sehen sollen! Ich glaube, es war auch in seinem Leben der glücklichste Tag. Er strahlte und hatte offenbar das Gefühl, als wenn diese Heirat sein Werk sei. Dabei sah er sehr würdig im Frack aus, mit seinem hübschen, alten, glattrasierten Gesicht. Als Svea ihm besonders liebe Worte sagte über seine treue Anhänglichkeit und Liebe zu uns, kamen dem alten Knaben die Tränen. Aber anstatt ihr etwas Angenehmes über ihren Bräutigam zu sagen, stotterte er: „Nun sollten Frau Tenden aber erst mal unsern Herrn Klaus sehen! Das ist ein Mann, der weiß, was Arbeit und Pflicht heißt, und — —" da trafen sich unsere Augen, und er hatte doch noch soviel Vernunft, mit weiteren indirekten Grobheiten für mich aufzuhören.

Darin hat er allerdings nur zu sehr recht, bei Dir kam zeitlebens erst die Pflicht. Das hast Du mir ja jetzt wieder bewiesen! Svea verteidigt Dich immer, sie sagt, bei ihrem Vater wäre es genau so gewesen. Sie hat ihn über alles geliebt. Und jetzt liebt sie mich, der alles andere ist, als gerade sehr pflichttreu, aber sie kann sich, glaube ich, keine Vorstellung davon machen, daß ich's nicht sein könnte!

Ach — wie armselig komme ich mir manchmal vor, diesem Reichtum ihrer Seele gegenüber. —

Wir bleiben so lange hier in Interlaken, bis das Wetter schlecht wird. Vorläufig ist es zauberisch! Ein Tag womöglich schöner als der andere. Die wunderbare Landschaft wirkt, in Sonnenlicht gebadet, direkt überwältigend. Die klare, schon etwas herbe Herbstluft läßt alle Berglinien und Kuppen viel näher erscheinen als mitten im Sommer, sagen die Leute. Wir wohnen im Hotel Jungfrau, an der Hauptpromenade Interlakens. Es ist vorzüglich und tadellose Gesellschaft, keine solche Hochflut von Fremden mit lauten Kinderscharen wie im Sommer. Trotz der frühen Abende langweilen wir uns nicht, es ist immer für Unterhaltung in den eleganten Gesellschaftsräumen unten gesorgt. Dabei macht es mir das größte Vergnügen, zu sehen, wie meine junge Frau gefeiert wird. Alles ist entzückt von ihr, und besonders die Damenwelt liegt ihr zu Füßen; ich finde, das ist das beste Zeichen für eine Frau. Wie sieht sie aber auch aus in ihren einfachen und doch kostbaren, geschmackvollen weißen Toiletten. Sie soll immer nur Weiß tragen, es kleidet sie am besten, und wenn sie darin über den roten Teppich geschritten kommt, habe ich immer den Eindruck, als schwebe ein kleiner Cherub zu den Menschen heran.

Ach Klaus —! Gut werden können, schnell alles auf immer vergessen können, was man auf dem Kerbholz hat, und ... das ist ja nicht wenig! Oft ist es mir, als sei ein anderer Mensch in mich gefahren, als sei ich nicht mehr ich selbst! Ist das unmännlich? Oder ein Überschwang der Gefühle? Hätte ich Dich doch hier. Zu niemandem kann ich mich darüber äußern, wie zu Dir! Du kennst mein innerstes Innere von unserer Kindheit an. Aber ... vielleicht wäre es mir gar nicht möglich, darüber zu sprechen. Schreiben läßt sich das noch eher! Lebe wohl für heute, mein lieber Junge. Tausend Grüße von mir und meiner kleinen Frau. Sie schreibt Dir ja gerade auch. Ich sehe sie da draußen wie eine weiße Silhouette sich gegen den blauen Himmel abheben. Der blonde Kopf ist tiefgebeugt, ein liebes Lächeln spielt um den seinen, kleinen Mund. Sicher sagt sie Dir gerade, was für ein Prachtmensch ihr Jürgen ist! Werde ich jemals den Mut haben, ihr einzugestehen, daß ich faktisch das Gegenteil davon bin?

Wir haben uns beide gelobt, daß keiner des anderen Brief lesen darf. Wie könnte sie auch wohl den meinen lesen! Und ich — den ihren sicher erst recht nicht. Es gibt kein abscheulicheres Gefühl als die Scham. Für einen Mann jedenfalls nicht. Nochmals leb' wohl und sei umarmt von

Deinem

immer getreuen

Jürgen.

Mein lieber, guter Klaus!

Du bist sehr böse auf mich und hast mir darum in Deinem letzten Briefe ganz gehörig eins auf den Deckel gegeben. Vielleicht hab' ich's verdient, vielleicht auch nicht. Aber es rührte mich sehr, daß Du schreibst, meine langen Herzensergüsse alle paar Monate wären Deine einzige Freude bei der harten Arbeit da unten gewesen, sie wären die Lichtpunkte, die Dir das Leben dort erträglicher machten, und mit einem wahren Heißhunger wartetest Du schon immer auf sie, lange bevor sie überhaupt kommen könnten. Also — Bruderherz, sei mir nicht böse! Ich weiß ja selbst nicht, wie es kam! Mir war es nicht möglich, mehr von mir hören zu lassen, als nur die kurzen Berichte unter diesem oder jenem Geschäftsbrief. Selbst Weihnachten habe ich meine Frau allein an Dich schreiben lassen und nur einen Gruß hinzugefügt, doch hoffe ich, meine kleinen Gaben werden Dir gesagt haben, **wie** ich an Dich dachte! Ich denke überhaupt mehr, viel mehr an Dich, als Du glaubst und ... ich muß es Dir endlich einmal sagen: meine Gedanken sind sogar nicht immer gut. Es geht mir schon lange sonderbar, mein lieber Klaus! Ich bin nicht mehr derselbe. Manchmal frage ich mich: was ist das eigentlich mit dir? Und finde keine Antwort. Das Leben hat mir verschwenderisch alles beschert, was einen Menschen nur glücklich machen kann, und ... dennoch ... es muß einmal gesagt werden, **Dir** wenigstens muß ich's endlich sagen: ich bin mir nie klar darüber, ob ich glücklich bin! Das klingt paradox, schon wie ganz verrückt, nicht wahr? Und dennoch ist es so.

Oft kommen Stunden, Tage, wo ich mit keinem Könige der Welt tauschen möchte, und dann wieder — — —

Sieh ... ich weiß nicht, wie ich es Dir und überhaupt einer Menschenseele begreiflich machen soll, und ... das, das ist der Grund, warum ich Dir so lange, fast fünf Monate, nicht geschrieben habe. Ist es nicht lächerlich, wenn ein Mann ungefähr sagt: ich bin verdrießlich, weil ich verdrießlich bin? Klingt das nicht, als wenn ein altes Weib redet? Und habe ich bis vor kurzem nicht immer verstanden, das Leben beim richtigen Ende anzufassen? Jedenfalls habe ich es mir eingebildet. Aber ... das Himmelanstürmende, dies frohe, köstliche Genießenkönnen, das scheine ich gründlich verlernen zu wollen. Es ist etwas über mich gekommen, ein Etwas — — sieh, ich will versuchen, es Dir zu schildern. Ob es mir gelingt, ist eine andere Frage.

Nach all dem denkst Du nun: „Mein kleiner Bruder Jürgen ist todunglücklich in seiner Ehe!"

Weil ich das vermeiden wollte, habe ich so lange geschwiegen. Denn das ist es nicht! Bei Gott — das ist es nicht! Ein Weib wie Svea kann einen Mann nur beglücken. Sie ist ein Engel! Und ich bin nicht wert, ihr nur die Schuhriemen zu lösen. Wie eine Lichtgestalt wandelt sie durch unser Haus und durch mein Leben. Könntest Du sie sehen ... Worte sind zu arm, um all das zu schildern, was sie auszuteilen vermag an Liebe, Güte, an Schönheit und Sonne! Ach — mein alter Junge, wie anders habe ich mir die Ehe gedacht, als — — —

Und das ... das **ist** wohl das befreiende Wort! Wie von selbst fließt es mir mit einem Male aus der Feder! Es sagt alles oder wenigstens vieles von dem, was ich mir selber nicht in Worte kleiden konnte: wie anders habe ich mir die Ehe gedacht! Ja — wie anders.

Wenn ich so meine Freunde mit ihren jungen Frauen gesehen habe, lachend, glückstrahlend durchs Leben gehend, dann hatte ich manchmal den Gedanken: „Na — die tun jetzt auch, als gehöre ihnen mindestens die ganze Welt!" Im Klub war ich der erste, der tapfer schandmaulte über den „Pantoffelbruder", der nicht mehr loszueisen war vom Rockschoß seiner jungen Frau, und dergleichen liebenswürdiges Aburteilen mehr, worin die Herren im Klub ja so groß sind. Ebensowenig wie all diese anderen, habe ich mir Mühe gegeben, viel mehr darüber nachzudenken. Jetzt aber — —

Wenn man, wie ich, an eine Frau gekommen ist, von der ich mir täglich, stündlich sagen muß, wie turmhoch sie in jeder Hinsicht über mir steht, moralisch, geistig, sittlich ... wie sie so etwas ganz, ganz anderes ist, wie ich jemals für möglich gehalten hätte, etwas Fremdes und mir jetzt wiederum innig Vertrautes, etwas Großes, Ungekanntes, Ungeahntes — — dann steigt mir neben meiner Liebe und Anbetung für

sie die Demütigung auf, ihrer nicht im kleinsten würdig oder gar ihr ebenbürtig zu sein. Das ist es ... das!

Es kommen dann Momente, entsetzliche Momente für mich selbst! Denke — ich könnte sie dann beinahe hassen! Und bin doch bis über beide Ohren in sie verliebt!

Eine Angst aber, eine geradezu atemraubende Angst kommt mir dabei, ob sie es noch immer nicht weiß, daß ich nicht der bin, für den sie mich hält!

Oft ruht ihr klares, großes Blauauge so prüfend auf mir. Ich fühle sofort den abweisenden Ausdruck, der sich plötzlich über meine Züge legt, und fragt sie ganz erschrocken: „Was hast Du nur?" dann sage ich natürlich das Gegenteil von dem, was ich denke. Aus ihrem ganzen Wesen geht deutlich hervor, sie hält mich in ihrer grenzenlosen Liebe für so etwas ähnliches wie — einen Auserwählten des Herrn. Zuerst habe ich mich lachend meiner Haut wehren wollen, aber als ich im Begriff stand, ihr klipp und klar zu sagen, daß ich absolut nicht der bin, für den sie mich hält, sondern ein sehr, sehr gewöhnliches Menschenkind mit mehr oder minder schlechten Leidenschaften — da starrte sie mich entsetzt aus ihren großen, klugen Augen an und stammelte: „Sage das nie wieder, denn ich könnte Dich nicht mehr lieben, wenn es wahr wäre!"

Ist das nicht wie ein Richterspruch für mich?

Danach bäumte sich etwas in mir auf ... immer wieder von Neuem ... ich fühle mich seitdem so oft — und leider oft genug so ungerecht — in einer heißen Opposition, ich sage „nein", wo ich „ja" denke, ich quäle sie und mich, ich bete an und verhöhne manchmal zu gleicher Zeit ... es ist zum Verrücktwerden.

Viel dazu trägt auch bei, daß wir hier in derselben Stadt leben, wo ich früher all meine Suiten in Gemeinschaft mit Meysenbuk ausgefressen habe. Aus allen Ecken, von allen Enden grinst mir meine Vergangenheit entgegen. Man kann hier ja nicht über die Straße gehen, ohne den anderen auf die Füße zu treten. Und wie frech lachen sie einem ins Gesicht, auch wenn man mit seiner Frau am Arm geht. Gesindel das! — Jetzt erst beneide ich andere junge Leute wirklich, die „draußen" waren und nicht an ihre Vaterstadt gebunden. Sie ließen alles hinter sich. Die Erinnerung verschleiert alle Deutlichkeiten, man findet bald alles nur noch halb so schlimm. Mir aber macht die Erinnerung sich täglich wieder breit. Schon Meysenbuk, dem ich doch nicht ganz die Türe weisen kann, sorgt dafür.

Und dann ist mit einem Male ein Wissensdrang über mich gekommen, der beinahe lächerlich ist. Ich, der ich nie wieder ein Buch in die Hand genommen habe, seitdem ich die Schulbank glücklich hinter mir hatte, ich lese jetzt wie ein Toller drauf los, alles mögliche durcheinander. Eine Qual war es mir, immer wieder der Dumme zu sein, wenn Svea zufällig frug: „Kennst Du dies oder jenes von Tolstoi, Ibsen oder Maeterlinck?" Ein Glück, daß ich wenigstens von den Literaturstunden bei Professor Herbricht her noch eine Ahnung von Shakespeare, Schiller und Goethe habe. Aber wieviel ist auch davon vergessen! Sobald die Unterhaltung näher darauf eingeht, verliere ich buchstäblich den Boden unter den Füßen und stehe meiner Frau, die hundertmal wissender ist, wie ein Tölpel gegenüber. Kürzlich erst wieder, als ich keinen blassen Schimmer hatte, ob Max Klinger ein Musiker, ein Dichter oder sonst was ist, sagte sie mit leichtem Staunen in der Stimme: „Aber mein Gott, das muß doch eigentlich ein gebildeter Mensch wissen", und begann mit wahrem Feuereifer von dem großen Bildhauer und Radierer zu erzählen, der die Welt jetzt mit seinen Werken, seinen Ideen in Staunen setzt, zeigte mir Abbildungen, die schon ihr Vater gekauft hat, und endlich dämmerte es mir, daß ich mal irgend was von einem „Beethoven" gehört hatte, ohne das gerinste Interesse oder gar Verständnis dafür zu fühlen. Meine Unwissenheit reizte mich dann unbeschreiblich! Ich habe oft die größte Lust, recht ausfallend gegen sie zu werden, ich erschrecke vor mir selbst ... ist sie doch so unschuldig als möglich daran!

Erst neulich gab es nach einer Soiree bei der Konsulin Volker eine richtige kleine Szene zwischen uns. Die gute, dicke Konsulin hatte sich für ihr schweres Geld eine Menge Künstler zum Vorsingen, Deklamieren und Klavierspielen kommen lassen, und da Svea in der Gesellschaft etwas gilt als Musikverständige, weil sie selbst wundervoll Klavier spielt, hatte die Konsulin sich mit

ihr in eine Unterhaltung über Musik eingelassen. Auf unserer Heimfahrt entrüstete sich Svea über die totale Unwissenheit dieser Frau. Das reizte mich unsagbar, um so mehr, da ich von allem, was sie mir wiedererzählend anführte, genau so wenig verstand wie die gute Madame Volkers.

„Es kann nicht jeder soviel wissen wie Du", sagte ich ungeduldig.

„Dann soll man nicht solchen Unsinn schwatzen und lieber den Mund halten", gab Svea in ihrer ruhigen Art zurück, an der man immer einfach abprallt. „Ich nehme es ihr ja garnicht übel, wenn sie keine Ahnung hat, was Richard Strauß heute für uns als Musiker bedeutet, aber sie fragte, ob in Bayreuth auch das ganze Jahr hindurch wie hier bei uns Theater ist, und zeigte damit, daß sie nie eine Zeitung oder ein Journal in die Hand nimmt, auch seit Jahren nie eins genommen haben kann. Das ist denn doch unglaublich."

„Sie wird nur lesen, was sie interessiert; man kann doch nicht für alles Interesse haben," verteidigte ich natürlich mehr mich selbst wie die Konsulin.

„Ja — das ‚Vermischte' und den Roman in dem betreffenden Blatt. Aber eine musikalische Soiree gibt sie und bläht sich in ihrer Dummheit. Ich bin überzeugt, sie hat ebenso wenig, wie von den Festspielen in Bayreuth, eine Ahnung von dem augenblicklichen Stand der Politik im deutschen Reich."

„Davon braucht eine Frau auch garnichts zu wissen", brauste ich auf, „eine Frau soll nur Interesse für ihr Haus und ihre Wirtschaft haben."

„Mein Vater, der einer der männlichsten Männer war, die ich kannte", sagte Svea ganz sanft, und ihr großes Auge schimmerte mir zu, „mein Vater meinte immer: eine gebildete, intelligente Frau muß beides, muß alles zu vereinigen suchen; ihr bleibt wenn sie will, neben Haus und Hof noch soviel Zeit für alles Kluge und Schöne im Leben. Er liebte es z. B. garnicht, wenn Frauen stundenlang mit irgend einer Stickerei dasaßen und — wie er es nannte — die Zeit totschlugen. Wir sollten mit die Träger der Kultur sein, sagte er. Und eine wirklich gebildete Frau hat von vornherein die Pflicht, mehr zu leisten, wie eine arme kleine Bürgerin, die ihre erste Magd sein muß. Unser Geld, unsere Stellung legen uns auch innere, nicht nur äußere Pflichten auf."

So ungefähr sprach sie! Und siehst Du, das ist so ein Moment, wo ich rasend werden könnte. Sie hat ja recht, aber daß sie's dann immer hat — — —

Ich komme Dir gewiß recht klein und niedrig vor. Mein Leben ist zum Kampf mit einem Phantom geworden! Es ist ein — Nichts und ist doch da!

Wie oft kommt mir in solchen Augenblicken der Gedanke an Dich! Und dann steigt mir ein neues, ein abscheuliches Gefühl empor . . . dann . . . mein Gott, es ist ja Wahnsinn . . . aber ich beneide Dich so heiß, daß ich Dich beinahe auch hassen könnte, Dich, den ich doch bis vor Kurzem allein auf dieser Welt geliebt habe. Ich bilde mir ein, Du — Du würdest ein viel besserer Gefährte für Svea gewesen sein als ich!

Was ist mir nur?!

In mir ist etwas wachgerüttelt, von dem ich selber nie eine Spur in mir wußte. Und doch war es gewiß schon lange da. Nur ganz versteckt in einem Winkel meines Innern. Es ist etwas, vor dem ich Furcht hege, was überwunden, durchgekämpft oder vernichtet werden muß. Etwas, das einmal Früchte irgend welcher Art, zum Guten, vielleicht auch gar zum Bösen reifen lassen kann . . . ein unnennbares, gräßlich großes Etwas! — — —

Antworte mir nicht auf diesen Brief . . . ich will es nicht. Mir kannst Du doch nicht helfen! Ich, ich selber muß es tun, muß allein damit fertig werden. —

Und nochmals, verzeihe mir mein langes Schweigen. Du weißt jetzt wohl, warum Dein „kleiner" Jürgen schwieg. Von ihm hättest Du gewiß nie solch' einen Brief erwartet. Die Zeiten ändern sich, und wir mit ihnen. Früher hätte ich, wie die meisten Menschen, alles darum gegeben, nicht für schlechter gehalten zu werden, als ich bin, und nun? Nun wäre es mir eine Erlösung, wenn sie — Svea mich nicht für soviel besser hielte als ich bin. Es ist mir fast ein Rätsel, wie sie, so klug, so geistvoll und bedeutend, mich noch immer nicht durchschaut. Ach, ihre Liebe macht sie blind, so blind wie — wie einen Vogel Strauß! Das wird es sein! Sieht sie

mich endlich erst einmal mit anderen Augen ... dann wird es aus mit allem sein. In erster Linie dann mit mir.

Mein Klaus! Du nanntest mich immer Deinen „Bruder Lustikus“. Bin ich's wirklich je gewesen? Hast Du mich recht erkannt? Oder ... was hat ein Weib aus mir gemacht! Ach! Welch' ein Weib! Ich bete sie an und zittere doch um sie! Wievieles gibt es auf der Welt, wovon wir, das starke Geschlecht, so verdammt wenig wissen! Es läßt sich doch nicht alles in Worte bringen. Wie arm ist das Wort! Ich glaube kaum, daß Du mich recht begriffen hast, begreife ich mich doch selber nicht. Leb wohl!

Dein

Bruder Jürgen.

* * *

Geliebter Klaus!

Ich habe einen Sohn!

Heute früh um vier Uhr wurde uns ein Knabe geboren. —

Vierfeld, der alte, treue, überglückliche Kerl, wollte, daß es Dir sofort depeschiert würde. Ich aber sagte: — Nein. Du sollst von allem hören, sollst nicht durch eine kurze Nachricht mehr erschreckt als erfreut werden, nach dem, was Dir mein letzter Brief vor bald fünf Monaten gebracht hat.

Also — Dein kleiner Jürgen wurde Vater! Ein stolzer, glücklicher, seliger Vater! Was liegt für mich in diesem Wort. Glaube mir, es ist keine alberne Überhebung, wenn ich sage: unendlich viel mehr als wie für tausend andere.

Täglich werden auf dem Erdball Millionen kleiner Menschenkinder geboren, aber nicht jedesmal begeht mit ihnen ein anderer, ein großer Mensch seine Wiedergeburt.

Seitdem ich Dich das letztemal einen Blick in meine Seele tun ließ, habe ich eine Zeit hinter mir, in der der große, innere Kampf zum Austrag kam. Und eine äußere Arbeitszeit schuf ich mir außerdem, von der Du ja genug gespürt hast, das sagten mir Deine Geschäftsberichte auch zur Genüge. Daß Du mit keinem Worte an dem gerührt, was für den Ringenden hier eine Zeit der Leiden brachte, dafür dank' ich Dir und daran erkannte ich meinen alten, zartfühlenden, guten Klaus!

Doch ach —! Was bedeutet all das gegen die Stunden, die ich letzthin verlebte! Mein Gott, mein Gott, beinahe hättest Du sie mir genommen! Mein Weib! Mein alles! Meine Welt!

Es war entsetzlich Klaus, einfach — fürchterlich! Und immer mußt' ich nur das Eine denken: Herr des Himmels, muß jedes Weib denn so unmenschlich leiden, um „Mutter“ zu werden?!

Siehst Du — da fiel mir ein: nie sagte man uns davon, nein — nie! Und doch werden außer den tausend sehnsüchtig erwarteten, auch tausend arme Kinder der Sünde heimlich und versteckt geboren, oft unter genau denselben Qualen. Tausende von armen Müttern gehen daran zugrunde oder stehen wenigstens so hart an der Schwelle des Grabes, wie heute die Frau, der meine Seele gehört!

Ja, Klaus — mir ist es, als habe ich sie ihr heute, heut erst ganz geweiht!

Es war etwas, wie eine Art von — Auferstehung! Und mitten in dem Gefühl von bodenloser Feigheit fand ich das, wonach mein Herz so lange lechzt. Die Schmerzensschreie der geliebten Frau, sie riefen's wie mit Donnerstimme wach, wenngleich ich hätte fliehen mögen, weit, weit fort, nur um nichts mehr zu hören, ja — bis ans Ende der Welt, nur weg von diesen angsterfüllten, sprechenden Augen, aus der Nähe dieser bis zur Unkenntlichkeit verzerrten, heißgeliebten Züge.

„Bleibe bei mir, dann kann ich alles dulden! Und wenn ich sterbe, sollst Du bei mir sein!“

Das bannte wie mit eisernen Ketten, und ihre kleinen, kalten Hände wurden zu Klammern, als wenn sie sich nie wieder von den meinen lösen wollten.

Endlich schob mich der alte Doktor Wahrmann einfach fort und nahm den Platz an ihrer Seite ein. Da ging ich denn ans Fenster und starrte auf den leeren, toten Platz da unten. Im Zimmer hinter mir tönten die Schreie immer gräßlicher, nichts Menschenähnliches hatten diese Töne mehr ... dazwischen flüsterte der Arzt fortwährend mit den beiden anderen Frauen — — —

Es ist unfaßlich, daß der Mensch so leiden kann!

Mit leeren Blicken starrte ich vor mir in den Tag hinein, der so fahl am Himmel emporgekrochen kam. Vor mir am Horizonte

lagerte eine mächtige, graue Wolke in seltsamen Gebilden. Mir war es plötzlich, als wälze sie sich auf mich zu, als rage ein Riesenarm aus ihr hervor, der drohend nach mir reckte und die titanenhafte Faust schüttelte! Tot sah die Welt da draußen aus, kalt und tot drang jetzt die Dämmerung langsam in das Zimmer. Sie stahl sich sacht bis an das Bett, wo ein Leben mir das andere morden wollte, wo alles, was mir heilig auf Gottes Welt, im Kampfe zwischen Werden und Vergehen lag.

Da ... endlich ... und doch plötzlich eine grauenhafte Stille.

Es mußte etwas geschehen sein. Ich fühlte es ganz deutlich. Ich wagte nicht zu atmen und mußte mich stützen auf das Gesims des Fensters ... es brauste mir vor den Ohren ... dunkelte vor mir ... und da ... ein Ton ... ein rätselhafter Ton durchdrang die fürchterliche Stille. Ein leises, anschwellendes, meckerndes Weinen ... und wieder noch einmal ... und wieder —

Ich wandte mich danach um und sah doch nichts. Nur in den Händen des Arztes ein kleines, rotes, wundersames Etwas, mit zuckenden, zitternden Bewegungen — — —

Entsetzt sah ich nach ihr! Langausgestreckt ... mit Leichenblässe auf dem Antlitz, die Augen schwer geschlossen, lag sie da, das schöne blonde Haar in wirren Strähnen auf dem weißen Kissen, die Züge wie verklärt von einem eigentümlich fremden, tiefen Frieden — — — —

Die Tränen stürzten mir hervor, ich brach förmlich zusammen und schluchzte wie ein Kind.

Da legte sich eine feste Hand auf meinen Arm. „Nanu — Sie junger Vater, ich gratuliere Ihnen! Ein famoser Junge ist glücklich da. Wiegt stark ins achte Pfund hinein, der kleine Kerl!"

Verzweifelt sah ich an seinem langen, weißen Doktorkittel zu ihm hoch. Und er verstand den Blick. „Na — 'n bißchen hart ist's ja gewesen für die arme, kleine Frau; wir sind reichlich zart und schmal. Leider konnte ich nicht mal ein bißchen Chloroform geben, das Herz wollte nicht so recht parieren, wissen Sie. Die kleine Mutter ist uns darum zuletzt auch ohnmächtig geworden — —"

„Sie lebt, sie lebt —" stammelte ich und kam mir dabei wie irrsinnig vor.

Der Doktor zog die buschigen, grauen Augenbrauen hoch und sah mich prüfend an. „Natürlich lebt sie ..." er hielt mich fest ... „hübsch hiergeblieben, jetzt dürfen Sie mir noch nicht zu Ihrer Frau. Kommen Sie und legen Sie sich mal 'ne Weile aufs Ohr, Sie sehen ja ganz grün und gelb aus! Schadet aber Euch jungen Leuten nischt! Ist ganz gesund! Kommen Sie man — —"

Damit brachte er mich in mein Zimmer und packte mich aufs Sofa. Widerreden gab es einfach nicht.

„So ... nun wollen wir die niedliche junge Mama mal erst umbetten und ausruhen lassen. Wenn's Baby dann hübsch zurecht gemacht ist, sollen Sie es auch sehen, ist viel netter dann. Ja —? Haben Sie sich wohl nicht so gedacht, was? Ist keine Kleinigkeit, aber — sehen Sie, darum liebt man seine Kinder ja auch so über alles! Das ist das große Geheimnis der Natur. Jetzt bleiben Sie mir hier ganz hübsch stille liegen, bis ich Sie wieder holen komme."

Ich konnte nicht sprechen und drückte ihm immer nur die breiten, guten Hände. Er nickte mit seinem mächtigen Schädel und machte eine Grimasse, die wahrscheinlich ein Lächeln vorstellen sollte. Leise zog er die Vorhänge am Fenster zu und ging hinaus.

Allein lag ich und dachte ... dachte ... immer nur das Eine. Von neuem dachte ich: hat meine Mutter auch so leiden müssen, nur um mir damals das Leben zu geben?

Das lohnte wahrlich der Mühe nicht!

Mein ... unser ganzes Leben stieg bis zu dieser Stunde vor mir auf! Ja ... alles stand plötzlich bei diesem Gedanken vor mir da! Fast jede Kleinigkeit, die doch so nichtig war, das „Einst", es wurde mir lebendig, ich lebte es noch einmal.

Zu Füßen unserer Mutter sah ich mich, mit einem kleinen Holzpferdchen, das ich besonders liebte, spielend. Ihm fehlte von Anfang an das rechte Vorderbeinchen, weil Vaters große Füße mal darauf rumgetrampelt waren. Ihn sah ich auch, der doch der Schrecken meiner Kinderjahre war. Die Hände immer auf dem Rücken verschränkt, die Stirne ernst gefurcht, den Kopf gebeugt ... so sah ich ihn mit großen Schritten unaufhörlich schweigend im Zimmer auf- und niedergehen. Ich glaube, die

arme kleine Mutter wagte kaum zu atmen währenddem. Und als er starb, da hatte ich nur Angst, er könne wieder lebendig werden und uns dafür strafen, daß wir ihn hatten einsargen lassen zwischen all den vielen Blumen, deren häßlich welker Duft das ganze Haus durchzog. Ich weiß noch ganz genau, wie froh und leicht mir's wurde, als sie den großen schwarzen Kasten endlich aus dem Hause trugen.

Auch Dich sah ich, so lang und schlank, im guten, neuen, schwarzen Rock, ehrwürdig und viel zu ernst für Deine zwanzig Jahre. Ein alter, ganz alter Onkel schienst Du mir. Wie selbstverständlich kam es mir vor, daß Du von nun an für Mutter und mich sorgen müßtest, als Mutters großer, ältester Sohn. Ja — bis vor kurzem war mir das sogar noch ebenso selbstverständlich als damals, wo ich vor achtzehn Jahren als Knirps in kurzen Höschen mit Wadenstrümpfen herumgelaufen bin.

Doch endlich — endlich mußte wohl das große Erwachen für mich kommen, Und sieh — es kam! Durch meine Ehe mit Svea wurde mir die grausame Erkenntnis, wie falsch mein Leben von denen eingerichtet wurde, die ich am meisten auf der Welt geliebt.

Du hast alles gut gemeint, auch als nach Mutters Tod Dir ganz allein die Sorge für mich blieb, das weiß ich wohl, und daran zweifeln käme mir wie Lästerung des Höchsten vor, aber . . . recht an mir gehandelt hast Du nicht! Was bin ich denn geworden auf diese Art, die Du meinem Leben vorgeschrieben hast? Ein Nichts — kein Mann! Auf Deine Schultern ludest Du alles, was schwer an Pflichten und unendlichen Sorgen war, mir ließest Du die denkbar kleinste Last zurück, die nur dem Spielzeug gleicht, mit dem Ihr einst mein Kinderherz erfreut. Als ich zum Manne reifen sollte, blieb ich für Dich immer noch „der kleine Jürgen". Dir nahmst Du alle Arbeit, damit ich's leicht und fröhlich haben sollte in der Welt, und indem Du sagtest: „Amüsiere Dich nur, mein Junge, solange Du jung bist, das andere machen ich und unser alter Bierfeld schon", betrogst Du mich bis heut — aus Liebe freilich nur, das weiß ich wohl — um mein gutes Recht am Leben! So ein Charakter bin ich nicht, um dem widerstehen zu können. Mein Herz und mein Gemüt sind weich. Es wurde geformt von jener stillen, sanften, kleinen Frau, die mich wie ein heimliches Glück, solange Vater lebte, am liebsten bei sich, für sich verbarg. Ich bin — glaube ich — aus lauter Zerstreuung meines Vaters, als kleiner Spätling noch geboren. Als Sorgenkind bin ich empfangen, denn Sorgen drückten ihn damals zu Boden. Ich erinnere mich nicht, unseren Vater jemals fröhlich gesehen zu haben, nein — immer nur mit finsterer Stirn, die tiefe Falte eingegraben zwischen schmalen Brauen über der großen, geradlinigen Nase. Und dennoch wurde ich ein Junge wie aus lauter Frohsinn und Heiterkeit gewoben, ein kleines Wunder von Freude und Glücklichsein.

„Ein Sonnenstrahl," wie Mutter immer sagte, und ich gab mich mit dieser Rolle im Hause ganz zufrieden.

„Ein Glückspilz," sagte Bierfeld und meinte damit, daß ich mir eine schwerreiche Frau genommen habe.

„Der Dumme hat's Glück," sagte Meysenbuk, als ich mich neulich für immer von ihm löste, und traf mit diesem Worte den Nagel auf den Kopf.

Ja — alles, alles ist mir in den Schoß gefallen, von selbst, wie auf Kommando, ohne jeden Kampf und ohne Ringen, wie's dummen Menschen eben vom Schicksal beschieden wird.

Ich aber habe die Rolle satt!

Sie soll ausgespielt in meinem Leben sein, für immer ausgespielt! Ich will nicht mehr der „liebe, nette Kerl, der gute Junge" sein, verstehst Du mich! Ich fordere endlich mein Recht als Mann! Ich will nicht nur von meinem Weibe angebetet sein, weil ich zufällig 'ne hübsche Fratze habe — nein — ich will geachtet vor ihr stehen als Mann, als Vater ihres Kindes, so hoch geachtet, daß sie nichts auf der Welt mehr achten kann als mich. Ich will nicht immer zittern, daß sie endlich doch mal dahinter kommt, wie wenig bei mir dahinter ist!

Und deshalb kündige ich Dir heute an: Du wirst, so bald es möglich ist, mit mir den Platz tauschen. Ich fordere das Teil an Arbeit für mich, das bis heute auf Dir gelastet hat. Ich werde mit Weib und Kind die Reise übers Meer an-

treten, wenn es auch vielleicht erst in einem Jahre möglich ist. Und hier am Platze gilt fortan nur noch allein mein Wille. Vierfeld wird pensioniert von uns, er hat's verdient mit seinen siebzig Jahren. Es wird ihn schmerzen, doppelt schmerzen, da er sich noch so rüstig fühlt, allein es muß geschehen! Es hätte längst geschehen müssen.

Du gabst meinem Leben nicht den richtigen Kurs, so tue ich es nun selber!

Immer wird es mir ein Rätsel bleiben, wie Du, ein Mann in des Wortes wahrster Bedeutung, so wenig Einsicht haben konntest! Ja — liebte ich Dich weniger, mir käme vielleicht sogar der Gedanke, ob ich nicht ein Spielball Deines Ehrgeizes die langen Jahre gewesen bin, ob Du nicht nur keinen anderen als „den kleinen Jürgen" neben Dir hast dulden wollen.

Du weißt, ich glaub es nicht — denn ich weiß, wie Du mich liebst!

Alles, was ich Dir jetzt hier sage, es lebt seit langen Monden schon in mir. Doch ausgereift ist es mir völlig erst heute, da mir mein Sohn geboren wurde. —

Wie lange ich noch in der Stille meines Zimmers mit mir zu Rate ging, das weiß ich nicht mehr! Mir schien es eine Ewigkeit. Ein ganzes Menschenleben wurde hier von mir gedacht. Es war wie ein Erwachen zur Wirklichkeit, als an der Tür mir gegenüber die weiße, große Haube der alten Wärterin erschien. Sie winkte mir und sagte leise: „Frau Tenden möchte den Herrn gerne sprechen."

Mit einem Satze war ich hoch und wollte an ihr vorbei. Sie hielt mich einfach fest.

„Recht ruhig sein, nicht wahr? Der Doktor hat es auch gesagt," sagte sie und sah mich aus ihren vielen Runzeln bedeutsam an.

Auf Zehenspitzen schlich ich in das Zimmer. Hier war es hell und licht; die Sonne strahlte fast bis auf das Bett, sie warf eine Glorie zu Häupten über die blauschimmernden, seidigen Gardinen.

Da lag mein Weib und hielt in ihren Armen unsern Sohn!

Ich sah zwischen weißen Spitzen und Falten wieder das kleine runde Etwas, seitwärts umrahmt von dunklen, glänzenden Seidenhärchen, davor zwei winzige, festgeballte, rote Fäustchen.

Svea sah mit glückstrahlenden, großen Augen zu mir auf!

„Sieh ... er sieht ganz aus wie Du," flüsterten ihre blassen Lippen, „genau wie Du ... sieh ... er hat auch die kleine Falte hier am Ohr ..." sie drückte das Kissen fort, um mir's recht zu zeigen, ich aber sah vor lauter Tränen nichts. Ich küßte sie nur leise und behutsam auf die klare, reine Stirn.

„Er soll auch ganz so werden wie Du," sprach Svea weiter, „so gut, so edel und —"

„Nein," rief ich ... „nein, anders soll er, muß er werden als ich ... ganz ..."

Sie schloß mir mit ihrer kleinen Hand den Mund, indem sie mit ihrem lieben, stillen Lächeln den Kopf schüttelte und mir beinahe vorwurfsvoll in die Augen sah. Für sie gibt's immer noch keinen Menschen auf Gottes weiter Erde, der besser sein könnte, als ich!

Wie liebe ich sie ... mein Weib, mein süßes Weib, mein alles!

Die große Liebe, die alles kann, ist über mich gekommen! Verliebt war ich bis heute nur in sie, was Liebe ist, das fühlte ich wie eine helle, heilige Flamme mit einem Schlage erst heute in mir lodern. Spät, aber Gott sei Dank, noch nicht zu spät!

Komme, o komme bald zu uns, mein Klaus! Du sollst dem Kinde Deinen Namen schenken! Nach Dir soll es gerufen werden, denn mir ist es, als gäbe ich meinem Sohn dadurch die sicherste Gewähr fürs ganze Leben mit, daß er dereinst so werden wird wie Du, nicht wie sein Vater — nein, nicht wie Dein

alter — — neuerstandener

Jürgen.

Am Neckar.

Schwer fällt die Dämmrung auf die starren Matten,
Die fahlen Berge ducken sich gepresst.
Schon sank der letzte Ackerrand in Schatten,
Und nur der Nachtwind stösst sich im Geäst.

Die welken Blätter rascheln von den Zweigen
Und taumeln nieder seltsam fremd und matt —
Der Neckar schluchzt durch dieses dunkle Schweigen
Bang wie ein Kind, das sich verlaufen hat.

Philipp Witkop.



Erste Kommunion. Gemälde von John Lavery A. R. S. A.



Blick über den Tejo auf das Kloster Belem (ganz rechts). Links der Turm von Belem.

Die glückliche Zeit Portugals.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit sechzehn Originalaufnahmen.

An den Ebro oder Manzanares und bis nach Andalusien reichte im XIX. Jahrhundert die schönheitsuchende romantische Vorstellung der Deutschen. „Fern im Süd das schöne Spanien.“ Von Portugal, das dann noch ferner kommt, wußte man im großen und ganzen nichts. Es blieb ein zackiger Landkartenumriß im Atlas, ohne füllende Vorstellung. Hier fehlte die poetisch-literarische Vermittlung, welche seit den Tagen Herders und der romantischen Schule uns die spanischen Kulturbilder nahe gerückt hat, im goldbraunen Farbenton einer schwerkatholischen und wiederum maurisch, zigeunerisch und etwas donquixotisch ornamentierten, zuweilen an schwülen Abenden vom sausenden Tamburin oder harten Kastagnettenklängen eher peinlich aus dem Schlummer gescheuchten Zauberwelt. Von dem Portugiesen Camões kennt auch der Gebildete in der Regel doch nur den Namen, und er bleibt der einzige. Die Städte und das Land von Portugal sah bis vor kurzem allein der deutsche Kaufmann und Schiffer, entzückte sich an seinen Merkwürdigkeiten und Wundern, aber traute sich kaum einen selbständigen Bericht zu. Denn das ist ja der Jammer unserer allzeit ängstlichen Bildung, daß von tausend Deutschen neunhundertneunundneunzig viel lieber eine abgegriffene matte Formel aufsagen, als frischweg Worte machen für das, was ihre sehenden Sinne und ihr Gefühl lebhaft genug empfinden.

Was im kulturgeschichtlichen Wesen Italiens das Höchste ausmacht, Abklärung, Klassizität in Antike und Renaissance, das fehlt Portugal durchaus. Auch daß man Museumsfreuden erlebte, die an den unüberbotenen Prado oder nur die Akademie von Madrid überhaupt erinnern könnten, davon kann keine Rede sein. Die Habe und Gestimmtheit dieses Landes ist Romantik, sowohl in der Landschaft wie in reiz-

vollen und großartigen Schöpfungen seiner Architektur. Der Grundstock dieser Kulturromantik ist das alte vertriebene Maurentum, das seine Denkmäler und sehr viel von seiner Weise hinterlassen hat; noch heute z. B. belegt man Häuserwände außen und innen mit den blanken Azulejos, gebrannten und glasierten Tonplättchen, ganz ähnlichen, wie die, woraus die Fassaden der Omarmoschee von Jerusalem bestehen. Auf die Mauren folgt das christliche Mittelalter, und aus dessen Gotik heraus entsteht in jener Zeit, da das kleine Dreimillionen-Königreich die „Königin von drei Erdteilen" war und unerhörte Reichtümer ferner Welten in den Hafen von Lissabon hinein leitete, ein Kunststil von schwelgerischer Pracht und einzig durch dieses Land vertretener Phantastik: aus der üppigen Verschmelzung reicher später Gotik mit arabischen und mit indischen Elementen. Das ist der berühmte Manuelstil, die „arte Manuelina". Nach ihm aber, im Zusammenhang mit dem raschen Welken jener weltpolitischen und kommerziellen Blüte, entsteht nichts Eigenes mehr.

Wenn Romantik ein Stimmungsbegriff ist, ein dehnbarer Gegensatz gegen hochgeistig oder auch nur nüchtern geordnete Kultur, so fällt auch landschaftlich der Hauptteil des ganzen Landes unter ihren Begriff. Sei es auf den wie ungeheure hochgeschorene Teppiche düsterbunt daliegenden Heidegefilden der Charnecas oder auf jenen verlassenen Ödweiden, welche einst blühendes Kulturland, wohlbewässerte Getreidegebiete waren, aber heute nur die dunkle Gestalt des einsamen Schäfers mit seiner Herde sehen, von der die scharfen Hunde den Wolf abwehren müssen; sei es wiederum an jenen rieselnden Felshängen, wo eine kaum noch europäische Fülle von Blütenbüschen und Altersriesen mächtiger Baumwelt um die Trümmerreste der großen Zeiten wuchert.

Freilich Lissabon liegt relativ modern und sauber in alledem darin. Das Erdbeben von 1755 hat den Hauptteil der Stadt zerstört; was man danach wieder aufgebaut hat, sind die geraden, oftmals breiten Straßenzüge, die verschwenderischen öffentlichen Bauwerke, die kalten prunkenden Triumphpforten des späten Absolutismus, nebst den hohen anmutlosen Häusermassen jener Tage und seither. Eine helle, schimmernde, gleichförmige Stadt dehnt sich vor den Blick des Reisenden, der sie von Bord her aus dem Hafen erschaut, und staffelt sich von der Senkung im Mittelgrunde zu sanften Hügelkuppen ringsumher empor. Herrlich in seiner Weite und in seinen kla-



Maurenbefestigungen zu Cintra.



Castello da Pena. Sommerschloß des Königs zu Cintra. (Auf der Kuppe rechts das Castello dos Mauros.)

ren Farben ist dieser Hafen des Tejo, wie der Portugiese den spanischen Tajo umbenennt; kein Fluß mehr, sondern ein zwei und drei Kilometer breiter Meerarm, der aus der tiefinneren großen Lagune, der Bucht von Lissabon, durch neu sich nähernde Bergwände hinausführt in die atlantische See, von malerischen Pinien- und Cypressengruppen auf der Lissabon gegenübergewandten ländlichen Südseite geleitet. Das ist dieser freie, unvergeßlich reizvolle Hafen von Lissabon, den einst, ehe ihn die Schiffe der Engländer und Deutschen als die meistbesuchenden belebten, die alten niederländischen Künstler so oft nach Eigenkenntnis oder häufiger nach begeisterten Erzählungen gemalt haben, zu jener großen Zeit der holländischen Seemacht, als diese die allseits ausgreifende Erbin der portugiesischen Welterschließungen geworden war.

Wandern wir dann aber selber durch die Straßen von Lissabon, überlassen wir uns dem intimeren örtlichen Leben, so nimmt der vom Schiff aus geschaute modern-südeuropäische Eindruck dieser Stadt schon eigentümliche Zusätze auf. Lachende splitternackte Jungen tollen im tiefen grauen Schwemmsande des Hafenvorlandes; mit jener unverwüstlichen wollenen Zipfelkappe der südlichen Meeranwohner, welche einst die Griechen den Musterschutzbegriff „phrygische Mütze“ prägen ließ, und im Gesicht den Ausdruck mürrischen Stolzes, daß seine Vorfahren die Mauren besiegt haben, wandelt uns der barfüßige Fischer, der seine Ware im flachen Korb zum Wochenmarkte trägt, vorbei; in den Läden ist man seltsam schwerfällig, unprofitlich, ganz anders als der zuvorkommende, behende Italiener, man hat die Mauren besiegt und ist voller dignidad; um eine kleine Preissumme auszurechnen, holt man schon den Abakus, das von den Arabern so viel benutzte Rechenbrett mit den Schiebeklötzen herbei; daher machen Deutsche und Italiener und vollends die Juden so gute Ladengeschäfte in Portugal. Die autochthonen Darbietungen der Speisewirtschaften muten geheimnisvoll an, und auf der Tafel steht die Moringa, die Wasserflasche aus rotem unglasierten Ton, die durch beständige Verdunstung das Wasser kühl erhalten muß. Unter den ganz oder halb eleganten Senhores und Senhoritas, die wir auf der Straße oder im Café treffen, begegnen erstaunlich viel schwarze und braune Gesichter und mahnen uns, daß das gealterte Portugal immer noch über einen bedeutenden afrikanischen und indischen Kolonialbesitz verfügt. Und was sie schon andeuten, wenn dieses Land und Volk



Fassade der Kirche Nossa Seulora da Conceição Velta.

weniger als die übrigen der weißen Zivilisation einen Gegensatz zur heißen Zone und ihren Menschen empfindet, das kündet uns vollends die lebendige Sprache der Bäume und Büsche, die über die Gartenmauern fluten oder auf den öffentlichen Plätzen prangen im Blühen und immerwährenden Grün: dies alles ist gar kein reines Europa mehr, hier bleiben auch Sizilien und Griechenland zurück, hier ist der unmittelbare Übergang europäischen Südens in die Tropen- und Kolonialwelt von Afrika, Brasilien und Hindustan.

Wenn wir in die äußeren Stadtviertel des Ostens oder des Westens hinauskommen, da findet die systematische Stadterneuerung nach 1755 ihr Ende. Da betreten wir ein älteres Lissabon, wirrt uns bald hier, bald dort der Manuelstil der großen Zeit entgegen, prunküberwältigt stehen wir zu Belem, von dem noch die Rede sein wird. Aber ganz umfängt uns die historische Romantik, von der die Rede war, wenn wir dann von Lissabon hinauskommen in die Serra von Cintra, die ansehnliche steile Gebirgskette, die sich westlich draußen mit ihren Zacken und Schluchten dahin zieht. Altmaurische Befestigungen klettern mit ihren Zinnen die Gipfel entlang, von den Trümmern eines Schlosses, des Castello dos Mauros, gekrönt, in denen auch eine kleine Moschee geschont geblieben ist. Wieder auf benachbarter Kuppe erhebt sich der moderne, aber als mittelalterliche Burg erbaute Sommerpalast des Königs. Großräumig schwingen sich die Abhänge der Serra nach Westen hinab zum niederen Küstensaum, über die Araukarienwipfel hinweg lagert, geschaut von diesen ragenden Höhen, zu erhabenen Horizonten das atlantische Meer.

Im Orte Cintra selber schließen sich an den altertümlichen und seltsamen Königspalast, welcher dort seit dem XIV. Jahrhunderte über Maurenfundamenten entstanden ist, die Landhäuser alter und neuer Granden des Königreiches und lagern sich in die Schluchten hinein. Nie habe ich das Eichendorffsche „Verwildern unterm Gestein“ mit solchem Eindruck geatmet, als vor diesen alten, alten Gärten mit den morschen Wappen am Torpfeiler und ihren von Schlinggewächs durchwucherten fremden Bäumen. Ein kühler Vergangenheitshauch dringt aus dem Moderdunkel dieser verklungenen Pracht in die grelle Sonne hinaus und mengt sich eigentümlich mit dem sanften Meerwind, der zu den Höhen hinauffächelt, Wohlbefinden und

Freude aufs neue belebend; ein Gedenken ar de Gama, Albuquerque, João de Castro schwebt um diese grauen Villen und ihre Grotten, ihre schwer übergrünten Portale. Auf diesen Gartenhöhen sind erstmals in Europa die ostasiatischen Apfelsinenbäume gepflanzt worden, die noch heute der Italiener portogalli nennt, hier erstmals Kamelien und Fuchsien zu Büschen verwildert, Korkeiche, Magnolie, die bläuliche Cypresse von Goa, die Araukarie Brasiliens zu Wäldern und Hainen unseres Kontinents geworden; hier wird auch schon die Palme der bloß zum Baum gereckte Gemüsestrunk, den kein Vertrauter mehr sonderlich respektiert, hier hebt sich die Schönheit des Farnbaums vor die der Palme. Nirgends prunkvoll, wie etwa zu Belem und Batalha, nirgends mit laut verständlichem Wort, aber mit einem geheimnisvollen Zauber träumender Resignation kündet Cintra der Portugiesen weltüberflügelnde, aber allzu schnell wieder in Vergessenheit gesunkene große Zeit. —

Dies Volk und Königreich war männlich und heldenhaft geworden in jenen hochmittelalterlichen Jahrhunderten, als es sich von den arabischen Mauren befreite und gleichzeitig schon in scharfen Kämpfen verhütete, daß es mit einbezogen ward von den iberischen Eroberungen Kastiliens. Noch bedeutete Portugal nichts und konnte nichts bedeuten zur See; die Schiffe, die den Tejo hinein- und hinausrauschten, waren Tariden der Italiener, die nach Brügge gingen, und hansische Koggen. Das reichste Handels- und Produktionsgebiet damaliger Welt, der ostasiatisch-indisch-ostafrikanische Verkehrskreis, war dem kaufmännischen und Kulturverlangen der Abendländer ausschließlich durch die Vermittlung der Levante, durch die Stapelplätze von Syrien und Ägypten zugänglich, und ein weiteres Monopol an dieser Vermittlungskette Indischer Ozean-Levante-Europa übten dann wieder die italienischen Städte aus.

Diese Schranken durchbrochen, die Fesseln mittelalterlicher Geographie und Weltverbindung gesprengt zu haben, bleibt das un-



Kirche des Klosters Batalha.

verlöschliche Verdienst der Portugiesen. Nicht ein geschichtliches Spiel unerwarteter Ereignisse hat ihnen die Fahrt nach Indien in den Schoß geworfen, sondern sie haben sie als Ziel gesteckt und dieses mit kühner, zäher Ausdauer verfolgt, bis sie es Staffel um Staffel erreicht und das Mittelländische Meer für vier Jahrhunderte, bis zum Bau des Suezkanals, entthront haben.

Sie beendigen dieses Unternehmen als moderne, nach Wissen und Reichtümern jagende Menschen und haben es begonnen, sind zu ihm geführt worden als mittelalterliche Streiter des christlichen Gottes. Die sieghafte Maurenbekämpfung lockt sie auf den Boden Nordwestafrikas nach, und nun begehren sie lebhaft, auch dem Priesterkönig Johannes zur Gemeinsamkeit die Hand zu reichen. Das ist jener rätselumschleierte Christenbeherrscher, der nach dunklem Wissen jenseits der Sarazenen wohnt und an den schon die Kreuzfahrerkönige ihre suchenden Boten in das innere Asien abgefertigt hatten. Prinz Heinrich der Seefahrer (1394 bis 1460), der jüngste Sohn des Königs Jo-

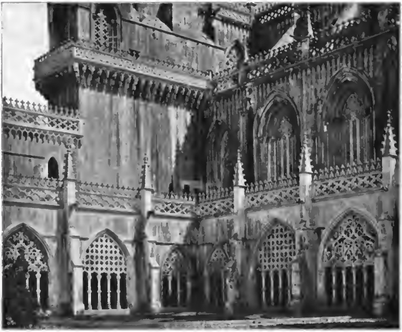


Grabmal König Johanns II. zu Batalha.



Die unvollendeten Kapellen des Klosters Batalha.

hann I. von Portugal, Dom Henrique o Navegador, der Großmeister des für den Glaubenskampf gegründeten ritterlichen Christusordens, sucht den Erzpriester Johannes in Afrika. Und darüber wird der Infant zu dem Manne, der seinem jungen Volke bewußt die Wege über die See weist, der unermüdlich aus seinen Mitteln kundschaftende Schiffe ausrüstet, der die ersten Sternwarten, geographischen Seminare, Werften, Seearsenale, Seemannstiftungen errichtet. Lange verwerke von Europa ist. Batalha ist ein Talkessel in den nördlichen Ausläufern der Gebirgskette von Cintra. In seinem Namen, der den des Dörfchens Canoeira ersetzte, klingt „Schlacht"; es ist die Stätte, die König Johann I. dem frommen Andenken des großen Sieges von 1385 weihte, der Portugal mit vorläufiger Endgültigkeit von den Eroberungsplänen Kastiliens befreite. Wie sich nun für das Mittelalter und vollends für diese Halbinsel von selber ver-



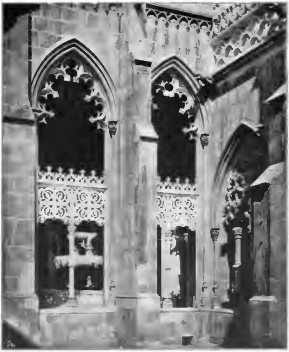
Aus einem Kreuzganghof von Kloster Batalha.

spottet ihn die langsamere Nation, aber er erlebt es doch noch, daß sie sich mit der Würdigung seines Bestrebens durchdringt, und sein Name als dessen, der die große Zeit eingeleitet, klingt mit liebendem und stolzem Ruhm noch bei den Portugiesen dieser kleinen Tage nach.

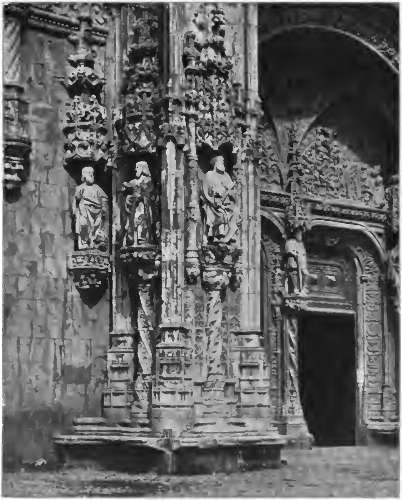
Heinrichs Gebeine umschließt das Kloster zu Batalha, das unter den vielen steinernen Zeugen des Stark- und Reichwerdens von Portugal mit voransteht und eines der gewaltigsten, geschmücktesten geschichtlichen Bausteht, mußte das Freiheitsdenkmal Portugals ein Kloster sein. So entstand das den strengen Dominikanern errichtete Mosteiro de Santa Maria da Victoria, und fünf königliche Regierungen sind am Werke geblieben, es durch die Großräumigkeit und Pracht von immer neuen Kapellen und umbauten Kreuzgängen zu einem Wunder der Architektur zu erheben. Mit einer Gotik beginnend, die sich an das englisch-normännische Vorbild anlehnt, führt uns das Kloster von Batalha die ganze Entwicklung der por-

tugiesischen Baukunst und Plastik vor: von der noch nach fremder Schönheit greifenden Herübernahme zur einheimisch verselbständigten Gotik und von da bis zu deren Auswuchern im kurzweg so genannten Manuelstil. So ist Batalha eines der Monumente dieser ganz eigenen, nurportugiesischen und wenn nicht reinen, so desto üppigeren und phantastischeren Kunst, die in der Zeit Emanuels des Großen gipfelt: mit ihrem maurisch-orientalischen Überschwang im Ornament, der bis zur Auflösung in ein steinernes Spitzengewebe geht, mit den gebündelten Rundstäben Indiens an Pfeilern und Pilastern, mit hindustanischen Blumen- und Rankenmotiven. Wohinzu sich noch die Umbildung von Sockeln und Konsolen in lastentragende Elefanten und andere asiatische Spielformen gesellt, die somit ganz besonders den Eindruck verstärken helfen, daß hier eine zierliche Elfenbeinkunst im Raummaße des Hausteins monumentalisiert worden sei. Unter Emanuel, der die Vorliebe seiner Fürsorge von 1499 ab seiner eigenen Gründung, dem Kloster Belem vor Lissabon, zuwandte, kam der weitgediehene Ausbau von Batalha zu Ende. Die Franzosen, diese gräßlichsten Zerstörer in ganz Europa, haben sich in den napoleonischen Kriegen auch an ihm aufs schändlichste vergangen. Seither hat Portugal einen bescheidenen Teil der säkularisierten Klosterreichtümer auf die Erhaltung und Wiederherstellung dieses herrlichen Baukomplexes gewendet, der die künstlerische Betätigung und die Gräber berühmtester Könige und Königsverwandten enthält und durch feierliches Dekret vom Jahre 1840 zum Nationaldenkmal des Landes erklärt worden ist.

In den Jahrzehnten Heinrichs des Seefahrers sahen wir die Portugiesen beginnen, sich mit stetigem Vordringen an der Westküste des schwarzen Erdteils entlang zu tasten. Die nachantike Entdeckungsgeschichte der afrikanischen Küsten ist ganz und gar portugiesisch, alle die bekannten Vorgebirge, das weiße, das grüne, das der guten Hoffnung, die Gestade des Kongo wie die Küsten von Natal tragen portugiesische Namengebung. Das uns so wohlbekannte Groß- und Klein-Popo, das für den Gebildeten erst dadurch komisch wurde, daß man es zu ändern amtlich für nötig hielt, ist povo, populus; Angra pequena ist die kleine Bucht; unser liebes Kamerun hat seinen Namen von den camerões, denselben großen, fleischigen Krabben oder Garneelen der tropisch-atlantischen Meeresküsten und Flußmündungen, die auch jedem Reisenden ins portugiesisch sprechende Brasilien in



Detail aus Batalha.



Vom Hauptportal der Klosterkirche zu Belem. (Die Statue in der Tür gilt als die des Vasco de Gama.)

reichlicher gekochter, gebackener, panierter Erinnerung stehen.

1419 war Madeira gefunden worden, 1431 wurde das Cap Branco oder (in spanischer Form) Blanco erreicht, 1433 eröffneten sich nutzbare Handelsverbindungen ins muselmännische Hinterland von demselben Arguin aus, das später noch die am meisten lohnende westafrikanische Erwerbung des Großen Kurfürsten wurde. Das grüne Vorgebirge wurde 1435, die vorgelagerte Gruppe der capverdischen Inseln mit ihrem über die Wolken sich reckenden Vulkan, ihren steilen grünen Fruchtabhängen und ihren durchglühten Salzstranden 1455 entdeckt. Durch den Tod Heinrichs des Seefahrers kamen die vordringenden Unternehmungen merkbar ins Stocken, wurden aber mit ganzem Entschluß wieder aufgenommen unter König João, Johann II.



Mittelschiff der Klosterkirche von Belem.

(1481—1495) und griffen nun rasch bis zum Süden Afrikas hinaus. 1484 wurde von Diego Cão (ão ist immer als derbes ong zu sprechen, wie schlechtes norddeutsches Französisch) die mächtige Mündung des Kongo erreicht. Sein Reisegefährte war der Nürnberger Patriziersohn Martin Behaim. Denn so langnachdauernd es die Geschichte von Deutschland und Italien zu spüren bekam, daß nicht auch hier eine monarchische Initiative vorhanden war, so hat doch erkundungsfrohe Kühnheit von gebildeten Zugehörigen beider Nationen solchen freiwilligen Helfern der Entschlossenen einen beträchtlichen Anteil an den großen Entdeckungen gegeben. Als der berühmte venezianische Reisende Marco Polo gegen Ende des Kreuzzugzeitalters bis nach China vordrang, begegnete er dort schon einem anspruchslosen Deutschen; sie sind die tollsten Wandervögel jener alten Jahrhunderte, da die Erde noch eine unbekannte fabelhafte Weite war. Martin Behaim gehörte auch jener königlichen Kommission an, die die wichtige Tat vollbrachte, das bisher nur zu astronomischen Zwecken benutzte Astrolabium zu dem Instrumente umzuformen, womit man an Bord die Mittagshöhe der Sonne aufs genaueste ablesen kann. Und die zur Ausrechnung des örtlichen Punktes weiter nötigen Ephemeridentafeln sind von den Portugiesen, die sich seitdem mit voller nautischer Sicherheit von den Küsten lösen durften, benutzt worden in der Ausarbeitung des Deutschen Joh. Müller aus Königsberg in Franken, des berühmten Regiomontanus.

Zwei Jahre nach Cãos Fahrt umsegelte Bartholomeu (spr. me-u) Dias, ohne es zu wissen, während heftiger unsichtiger Stürme das Südkap des Erdteils und kam bis in die Algoabai, wo die durch Schiffsverluste und Leiden entmutigte Mannschaft ihn zwang, mit schmerzlichem Verzichten umzukehren. Auf der Heimfahrt sah er nun das Kap und den Tafelberg und brachte den Namen des Cabo tormentoso heim. Aber der freudige König wollte von keinem Schreckensnamen für befangene Matrosengemüter wissen und taufte das Kap der Stürme in das Cabo de boa esperanza, der guten Hoffnung, um.

Längst hatten sich nationale Handelsgesellschaften in Portugal gebildet, deren für afrikanische Unternehmungen eingesetztes Kapital schöne Früchte trug. Am wertvollsten lohnten sich die Beziehungen nach Guinea. Doch konnte auch dieser leichte Gewinn aus Gold und Elfenbein nur ein neuer Ansporn sein, mit beschleunigten Anstrengungen dem gesuchten Märchenlande der Reichtümer und der Edelgesteine, Indien, zuzustreben. Danebenher geht nach wie vor das alte christliche, sarazenenkämpferische

Ingredienz dieser Erkundungen; bei den letztgenannten südafrikanischen Reisen hat man wieder nach dem Priesterkönig Johannes ausgeschaut und Kundschafter entsandt. Mit zu dem gleichen Zweck wählte König Johann einen zweiten und neuen Weg. Er sandte 1487 zwei des Arabischen vollkommen kundige Männer über Rhodos nach Alexandrien; sie gingen als Honigkaufleute verkleidet mit ägyptischen Karawanen von Kairo nach Suakim und von dort nach Aden, wo sie sich trennten. Der eine ging nach Abessinien, starb aber auf der Reise. Der andere, Pedro de Covilhão (lh = lj), fuhr mit Kaufleuten nach Indien weiter und sah als erster Portugiese Kananor, Kalekut und Goa. Darauf bereiste er noch die den Indern wohlbekannte ostafrikanische Route, wo er als südlichsten Punkt Sofala sah, und erhielt die Gewißheit, daß die südliche Schiffahrt von dort nach der Guineaküste herum möglich und bekannt sei. Damit war der Ring der geographischen Kenntnis bereits geschlossen. Zum Schluß begab sich Covilhão an den Hof des Negus Alexander von Abessinien, so daß nunmehr auch der jahrhundertelang in aller Welt gesuchte „Priesterkönig" endlich festgestellt war. Er konnte all diese Nachrichten heimsenden, wurde aber persönlich nach einer von den Abessiniern gegen private Fremde angewandten Regel im Lande zurückgehalten. Noch eine im Jahre 1520 von König Emanuel seinetwegen abgefertigte Gesandtschaft blieb erfolglos und konnte nur berichten, daß es ihm gut gehe und er ehrenvoll gehalten werde.

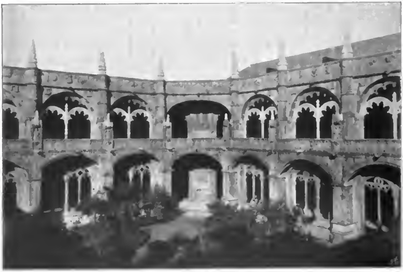
Neben den anspornenden Nachrichten Covilhãos war es ein peinlich überraschendes Ereignis der gleichen Jahre, das zur höchsten Eilfertigkeit drängte. Vor längerer Zeit hatte der betriebsame Cristoforo Colombo in Lissabon gelebt, sich mit der Tochter eines portugiesischen Fidalgo, Donna Felipe Montiz Perestrello, vermählt und seit 1483 bei König Johann die Idee der westlichen Fahrt empfohlen, die er seinem Landsmanne, dem gelehrten Toscanelli entlehnt hatte. Die Schwerfälligkeit, womit die offiziell beamtete Welt sich von geläufigen Gedanken zugunsten neuer löst, die überspannten Forderungen des ehrgeizigen Genuesen, ein wenn auch kläglich fruchtloser Versuch, seine Idee dennoch, aber ohne ihn zu verfolgen — dem ausgesandten Schiffe wurde die westliche Wassereinsamkeit schon nach kurzer Fahrt bedenklich — verleideten



Kreuzgang von Kloster Belem.

Kolumbus Lissabon und ließen ihn 1484 zu den „katholischen Königen“ von Kastilien und Aragonien gehen, zu Isabella und Ferdinand. Also nur durch portugiesische Enttäuschung wurde er, nach wiederum jahrelangem, fruchtlosem Warten in Spanien, derjenige, der dieses Reich zur zweiten großen Weltkolonialmacht erhoben hat — unbewußt, denn er hat nie mehr erfahren, was er eigentlich gefunden, und immer geglaubt, lediglich den einfacheren Weg nach Indien erschlossen zu haben. Er nun kam 1493 von seiner ersten Amerikafahrt zurück. Aber statt nach dem kleinen Palos zu gelangen, von wo er ausgefahren war, wurde er durch die Stürme dieses Winters, die ihn auf der ganzen Heimfahrt hin- und hergeworfen hatten, gezwungen, in den Tejo einzulaufen und draußen vor Lissabon bei Caseaes am südlichen Fuße der Serra de Cintra zu ankern. Von hier erbat er sich innerlich triumphierend eine Audienz, die dem König Johann von seiner Heimkehr aus „Indien“ berichten sollte. Sie wurde natürlich gewährt. Zuvor suchte ihn Bartholomeu Dias an Bord auf, durch Stadt und Land flog die Kunde, Colombo komme von Japan, es sei sicher, denn er bringe braungelbe Menschen mit straffen, glatten Haaren mit, die keine Afrikaner sein könnten. Der König erwies Kolumbus die unerhörte Ehre, daß er sitzen und bedeckten Hauptes bleiben durfte; er verbarg seinen heißen Unmut hinter stolzer portugiesischer Würde, und auch den wohlmeinenden Gedanken einfältiger Hofleute, mit dem spanischen Admiral Ehrenhändel anzufangen und ihn zu töten, machte er schleunigst verstummen.

Zu König Johanns Ohren ist noch der Jubel Spaniens herübergeklungen, unter dem der Genuese am 21. März in Sevilla einzog; die portugiesische Überbietung der so plötzlich vom anscheinenden Glück erhobenen, bisher kaum zu fürchtenden Rivalen hat er nicht mehr erlebt. Doch hat er noch eine wichtige Auseinandersetzung für die Zukunft herbeigeführt, unter Mitbeteiligung der päpstlichen Kurie, welche kraft ihrer nebelhaft weiten Gerechtsame die bequeme, wenn auch kostspielige Dispens- und Vermittlungsanstalt in kitzligen großen und kleinen Angelegenheiten des Mittelalters war. Der Vertrag von 1494 zwischen Portugal und Spanien stellte einen Grenzmeridian 370 Leguas westlich von den kapverdischen Inseln auf; er läuft nahezu durch die Südspitze Grönlands und mitten



Kreuzgang von Kloster Belem.



Bogendetail aus dem Kreuzgang von Belem.

durch Brasilien; die Mündung des Amazonas läßt er ein wenig westlich liegen, Rio de Janeiro dagegen noch östlich. Solche geographische Tatsächlichkeiten hatte man freilich damals und auch so bald noch nicht, da es zu der vereinbarten gemeinschaftlichen Absegelung des Meridians nicht kam. Was nun von diesem aus westlich lag um die halbe Erde herum, sollte spanische, die von ihm aus östliche Halbkugel portugiesische Interessensphäre sein, und das ist bis an die Fahrt des Portugiesen Magalhães im spanischen Dienst, bis an die Besetzung der Philippinen für Spanien auch festgehalten worden.

Erst 1497 war es bei aller Ungeduld so weit, daß Johanns Vetter, der neue König Emanuel (1495—1521), der glänzende, tüchtige Erbe aller bisherigen Bestrebungen, die vier Schiffe des Sebastian (Vasco) de Gama aussenden konnte. Sie waren schwer bewaffnet, dazu aber auch beladen mit Geschenken und Tauschwaren. Teils solchen, deren besondere Wirkung auf die Naturvölker man längst kannte, Glasperlen, Schellen und anderer Spielerei, besonders aber Messern und Werkzeug, teils mit gewähltesten Stoffen und Gewändern nebst Kupfer und Quecksilber, um auch den verwöhnten Indiern noch etwas bringen zu können. Ferner hatte man Gewürznelken, Muskatnüsse und andere indische Importwaren des levantinischen Handels mit, um aus dem Eindruck dieser vorgezeigten Proben auf die Völker der anzulaufenden Küsten Schlüsse zu ziehen.

Westlich von Lissabon am Hafenufer befand sich, Belem („Bethlehem") genannt, eines der von Heinrich dem Seefahrer gegründeten Andachtshäuser für Seeleute. Hier in der Kapelle hielten de Gama und seine Schiffsführer die Julinacht hindurch Vigilien; und von hier aus gingen sie mit der gesamten Mannschaft, wie Sterbende absolviert, alle barfüßig und im Hemd, in Prozession mit Kerzen, bei ungeheurer Zuschauermenge auf die Schiffe. Emanuel war mit anwesend, hielt eine Ansprache zum Abschied und gelobte feierlich, wenn diese Fahrt zum Ziele führe, so wolle er an selbiger Stelle ein herrliches Kloster erbauen. So ist der den Hieronymitenmönchen übergebene Convento dos Ieronymos de Belem entstanden, dessen Kirche, wie vorher die Kapelle, der Santa Maria do Rastello gewidmet blieb.

Drei Tage ritt das Geschwader, dessen eigentlicher Schiffer Pero Dalanquer war, ein alter Gefährte des Barthol. Dias, bei widrigen Winden im Tejo vor den Ankern. Doch erfüllte sich keine üble Vorbedeutung und im vollsten Maße ward die an diese Aussendung geknüpfte endgültige Hoffnung verwirklicht. Im Dezember, also im hellsten Sommer, kam man um das Kap des Dias; die Küste, die in den Weihnachtsfeiertagen zur Linken lag, benannte man nach dem Feste „Natal". Am 2. März 1498 kam man nach Mosambique, weiterhin wurde in verschiedenen Häfen des seit Caprivi britischen Ostafrika flüchtig verweilt. Hier befand man sich inmitten einer speziell für die Portugiesen durch die Bauweise der Orte anheimelnden Kultur, wenn sie auch nur von der muhammedanischen Oberschicht getragen wurde, den Arabern, zu denen sich dann noch die indischen Kaufleute gesellten.



Oberer Umgang des Kreuzgangs von Belem.

Der Gedanke der Festsetzung an diesen Küsten, von den nächstfolgenden Fahrten ausgeführt, blieb doch schon von dieser ersten Reise übrig, die ihrem größeren Ziel nach kurzen Aufenthalten zustrebte. Die nautisch-geographische Ungewißheit war nunmehr überwunden; in Melinde hatte de Gama einen indischen Lotsen an Bord genommen, und am 20. Mai 1498 ließ das Geschwader, das im reichsten Flaggenschmuck und mit lautem Trompetenblasen herangesegelt war, auf der Reede von Kalekut die Anker fallen.

Man hatte damals das praktische Verfahren, auf Entdeckungsreisen jeweils ein oder mehrere Dutzend verurteilte Kapitalverbrecher mitzunehmen und diese als Versuchspersonen ans unbekannte Land zu setzen. Als nun auch hier der betreffende Sträfling aus seiner kleinen Ruderschaluppe stieg, waren es recht verständliche Laute, die aus der zusammengeströmten indischen Menge an sein Ohr schlugen: „Hol' Dich der Teufel (Diabo), was hat Euch hierher gebracht?" Ein muhammedanischer Händler aus Tunis war's, der in West und Ost Bescheid wußte. Den Mann brachte der erfreute Sträfling schleunigst auf das Commodoreschiff, wo er seinen Salâm nun gleichfalls entsprechend zu stilisieren wußte: „Heil zur Ankunft, Heil zur Hierherkunft! Rubinen in Menge, Smaragden in Menge, danket Gott, danket Gott, daß er Euch in dieses Land geführt hat!" Aber auch ihm selber hatte Allah Heil gegeben, denn natürlich war er den Portugiesen unentbehrlich und konnte getrost seine Handelsgeschäfte müßig gehen lassen.

Beinahe fehlt auch der Deutsche nicht. Aber wenigstens ein Jude aus der Stadt Posen war da, der lieber deutscher als polnischer Jude heißen wollte und beides sprach nebst manchem anderen noch. Man gewann bald den Eindruck, daß er als Agent des Machthabers von Goa eine zweideutige Rolle spiele, so daß man ihn mit heißem Öl folterte, wobei er schleunigst seine längst gehegte Absicht, Christ zu werden, bekannte. Als Gaspar Gama getauft und fürsorglich festgehalten, hat er es dann noch, wie mancher moderne Stammesgenosse, zum portugiesischen Ritter gebracht.

In einem Durcheinander von internationalen Höflichkeiten der beiderseitigen Machthaber, dazwischen wirkenden Intrigen der wütend aufgeregten arabischen Indienhändler, unter ungemütlichen Besorgnissen genug verläuft dieser erste Portugiesenbesuch an den indischen Küsten. Ihm aber folgt nun sehr bald, während Emanuels Regierung, die systematische Unterwerfung der größeren und kleineren indischen Machthaber an der westlich-vorderindischen Küste und auf Ceylon, die von Kämpfen harte Zeit der Almeida und Albuquerque. Und in derselben Frühperiode auch schon die Ausdehnung der tatkräftigen Portugiesen auf die Molukken und Sundainseln, die Anknüpfung von Verkehr mit China, die Besitznahme der westlichen Spitze von „Neu-Guinea". Almeida war es ferner, der das jetzt uns gehörende Kilwa einnahm, Mombasa zerstörte und somit die portugiesische Herrschaft in Ostafrika begründete.

Und schon die erste, auf de Gama folgende Indienfahrt fügte ein neues Reich, freilich eines erst der Zukunft, hinzu, Brasilien. Durch ständige Winde weit nach

Westen versetzt, sah Pedro Alvares Cabral am 21. April 1500 eine Küste mit gänzlich unbekannter Vegetation und mit Menschen, ähnlich wie sie Kolumbus mitgebracht hatte. Er landete am 25. April an dieser unerschöpflichen Küste, an der Stelle von Porto Seguro, das südlich von Bahia liegt, nannte das Land Terra de Santa Cruz und nahm es für den König, an den er Nachricht abfertigte, in Besitz. Dieser ließ es in den Jahren 1501 und 1502 durch den italienischen Geographen Amerigo (d. i. Emmerich) Vespucci bereisen, der bis zum La Plata nach Süden kam. Eine ungeheure Besitznahme, mit der man freilich zunächst nicht viel anzufangen wußte. Die Handelswelt wollte ja raschen, blinkenden Gewinn, keine mühselige Erschließung von Urwaldländern mit nackten, kulturscheuen Indianern, die vor den Anbietungen des weißen Mannes immer tiefer in die Wälder zurückwichen, nicht anders als der Tapier und andere Naturgeschöpfe dieses Landes. So blieb das letztere für geraume Zeit ausschließlich Strafkolonie für die am Leben begnadigten Opfer der portugiesischen Inquisition und andere Verbrecher. Sie mußten dort dasjenige sammeln, wofür man etliche europäische Verwendung hatte, nämlich Papageien und Färbeholz, und aus dessen Bezeichnung als Pao do Brazil, „Holz wie glühende Kohle" ist der gebräuchliche Name des Landes entstanden, der das amtliche Terra de Santa Cruz verdrängt hat.

Aber Indien hielt, was man sich davon verheißen hatte, und aus den ins Gewaltige gesteigerten Einkünften der Krone erbaute Emanuel der Große oder der Glückliche, o Venturoso, seit 1499 die gelobte Pracht des Belemklosters. Es ist das vielleicht schönste Denkmal der im Lande so reich vertretenen „arte Manuelina", und jedenfalls ward es das gepriesenste, da es nebst seinem vorgeschobenen isolierten Turm auf einem Fels im Tejo — jetzt hat er sich ins Ufer eingesandet —, mit seinen üppig schönen Portalen, Hallen, mit Kreuzgang und Kirche, gefüllt von Statuen und Denkmälern, das Ganze aus feinem weißem, goldig nachdunkelndem Kalkstein gebildet, unmittelbar am besuchtesten Platz des damaligen Großverkehrs den Weltfahrer grüßte.



Der Wachtturm von Belem.

Emanuel war eine treffliche Persönlichkeit. Ein in allem redlicher und sich fest im Willen habender Mann, eine hervorstechende Ausnahme als König damaliger Zeit ohne Geliebte, ein heiterer Wirt, der niemals anderes als Wasser trank, guter Finanzmann und Wirtschafter, überaus fleißig, tätig und wohlmeinend bekümmert, so daß er u. a. die Sitzungen des obersten strafrechtlichen Appellhofes als regelmäßiger Mitanhörer besuchte, in freien Stunden lebhaft und fröhlich bei Sport und übendem Spiel, dazu ein bestrebter Förderer der Gelehrsamkeit und der Dichtung. Diese freilich befruchtete sich erst zögernd von dem humanistischen Italien her und hat ihren größten Vertreter, Camões, der das mit poetischen Schilderungen des Meeres wie der Tropen erfüllte historische Epos der nationalen Verherrlichung schuf, erst in der Generation nach Emanuel gesehen, als auf dessen Zeit nun schon der Vergangenheitstolz der Dichtung und des Volkes zurücksah. Es war der Inhalt und das zu fortsetzender Beharrlichkeit auffordernde Verdienst dieser manuelischen „glücklichen" Zeit, daß sie ihre stark gefühlte Kraft und den gewonnenen Reich-

tum nicht, wie der Nachbar in Spanien tat, Karl V., den wir leider auch deutschen Kaiser nennen müssen, — der vornehmlich auf Italien gerichtete Politiker — nicht an verwirrende europäisch-dynastische Ziele, sondern an bewußt im Nationalen beschränkte Erhebung des Landes und seiner Kolonialmacht gesetzt hat.

Dennoch darf das Gefühl der „glücklichen", der „großen" Zeit, worin die Nation sich wiegte, nicht das übertäuschen, daß sie auch die kaum fernzuhaltende Kehrseite des Schimmers schon kennen mußte. Im heftig vergrößerten Maßstab erging es Portugal, wie dem neuen Deutschland nach dem großen Kriege, zur Zeit der französischen Milliarden und der „Gründerperiode". Die ungeheueren Reichtümer, die in den Schatzkammern und Geschäftstruhen von Lissabon zusammenflossen, wollten sich doch nicht in der erwünschten Weise durch das Gefäßsystem des nationalen Ganzen verteilen. Viele einzelne wurden erschreckend reich und schraubten die Lebensführung in die Höhe, ohne daß die modisch nacheifernden Schichten dies entsprechend vertragen konnten. Landwirtschaft und Handwerk kamen um so tiefer in Schwierigkeiten, als ihnen die Arbeitskräfte entschwanden; wer vom Nachwuchs wollte noch hart und frugal arbeiten, wenn sich lohnender leichter Verdienst in Schiffahrt und Handel darbot, zum Kolonialsoldaten das Abenteuer und der hohe Sold lockten und jeglicher Glücksmacherei die Palme des Erfolges zu winken schien? Hinzu kam eine heftige Steigerung aller Preise, anders gesagt eine rapide Entwertung des so reichlich in den Truhen klingenden Bargeldes; wir Heutigen werden wohl noch an sie erinnert, wenn wir daran denken, daß man es 1000 Realen, ein Milreis benennt, was wir für ein Mittagessen dem Kellner hinreichen.

Und dann folgte auf diejenige Emanuels eine Regierung, die sich der vernichtenden Nachfolge Ludwigs des Frommen auf den großen schöpferischen Karl vergleichen läßt. Emanuels Sohn Johann III. (1521—1557) war ein herzensguter Mann, aber seine Regierung bedeutet die königliche Abdikation zugunsten der Inquisition und bald der Jesuiten, die Auslieferung des Staatswesens an eine mit allem Eifer der jungen Gewalt entfesselte Tendenz der Erdrückung der geistig-weltlichen Kräfte. Auch die Könige, die noch auf Johann folgen, sind lediglich die Vollstrecker dieser Reaktion. Das Land, das „die Königin dreier Erdteile" hieß und es zu gewissem Grade gewesen war, ja noch blieb, hört auf für die Weltgestaltung und die große Geschichte etwas zu bedeuten. 1580 erlischt das so plötzlich müde gewordene ruhmvolle portugiesische Königshaus aus altburgundischem Blute, und für den finsteren Philipp II. von Spanien, den Sohn der ältesten Tochter Emanuels, unterwirft Alba das Königreich. Mit Spanien vereinigt, bekommt auch Portugal an seinem Handel und Kolonialbesitz den selbständigen Aufschwung der sich von Spanien befreienden Niederlande zu großer Fahrt und erobernder Weltpolitik als Kostenträger schwer zu empfinden. Nachmals zwar wieder als Königreich der Bragança verselbständigt, gewinnt es doch keine politische Eigenkraft zurück, so wenig wie eigene Kultur. In deren äußerer künstlerischer Erscheinung ist rasch auf die Emanuelperiode der internationale Jesuitenstil der Spätrenaissance und des Barock gefolgt, und Portugal bleibt auch ferner ein bloßer sekundärer Nachsprecher der fremden Geschmacksformen anderer romanischer Völker. Politisch endet es als der wohl oder übel gehorsamende Patient und Schleppenträger des englischen Aufstiegs, der es jetzt seit mehr denn zwei Jahrhunderten ist, und was ihm heute noch aus der großen Zeit Johanns II. und Emanuels an überseeischen Stellungen übrig geblieben ist, das wird ihm durch nichts mehr gewährleistet, als durch die gegenseitige Eifersucht der germanischen Nationen.

Lebensmut.

Und es zwingt mich doch nicht nieder!
Zwischen Dornen immer wieder
Seh ich neue Rosen blühn.
Rosen, nein, die lieben alten,
Die sich leuchtender entfalten,
Überreiche Düfte sprühn.

Zwischen wogenden Gedanken
Wild verworr'nen Leidensranken
Leise sich die Hoffnung wiegt.
Leise tönen alte Lieder;
Alte Tage kehren wieder,
Und des Lebens Segen siegt.

Hans Hoffmann.

Erinnerung an den Tag des
Brauteinzuges des Kronprinzlichen
Paares Januar 1858 den
ich aus einem Fenster des im
Umbau begriffenen Palais des
Kronprinzen gesehen. Die Bäume
gegenüber zu Seiten der Hauptstraße
waren mit Leuten besetzt wie
Fig. zeigt. Ich hatte das Plätzchen
meinem Jugendfreunde dem Geh. Ober-
Hofbaurath Stracke zu verdanken
gehabt: Er hatte für mich das
Fenster freigehalten.

B. 5 März 1889.

A. Menzel



Zuschauer beim Einzug des Kronprinzlichen Paares in Berlin im Jahre 1858.
Gemälde von Adolph von Menzel in der Galerie Hugo Rauffendorff in Berlin.



Professor Ludwig Pietsch und Adolf von Menzel im Atelier des Künstlers.

Persönliche Erinnerungen an Adolf v. Menzel.

Mit Bildnis und vier Originalzeichnungen des Künstlers.

Von

Professor Ludwig Pietsch.

In dem großen deutschen Künstler, der in Berlin am Morgen des 9. Februar die Augen für immer schloß und dem dann sein Kaiser eine Trauerfeier bereitete, wie sie in gleicher Großartigkeit und hoher Schönheit noch nie einem Meister, einem Fürsten der Kunst, gewidmet wurde, ist mir der Mann gestorben, für den ich vor allen andern Lebenden persönlich seit vielen Jahren die innigste Verehrung, Bewunderung und Dankbarkeit empfunden habe. Für den Menschen wie für den Künstler. Mir ist das nicht hoch genug zu schätzende Glück zuteil geworden, ihm noch in der kräftigsten Zeit seines und meines Lebens menschlich näher treten zu können. So war es mir vergönnt ihn seit nun 44 Jahren in den verschiedensten Situationen und Momenten seines Daseins, bei der Arbeit, wie in fröhlichem Genießen, im Alltagsleben, in der Familie, im freundschaftlichen und geselligen Verkehr, auf heiteren und auf Trauerfesten zu sehen und zu beobachten, intimen Kundgebungen seines tiefen, originellen Geistes und seines sich in rauher Hülle bergenden zarten, warmen Gemüts zu lauschen, seine Weisheit und seine Güte an mir selbst zu erfahren. Ein Schatz unauslöschlicher Erinnerungen an ihn liegt in

mir aufgespeichert. Wenn ich etwas davon hier wieder erwecke, so liegt mir nichts ferner, als der geheime Wunsch, mit meinen Beziehungen zu dem mir Vorangegangenen gleichsam prunken zu wollen. Nur das Bewußtsein treibt mich dazu an, daß ich durch die Mitteilung des von mir mit ihm Erlebten, an ihm Beobachteten, dazu beitragen könnte, das Bild seiner Persönlichkeit, das wir auch heute so viele zu zeichnen beeifert und oft so gründlich verzeichnen sehn, durch manchen charakteristischen Zug zu ergänzen und manche verbreitete irrtümliche Anschauung von ihm zu berichtigen.

Den Namen Menzel hörte und las ich und künstlerische Arbeiten von seiner Hand sah ich zum erstenmal in meiner Vaterstadt Danzig in meinem vierzehnten Jahr. Mein jüngeres Schwesterchen bekam zum Geburtstag ein 1836 zu Berlin im Verlage von Lüderitz erschienenes „Gedenkbuch für das Leben, der Erinnerung an wichtige Ereignisse des Familienlebens gewidmet.“ Das war ein Buch, das zwischen dem, durch eine reich komponierte, mit der lithographischen Feder gezeichnete Gruppe — eine betende Familie — illustrierten Titelblatt und den folgenden mit Randzeichnungen illustrierten Abschnitt-Titelblättern „Geburt und Taufe, Einsegnung, Verheiratung, Tod, Allgemeine Bemerkungen“ eine Anzahl weißer Papierblätter enthielt, dazu bestimmt, daß der Empfänger des Buches darauf seine zwischen diesen Akten und Vorgängen liegenden, wichtigsten Erlebnisse verzeichne. Unter jener Titelzeichnung las ich die Worte: Adolf Menzel inv. et fecit 1835. Daß diese bedeutungsvollen, ornamentalen, Pflanzenmotive behandelnden gezeichneten Umrahmungen und Vignettenkompositionen anders aussahen, als was man damals in Buchzeichnungen und Kunstblättern zu sehen gewohnt war, mußte ich mir wohl selbst sagen. Aber ich steckte zu tief in romantischen Träumereien, im Komponieren von Ritter- und Nibelungen-Schlachten, um diese Art von Kunst und Schönheit völlig verstehen, würdigen und mich dafür begeistern zu können. Ebensowenig wollte es meinem Knabensinn und -verstande mit den in Holz geschnittenen Illustrationen von demselben Berliner Künstler Adolf Menzel gelingen, welche ein 1840 erscheinendes Lieferungswerk, die „Geschichte Friedrichs d. Gr. von Franz Kugler“ schmückten. Mein Vater hatte darauf abonniert. Ich sah diese merkwürdigen Zeichnungen verwundert an, die so grundverschieden waren von allem, was ich kannte. Aber die Seele des noch nicht Sechzehnjährigen war ganz erfüllt von Begeisterung für die von Cornelius, Schnorr v. Carolsfeld und Kaulbach geschaffenen übermenschlichen Gestalten und von Bewunderung für diese, von den gleichzeitigen Ästhetikern und Kunstschriftstellern als nur den größesten Meistern aller Zeiten vergleichbar Gepriesenen und zudem war mir das Zeitalter des Rokoko, speziell das Zopfig-Altpreußische, noch eine so fremde, verschlossene, ja den romantischen Schwärmer so abstoßende Welt, daß ich damals schlechterdings kein Verständnis für Menzels Kunst zu gewinnen vermochte.

Im April 1841 kam ich nach Berlin, um mit dem Erlernen der Kunstfertigkeiten und dem Erwerben des Wissens und der Kenntnisse, welche der Maler braucht, zu beginnen. An den Hofkunsthändler Louis Sachse hatte ich eine Empfehlung mitgebracht. Von ihm wurde mir gestattet, mich beliebig in seinem Kunstladen in der Jägerstraße umzusehen, wo in großen Mappenkästen die neueren und älteren Kupferstich-Radierungen und Lithographien mit Feder und Kreide nach alten und neuen Gemälden und die Originalarbeiten lebender Künstler in diesen Techniken angehäuft waren. Da lernte ich unter andern auch die für Sachses Verlag von dem jungen Zeichner Adolf Menzel ausgeführten Original-Steinzeichnungen kennen: die des großen Hefts in dem durch die geistreich erfundene, flott und kühn mit der Feder hingeworfene bedeutsame Titelkomposition geschmückten, blauen Umschlag „Künstlers Erdenwallen“; die mit der spitzen Kreide lithographierten zwölf großartigen Geschichtsbilder der 1836 erschienenen „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte“; die tiefsinnigen, schönheitvollen, halb ornamentalen lithographischen Federzeichnungen von hochpoetischer, bezw. köstlich humoristischer Erfindung auf den beiden Einzelblättern: „Die fünf Sinne“ und „Das Vater Unser“; die halb ornamentale, halb figürliche, zum Teil scharf satirische Titelblattzeichnung für den, die neue Berliner Malerschule behandelnden dritten Band von des Grafen Raczynski großem Prachtwerk: „Geschichte der neuen deutschen Malerei“. Aber das alles war mir doch noch ein Buch mit sieben Siegeln und durch weiten Abstand getrennt von solchen mir als das höchste der Kunst dünkenden Werken, wie der hier in der Raczynskischen Galerie befindliche, riesige, Braun in Braun gemalte Karton der „Hunnenschlacht in den Lüften“, oder die Kompositionen von Cornelius zum Nibelungenliede und zur Ilias (für die Münchener Glyptothek). Wie unbegreiflich ist mir später diese Blindheit, Verkehrtheit und Urteilslosigkeit jener Jahre erschienen! Aber ich teilte sie mit den meisten damals autoritativen kunstgelehrten Zeitgenossen des zweiten Viertels des vorigen Jahrhunderts.

Die gänzliche Umwandlung meines innern geistigen Verhältnisses zu Adolf Menzel und meiner gesamten Kunstanschauung geschah in den folgenden Jahren nicht nur aus meiner eignen Vernunft und Kraft. Vielmehr danke ich sie dem starken Einfluß eines sieben Jahre älteren Freundes und Landsmanns, des Malers Gregorovius, der nach längerem Aufenthalt in Polen 1842 nach Berlin kam. Er war bis zum Fanatismus für Menzel begeistert und tat alles, um mit dem Feuer dieser seiner eigenen Begeisterung auch die Seelen seiner Freunde zu entzünden.

Meine ausschließliche Bewunderung und Verehrung für die Cornelius, Kaulbach, Schnorr von Carolsfeld und die andern Münchener Meister dieser Schule hatte bereits im Oktober 1842 einen erschütternden Stoß durch die epochemachende Ausstellung der beiden kolossalen belgischen Geschichtsbilder von Louis Gallait und Eduard de Bièfve, die „Abdankung Karls V.“ und „Das



Studienzeichnung von Adolf von Menzel.

Kompromiß der Edlen" in der Berliner Akademie erhalten. Mit diesen lebensvollen, in in neueren Bildern nie gesehener Farbenpracht und -frische leuchtenden, mit einer hohen technischen Weisheit, seltener Bravour, Wucht und Wirkung gemalten realistischen Schilderungen wirklich geschehener bedeutsamer Vorgänge aus der nationalen Geschichte eines auf seine Vergangenheit und seine Gegenwart stolzen Volkes verglichen, erschienen jene farblosen bezw. hart-, grell- und buntfarbig disharmonisch kolorierten Geschöpfe der Corneliusschule tot und gespenstisch. Allmählich, fast unmerklich aber gingen mir unter dem beständigen Einfluß jenes Freundes und — dank auch der eignen Geistes- und Naturanschauungsentwicklung in der eignen Kunstausübung, im fleißigen Zeichnen nach der lebendigen Natur — die Augen auf für den von allen andern so abweichenden eigenartigen Geist Adolf Menzels.

Die „Große akademische Kunstausstellung" fand damals (bis 1876) immer nur in jedem zweiten Jahr und in den Sälen des Akademiegebäudes statt. In der Zeit zwischen je zwei Ausstellungen bekam man in Berlin nur ausnahmsweise und äußerst wenige neu entstandene Werke der Zeichnung und Malerei zu Gesicht. Im Jahre 1844 blieb die Ausstellung von mir ungesehen, da ich mich fern von Berlin in meiner Danziger Heimat befand. Dafür bot mir die von 1846 reichlichen Ersatz. Auf dieser aber erschienen mehrere neue Arbeiten A. Menzels: ein unvergeßliches modernes Genrebild, das beim großen Publikum, wie alles, was dieser schuf, verhältnismäßig nur geringen Anklang fand, meinen Freund, den langen Gregorovius, aber in helles Entzücken versetzte. „Unwillkommener Besuch" (oder „Störung"?) war es betitelt. Das ganze Bild trug wie in der Erfindung, so auch in der malerisch-technischen Mache das volle herbe Gepräge der originalen Persönlichkeit seines Malers.

Aber ebenso sehr wie die Gemälde Menzels fesselten uns jene Probeabzüge der Holzschnitte der im königlichen Auftrage damals von ihm auf den Block gezeichneten Illustrationen für die Prachtausgabe der Werke Friedrichs d. Gr. Sie waren in dem unglücklichen armseligen Korridor im ersten Geschoß des Akademiegebäudes, welches als das herkömmliche Lokal für die Zeichnungen, Aquarelle und Werke der reproduktiven Kunst auf den Ausstellungen der Akademie diente, meist nur in geringer Höhe über dem Fußboden an der Wand dem Fenster gegenüber aufgehängt. Um diese wundersamen Vignettenbildchen — teils symbolische Darstellungen, oft von ergreifender Hoheit und strengem Ernst, oft sprühend von Witz und Geist, teils realistische historische Genrebilder und geschichtliche Kompositionen, teils Bildnisse berühmter Männer und Frauen des XVIII. Jahrhunderts — genauer sehen zu können, mußte man sich auf den Boden niederhocken, wie die Türken zu sitzen pflegen. Wir haben uns nie gescheut, diese Stellung anzunehmen und fanden uns immer reichlich belohnt durch die Fülle von künstlerischer Größe und Herrlichkeit, die wir auf diesen winzigen Blättchen entdeckten, wenn wir auch bei vielen von ihnen den innersten Sinn, den Gegenstand der Darstellung vergebens zu entziffern bemüht waren.

Noch lange Zeit nach diesen Tagen verging, bis ich das erste Wort mit Menzel gewechselt habe. Gesehen hatte ich seine kleine Gestalt mit dem großen, von vollem, braunem Lockenhaar umkränzten Kopf, mit dem meist tief ernst, fast ergrimmt blickenden, an Wangen und Kinn von einem Bartstreifen, sogenanntem „Schusterbart" umrahmten, hochstirnigen Antlitz wiederholt auf der Straße, in den Ausstellungssälen. Aber er stand in einem solchen Ruf der „Bärbeißigkeit", der spröden Unzugänglichkeit, und ich halte anderseits ein zu starkes Gefühl von meiner eigenen Unbedeutendheit, um den Mut zu fassen, mich ihm zu nähern, ihm etwa einen „Enthusiastenbesuch" zu machen. Inzwischen war sein Ruhm und Ansehen höher und höher gestiegen. Einen ganz allgemeinen großen glänzenden Erfolg auch als Maler hatte er, den man bis dahin so recht nur als Zeichner gelten lassen mochte, auf der akademischen Kunstausstellung des Jahres 1850 errungen. Dort war sein erstes größeres, völlig durchgeführtes Gemälde, „Die Tafelrunde Friedrichs d. Gr. in Sanssouci 1750" erschienen, dies eminente Geschichtsbild, welches dem Beschauer ein ganzes Zeitalter in seinen berühmtesten und auserlesensten Repräsentanten vergegenwärtigt. Und letztere, den großen König und die von ihm bevorzugten, von ihm seines intimen Verkehrs gewürdigten Männer von Geist, an ihrer Spitze Voltaire, sah man hier im Bilde gleichsam lebendig wieder heraufbeschworen durch die Kraft der Phantasie und der durch das tiefdringendste, allumfassendste Studium aller vorhandenen Dokumente ihres Zeitalters und persönlichen Lebens erworbenen vertrautesten Kenntnisse ihrer Personen und ihrer Epoche. Wenn das so bewundernswert erfundene, komponierte und gezeichnete Bild auch der eigentlich koloristischen, mächtigen Farbenwirkung entbehren mochte, was wir freilich durchaus nicht zugegeben hätten, so mußte ihm doch auch damals der Rang und Ruhm einer der meisterhaftesten, rein malerischen Leistungen unter den gleichzeitigen Werken deutscher Malerei zuerkannt werden.

In derselben Zeit hatte Menzel jenes Werk ausgeführt, das für seine ganze Geistes- und Charakterart so bezeichnend ist: die „Armee Friedrichs d. Gr.", 434 mit der Feder auf Stein gezeichnete Gestalten von Soldaten, Offizieren aller Grade und sonstigen Militärbeamten jener Armee in den aufs genaueste in Schnitt, Maßen und Farben wiedergegebenen Uniformen, mit der Bewaffnung und vollständigen Ausrüstung, welche die betreffenden Mitglieder dieses Heeres zur Zeit des großen Königs getragen haben, ausgestaltet; jeder einzelne in einer anderen, immer aber lebensvollen und entsprechenden Stellung und Bewegung mit hoher, künstlerischer Meisterschaft dargestellt.

Dies Werk war nicht für den Verkauf in Massen geschaffen. Es sollte nur in den Besitz von wenigen kommen. L. Sachse erzählte mir, Menzel habe dem Druck jedes Blattes persönlich beigewohnt, um streng darüber zu wachen, daß von keiner Platte mehr als die von ihm gewollte Anzahl von dreißig und einigen tadellosen Drucken abgezogen würde. Dann hätte er kaltblütig sein

eigenes Werk vernichtet, indem er die betreffende Platte druckunfähig machte. Die materielle Kostbarkeit des Werkes, das nach dem von Menzel selbst kolorierten Handexemplar in farbigen Drucken hergestellt ist, wurde durch die Einschränkung der Zahl der Abdrucke natürlich hoch gesteigert.

Alles, was wir von Menzels Schöpfungen sahen und von seiner Person und deren Eigenheiten berichten hörten, konnte nur dazu beitragen, unsere Bewunderung für ihn zu steigern, aber ebenso auch unsere respektvolle Scheu vor dieser seiner Person zu mehren. Ganz unerwartet sollte ich veranlaßt (oder richtiger genötigt) werden, ihn in seinem Atelier aufzusuchen. Der Kunstschriftsteller Max Schaßler, Redakteur des ziemlich gefürchteten Kunstblattes „Die Dioskuren", hatte den Verlagsbuchhändler Franz Duncker bestimmt, eine illustrierte Zeitschrift, für Kunst und Kunstgewerbe herauszugeben. Ich wurde aufgefordert, die ersten Holzzeichnungen nach vorhandenen Arbeiten von Dunckers Freund Hermann Heidel, dem Bildhauer, auszuführen. Die Aufsicht über den zeichnerischen Teil habe Adolf Menzel sich bereit erklärt zu übernehmen. Mit diesem möge ich mich in Verbindung setzen. Da konnte ich schon nicht umhin, mich in die Höhle des Löwen, in Menzels Wohnung und Atelier in der Ritterstraße, zu wagen. Ganz leicht wurde es mir nicht. War ich doch damals durch Jahre voll bitterster Not ein verschüchterter Mensch geworden. Aber es mußte ja sein. Ich wurde vorgelassen und fand den kleinen Herrn in seiner Werkstatt, in der er einen abgesonderten Raum hergestellt hatte, um darin seine Modelle, durch die Kerzenflammen eines Lüstres beleuchtet, posieren zu lassen. So malte er nach ihnen die Gestalten des Bildes „Konzert bei Hofe, Sanssouci 1750" — des „Flötenkonzerts Friedrich des Großen" Er empfing den unbekannten jungen Mann selbstverständlich sehr kühl und sogar mit unverhohlenem Unmut der Störung wegen. Herr Dr. Schaßler müsse ihn falsch verstanden haben. Er hätte ihm nie zugesagt, eine solche Überwachung der Holzzeichnungen für die neue Zeitschrift übernehmen zu wollen. Das läge ihm ganz fern. Aber wenn ich ihm solche Arbeiten vorlegen wolle, würde er gern bereit sein, mir seine Meinung zu sagen und Rat zu geben. Damit war ich entlassen. Das projektierte Unternehmen starb bereits vor der Geburt. Meine dafür entworfenen Zeichnungen waren gar nicht einmal dazu gekommen, auf den Holzstock übertragen zu werden. Und ich kam mithin auch nicht dazu, sie Menzel vorzulegen. Es sollten noch neun Jahre seit jenem Märztag 1852 vergehen, bis ich dem verehrten Mann wieder persönlich unter die Augen trat und sich die intimere dauernde Verbindung mit ihm anknüpfte.

Er war indes von Triumph zu Triumph geschritten. Auf jeder Kunstausstellung erschien ein neues Gemälde aus dem Leben des Großen Königs; 1851 die Huldigung der schlesischen Stände zu Breslau, 1852 jenes Flötenkonzert, 1854 eines der, in bezug auf Farbengebung und Malerei vollendetsten Bilder Menzels und sein wie sich jetzt zeigt, in der Haltbarkeit des Farbenauftrags seinen meisten andern überlegenes Werk „Friedrich der Große auf Reisen", 1856 „König Friedrich und die Seinen bei Hochkirch". 1857 malte er für die Verbindung für historische Kunst das große Bild „Begegnung Friedrichs mit Josef II. im Palais zu Neiße". Während der ersten fünfziger Jahre hatte Menzel außer diesem Ölgemälde und den unschätzbaren Gouachebildern aus den Rheinsberger Tagen des jugendlichen Friedrich, die Folge der von Kretzschmar faksimile in Holz geschnittenen größeren Einzelgestalten (Kniefiguren) des Großen Königs und seiner Paladine gezeichnet (im Verlage von Alexander Duncker erschienen), die Folge von genialen Phantasieschöpfungen in der neuen lithographischen Technik „mit Pinsel und Schabeisen"; in der gleichen von ihm sofort mit sicherster Meisterschaft gehandhabten Technik das große geistsprühende Kunstblatt „Jesus als Knabe im Tempel mit den Schriftgelehrten" ausgeführt. Die prächtigen Aquarelle „des von der preußischen Hofgesellschaft der russischen Kaiserin Alexandrine gestifteten Albums, Mummenschanze und Maskenfeste an brandenburgisch-preußischen Fürstenhöfen" in phantasievoll gemalten erfundenen Umrahmungen enthaltend; drei große Transparentgemälde für die Weihnachtsausstellungen des Künstler-Unterstützungsvereins — das Original jener Steinzeichnung; dann Christus vertreibt die Wechsler und Händler aus dem Tempel und die Familie des ersten Menschenpaares nach der Vertreibung aus dem Paradiese — geschaffen, zahlreicher kleinerer Aquarelle und Pastellbilder, Lithographien (für die „Argo") und Zeichnungen nicht zu gedenken. Die Begeisterung für Menzels ganzes Schaffen und seine imposante künstlerische Persönlichkeit hatte sich der talentvollsten und tüchtigsten unter den jüngeren Malern Berlins in immer wachsendem Maß bemächtigt. A. Wiszniewski, Ludwig Burger, Arnold, Riesstahl, Franz Meyerheim, Amberg, Gustav Richter — wenn der beiden letzteren Naturell auch im äußersten Gegensatz zu dem des bewunderten Meisters stand, strebten mit heiligem Eifer seinem Beispiel nach, der ihnen gleichsam die künstlerische Lebensregel „vorschrieb". Mehrere von ihnen hatten einen winterlichen Aktverein gegründet und Menzel gebeten, gleichsam das Protektoral darüber auszuüben, gelegentlich bei ihren gemeinsamen Zeichenübungen nach dem nackten Modell zu erscheinen und ihre Arbeiten zu kontrollieren. Er hatte den Ernst ihrer Bestrebungen erkannt und genügendes Interesse an ihnen gewonnen, um ihnen diese Bitte nicht abzuschlagen. Eines Abends wird das weibliche Modell, nach dem sie zeichneten, von epileptischen Krämpfen befallen. Es verdrehte die Augen, den Kopf, die Glieder, stürzte vom Modelltritt und wand sich auf dem Boden. Die jungen Künstler mußten darauf verzichten, an diesem Abend weiter zu arbeiten. Das Modell wurde, nachdem es sich von dem Anfall einigermaßen erholt hatte, heimgeschickt. Die Zeichner nahmen ihr Handwerkszeug und schickten sich eben an, das Lokal zu verlassen, als Menzel spät wie gewöhnlich erschien. „Was soll das heißen? Ihr zeichnet nicht? Ihr habt schon aufgehört? Wollt schon gehen?" das waren die ersten Worte des einigermaßen erstaunten Meisters. Die so Interpellierten

erzählten ihm, was heute hier geschehen wor und dies vorzeitige Abbrechen der Sitzung veronloßt hatte.

„So, ja — Nun, wo habt Ihr das? Zeigt mal, wos Ihr da gezeichnet habt.“ — Aber Meister, ontwarten sie ihm, wir sagten jo, sie bekom Krämpfe. „Wie, so was Seltenes hobt Ihr zu sehen bekommen und Ihr habl die Gelegenheit nicht benutzt und es nicht gezeichnet? Schämen sallt' Ihr Euch!“ Diese mir von jenen Künstlern damals erzählte kleine erlebte Geschichte ist in hahem Grade charakteristisch für Menzel. Alles in der Natur war ihm wert, dorgestellt zu werden. Jede Erscheinung sall, wer es ernst meint mit der Kunst, mit gleichem Interesse betrachten, beobachten, seiner Anschauung dauernd einverleiben, nichts verschmähen mit Stift und Pinsel festzuhalten. Noch diesem Prinzip verfuhr er immer selbst, und nur so konnte er seine allumfassende vertroute Kenntnis, die klore, feste innere Varstellung aller Erscheinungen der Wirklichkeit und die Fähigkeit erwerben, jede im Bilde in salcher Treue und Genauigkeit darzustellen, wie er es vermachte.

Ich war, seit ich 1858 die Besprechung der Graßen Kunstausstellung für die Haude- und Spenerschen Zeitung geliefert hatte, ahne meine Absichl und mein bewußtes Zutun mehr und mehr in die Jaurnalistik, und speziell die Kunstschreiberei, hinübergeglitten, weun mir auch nach nicht der leiseste Gedanke kam, daß ich einmol meinen alten Beruf und meine Houpttätigkeil als Zeichner auf Papier, Holz oder Stein, Radierer und Maler mit der schriftstellerischen vertouschen könnte und würde.

Im September 1861 veranstallele Menzel zum erslenmal eine Ausstellung von bisher nach nicht an die Öffentlichkeil gelongten Arbeiten von seiner Hand, in einem abgegrenzten Teil des großen öden Saals im Hofgebäude des Hauses Unter den Linden 22, desselben Raumes, der vardem die Roczinskische Gemäldesammlung enthielt, dann, nach deren Verlegung in dos mittlere der drei Gebäude am Ostronde des Königsplatzes, die stehende Galerie des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staate beherbergte. Diese Ausstellung enthielt Öl-, Gauache-, Aquarell- und Pastellgemälde, Bleistift- und Federzeichnungen von der mannigfachsten Art, Naturstudien nach Köpfen, Händen, Füßen (den eignen des Zeichners), nach Gipsabformungen, Totenmasken, nach Interieurs, Landschaften von originellstem Reiz, Lithagraphien mit Kreide und Feder, Pinsel und Schabeisen, Holzschnittabzüge, Tittelblatt-, Adressen- und Gedenkblattkompositionen wie jene einen unendlichen Reichlum der sinnigsten Erfindung zeigend, „aufs subtilste, reiz- und kunstvallste in Aquarellfarben ausgeführt“, der Glückwunschadresse die von der Stadt Berlin dem Kranprinzen Friedrich Wilhelm bei seiner Mündigwerdung gestiftet war.

Diese im Verhältnis zu dem Reichtum und der Köstlichkeit ihres Inhalts nur sehr mäßig besuchte Menzelausstellung versetzte mich in hellen Enthusiosmus. Sein Genie sich fa nach allen Richtungen hin, in künstlerischen Schöpfungen jeder Gattung affenbaren und gleich herrlich in jeder sich belätigen zu sehen, war mir bisher noch nicht vergönnt gewesen. So gewöhrte mir die Ausstellung die erlesensten, erquickenden und erhebenden Genüsse, erweckte Stimmungen in mir, und ließ mich Ansichten und Überzeugungen van Menzels ganzer allüberragender künstlerischer Bedeutung gewinnen, die es mich unwiderstehlich trieb, öffentlich auszusprechen, um olle Welt dorauf hinzuweisen und Verständnis und Empfindung für das Große und Einzige darin denen zu erschließen, welchen beide nach nicht völlig aufgegangen waren. Unter dem Eindruck des dart Gesehenen schrieb ich in der Haude- und Spenerschen Zeitung ein poar Berichte über diese Menzelausstellung. Einen Abdruck davon sandte ich dem fa leidenschaftlich verehrten Meister und verband damit die Bitte, ihn persönlich besuchen zu dürfen. Hatte ich dach noch so viel für ihn auf dem Herzen, was ich ihm selbst sagen wallte.

Die Antwart ließ einige Toge auf sich worten. Endlich traf ein Brief mit seiner großen, ariginellen charakter- und kraftvollen Handschrift bei mir ein. Da schrieb er, Besuche und Verkehr mit Kunstkritikern, die für öffentliche Blätter schreiben, nähme er prinzipiell nicht an. Aber er wüßte jo, daß ich auch ausübender Künstler wäre und damit sei gleichsam eine Brücke gegeben, die zu ihm van mir hinüberführe, der seiner Meinung van ihm einen so freundlichen enthusiastischen Ausdruck gegeben hätte. Ich möge ihm künstlerische Arbeiten von mir mitbringen, über die könnten wir sprechen. Meine Eigenschaft als Kunstschriftsteller und Journalist aber dürfe im Verkehr fa wenig betant und herousgekehrt werden, als ab sie gar nicht varhanden sei.

Menzels Schwester, die er immer seinen braven, treu ausharrenden Kriegskameraden in den harten Zeiten seiner Jugend und im schweren Lebenskampf nonnte, und wie kein onderes weibliches Wesen liebte und verehrte, hatte sich damals vor wenigen Jahren mit dem Musikdirektor und Kompanisten Herrmann Krigar verheiralet; einem hochbegabten, vielseitig gebildeten Mann van einem wahrhoft genialen Humor. Auch nach der Vermählung behielt das Paor die gemeinsame Wohnung mit Menzel, bildete einen Housstand, eine Familie mit ihm, der sich so in guter, treuer Pflege und van allen Mißlichkeiten eines Junggesellenlebens entrückt befand. Wie mir Krigor später einmal vertroute, wäre jener Brief on mich das Resultat langer Überlegungen, Erörterungen und Erwägungen gewesen. Er erschien mir zwar etwas seltsam; aber immerhin war mein gewagter Schritt nicht erfalglas getan.

Mit einer Mappe vall Zeichnungen, Lithographien, Studien und Kompasitianen ging ich denn auch eines Abends zu Menzel. Er empfing mich nicht unfreundlich in seinem Zimmer, an dessen Wänden fa monche Bilder von ihm hingen. Ich kom mir entsetzlich klein dem kleinen Manne gegenüber var, auf den ich körperlich van oben herob, zu dem ich geistig fa hoch hinauf blicken mußte. Wenn er ein Blatt, das ich ihm aus meiner Mappe reichte, einige Minuten lang betrachtet hatte, stieß er eine Art von kurzem Schnoufen durch die Nase aus und wies zugleich mit dem Zeigefinger ouf eine Stelle der



Studienzeichnung von Adolf von Menzel.

Zeichnung. Sofort sah ich dann, ohne daß er ein Wort gesprochen hätte, das Falsche und Fehlerhafte in der betreffenden Stelle ganz offenbar zutage liegen, was mir bis dahin gar nicht bewußt gewesen war und hätte vor Scham in die Erde sinken mögen! Das beste Blatt, das mir bisher gelungen war, schien mir und anderen, die es gesehen hatten, die von mir für Alexander Dunckers Verlag entworfene Bleistiftzeichnung, deren kleinere photographische Reproduktion von diesem herausgegeben wurde: „Goethe im deutschen Hause zu Wetzlar bei Charlotte Buff, ihrem Bräutigam Kestner und ihren sechs Geschwistern.“ — Später erst vervielfältigte ich sie selbst vielfach verändert und verbessert in einer großen Steinzeichnung. Aber wie erging es jener ersten Komposition vor diesem unerbittlich strengen und — wie ich selbst mir eingestehen mußte — unbedingt gerechten und urteilsfähigen Richter! Die „Schnauferln“ wiederholten sich, mit den Fingerstößen auf Stelle neben Stelle begleitet, wie das ruckweise Dampfausstoßen einer Lokomotive beim ersten Beginn ihrer Fahrt. Und bei jedem Hinstoßen mußte ich sofort erkennen: er hat ja so recht! Nach dieser stummen Hinrichtung aber nahm er das Wort, um sein Urteil klar und einleuchtend zu motivieren, die begangenen Fehler besonders in Beleuchtungswirkungen, in Gesichtswendungen einzelner Gestalten, die das wirkliche Sehen der Gegenstände, auf die sie hinblicken sollten, gar nicht ermöglichten — nachzuweisen. Dann aber fuhr er fort: „Eigentlich ärgere ich mich über mich selbst, daß ich einem Mann, der sich im Leben schon so viel umgetan hat, noch solche Dinge sage.“ Ich konnte ihm nur aufrichtig versichern, daß ich ihm für jede seiner tadelnden Bemerkungen und Hinweise sehr dankbar sei, seine Worte „bewegen würde in meinem Herzen“ und alle gerügten Fehler bei der Ausführung der Komposition auf dem lithographischen Stein zu beseitigen und zu verbessern bemüht sein werde — was ich denn auch nach bestem Vermögen getan habe. —

So war die ersehnte Verbindung mit Menzel angeknüpft, die allmählich, nachdem ich in einer Gesellschaft bei Wilhelm Gentz, dem Orientmaler, auch seine Frau Schwester kennen gelernt hatte, einen herzlicheren Charakter annahm. Als ich für Zeichnungen von Vorgängen aus dem XVIII. Jahrhundert Originalkleidungsstücke und anderes brauchte, bot er mir freundwillig an, mir aus seinem eigenen Besitz an solchen Gegenständen alles zu leihen, was ich irgend davon verwenden könne. So haben Rokokoherrenröcke, Schoßwesten und Kniehosen aus Menzels Vorrat, die auf den Körpern seiner Modelle von ihm in unsterblichen Kunstwerken verewigt worden sind, auch mir noch auf Körpern und Gliedern meines Modells für meine desto sterblicheren Illustrationszeichnungen vortreffliche Dienste geleistet. Eins der von mir meist benutzten Modelle, der Buchbinder und Masseur Deutsch — eins der brauchbarsten im Posieren ausdauerndsten der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre, eine kraftvolle, sehnige Gestalt mit stählernen, klar gezeichneten Muskeln, später ein kümmerliches, verfallenes Männchen, — stand mir häufig in den Zeiten seiner noch ungebrochenen Kraft. Da konnte er nie genug erzählen von seinen Modelltaten bei den ersten Berliner Meistern bei Rauch, Bläser, Albert Wolff, Drake und Menzel. Dieser letzte hatte ihm seinen Beruf doch immer gar zu schwer gemacht. Aber niemals schwerer als da er ihm zur Gestalt des ein Flötensolo spielenden Großen Königs im Bilde „Konzert bei Hofe. Sanssouci 1750“ stand. Die Folgen nicht ahnend, hatte er, vom Ehrgeiz gestachelt, einmal mitgeteilt, daß er die Flöte blase. So war Deutsch der rechte Mann, den der Maler für seine Königsfigur brauchte. Eingekleidet in eine der Friedrichs nachgebildete Uniform, bestrahlt von den Kerzen des Lustres, mußte Deutsch in der ihm gegebenen Stellung stehend eine zopfige alte musikalische Weise auf seiner Flöte spielen, während Menzel ihn malte. Wenn jener, ermüdet, im Flöten pausieren wollte, so erklang immer wieder erbarmungslos das Kommando des Meisters: „Blasen Sie weiter!“ Der Maler ermüdete nie, und wenn er ohne Unterbrechung den ganzen Tag arbeitend an seiner Staffelei gestanden hätte. Aber dem Modell ging schließlich der Atem und die Fähigkeit zu blasen und zu stehen aus, und er brach zusammen. „An die Sitzungen werde ich mein Lebtag denken!“ pflegte Deutsch zu sagen, wenn er dies Erlebnis mit Menzel schilderte. —

Nachdem letzterer seine Lokalstudien, Entwürfe und Farbenskizzen für das bei ihm vom König bestellte große Bild der Krönung in der Schloßkapelle zu Königsberg vollendet hatte, ging er an die Ausführung des Gemäldes selbst. Die meisten der mehr als 120 Porträts der darauf darzustellenden Persönlichkeiten freilich mußten, ehe er sie an ihren Plätzen auf der großen Leinwand malen konnte, von ihm — seine Ausführung des architektonischen Hintergrundes immer wieder unterbrechend — nach der Natur aufgenommen, gezeichnet und aquarelliert werden. Es bereitete die größesten Schwierigkeiten, viele der Vielbeschäftigten und der nur ungern und widerstrebend der Aufforderung Entsprechenden zum Erscheinen und Sitzen im Atelier zu bewegen. Aber Menzel ließ sich nicht abschütteln. Eingesendete Photographien der Herren und Damen, welche ihm die lebenden Originale ersetzen sollten, wies er zurück. Er mußte diese selbst sehen und porträtieren. Und er setzte schließlich seinen Willen durch. So ist jene Sammlung der von ihm gezeichneten und aquarellierten Bildnisköpfe und Gestalten — der Studien zu denen auf dem Gemälde — entstanden, die 25—30 Jahre später von der Nationalgalerie erworben, nun zu den köstlichsten künstlerischen Schätzen ihres ganzen Besitzes an solchen gehört. Der König hatte Menzel als Werkstatt zur Ausführung des Gemäldes den Garde du Corpssaal im ersten Geschoß des Schlosses am Lustgarten angewiesen. Hier empfing er auch die zu porträtierenden fürstlichen Damen, den König, die Prinzen, alle die höchsten und hohen Staats- und Hofbeamten, Minister, Generäle, Geistliche und sonstigen Zeugen des feierlichen Aktes, zeichnete und malte nach ihnen diese Studien. Dieser weite Raum war immer zu einer Art Hofrüstkammer benutzt gewesen: zahlreiche vollständige Plattenrüstungen,



Studienzeichnung von Adolf von Menzel.

Pferdebrust- und -kopfpanzer, Helme, Schilde, Schwerter, Hellebarden waren hier aufgestellt. Menzel wäre nicht er selbst gewesen, wenn er die sich ihm so bietende Gelegenheit, diese mittelalterlichen Waffen so gründlich zu studieren, wie seinerzeit die Waffen und Uniformen der fridericianischen Armee, ungenützt hätte vorüber gehen lassen. Dort entstanden seine bewundernswürdigen „Rüstkammerphantasien", die in Deckfarben gemalten Bilder dieser Eisenhüllen. Und als er ihre genaue Anschauung und Kenntnis bis in das geringste Detail sich hier fest eingeprägt hatte, schuf er eine Reihe von Gouachebildern, Szenen aus dem XVI. Jahrhundert darstellend, in welchen edle Herren und Krieger in solche Rüstungen gehüllt, in mannigfachen Aktionen und Situationen in voller Realität und in ihren Stellungen und Bewegungen durch diese schweren metallenen Hülsen bedingt so überzeugend wahr und echt erschienen, wie noch auf keinem der zahllosen Ritterbilder von anderen Malern seiner Zeit.

Dort habe ich Menzel oft besucht, das Fortschreiten seiner großen Arbeit beobachtet. Dort auch habe ich in häufigen vielstündigen Unterredungen mit ihm nach Schluß seines Tagewerks über die verschiedensten Fragen und Gegenstände des Lebens, der Kunst und der Geschichte, Blicke in das eigenste innerste Wesen des außerordentlichen Mannes, in den Reichtum, die Tiefe und Größe seines Geistes, die Feinheit und durchdringende Schärfe seines Denkens, die Wärme und Zartheit seines Gemüts tun können. Sie ließen ihn mir in der Hoheit und Lauterkeit seines ganzen Menschen immer verehrungswürdiger erscheinen; mich erkennen, daß jene bis zur Grobheit sich steigernde Rauheit, die er nach außen kehrte, doch nur eine Art Panzer war, in den er sich zum Schutz gegen auf ihn eindringendes Feindliche, Lästige und Widerwärtige hüllte. Rührende Beweise jener Gemütstiefe und Zartheit empfing ich damals besonders gelegentlich des Todes meines geliebten jungen Töchterchens. Durch ein Ereignis in Menzels Familie wurden meine Beziehungen zu ihm und ihr noch intimer. Sein geliebter jüngerer Bruder Richard, für den er in dessen Kindheit wie ein Vater gesorgt hatte, als Knabe und Jüngling von zarter Gesundheit und gegen Krankheit wenig gefestigter Konstitution, war auf den Rat des Arztes, der für ihn ein Leben in freier Luft auf dem Lande als das beste zur Kräftigung erkannte, Landwirt geworden. Er war Volontär auf einer von dem reichen Oberamtmann Preuß gepachteten großen Domäne im Oderbruch bei Küstrin. Das Mittel hatte sich vortrefflich bewährt. Dort aber faßte Richard eine innige Herzensneigung zu der geistreichen, lebhaften, hochgebildeten Tochter des Hauses Elise und sie für ihn. Der Verbindung beider wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, die Ehe im Sommer 1864 geschlossen. Aber die junge Frau sehnte sich nach dem Leben in der großen Stadt, im Zentrum aller Bildungsbestrebungen, der literarischen und künstlerischen Bewegung. Ihr Gatte gab seinen erwählten landwirtlichen Beruf auf und vertauschte ihn mit einem zur Kunst in engen Beziehungen stehenden, dem des Kunstphotographen und Kunstverlegers. Eins der damals blühendsten derartigen Institute Berlins, das von einem originellen und man darf wohl sagen genialen Manne, Gustav Schauer, geschaffene, in dem schmalen Hause Friedrichstraße 87 (oder 89) wurde seinem Begründer, der es, von kleinen, bescheidenen Anfängen ausgehend, allmählich zu einer solchen Bedeutung erhoben hatte, von dem Menzelschen Paar abgekauft. Der neue Eigentümer, dem sein „großer Bruder" fördernd und künstlerisch beratend zur Seite stand, bemühte sich lernbegierig in angestrengter Tätigkeit den Ansprüchen zu genügen, welche durch den neuen Beruf an ihn gestellt wurden. Aber mitten in dieser eifrigen Arbeit erkrankte der an das Leben in der freien, kräftigen Landluft Gewöhnte schwer und alle Kunst der Ärzte, die hingebende, sorgende Pflege der jungen Frau vermochten den Leidenden nicht zu retten. Kaum acht Monate nach seiner Vermählung starb er in einer in jenem Sommer von dem Paar bezogenen Villa weit draußen in der Potsdamerstraße. Ich und meine Frau waren dem liebenswürdigen Paar, das uns bei seiner Übersiedlung nach Berlin aufsuchte, bald befreundet geworden. Wir nahmen innigen Anteil an dem herzzerreißenden Schmerz der so früh Verwitweten, deren Verzweiflung unheilbar und ohne Grenzen schien. Ihr Schwager Adolf benahm sich, nach ihrem eigenen Ausspruch, „wie ein Engel" zu ihr und ließ sie nicht fühlen und merken, wie sehr er selbst durch den Tod des Bruders litt. Letzterer hatte während seines Lebens in seiner kindlichen, leidenschaftlichen Verehrung und Liebe für den Bruder Adolf, zu dem er aufblickte wie zu einem Wesen höherer Art, pietätvoll jedes Blättchen von seiner Hand, das dieser ihm überlassen mochte, aus allen Zeiten seines Daseins von den ersten Versuchen des Knaben an bis auf die Gegenwart gesammelt. Eine enorme Menge von, keinem andern bekannten, Arbeiten Adolfs hatte er so in seinen Mappen angehäuft, die er — ebenso wie einige ihm von dem Bruder geschenkte Farbenskizzen zu den Friedrichsbildern, wie das 1846 gemalte kleine Meisterwerk: „Gustav Adolfs Begegnung mit seiner Gemahlin vor dem Schloß zu Hanau", und ein paar andere Bilder, Berliner Landschaften und eine Fackelverbrennung nach einem Fackelzuge — wie Fafner seinen Schatz hütete. Er kannte des Bruders saturnischen Haß gegen die meisten eignen Geisteskinder aus seiner Vergangenheit, die für ihn ein überwundener Standpunkt geworden war; gegen seine „abgestreiften Schlangenhäute", gegen die er bis in seine letzten Lebensjahre einen wahren Vernichtungstrieb bekundete. Seine Schwägerin hatte diesen Schatz der Jugendarbeiten Adolfs nach ihres Mannes Hinscheiden in ihre Obhut genommen. Jene Farbenskizzen und Ölgemälde wurden ihr denn auch als rechtmäßiges Erbe ihres Mannes von Adolf feierlich zugesprochen. Wenige Wochen nach dem im Herbst erfolgten Tode Richards erkrankte Frau Elise infolge der furchtbaren Aufregungen schwer am Nervenfieber. Der Schwager saß in sorgenvoller Freundschaft stundenlang am Krankenlager der im Fieber Delirierenden. Aber in lichteren Momenten war es ihr, als sähe sie ihn eifrig mit der Durchsicht jener von dem Bruder gehüteten

Jugendarbeiten beschäftigt; und dann auch im Zusammenhange damit den Ofen geöffnet und Ballen Papiers in seine Glut geschoben und von dieser verzehrt werden. Waren es Bilder ihrer Phantasie, vom Fieber erzeugt oder Wirklichkeit gewesen? Als sie die Krankheit glücklich überwunden hatte und ins alte Leben zurückgekehrt war, mußte sie sich leider überzeugen, daß ihr durch keinen Fiebertraum jene Vorgänge vorgespiegelt worden waren. Der Schwager hatte wirklich den ganzen überreichen Schatz des verstorbenen Bruders dem Feuertode überliefert. —

Ihrer dankbaren Verehrung für ihn tat dies grausame Verfahren keinen Abbruch. Als die Zeit den Schmerz beider einigermaßen gemildert hatte und die Trauer um den ihnen Entrissenen mehr und mehr gegen die Forderungen des Lebens zurücktrat, begann im Hause der Witwe, die das photographische Kunst- und Verlagsgeschäft, durch Adolf Menzel und einen praktischen Geschäftsführer unterstützt, selbst, entschlossen und tapfer in die Hand genommen hatte, ein heiter angeregtes geselliges Leben. Und das in Menzels und Krigars Heim, das inzwischen in das Haus Luisenstraße 28 verlegt war, blieb dagegen nicht zurück. Heute hält es schwer, sich vorzustellen, daß Adolf eines Winterabends bei der Schwägerin erschien, um in meiner Gesellschaft zu einem unsrer damaligen lustigen Künstlermaskenfeste zu fahren, die er mit Vergnügen mitmachte, und zwar diesmal — in der Maske eines Schulknaben, im Kittelchen, ausgewachsenen Höschen, das Schulränzel auf dem Rücken, die Schiefertafel unter dem Arm, ein Mützchen auf dem mächtigen Haupt — eine Erscheinung von gewollter überwältigender Komik.

Bei einem Besuch meines teuern Freundes Iwan Turgenjew bei dessen Rückkehr aus Rußland nach Baden-Baden hatte ich ihn zu Menzel geführt und beide große Künstler miteinander bekannt gemacht. Wie ich es vorausgesehen, faßten die beiden großen Realisten eine tiefe Sympathie füreinander. Angesichts der in Menzels Atelier stehenden Schöpfungen, — des so großartig angelegten, stellenweise schon so weit geförderten (aber nie vollendeten) Bildes „Die Anrede Friedrichs an seine Generale am Morgen von Leuthen“ und des mit Pinsel und Schabeisen auf Stein ausgeführten „Jesus als Knabe im Tempel mit den Schriftgelehrten“, flammte in Turgenjew der helle Enthusiasmus auf. Er erklärte Menzel für den ersten aller lebenden Meister und verbreitete die Kunde von diesem großen Berliner Künstler zuerst in Paris, wo man bisher noch kaum etwas von seiner Existenz gewußt, seinen Namen kaum gekannt hatte. Menzel aber entwarf sofort bei dieser ersten Begegnung mit raschen breiten Bleistiftstrichen ein Bildnis Turgenjews (in stehender Kniefigur mit umgehängtem derbem langem Paletot) von treffender Charakteristik. Die Gruppe, welche die kleine Gestalt des Künstlers mit der riesenhaften des russischen Dichters, eines der leuchtendsten Sterne der Weltliteratur, einander gegenüberstehend bildete, während dieser von jenem gezeichnet wurde, hätte verdient, auch ihrerseits — von Menzel gezeichnet zu werden.

Im November 1865 kam Pauline Viardot zu einem zweimonatlichen Besuch nach Berlin. Durch Turgenjews Schilderungen war sie begierig gemacht, Menzel kennen zu lernen. Ich vermittelte auch diese Bekanntschaft. Beide sahen sich bei mir; er hörte die Freundin, die herrliche Frau und Künstlerin, singen. Sie lernten einander nach ihrem ganzen Wert schätzen. Menzel und Krigars veranstalteten eine glänzende Soiree in ihrer Wohnung, wo Frau Viardot abermals die ganze Gesellschaft mit den erlesensten Gaben ihres Genies verschwenderisch überschüttete. Krigar widmete ihr seine Kompositionen der von Paul Heyse übersetzten spanischen Lieder. Menzel schmückte das diese enthaltende Heft mit einer wirkungsvollen, geistreich und reizend erfundenen Deckelzeichnung, einer mit einer charakteristischen echt nationalen andalusischen Männer- und einer Señoritagestalt belebten spanisch-maurischen Fassadenarchitektur mit Hufeisenbogen und Gitter, an deren einem Zwickel er das Profil-Porträt Pauline Viardots anbrachte. —

Der deutsche Krieg von 1866 hatte Hessen-Kassel für Preußen erworben. Die Hauptstadt des annektierten Kurfürstentums enthielt unter andern Kunstschätzen die an edeln Meisterwerken der alten, besonders der niederländischen Malerei ungewöhnlich reiche Galerie, die der Kurfürst den Besuchern meist verschlossen gehalten hatte. Menzel und seine Schwägerin, als Inhaberin der Firma Gustav Schauer, verfielen auf den glücklichen Gedanken, die Hauptwerke dieser herrlichen Sammlung in photographischen Nachbildungen zu veröffentlichen. Die Erlaubnis dazu, wie zum Herabnehmen und in den Hof tragen der Originale, um sie in einem dort dafür zu errichtenden Atelier zu photographieren, gelang es Menzel, durch den Kommissar unsrer Regierung, Geh. Rat Möller zu erhalten. So übersiedelte er für mehrere Wochen nach Kassel, um dort die Gemälde auszuwählen und die Ausführung des Unternehmens zu leiten. Ich wurde beauftragt, den Text zu diesem Bilderwerk zu schreiben und gesellte mich in Kassel zu ihm. Unvergeßliche, reich erfüllte Tage habe ich dort im Zusammensein und Zusammenarbeiten mit ihm verlebt. Seine Bemerkungen über die alten Meisterwerke, seine Kritik, seine Kunst-, Natur- und Lebensanschauungen, die dabei zum Ausdruck kamen, alle die Betrachtungen über Menschen und Dinge voll tiefer Weisheit, Feinheit und Originalität der Gedanken wie der Form, — ich könnte Bogen füllen, wenn ich sie wiedergeben wollte. Jede freie Stunde benutzte er auch hier wieder zur Ausführung eines Bildes, das er bis zur letzten Vollendung brachte. Den Gegenstand zu einem in Gouache gemalten neuen Meisterwerk gab ihm hier das Innere des berühmten „Marmorbades“ mit seinen reizvollen Rokokoskulpturen und der schimmernden Marmorpracht seiner Wände.

Auch im Sommer des nächsten Jahres 1867 wurde mir das hohe Glück eines, diesmal noch viel längeren gemeinsamen Aufenthalts mit Menzel an einem Ort, welcher mächtige geistige Anregungen der mannigfaltigsten Art in reichster Fülle bot, in Paris, in der zweiten Hälfte des Juni und der ersten des Juli während der Welt-

ausstellung jenes Jahres. In meinen für diese Hefte geschriebenen Erinnerungen an jenen „friedlichen Wettkampf der Nationen“, habe ich auch dieses Zusammenseins mit Menzel gedacht. Es wäre freilich einer ganz andern eingehenderen Schilderung wert, als ich sie ihm dort gewidmet habe und hier innerhalb des mir zugemessenen Raumes zu widmen vermöchte. Gern erzählte ich ausführlich von den täglichen Morgenbesuchen bei ihm, der durch die Seinen — natürlich ohne sein Wissen — meiner Sorge und Obhut anvertraut worden war, und den ich fast täglich zum Ausgange aus der Wohnung, die wir für ihn gemietet hatten, abzuholen kam, wo ich ihn dann meist erst beim Toilettemachen traf; von der gemeinsamen Durchwanderung der Ausstellungsringe; den Frühstücken im englischen Restaurant, in welchem sich Menzel immer ganz besonders behaglich fühlte; von dem Verkehr in verschiedenen gastlichen Häusern liebenswürdiger hervorragender Künstler; vor allem von dem Besuch in Poissy bei dem ihm in manchen Punkten und in der Art seines künstlerischen Strebens so verwandten großen Kleinmeister Meissonier, der doch in seinem Naturell und seiner ganzen Lebensführung von ihm so grundverschieden war. Jeder von beiden schätzte den andern als einen der größten Künstler seiner Zeit. Der Deutsche aber sprach und verstand kein Französisch; der Franzose kein Deutsch. Wo die Mimik nicht ausreichte zur gegenseitigen Verständigung, mußten ich und Otto Weber, der von Menzel sehr geschätzte, nach Paris übersiedelte junge Berliner Maler von großem Talent, die Dolmetscher machen. Das gab dann oft Momentszenen von prächtigem Humor, den zu empfinden und zu genießen unser Respekt vor der geistig-künstlerischen Größe der beiden kleinen Männer und unsere Liebe und Verehrung für den einen uns durchaus nicht hindern konnte.

Auch Menzels Schwägerin besuchte gleichzeitig Paris. Sie hatte die Genugtuung, die in den Ateliers der Firma hergestellte kolossale photographische Kopie des Menzelschen Bildes „Die Tafelrunde Friedrichs des Großen“ mit dem zweiten Preise, der großen silbernen Medaille ausgezeichnet zu sehen.

Durch ein 1868 von dieser Firma unternommenes Verlagswerk das „Menzel-Album“, eine mit einem symbolischen Titelbilde von dem Meister geschmückte Sammlung photographischer Kopien ausgewählter Menzelscher Öl- und Gouachegemälde, die ich mit einem biographischen und erläuternden Text zu begleiten ersucht wurde, erhielt ich wieder einmal die erwünschte Gelegenheit, meine Ansichten über ihn und sein Schaffen öffentlich auszusprechen und mich zu bemühen, das Publikum mit meiner eigenen Bewunderung für diesen Unvergleichlichen gleichsam anzustecken. Diese Arbeit führte auch wieder zu intimen Zusammenkünften mit ihm und in diesen dazu, ihn sich über die Entstehungsgeschichte manches seiner Werke und über manche menschliche und künstlerische Erfahrungen und Vorgänge im eigenen Leben in seiner immer eigenartigen, immer fesselnden, in kurzen Sätzen das Treffendste sagenden Weise verbreiten zu hören.

Von dem ihm nachgesagten abstoßenden Wesen, seiner Rauhigkeit und Unzugänglichkeit habe ich damals und auch später im Verhalten zu mir und meinem Hause nie eine Probe erhalten. Wie mit den Häusern anderer alter und jüngerer Freunde, besonders die Gustav Richters, des „Malerfürsten“, Meyerheims, A. v. Heydens, Magnus Herrmann Albert Hertels, verschmähte er auch mit dem meinen den geselligen Verkehr keineswegs. Wenn er gewöhnlich erst sehr verspätet eintraf, so gehörte er dafür auch zu den letzten, welche die Gesellschaft verließen. Auch bei ihm, der Schwester und dem Schwager Krigar wurde bis zu dessen Tode als sie in der Luisenstraße, in der Potsdamerstraße 7, ja noch als sie schon in der Sigismundstraße 3 (immer im III. Stock) wohnten, eine heitere Gastlichkeit geübt, und der als so rauh verschriene Meister ließ es an Liebenswürdigkeit gegen seine Gäste durchaus nicht fehlen. Man hörte dort gute Musik von ausgezeichneten Kräften vorgetragen. Ja zuweilen wurde sogar zum Schluß der kleinen Abendgesellschaft noch gar getanzt.

Die Schätzung des Menzelschen Genies und jedes seiner Werke wuchs und stieg bei den fremden Nationen wie im Vaterlande von Jahr zu Jahr. Ein großes Verdienst erwarb sich darum (und fand auch dabei) Hermann Pächter, ein Hamburger Kaufmann, der mit einer feinen Witterungsgabe für das, was Erfolg verheißt, begabt war. Er übernahm die Wagnersche Kunsthandlung (Dessauerstraße 2) und wählte zwei Spezialgattungen von Kunstartikeln, denen unser Publikum noch verhältnismäßig kühl gegenüberstand, mit der klug und konsequent verfolgten Absicht, sie in ihren wahren ihnen gebührenden hohen Kurs zu bringen: die japanischen Kunst- und kunstgewerblichen Erzeugnisse und ohne Ausnahme alles von Adolf Menzel Produzierte, von großen figurenreichen farbenschönen Ölgemälden oder miniaturartig durchgeführten Gouachen bis zur bescheidensten Bleistiftstudie oder Skizze. Was er nur immer unter den in Menzels Wohnräumen an seinen Atelierwänden befestigten, in seinen Schränken und Mappen aufgespeicherten oder im Besitz anderer entdeckten, älteren und neueren Arbeiten des Meisters „loszueisen“ und sei es auch für die geforderten höchsten Preise zu erwerben vermochte, das kaufte er ohne Besinnen an, in der Gewißheit, es für bedeutend höhere Summen an reiche Liebhaber oder Museen zu verkaufen. So hat durch ihn die Berliner Nationalgalerie die Porträtstudiensammlung zum Krönungsbilde, das für die Kleinen seiner Schwester „den Neffen und die Nichte“ einst von „Onkel“ Menzel als lustiges Kinderbuch angelegte Album, das sich allmählich zu einer reichen Sammlung der vollendetsten Gouachebilder — aus der Landschaft, von der Straße, aus dem Menschen- und Tierleben — auswuchs und viele andere Menzeliana noch, erworben. Eins von Menzels eminentesten Werken sind jene oben erwähnten tiefsinnig und geistvoll erfundenen, in den vierziger Jahren ausgeführten, höchst meisterhaft gezeichneten und in Holz geschnittenen Illustrationen zu der, nur an öffentliche Bibliotheken, regierende Fürsten und weltberühmte Gelehrte von

Friedrich Wilhelm IV. verschenkten Prachtausgabe der „Werke Friedrich des Großen". In deren zehn großen Bänden sind diese kleinen Wunderwerke versteckt und verstreut. Für alle Nichtempfänger oder Nichtkenner dieser Königsgabe blieben diese Schöpfungen Menzels nie gesehen und unbekannt. Pächter unternahm es im Jahre 1880, sie aus dieser Weltverborgenheit zu befreien und ans Licht zu ziehen, daß sie allen sichtbar und so vielen Tausend zur Lust wurden. Er verstand es, sich die königliche Erlaubnis dazu auszuwirken und von jedem der im kgl. Kupferstichkabinett bewahrten, von den Brüdern Vogel, Lütke, Unzelmann, Müller faksimile geschnittenen vierhundert Holzstöcke je dreihundert Abzüge für ebensoviele Exemplare einer Liebhaberausgabe sämtlicher Vignetten und Bilder, ja auch Klisches davon herstellen zu lassen, mit denen eine größere wohlfeilere Volksausgabe gedruckt werden könne. Ich wurde beauftragt, die kurzen Texte zu schreiben, durch welche die oft so schwer zu enträtselnden Gegenstände dieser oft so großartigen und herrlichen Bilder im winzigen Raum erklärt, des Zeichners Absichten und Gedanken, die er in ihnen verwirklichen wollte und die Textstellen der „Werke" des Königs nachgewiesen werden sollten, auf die sie sich bezögen. Eine eben so hochinteressante als schwierige und zeitkostende Arbeit. Mich beglückte der Auftrag indes schon darum, weil er häufige stundenlange Unterredungen mit Menzel zur unabweislichen Folge haben mußte. Ich wünschte, ich hätte jedes seiner Worte in diesen langen Abendsitzungen fixieren können, in denen er sich mit mir über jedes dieser Bilder, über ihre Entstehung, über den Verlauf und die Geschichte der Arbeit daran, die Persönlichkeiten, mit denen er dabei zu tun bekommen hatte, und über den Gegenstand und Gedankengehalt seiner Konzeptionen aussprach!

Diese Stunden mit ihm zähle ich zu den hohen Erbauungsstunden meines Lebens. Mir wurde die Genugtuung, daß meine Texte nach der Veröffentlichung des Werkes seine volle Zustimmung fanden. —

Während der siebziger, achtziger und noch der neunziger Jahre erhielt sich Menzels künstlerische Schöpferkraft in voller Macht und Stärke. Ihnen entstammen neben zahllosen anderen kleinen, aber nicht minder bewundernswerten Gemälden in Öl-, Gouache- und Pastellfarben, den Illustrationen zu H. v. Kleists „Der zerbrochene Krug", die zahllosen Bleistift- und Federzeichnungen, die großen Hauptwerke: Das Eisenwalzwerk, Das Büffettsouper auf einem Hofball und — die prächtige Frucht seiner einzigen Reise nach Oberitalien hinein — Der Marktplatz zu Verona. Trotz der nie rastenden ungeheueren künstlerischen Tätigkeit verschmähte Menzel den geselligen Verkehr noch immer durchaus nicht. Er fehlte auf keinem Rathausfest der Hauptstadt, deren Ehrenbürger er war; auf keinem Hofball und keinem Subskriptionsball. Da stand er von den Schleppen der Damen umrauscht, und beobachtete jede Erscheinung, jede Farbenkombination, jeden Beleuchtungseffekt, wenn er an den menschlichen Persönlichkeiten als solchen, abgesehen von ihrem malerischen Werk, auch nur geringes Interesse nahm — und das geringste an den weiblichen. Nie war er der „Träumer, der am Weibe hing". Das Ewig-Weibliche hat, so viel man bemerken konnte, nie eine irgend wichtige Rolle in seinem innern und äußern Leben gespielt, hatte ihn nie „hinan-" aber freilich auch nie hinabgezogen, wie so viele Künstler. — Er erschien im musikalischen Salon der vielgenannten Wagnerfreundin und -beschützerin, der Gattin des Hausministers Baron Schleinitz, deren intimen Kreis er in einer berühmten Federzeichnung schilderte. Er versäumte keine der Quartettsoireen Joachims, und häufig sah ich ihn bei bedeutenden Vorstellungen im Berliner Theater, während Barnay es so erfolgreich leitete. Und er hielt treu zu den alten Freunden. Bei manchem kleinen Fest in meinem Hause in den siebziger Jahren, an denen er zuweilen mit Schwester und Schwager teilnahm, erschien er für seine Person noch mitten in der Nacht — einmal noch um 2 Uhr —, um dann bis zur Morgendämmerung zu verweilen und dem lustigen Treiben des jungen Volkes, den Charadenaufführungen und Tänzen mit freundlichem Interesse zuzuschauen.

Aus seinem eigenen Hause schwand die Heiterkeit mit dem Tode des Schwagers. Es wurde stiller und einsamer in seinen Räumen. Aber am 8. Dezember, Menzels Geburtstag, herrschte auch in den späteren Jahren, ja noch im vorigen Jahr immer fröhliches, festliches Leben. Da strömten die noch lebend gebliebenen alten Freunde und die jüngeren Verehrer herbei mit ihren Blumenspenden und Festgaben. Eine gedeckte mit kalten Speisen and Flaschen voll edler Getränke besetzte lange Tafel stand bereit, und das alte Geburtstagkind war heiter mit den Heitern und hielt tapfer während langer Stunden aus in lebhaftem Gespräch und Zutrinken mit jedem neu eintreffenden Gast. Die großartige öffentliche Feier seines siebzigsten Geburtstags, an dem er in der Morgenfrühe den Besuch des Kronprinzen und jenen wahrhaft monumentalen Glückwunschbrief des alten Kaisers empfing, sowie die von Kaiser Wilhelm II. angeordnete originelle Veranstaltung zur Feier des achtzigsten in den Sälen der Kunstakademie sind noch in guter Erinnerung. — Meine eignen bescheidenen Festgaben erwiderte er am Morgen meines Geburtstages gewöhnlich mit einem herzlichen Gratulationsschreiben in seinem eigenartigen lapidaren Stil und einem beigelegten Skizzenbuchblättchen, einer Bleistiftstudie von seiner Hand von der Art, wie die hier vervielfältigten. Noch am letzten 25. Dezember sandte er mir ein solches Blättchen mit einer weich gewischt gezeichneten Gruppe von Halbfiguren eines Mannes und einer Frau, das er tags zuvor nach zweien jener Modelle, welche jeden Morgen vor seiner Ateliertür erschienen, um sich ihm anzubieten, mit dem Bleistift gezeichnet hatte. Bis zum Tage, da ihn die letzte kurze Krankheit danieder zwang, zeichnete er immer und überall — daheim wie auf der Sommerreise. Ich habe ihn einmal auf einer gemeinsamen Fahrt mit ihm und den Seinen nach Hof in demselben Wagenabteil in dieser Hinsicht das Unmögliche leisten, in dem stoßenden, ratternden Wagen mit festen, sicheren Strichen das eingeschlafene Kinderpaar, seinen Neffen und seine Nichte, abzeichnen gesehen.



Studienzeichnung von Adolf von Menzel.

Wer dürfte sich rühmen, solches Zeichnen in voller Eisenbahnfahrt nachmachen zu können!

In dem letzten Jahrzehnt war er vereinsamter, wortkarger, abweisender und bärbeißiger. Die hohen Auszeichnungen, mit denen der Kaiser ihm seine Verehrung und Bewunderung bekundete, waren nicht Schuld daran. Er nahm sie dankbar hin, doch hoffärtig konnten sie ihn nicht machen. Aber die Mehrzahl der alten Freunde war vor ihm dahingegangen. Er machte sich mehr und mehr vereinsamt und auch wohl allmählich müde werdend fühlen. Allabendlich spät saß er einsam zwischen den Gästen an einem Tische des Frederichschen Restaurants in der Potsdamerstraße und verzehrte langsam ein reichliches Abendessen. Fremde und Lästige, die sich ihm dort etwa nähern wollten, ließ er in keinem Zweifel darüber, daß er sich für ihre Gesellschaft bedanke. Mich wies er auch dort nicht zurück und hat dort noch manches lebhafte, fesselnde Gespräch mit mir geführt. Auf dem großen Fest, das man mir zur Nachfeier meines achtzigsten Geburtstages im Restaurationspalast des Ausstellungsparks veranstaltete, erschien er, dessen neunundachtzigsten wir drei Wochen zuvor noch bei ihm an seiner Frühstückstafel heiter gefeiert hatten, an der Seite Herzog Günthers in merkwürdiger Frische und freundlich teilnehmend an allen Vorgängen, den Reden aufmerksam zuhörend, voll rührender Herzlichkeit zu mir in seinen Beglückwünschungen. Noch zweimal habe ich ihn, als Lebenden, seitdem gesehen. Am Abend des 17. Januar auf einer glänzenden Gesellschaft bei Professor Hertel, dem Maler, seinem und meinem Freund. Da lauschte er ergriffen dem hinreißenden Geigenspiel Joachims, mit inniger Freude dem glockenklaren, erfrischend wie Berg- und Meeresluft wirkenden Gesange der norwegischen Gattin seines gelehrten Neffen, Professor Dr. Krigar-Menzel, und ihrem Zwiegesange mit dem sangesmächtigen Meister Hertel, verweilte im geistig aufgeschlossenen Gespräch mit den anwesenden Größen, besonders auch mit dem Oberhofprediger Dryander. Er ahnte damals nicht, daß dieser ihm siebenundzwanzig Tage danach die Grabrede halten würde! Als der Letzte blieb er unabgespannt in der Gesellschaft. Dann noch einmal, am 22., sah ich ihn unter den Rittern des Schwarzen Adlerordens bei der Feier des Ordensfestes in der Schloßkapelle (wo er während der langen geistlichen Handlung auf Minuten einnickte), und als er sich an der Tafel seiner Ordensbrüder im Weißen Saale niederließ.

Und wieder zwanzig Tage danach stand ich in seinem Wohnzimmer am noch ungeschlossenen, von Blumen umsteckten Sarge, in dem auf weißen Kissen die kleine entseelte Gestalt schwarz angekleidet (im Frack) still und regungslos hingestreckt lag, das Antlitz tief ernsten Ausdrucks nach unverändert, mit dem Kinn auf die Brust gesenkt — ein erschütternder und doch zugleich erhebender Anblick. Ich drückte einen Kuß auf den nackten, mächtigen, leuchtenden Schädel, an dem die Spuren der Aufsägung nach dem Tode bis zur Unkenntlichkeit beseitigt waren, diese beinerne Schale, die so herrlich-edlen Kern umschlossen hat, und schied, den Blick von ausbrechenden Tränen umflort, von diesem starren, kleinen Erdenreste Adolf Menzels.

Verfrüht.

Von

Gustav Falke.

Märzveilchen hebt das Köpfchen hoch
Und zög's gern wieder ein;
Es ist ja viel zu zeitig noch,
Wo bleibt der Sonnenschein?

Da kommt ein Mädchen wegherab,
O käm' es doch zu mir,
Ach, käm' zu mir und pflückt' mich ab,
Als daß ich so erfrier'.

Das Mädchen aber pflückt es nicht,
Sieht kaum das Veilchen an;
Es schützt vorm Wind sein weich Gesicht
So gut es eben kann,

Und denkt, käm' doch ein Bursch daher
Und nähm' mich in den Arm,
Wie wohl ich da geborgen wär',
Mehr als im Stübchen warm.

Doch Wunsch bleibt Wunsch. Es kommt kein Schatz
Und zieht es an die Brust,
Und ach, das Veilchen stirbt am Platz
Noch vor der Frühlingsluft.



Zigeunerfamilie. Gemälde von Gonzalo Bilbao y Martinez-Sevilla.



Abb. 1. Jean Richard und der Pferdehändler Peter. Gemälde von Bachelin im Museum zu Neuchâtel.

Bei den schweizer Uhrmachern.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit zwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Der Zufall spielt auch in der Geschichte der großen Industrien seine Rolle.

Im Jahre 1679 kehrte ein Pferdehändler, den die Überlieferung einfach Peter nennt, von einer seiner vielen Reisen nach seiner Heimat La Sagne heim, einem kleinen Ort hoch oben in den Bergen von Neuenburg, das damals noch eine selbständige Grafschaft war. Er brachte eine für jene Zeit unerhörte Kostbarkeit mit, eine englische Taschenuhr. Aber — das Werk ging nicht. Der glücklich-unglückliche Besitzer horchte herum, wer wohl die Reparatur übernehmen könnte, und hörte endlich von einem blutjungen Schmied, Daniel Jean Richard, der sich gern mit allerlei Basteleien beschäftige und nicht selten darüber mit seinem strengen Vater in Zwiespalt gerate. Peter suchte den Schmied auf, übergab ihm auf gut Glück sein Werk, und es gelang Jean Richard in der Tat, es wieder in Gang zu bringen. Aber damit nicht genug: er hatte bei dem Auseinandernehmen auch die einzelnen Teile und Teilchen genau kennen gelernt, war sich über ihr Ineinandergreifen klar geworden und machte sich, kurz entschlossen, an den Bau einer neuen Taschenuhr. Und auch dies kühne Unterfangen glückte dem Vierzehnjährigen nach mehr als einjähriger Arbeit. Er, der vorher keine Kenntnis von der Konstruktion einer Taschenuhr gehabt hatte — fünfzig Jahre vorher war die erste Turmuhr in der weltabgeschiedenen Gegend in Betrieb gesetzt worden — der sich alle Werkzeuge selbst erfinden und anfertigen mußte, brachte wirklich ein zwar gewiß sehr schwerfälliges, aber doch brauchbares Werk zustande, das ihm allseitige Bewunderung eintrug.

So rechnet man im heutigen Schweizer

Kanton Neuchâtel denn das Jahr 1681 als das Geburtsjahr der dortigen Uhrenindustrie und feiert in Jean Richard ihren Begründer. Er widmete sich denn auch ganz der Uhrmacherkunst, siedelte nach dem nahen Locle über und entfaltete später mit seinen fünf Söhnen eine umfangreiche und erfolgreiche Tätigkeit.

Es ist aber fast, als ob zu gleicher Zeit mit Jean Richard eine ganze Schar mechanischer Genies in den rauhen Waldbergen aufgetaucht wäre, in die fast nie Anregungen von außerhalb eindrangen, in denen keinerlei Industrie bisher Boden gefaßt hatte. In Chaux-de-Fonds, unfern Locle, entstanden Werkstätten für die Anfertigung von Wand- und Standuhren, deren Räderwerke zuerst noch aus Holz geschnitzt wurden. Nicht viel später setzten die, ebenfalls aus Chaux-de-Fonds stammenden Jaquet-Droz ganz Europa in Staunen durch ihre kunstvollen Uhrwerke und noch mehr durch ihre Automaten. Die berühmtesten waren die Klavierspielerin, der Schreiber und der Zeichner; wenn ich mich recht erinnere, werden mindestens die beiden letzteren heut noch in Dresden gezeigt.



Abb. 2. Denkmal des Jean Richard.

Elf Jahre nach dem Tode Jean Richards, 1752, ergab die erste Zählung bereits 466 Uhrmacher im damals preußischen Fürstentum Neuchâtel; 1781 waren es ihrer 2177; 1802 waren es 4000; 1866 zählte man 13 706 Uhrmacher, die im Jahr gegen 800 000 Uhren erzeugten. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde jährlich etwa eine Million Uhren gefertigt im Werte von 50 Millionen Franken. Heute dürften jährlich fast zehn Millionen Taschenuhren in der Schweiz erzeugt werden, und der Ausfuhrwert derselben erreicht hundertundzwanzig Millionen!

Auf dem Weltmarkt, zumal auf dem deutschen Markt, gehen die Schweizer Uhren vielfach unter dem Gesamtbegriff „Genfer Uhren". Das ist, möchte man sagen, eine ererbte, aber nicht mehr zutreffende Bezeichnung. Freilich begann die Fabrikation in Genf sehr früh, fast ein Jahrhundert vor Jean Richard, nämlich im Jahre 1587, und sie ist heute noch sehr bedeutend. Aber sie bedeutet doch nur einen Bruchteil. Die Uhrenfabrikation dehnt sich nämlich heute über fast die ganze Westschweiz aus. Wenn man von Basel über Biel und Neuchâtel nach Genf fährt, sieht man fast in jedem größeren und in vielen kleineren Orten selbst vom Bahncoupé aus die Fabriken mit den großen Reklameschildern: „Horlogerie — Watchs", — und auf jeder Abzweigung der Bahn begegnet man ihnen wieder. Die Hauptpunkte der Industrie sind jedoch Chaux-de-Fonds und Locle.

Merkwürdige Orte!

Vom Ufer des schönen Neuenburger Sees, von Neuchâtel aus fuhr ich hinauf; aus der stillen, vornehmen Patrizierstadt — der „Butterstadt", wie sie Alexander Dumas nach der gelben Farbe des Gesteins getauft hat, aus dem die Mehrzahl ihrer stattlichen Monumentalbauten errichtet ist —, aus der Stadt der Schulen und Pensionate, die an der großen Heerstraße liegt, in ein überaus belebtes, rühriges Industriegebiet, das wie durch eine Schicksalslaune hoch oben in eine Gebirgseinsamkeit eingebettet wurde. Nicht wie sonst wohl ist es die Nähe großer Kohlenlager, nicht waren es gewaltige Wasserkräfte, die diese Industrie an abgelegener Stelle schufen; es war nur ein Kreis eigenartig begabter Männer, um die sich eine fleißige, auch wohl wieder eigenartig begabte Bevölkerung scharte, die sie begründeten, sie zum Gedeihen brachten und — was fast noch erstaunlicher — durch die Jahrhunderte in immer wachsendem Umfang in Blüte erhielten, bis sie den Markt der ganzen Welt erobert hatte. Den Markt der Welt! Gingen doch z. B. im Jahre 1902 je etwa eine halbe Million Uhren nach den Vereinigten Staaten und nach Italien, 400 000 Stück nach Rußland,



Abb. 8. Die Industrie im Kanton Neuenburg. Gemälde von Bachelin im Museum zu Neuchâtel.



Abb. 4. Das Ausstanzen von Werkteilen.

330 000 nach Spanien, 115 000 nach Japan, eine Viertelmillion nach China, 160000 nach Britisch Indien!

Die Fahrt nach den Bergorten ist herrlich. Durch grüne Rebenhänge geht es zuerst, auf denen die köstliche Neuchâteller Traube reift, durch schöne Forsten dann, immer mit Durchblicken auf den wunderbaren Seespiegel und die prächtigen Ufer. Höher und höher hebt sich die Bahn. Mit Kehren und Tunnels arbeitet sie sich empor. Die Obstbäume verschwinden, das Laubholz räumt den Kiefern den Platz. Durch weite, leichtgewellte Alpweiden saucht die Maschine bergan. Dann verengt sich der Bahneinschnitt, ein langer Tunnel noch, und der Zug läuft in die Station Chaux-de-Fonds ein, die etwa 1000 m über dem Meere liegt — ungefähr in Brockenhöhe.

„Das größte Dorf der Welt", nennt Chaux-de-Fonds sich mit Stolz, und man hört dort immer wieder den Vergleich mit dem rapiden Wachstum amerikanischer Städte. Zur Zeit Jean Richards bestand der Ort aus einem Kirchlein und einem Dutzend Häuser; im Jahre 1764 zählte man 2463 Einwohner, fünfzig Jahre später waren es 6000, 1880 waren es 22 370, heute sind es über 30 000!

Das größte Dorf der Welt macht denn auch einen durchaus städtischen Eindruck. Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Ort durch eine Feuersbrunst fast völlig zerstört, und man scheint schon damals weitblickend genug gewesen zu sein, bei dem Wiederaufbau dem Gemeinwesen nicht zu enge Gürtel anzulegen. Der neuere Teil Chaux-de-Fonds gliedert sich in mächtige quadratische, fast allzu eintönige Häuserviertel mit breiten, geradlinigen, wohlgepflegten Straßenzügen. Alle öffentlichen Gebäude sind überaus stattlich und sichtlich, besonders die Schulen, auf weiteren Zuwachs berechnet. Es fehlen weder große Hotels, noch fehlen elektrische Trambahnen, und neben den Fabriken erheben sich in schmucken Gärtchen elegante Fabrikantenvillen. Aber das macht den eigenartigen Charakter nicht aus, den der Ort trägt. Der liegt in anderem, in dem Ein-



Abb. 5. An der Maschine zur Herstellung der Platinen.

druck nämlich, den der Fremde schon in den ersten zehn Minuten empfängt: hier lebt alles von und für das kleine seltsame Kunstwerk, das uns den Wechsel der Stunden kündet. Ob man die langgestreckte Hauptstraße durchwandert, die nach dem in Chaux-de-Fonds geborenen berühmten Maler Leopold Robert benannt ist, ob man in die Querstraßen einbiegt, überall, an jedem Hause weisen Firmenschilder und



Abb. 6. Arbeiterin vor einer automatischen Maschine zur Herstellung der gezahnten sogenannten „Triebe“.

Auslagen auf die Uhr hin. ‚Horlogerie de confiance en tous genres‘ heißt es hier, ‚Montres manufacturées de précision‘ heißt es dort. ‚Montres fantaisie et montres-bijoux décorées‘, ‚Watch-Factory‘, ‚Horloges électriques‘, ‚Horlogerie mécanique‘, ‚Chronographes‘, ‚Montres pour tous pays‘, ‚Spécialité pour l'Angleterre, pour l'Autriche, l'Italie‘, ‚Genres pour l'Allemagne et la Scandinavie‘, ‚Montres-bracelets‘ und ‚Montres 8 jours‘ werden angezeigt. Die unendliche Reihe der Bedarfsartikel für die große Industrie reiht sich an. Hier wohnt ein Gehäusefabrikant, dort ein Fabrikant, der nur Zifferblätter fertigt; daneben stehen in einem Schaufenster einige der kleineren komplizierten Maschinchen für die moderne Uhrenfabrikation. Dieser handelt mit Emaillefarben, jener mit Öl, der dritte mit Leder. Jawohl Leder! Ich lernte einen Berliner Geschäftsreisenden kennen, der jährlich zweimal auf einen Tag nach Chaux-de-Fonds kommt und jedesmal durchschnittlich für 40 000 Franken Putzleder verkauft.

Eine knappe Stunde Bahnfahrt entfernt liegt, hart schon an der französischen Grenze, die zweite Zentrale der Industrie, das „Dorf“ Locle mit rund 13 000 Einwohnern. Derselbe Eindruck, die gleichen Bilder! Und wieder ganz ähnlich in dem nahen Les Brennets, in Saint-Imier, in all den kleinen



Abb. 7. Blick in einen der Säle für automatische Maschinen.

Orten der Quertäler. Überall recken sich die Fabrikschornsteine, überall ratteln die elektrischen Maschinen, überall herrscht die Uhr. Und immer wieder, wenn man die Massen der kleinen Wunderwerke sieht, die von hier aus in alle Erdteile hinausgehen, regt sich der Gedanke: wie konnte die Menschheit nur durch die Jahrtausende ohne die Taschenuhr auskommen? Galt die Zeit denn nichts, bis der Schlosser Peter Henlein gegen 1500 sein erstes „Nürnberger Ey“ erfand!

Ein weiter Weg war es freilich noch von solch einem Nürnberger Ei bis zur Uhr von heute. Generationen von Künstlern haben an ihrer Vervollkommnung gearbeitet, Deutsche, Engländer, Franzosen, aber nicht zuletzt auch Schweizer: die Namen Favre-Bulle, Ph. Perret, Louis F. Perrelet, J. Jurgensen, Henry Grandjean, M. Roskopf, Breguet nehmen in der Geschichte der Uhrmacherkunst die ehrenvollsten Stellen ein. Es ist hier aber nicht der Platz, all die einzelnen Schritte auf dem Wege vom Nürnberger Ei bis zur heutigen Uhr zu verzeichnen. Nur etwas Allgemeines möchte ich bemerken: die moderne Taschenuhr ist mehr und mehr vereinfacht worden. Die Werke wurden nicht nur immer besser, sie wurden zugleich auch weniger kompliziert. Eine wirkliche Gebrauchsuhr — und um eine solche handelt es sich bei der Schweizer Uhrenindustrie, die freilich auch die kostbarsten Chronometer verfertigt, hauptsächlich, während z. B. unsere deutsche ausgezeichnete Glashütter Industrie fast lediglich teuere Werke herstellt — kann aber gar nicht einfach genug sein. Und zwar nicht nur, weil damit ihre Herstellung billiger wird, sondern weil sie den Bedürfnissen des Gebrauchs am besten entspricht. Je komplizierter ein Werk ist, desto empfindlicher ist es.

Einfachheit ist allerdings ein sehr relativer Begriff. Auch die moderne Taschenuhr ist noch ein kleines Wunderwerk; sie setzt sich auch heut noch aus 140—150 Einzelteilchen zusammen, und man muß immer aufs neue staunen, wie es möglich ist, es zu verhältnismäßig so billigem Preise herzustellen.



Abb. 8. Ein moderner Pivoteur.



Abb. 9. Der alte Perrelet als Pivoteur (Zäpfchendreher). Lithographie von Haller Ende des XVIII. Jahrh.

Das Geheimnis dieser Kunst beruht im wesentlichen auf der Massenfabrikation, auf der schärfsten Arbeitsteilung und auf der ausgedehnten Anwendung von Maschinen.

Ganz neu ist freilich die Anwendung von Maschinen in der Uhrenfabrikation nicht. Schon die legendenhaften Überlieferungen über Jean Richard erzählen davon, daß er hörte, in Genf benutze man eine Maschine zur Anfertigung der Räder; daß er an die Ufer des Genfer Sees hinunterpilgerte, sie kennen zu lernen, daß man ihm



Abb. 10. Arbeiterin an der Maschine, welche die Löcher in die Platinen usw. bohrt. (Gleichzeitig 4 Löcher von verschiedenem Durchmesser; die Welle der Maschine macht 8000 Umdrehungen in der Minute.)



Abb. 11. Mechanische Politur der Schrauben, die mit Gummi auf der kleinen Stellscheibe vor der Arbeiterin befestigt sind.

den Einblick weigerte, aber daß schon wenige Andeutungen genügten, um ihn hinter das Geheimnis schauen zu lassen. Solch eine simple handbetriebene Maschine jedoch — was bedeutet sie heute, wo uns Dampfkraft und Elektrizität zur Verfügung stehen und der Erfindungsgeist Maschinen konstruiert, die eine ganze Reihe der schwierigsten, feinsten Arbeiten völlig selbsttätig ausführen, ununterbrochen, fast ohne Beaufsichtigung und dabei mit jener Genauigkeit der Wiederholung, wie sie die vom Geist beeinflußte Menschenhand nur unendlich mühevoll erzielen könnte.

Ich bin dort oben bei den ‚Montagnards' durch verschiedene Großbetriebe gewandert. Ganz leicht ist es nicht, Eintritt zu erhalten. Jede Fabrik hat ihre kleinen und großen Geheimnisse, wie sie vor 200 Jahren die Genfer hatten, als sie Jean Richard ihre Türen verschlossen. Man wittert den Konkurrenten. Erzählte man mir doch von japanischen Aufkäufern, die irgendwo — irgendwie mit ihrem durchdringenden Blick die subtilsten Mysterien der feinsten Maschinen abgelauscht hätten und diese jetzt „nachempfänden", um den bisher so ergiebigen Markt Ostasiens für sich zu gewinnen.

Nun trifft man auch nur ausnahmsweise eine Fabrik, welche die Uhr gewissermaßen ab ovo herstellt; vielfach werden einzelne Teile wieder von Sonderfabrikanten bezogen, oder einzelne Arbeiten nach außerhalb vergeben. Eine der wenigen Fabriken, die alle Zweige des Betriebs vereinigt, ist die von Georges Favre-Jacot & Co. (ZENITH-Uhr) in Locle — ein riesiges Etablissement, das, aus kleinsten Anfängen im Lauf von vierzig Jahren herausgewachsen — heute wohl eine der allergrößten Uhrenfabriken der Welt, Amerika mit eingeschlossen, ist und jährlich weit über 100 000 Stück Uhren herstellt. Ich hatte besondere Empfehlungen an die Besitzer, und so traf ich hier nicht auf die Geheimniskrämerei und die chinesischen Mauern, die sich sonst vor mir aufbauten. Wir haben sogar herzlich gelacht über die Supergescheiten, die in einem harmlosen Schriftsteller, weil er Interesse für die Technik zeigte, gleich einen



Abb. 12. Aussortieren der polierten Schrauben und Nachpolieren der Köpfe auf Leder.



Abb. 13. Galvanisches Vergolden der Messingteile des Werkes.

sind, groß, klein, glatt oder verziert. In einem späteren Stadium der Fabrikation werden wir diesen Rohgehäusen wieder begegnen.

Wenn wir — man soll es nicht allzu häufig tun — unsere eigene Taschenuhr öffnen, so sehen wir, daß das eigentliche Werk zwischen Metallscheibchen von verschiedener Form untergebracht ist. Es sind dies die sogenannten Werk-Platinen. Wir können auch erkennen, daß sie allerlei flache Vertiefungen zeigen, in denen einzelne Räder liegen, daß sie vielfach durchbohrt und daß durch diese Durchbohrungen Schräubchen gezogen sind, die sie zusammenhalten; wir erkennen endlich in ihnen andere winzige Löcher, in denen die Steine ruhen, welche die Räderzapfen aufnehmen. Die Bearbeitung dieser Platinen durch die Hand war einst überaus schwierig und langwierig, denn sie, die gleichsam die Träger des ganzen Organismus sind, müssen natürlich auf das allergenaueste in ihren Abmessungen zusammenpassen.

Heute übernimmt diese Arbeit die Maschine fast vollständig. Für jede Werkplatine ist eine genaue Vorlage, ein Abbild gewissermaßen in Stahl, gefertigt, und mit Hilfe dieser Matrizen schneidet, stanzt, fräst, bohrt die Maschine aus der rohen Metallplatte das Werkstück zurecht. Sie sieht nie falsch, sie irrt nie. Haarscharf formt sie die Linien der Matrize nach, und von tausend Platinen derselben Type gleicht jede der anderen bis auf den nicht mehr meßbaren Bruchteil eines Millimeters.

Aber die Tätigkeit der Maschine tritt uns bei der Bearbeitung der kleinen Werkteile noch in ganz anderer Weise entgegen. Nicht nur, daß sie die Räder ausschneidet, auch die winzigsten Schrauben und Schräubchen fertigt sie ganz selbsttätig. Zu Dutzenden stehen diese zierlichen Automaten in einem Saale auf langen Tischen aneinandergereiht. Hier ragt ein dünner Stahl-, dort

Maschinenkonstrukteur oder Fabrikanten deutscher Konkurrenz zu erkennen meinten.

So interessant solch eine Wanderung durch eine derartige Fabrik bei der persönlichen Anschauung ist, es würde den Leser doch ermüden, wollte ich ihn durch alle Stationen hindurchführen: von dem Zeichenzimmer, in dem die Maschinen für die Fabrikation entworfen, durch die mechanische Werkstätte, in der sie ausgeführt werden — Favre-Jacot bauen nämlich fast alle Maschinen selbst — durch jeden der unzähligen Arbeitssäle bis zu den Verpackungsräumen! Es kann nur darauf ankommen, einzelnes, das Interessanteste des Interessanten, aus der Fülle des Materials herauszugreifen.

Mit einem Barrenstück Metall, Gold, Silber, Stahl, könnten wir beginnen. Wir sehen es in den Schmelzofen schieben, wir sehen den Guß oder das Auswalzen der Rohplatten für die Uhrgehäuse. Einen Schritt weiter — ein mächtiger Stempel stanzt aus dieser Platte die Deckel aus; je nach der eingefügten Matrize, deren über ein halbes Tausend verschiedener im Vorrat

ein Messingstab in das Gewirr ihres höchst komplizierten Werkes hinein. Die elektrische Kraft treibt sie, ein einziger Arbeiter beaufsichtigt sie. Ein ununterbrochenes halblautes Schnurren und Surren ist in dem Raum. Langsam, Millimeter um Millimeter, rücken die Metallstäbchen vor, immer weiter zieht die Maschine sie in sich hinein. Und sie schneidet und dreht und zieht Schraubengewinde, hält plötzlich inne, wendet das winzige Werkstück, das sie — beinah hätt ich geschrieben: unter den Fingern hat, vollzieht wieder eine andere Teiloperation an ihm, alles unter einem steten Ölgerinnsel — und dann gleitet unten die Schraube, der kleine Stift, ein Ring, eine fadendünne Welle fertig heraus. Worauf das Maschinchen sofort ein neues Stück in Angriff nimmt. Es ist wirklich etwas Wunderbares um diese automatischen Maschinen! Als der berühmte Droz mit einem seiner ersten Automaten, einem Schäfer, der am Arm einen Korb mit Früchten trug, zu König Ferdinand VI. von Spanien kam, staunte der ganze Hof, daß die Figur so gut Flöte spielen konnte; neben dem Flötenspieler stand aber ein Hund, und als der Monarch eine der Birnen im Korbe berührte, fuhr der Köter auf die hochfürstliche Hand so natürlich los, daß die Höflinge vor Schrecken erstarrten. Man glaubte an Hexerei, und — so erzählt wenigstens die Ueberlieferung — der König ließ auf Droz' Bitte den Großinquisitor kommen, in dessen Gegenwart der Künstler sein Werk zerlegte, um zu beweisen, daß „alles auf natürlichem Wege" zugehe. Nun — die Drozschen Automaten waren gewiß sehr kunstreich. Sie stehen aber jedenfalls weit, weit zurück hinter diesen modernen Maschinen, die ein Stückchen Rohmetall in Empfang nehmen, an ihm nicht etwa eine, sondern eine ganze Reihe von Einzelarbeiten vornehmen, um es erst als vollendetes, oder doch in allem Wesentlichen vollendetes Uhrteilchen aus seinen kleinen Schneiden und Fräsen herauszulassen. So erstaunlich ist die Leistungsfähigkeit dieser automatischen Maschine, daß man kaum noch an eine Verbesserung ihrer Konstruktion zu glauben vermag. Und doch ist das ein Irrtum: alljährlich gehen aus den mechanischen Werkstätten neue, noch bessere, noch exaktere, noch schneller arbeitende Automaten hervor; jede neue Maschine erspart wieder ein paar Arbeitsteile, die bisher nur von der Menschenhand ausgeführt werden konnten. Schweizer, englische, amerikanische, deutsche Erfinder und Konstrukteure sind dabei in stetem Wetteifer begriffen, und eine Fabrik, die auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit bleiben will, darf keinen Augenblick zögern, ihre bisherigen Maschinen ins alte Eisen zu werfen, wenn bessere auftauchen. Denn der Konkurrenzkampf ist auch in der Uhrenindustrie hart. Gerade die schweizer Fabrikation hatte vor zehn, fünfzehn Jahren gegen die mächtig emporwachsende nordamerikanische Konkurrenz einen Kampf bis aufs Messer zu führen, und sie konnte nur dadurch obsiegen, daß sie sich alle neuen Errungenschaften der Amerikaner zu eigen machte. Siegen — ist freilich wohl nicht das rechte Wort. Sie konnte sich neben



Abb. 14. Der Zifferblattmaler.



Abb. 15. Beim Brennen der Zifferblätter.

jenen erfolgreich behaupten und sich ihren Anteil am Weltmarkte sichern, dessen stete Ausdehnung ja jedem Wettbewerb weiten Spielraum läßt. Bequem ist dieser Wettkampf allerdings nicht. Viele der „Kleinen", zumal jene, die in ihm sich mit Schleuderpreisen durchzuringen meinten, unterlagen; die Zahl der Geschäfte, die sich weniger mit der Uhrenfabrikation, als mit dem Zusammenstellen fertig oder halbfertig gekaufter Uhrteile beschäftigten, die nach dem Prinzip der l'ébauche (von ébaucher, zurichten) arbeiteten, wie der fachmännische Ausdruck lautet, schmolz stark zusammen. Für die großen Fabriken aber, die streng an der Solidität ihrer Erzeugnisse festhielten, brachte gerade das Ringen, wie meist ja jede Anspannung aller Kräfte, dauernde Erfolge.

Aber kehren wir zu unserer Fabrikationsstätte zurück.



Abb. 16. Beim Regulieren des Werks.

Platinen, Räder, Zäpfchen, Schräubchen und all die anderen winzigen Teile, wollen wir annehmen, sind fertig; sie werden nur noch von sorgsamen Händen und scharfen Augen auf kleine etwaige Fehler untersucht und dann poliert. Zwei Arbeiten müssen wir jedoch noch gesondert betrachten. Die eine gilt der Herstellung der sogenannten „Kompensation". Alle Metalle werden, wie ja überhaupt alle Körper, bekanntlich durch Wärme ausgedehnt, durch Kälte zusammengezogen. Solange man dies nicht berücksichtigt, beeinflußt jeder Temperaturwechsel den Gang der Uhr. Heut gleicht man



Abb. 17. Ein Graveur bei der Einzeichnung im Innern des Deckels.

die Schwankungen aus, indem der Schwungring des sogenannten Unruhrädchens aus zwei verschiedenen Metallen von verschiedener Ausdehnungsfähigkeit zusammengelötet wird, aus Messing z. B. und Stahl. Außerdem werden die Ringe nicht ganz geschlossen, sondern erhalten zwei kleine Unterbrechungen in der Peripherie, wodurch ermöglicht wird, daß die Schwerpunktlage des Ganzen sich bei seiner Ausdehnung oder Zusammenziehung nur ganz unwesentlich verändert. Wir haben hier also wieder ein äußerst subtiles Stück Arbeit, und wieder sehen wir die kleinen automatischen Maschinen hilfreich einspringen. Interessant ist die Tatsache, daß das Balanceräbchen in der Stunde 18000, am Tag also 432000, im Jahr 157680000 Schwingungen macht, wobei es am Tag 23760, im Jahr über 8 1/2 Millionen Meter durchläuft! Erst wenn man sich das recht vergegenwärtigt, kann man die Arbeitsleistung solch einer einfachen kleinen Uhr recht würdigen.

Die zweite Operation, auf die wir wenigstens einen Blick werfen müssen, betrifft das Einsetzen der Steine. Die Zäpfchen der Räderachsen laufen bekanntlich in Rubinen, Granaten oder Saphiren, denn es ist trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, für diese kostbaren Steine einen anderen, gleich harten, sich wenig abnutzenden Ersatz zu finden, in dem die Zäpfchen mit gleich geringer Reibung laufen könnten. Jede Uhr mittleren Wertes enthält 15 Steine. Zur Aufnahme der Zäpfchen muß in jeden Stein ein Loch gebohrt werden. Früher geschah das mit der Hand, aber es kam sehr häufig vor, daß die Bohrung nicht ganz glatt verlief, daß das Bohrloch ein wenig schräg stand — die allerwinzigste Abweichung aber beeinflußt später den Gang der Uhr. Ebenso wichtig ist die haarscharfe Einfügung der Steinchen in die Platinen, und auch sie war ehedem von der manuellen Geschicklichkeit der Arbeiterinnen abhängig. Heut ist in den großen Fabriken die Maschine auch hier hilfreich eingetreten und verbürgt, gut bedient, eine Genauigkeit, die früher selbst die geschickteste „Sertisseuse“ — so heißen die Steineinsetzerinnen — nicht zu erzielen vermochte. Nebenbei bemerkt: das Gewicht eines Uhrsteinchens variirt zwischen 0,0003 und 0,02 Gramm; der Preis eines Kilos dieser Steine aber schwankt zwischen 80000 und ... einer Million Franken.



Abb. 18. Sämtliche Teile einer Taschenuhr.



Abb. 19. Schlußkontrolle.

Inzwischen ist das Zifferblatt hergestellt worden. Das Gehäuse erhielt sein Scharnier, wurde vom Graveur oder Guillocheur verziert und poliert. Auch die verschiedenen Teile des Innenwerks unterlagen einem Verschönerungsprozeß, die Stahl- und Messingteile wurden abgeschliffen und poliert, einzelne Stücke auch vergoldet.

Nun wird das ganze Werk zwischen den Platinen zusammengefügt und in das Gehäuse gesetzt — einschließlich der Federn.

Über diese, die dem Mechanismus die lebendige Kraft erteilen, noch einige Worte. Sie sind die einzigen Teile, die nicht in der Fabrik selbst gefertigt, sondern von Spezialfabriken bezogen werden. Aber sie sind an sich wiederum kleine Wunder der Technik, sie stellen vielleicht den höchsten Grad eines Veredelungsprozesses dar, den ein Rohmaterial wie das Eisen überhaupt erfahren kann. Der Wert eines Kilogramms Stahl, in Spiralfedern verarbeitet, beträgt nämlich etwa 6000 Franken, während ein Kilogramm reinen Goldes sich nur auf 3465 Franken bewertet.

Wenn das Werk zusammengefügt ist, wenn der „Emboiteur“ es in das Gehäuse, der Glasaufsetzer das Glas über dem Zifferblatt angesetzt hat, kommt es zum „Repasseur“, in die Werkstätten für die „Réglage“. Hier tritt, möchte man sagen, der Künstler im Uhrmacher in sein Recht. Er reguliert den Gang, hilft hier nach und hilft dort nach, kontrolliert aufs neue und reguliert wieder, bis das Werk tadellos geht.

Ist dies, nach sorgfältigster Beobachtung, konstatiert — der erfahrene Uhrmacher hat es übrigens schon im Gehör, ob ein Werk gut geht — so kann die Uhr, mit Hunderten, ja Tausenden ihresgleichen, in die Welt hinausgehen.

Es sind etwa fünfzig verschiedene Werkstätten in solch einer großen Fabrik, die jede Uhr durchlaufen muß, ehe sie das Plazet erhält, und es gehören mehr als sechshundert verschiedene Einzelarbeiten dazu, bis alle Teile fertig sind.

Ich sagte vorhin, die schweizer Uhrenindustrie verdanke ihr Aufblühen, abgesehen von der Intelligenz der Fabrikanten, im wesentlichen auch der Massefabrikation, der Arbeitsteilung und der ausgedehnten An-

wendung der Maschine. Ich muß aber noch eines weiteren Faktors gedenken: der fleißigen und durch Generationen im Beruf erzogenen Arbeiterbevölkerung. Ganz besonders das letztere möchte ich betonen, denn ein Irrtum wäre es, wollte man annehmen, die Einführung der Maschinen hätte die Notwendigkeit erfahrener, kundiger Arbeiter beseitigt. Einmal bedürfen auch diese Maschinen zur Bedienung geschickter, geübter Hände; dann aber gibt es unter den sechshundert und mehr Teiloperationen, von denen ich als zur Herstellung eines Werkes erforderlich sprach, noch immer viele, sehr viele Arbeiten, die mit der Hand ausgeführt werden oder bei denen die Handarbeit als Ergänzung der Maschinenarbeit ganz unentbehrlich ist. Wir bringen, um ein Beispiel anzuführen, nach einer seltenen Lithographie ein Bild des alten Perrelet, der einst als „Zäpfchendreher" ein Künstler seines Faches war; wir bringen daneben nach einer modernen Photographie das Bild eines heutigen „Pivoteurs" als Beweis, daß diese kunstfertige Handarbeit, die eine wunderbare Feinheit des Gefühls und eine außerordentliche Schärfe des Auges erfordert, auch jetzt noch für Werke allererster Qualität angewandt wird; und wir bringen endlich als drittes Gegenstück eine kleine „Pivoteuse" an der Maschine, die die Zäpfchen der Räder für die in Massen hergestellten Uhren anfertigt. Ausgestorben, oder fast ausgestorben, sind nur diejenigen Arbeiter, die alle Teile einer Uhr herstellen können; die diffizile Arbeit erfordert jedoch auch heute noch von den meisten, wenigstens von den besseren Arbeitern, daß sie nicht nur mit ihrem speziellen Arbeitsartikel genau Bescheid wissen — sie müssen vielmehr mit dem ganzen Mechanismus eingehend vertraut sein. Daher werden sie selber nie zu bloßen Handlangern der Maschine.

Für die Erhaltung und Fortentwickelung eines guten Arbeiterstammes geschieht in der schweizer Uhrenindustrie sehr viel. Nicht nur durch gute Bezahlung. Vor allem ist das Fachschulwesen sehr hoch entwickelt. In der Westschweiz gibt es eine stattliche Zahl von Uhrmacherschulen, die von Chaux de Fonds und Locle aber stehen in erster Reihe. Sie sind reich ausgestattet und sie finden eine Ergänzung in trefflichen Sammlungen, die ein vorzügliches Anschauungsmaterial bergen. Wer sich für die Geschichte der Uhr interessiert, kann nichts Besseres tun, als die Museen von Neuchatel und der eben genannten Uhrenemporen zu studieren. Es ist, auch für den Freund des Kunstgewerbes, der zumal in den Gehäusen die vielseitigsten Wandlungen des Geschmacks verfolgen kann, ein wahres Vergnügen, die hier aufgespeicherten Schätze zu bewundern.



Abb. 20. Blick in ein fertiges Werk.

Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

Theodor Fontane, Briefe an seine Familie (F. Fontane & Co., Berlin 1905). — **Max Kretzer, Familiensklaven** (Verlag Continent, Berlin 1905). — **Arthur Schnitzler, Die griechische Tänzerin** (Wiener Verlag, Wien 1905). — **Hermine Villinger, Mutter und Tochter** (Adolf Bonz & Co., Stuttgart 1905).

Die Kunst, Briefe zu schreiben, ist in Deutschland eigentlich immer selten gewesen. Wohl lehrt die gefällige Statistik, daß gegenwärtig gerade die germanischen Völker die stärkste Korrespondenz führen, aber das geschieht doch nur aus wirtschaftlichen Gründen, doch nur, weil hauptsächlich in ihren Händen der Welthandel ruht. Das heutige Deutschland ist das Land des Geschäftsbriefes und der Postkarte. Beide sind nicht dazu angetan, einen nationalen Briefstil zu entwickeln und zu fördern. Das Wort „Brief" selbst stammt ja aus dem Lateinischen (brevis, kurz), und bei den lateinischen Völkern liegt auch immer noch die Weltmeisterschaft in der „Epistolographie". Die Italiener, besonders aber die Franzosen haben von alters her eine Brieftradition, mit der weder die Engländer noch gar die Deutschen in Wettbewerb treten können. Gegen Pascals „Lettres à un Provincial", gegen Madame de Sévignés weltberühmte Korrespondenz mit ihrer Tochter, der Gräfin Grignan, gegen Montesquieus Persische Briefe, gegen Rousseau und die „Lettres" der frühverstorbenen Gräfin Rémusat haben wir wenig zu setzen.

Es ist gewiß nicht nötig, deshalb patriotische Tränen zu vergießen. Wir sind in andrer Beziehung reich genug, um neidlos anerkennen zu dürfen. In unserem national nicht geschlossenen Vaterlande hat mit unbedeutenden Ausnahmen ewig lange der lateinische Brief geherrscht. Erst Luther ist auch hier der Bahnbrecher, und wenn er an sein „liebes Söhnlin Hänsichen" schreibt, erklingen köstliche Naturlaute, wie man sie in der späteren Zeit allenfalls noch in den Briefen zweier Frauen vernimmt: in denen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, der bekannten „Lise-Lotte", und in denen der Frau Aja, der Mutter Goethes. Aber das waren Lichtpunkte, seltene Ausnahmen. Die gebildete Welt korrespondierte meist in französischer Sprache, von der die Höfe und der Adel sich erst sehr spät emanzipierten, oder huldigte dem schwülstigen, gespreizten und unnatürlichen Kanzleistil der Zopfzeit. Erst als die entzückenden Plaudereien der Madame de Sévigné auch in Deutschland mehr und mehr Bewunderer fanden, machte sich ein stärkerer Zug nach Natürlichkeit und Grazie geltend, und besonders der brave und bescheidene Gellert, der teutschen Nation bester Schulmeister, zeigte seinen Landsleuten theoretisch und praktisch, wie sie ihrer Natur entsprechende Briefe zu schreiben hätten. Allerdings wäre der redliche Christian Fürchtegott wahrscheinlich entsetzt gewesen, wenn er ein Briefwerk noch erlebt hätte, das im Grunde doch nur die letzten Konsequenzen seiner Lehre zog und sich die Welt eroberte. Und so war es gut, daß erst fünf Jahre nach seinem Tode jene tagebuchartigen Briefe erschienen, in denen „die Leiden des jungen Werthers" sich vor uns abspielen. Aber auch hier, bei diesem ganz deutschen Werk, hat ein Franzose ein wenig Pathe gestanden: Rousseau. Durch den „Werther" und seine unzähligen schlechten Nachahmungen, voran durch den Millerschen „Siegwart", kam für einige Zeit die Mode der sentimentalen Tränen- und Freundschaftsbriefe auf, und erst nach Überwindung der Manier rang man sich auch hier zum Stil durch. Das große Vermächtnis des Goethe-Schillerschen Briefwechsels ward uns zuteil, und in reicher, fast überreicher Fülle erschloß sich uns die Korrespondenz der meisten übrigen literarischen und sonstigen Größen. Als das schönste derartige Werk der letzten Zeit dürfen wir wohl Bismarcks Briefe ansprechen.

Trotz alledem aber wird man nur geringem Widerspruch begegnen, wenn man behauptet, daß in den weitaus meisten dieser Veröffentlichungen nicht eigentlich die Briefform und -kunst das Ausschlaggebende und Bedeutende ist, sondern fast nur der Inhalt, das Sachliche. Wir haben unendlich viel Briefe von allen möglichen Meistern, aber durchaus nicht viel meisterhafte Briefe. Deshalb ist es bei uns Sitte, daß das Publikum die Briefausgaben beinah niemals liest, sondern das den jeweiligen Fachleuten überläßt. Es hat die erklärliche Meinung, daß man derartige Bücher nicht zum Vergnügen vornimmt, sondern nur zum Studium. Von den ganz Großen, den

Goethe, Schiller, Bismarck, mag man absehen — aber wenn man an die gute zweite Garnitur denkt, an die Humboldt, Schlegel, Grimm, Stifter, Storm u. a.: wer kennt und liebt und liest ihre Briefe? Niemand. Und weshalb nicht? Weil das zwingende eigentliche „talent épistolaire“ doch selbst ihnen mangelt. Das Alltägliche in ihren Episteln ist gewöhnlich uninteressant, das Wichtige und Bedeutende aber könnte, sorgsam herausgeschnitten, auch in jeder ihrer Abhandlungen stehen. Eigentlich treten aus der großen Zahl der Talente nur zwei echte „Briefschreiber“ für meinen Geschmack hervor — und wieder zwei Frauen. Die erste: Bettina von Arnim, die als geborene Brentano und Enkelin von Sophie La Roche ein paar Tropfen romanischen Blutes in den Adern hatte, und bei der das Talent ein Erbteil war. Denn ihren Großvater hatte der kurtrierische Hof schon wegen seiner „Briefe über das Mönchswesen“ verabschiedet, und ihre Großmutter ist zu ihrer Zeit durch ihre Briefromane ebenso berühmt geworden, wie die Enkelin später durch ihr zusammenphantasiertes Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“. Das zweite spezielle „talent épistolaire“ aber hat neuerdings eine Dame bewiesen, die zu dem Schwiegersohn Bettinas, nämlich zu Hermann Grimm, „Onkel“ sagte: die Baronin Heyking in ihren „Briefen, die ihn nicht erreichten“.

Zweierlei fällt wohl selbst bei diesem kurzen Überblick auf. Zunächst: wie verhältnismäßig stark unter den großen Brieftalenten die Frauen vertreten sind — man mag noch an die Rahel oder an Lady Montague denken. Hier hat also das Vorgehen der Herren der Schöpfung, die nach meiner Erfahrung sämtliche „Familienbriefe“ gern auf die Gattinnen abschieben, gleichsam seine historische Stütze. Ferner aber erkennt man, wie oft französischer Einfluß die Entwicklung des deutschen Briefes gefördert hat, ja noch mehr: wie manche unsrer feinsten Briefstalente noch einen direkten romanischen Bluteinschlag haben. Das zeigt sich merkwürdig — denn es ist doch mehr als ein bloßer Zufall — auch bei einem Manne, den wir von nun an unsern allerbesten Briefschreibern zuzählen müssen.

Ich meine Theodor Fontane. Seine Vorfahren sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite hatten in Frankreich gesessen: in der Gascogne resp. den südlichen Cevennen. Er selbst hat sich das Ehrenprädikat „Der Preußendichter“ erworben, denn kein zweiter hat so schön wie er die Mark und den märkischen Adel, den alten Fritz und die preußischen Männer und Helden in der Dichtung gefeiert. Er war als Poet in etwas bescheidenerem Format das Seitenstück zu Adolf von Menzel, den er im Gegensatz zu Böcklin über alles bewunderte und der, genau wie der preußische Staat, so groß werden konnte, weil er alles so wichtig nahm. Beide im Leben auch miteinander befreundete Männer zeigen jene ausgeprägte preußische Nüchternheit der Weltbetrachtung, und beiden hat man nicht ganz grundlos eine gewisse Kühle, einen gewissen Liebesmangel nachgesagt. Aber sie unterscheiden sich in einem: in dem Maß von Energie, das jeder aufbringen konnte. Menzel, auch darin der ins große gesteigerte ganz preußische Typus, unterwirft sich mit zäher Kraft, mit ungeheurer, aber stiller Energie ein Gebiet nach dem anderen — fast hätt' ich gesagt, bis aus dem kleinen Markgrafen der deutsche Kaiser geworden ist. Und da kommt Fontane nicht mehr mit. Zu der preußischen Nüchternheit tritt bei ihm nicht, daß sie welterobernd werden kann, die höchste Energie, sondern sie mischt sich mit südfranzösischer Liebenswürdigkeit, mit einem Stück Gascognertum. So ist Fontane nur geschmeidig und Menzel stark, Fontane diplomatisch-verbindlich und Menzel grob-kratzbürstig, Fontane wohlwollend, Menzel wuchtig, Fontane nachgiebig, zu Konzessionen bereit, alles mögliche tolerierend, Menzel starr geschlossen, einseitig, intolerant, rücksichtslos sich durchsetzend. Dem Dichter fehlte zur Größe ein Stückchen Brutalität, oder minder kraß: Kraft. Das französische Erbteil, die geistreiche feine Launigkeit konnte das nicht ersetzen. Wohl aber schuf sie die uns allen so liebe Fontanesche Eigenart, indem sie sich überraschend glücklich mit dem „preußischen“ Element verband, das allein und in seinem Durchschnitt sonst in Kunst und Leben leicht subaltern wirkt.

In zwei starken Bänden liegen nun Theodor Fontanes „Briefe an seine Familie“ vor (Berlin 1905, F. Fontane & Co.). Und sie entwaffnen jeden, der an sie herantritt. Man konnte das ja gewiß erwarten, wenn man an die wundervolle Plaudergabe des Dichters dachte, der sich selbst einen „Causeur“ genannt hat, dem das Geistreiche am leichtesten aus der Feder floß, der immer zur Hälfte auf das Feuilleton gestellt war. Auch das hatte seinen Ursprung „zwischen Toulouse und Montpellier“. Aber es ist doch eine Überraschung, wenn man sich in dieses köstliche Briefwerk versenkt. Hier ist endlich einmal wieder das „talent épistolaire“, dem man stundenlang ohne Ermüdung folgen kann. Hier liest man nicht aus Pflicht, sondern zum Vergnügen, ganz gleich, worüber gerade gesprochen wird. Das aber ist der springende Punkt. Der geborene Briefschreiber triumphiert über den Stoff wie der Künstler; das Was ist nebensächlich, das Wie ist alles. Je weniger Stoff, je weniger sachliche Mitteilungen, um so entzückender wird der Brief des einen, um so ungenießbarer der des andern. Wenn Mörike z. B., der als Lyriker doch ungleich über Fontane steht, in einer Epistel aufzählt, daß der liebe Adolf Leibweh hat, daß die liebe Frau Tante einen Stollen gebacken und der liebe Herr Onkel irgend eine ähnlich welterschütternde Tat vollbracht hat, so fragt man sich, wozu solche Läppereien gedruckt werden. Wenn Fontane aber brieflich berichtet, daß er Leibweh hat, so ist man entzückt und schmunzelt zwei Seiten lang. Denn der eigentümliche Fontanesche Charme liegt darüber, eine natürliche Grazie, der man nicht widersteht, und man hört ihn lieber davon plaudern, wie er in natürlicher Bedrängnis „le cabinet“ sucht, als einen andern den Begriff des Tragischen definieren. „Fontane“, heißt es im Vorwort des Schwiegersohns, „hat als Briefschreiber unter den Mitlebenden vielleicht nicht seinesgleichen gehabt.“ Der Satz ist kühn, aber man wird ihn nicht zu kühn nennen können.

Im Scherz hat der Dichter selbst einmal die Zahl seiner Briefe auf 10000 geschätzt. In den vorliegenden beiden Bänden sind 377 veröffentlicht, die er an Eltern, Frau und Kinder gerichtet hat. Und es trifft sich glücklich, daß die Korrespondenz etwa dort einsetzt, wo sein Erinnerungsbuch „Von zwanzig bis dreißig" abbricht. Sein ganzes Leben liegt nun vor uns ausgebreitet. Und man sieht auch hier, wie er ganz der Sohn seines Vaters war. Wenn er im ersten Band seiner autobiographischen Aufzeichnungen, in „Meine Kinderjahre", von seiner Mutter erzählte: „Sie litt darunter, daß mein Vater, so sehr er sie liebte, von Zärtlichkeitsallüren auch nie eine Spur gehabt hatte" — so trifft das Wort für Wort auf seine eigene Ehe zu. Auch er war eben nicht „auf die Liebe gestellt", mußte sich oft wegen seiner „vielbeschrienen Lieblosigkeit" verteidigen, und da das immerhin unsichere Schriftstellerdasein manche Sorgen und Verlegenheiten mit sich brachte, die er mit Humor oder Ergebung trug, die seine Frau ihrer Natur gemäß aber schwer und tragisch nahm, so kam es in dieser sonst ganz guten Ehe vielfach zu Reibungen und weiter zu kürzeren oder längeren Trennungen. Nicht Trennungen im Bösen — nein, zu harmlos-freundschaftlichem Auseinandergehen: entweder der Mann oder die Frau machte eine kleine Reise, und man schrieb sich während der Zeit eifrig und fleißig. Nur so ist die merkwürdig große Zahl der von dem Dichter an seine Gattin gerichteten Briefe zu erklären. In diesen Briefen spricht sich Fontane über alles nur Denkbare aus: über Reisen und Kindererziehung, Dienstbotenfrage und Lebenskunst, Adel und Bourgeoisie, Politik und Bildung; er macht Selbstbekenntnisse und literarische Bekenntnisse, er gibt sich ganz nach augenblicklicher Stimmung heiter, liebenswürdig, kühl, mißtrauisch, bescheiden, selbstbewußt, ärgerlich, spöttisch, fatalistisch. Aber mit welcher wundervollen Lebendigkeit ist das alles hingeworfen, wie geistreich und glänzend wird gerade auch über das Alltäglichste und Kleinste geplaudert! Wenn Fontane zu der „bekannten dicken Feder" griff — er schrieb in ziemlich großen Buchstaben, ohne Haarstriche, eine liebenswürdige Schrift mit vielen Rundungen und Bogen —, so gab es stets eine ziemlich lange Epistel, und seine Frau brauchte in die Klage der Gattin Ludwig Uhlands, daß jedes Ding zwei Seiten hätte, nur die Briefe ihres Mannes nicht, gewiß nicht einzustimmen. Denn niemals begnügte sich der Dichter mit einer kurzen sachlichen Mitteilung. „Er leitete vielmehr," wie das Vorwort sagt, „aus der geistigen Beziehung, die er zwischen sich und dem Empfänger des Briefes hergestellt hatte, zugleich die Verpflichtung ab, diesen zu unterhalten." So sieht denn eben auch die hier veröffentlichte Korrespondenz wesentlich anders aus, als die sonstigen Publikationen dieser Art, und es wäre jammerschade, wenn sich die verständliche Scheu weiterer Kreise vor Briefausgaben auch hier betätigte. Der Versuchung zu zitieren, so sehr sie locken mag, möcht' ich dennoch lieber ausweichen. Denn der einzelne Satz oder der kurze Abschnitt würde nur schlecht illustrieren, weil nicht Ziel und Höhepunkt für Fontane charakteristisch ist, sondern aller Reiz gleichsam im Spaziergang daraufhin beruht. Einen nur geistreichen Menschen mag man nach zehn Worten erkennen; einem Plauderer muß man länger zuhören. So würde der Tropfen doch kein rechtes Bild vom Strom geben.

Unter den vielen, die uns den Berliner Roman zu schaffen versuchten, hat Theodor Fontane eigentlich nur einen ernst zu nehmenden Konkurrenten gehabt: Max Kretzer. In einem Briefe aus dem Jahre 1888 schreibt er seiner Tochter, er hätte von Kretzers „Meister Timpe" die drei ersten Kapitel sich vorlesen lassen. Das Buch scheine doch viel besser zu sein, als „Drei Weiber". Damals steckte dieser Max Kretzer noch etwas „im Sturmwind des Sozialismus"; er hatte in den „Verkommenen" eine Macht und Kraft bewiesen, die schüttelte und die Augen vieler auf ihn lenkte. Carl Bleibtreu besonders, der in krankhaftem Ehrgeiz zu jener Zeit eine literarische Schreckensherrschaft etabliert hatte und in zwei Broschüren à la Robespierre alles köpfte, was die Feder führte, erholte sich von dem Massenmord in der Lektüre Kretzerscher Werke. Ihn allein von allen Lebenden bewunderte er. In der „Revolution der Literatur" stehen die Worte, daß Max Kretzer der ebenbürtige Jünger Zolas sei, der Stammvater des deutschen Realismus, der Realist par excellence, der die Menschen sozusagen von der Straße wegreiße und sie in das furchtbare Gewühl seines dämonischen Totentanzes hineinschleudere. „Eine solche Kraft der Seelenmalerei, eine solche Tiefe der Charakterzeichnung, eine solche Gewalt der Leidenschaft, eine solche rücksichtslose Energie und Unerschrockenheit im dichterischen Anpacken der furchtbarsten Leiden und Sünden, eine solche Shakespearesche Wucht der Tragik ist in der deutschen Literatur noch nicht dagewesen." Und hochmütig verwies der kleine Diktator alle Zweifler auf die große Richterin, die Zeit.

Darüber sind nun fast zwei Jahrzehnte vergangen, und es kam längst „ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph". Wo ist Carl Bleibtreu heut? Der Prophet hat vorbeiprophezeit; er selbst hat die erträumte Messiasrolle nicht spielen können. Und Max Kretzer? Fast ist ihm ein noch schlimmeres Los gefallen, denn aus dem ringenden Dichter, der wohl selber gehungert und gedurstet hat, in dem die ganze soziale Gärung der Zeit grimmig und gewaltig zu gären schien, ward ein satter Bourgeois, der fleißig und teilnahmslos die üblichen Romane schreibt. Romane, in denen wirklich gar nichts mehr gärt, in denen der Haß und der Zorn nicht mehr die Fäuste heben, in denen längst Ruhe herrscht, nur leider nicht die schöne und starke Ruhe der Reife, sondern die langweilige und matte Ruhe der Schablonenarbeit. Man halte sein neuestes Opus „Familiensklaven" (Verlag Continent, Berlin 1905) gegen „Die Verkommenen" — wer will es überhaupt glauben, daß derselbe Mann beide geschrieben hat? Nicht das ist das Peinliche, daß das eine so gut ist wie das andere schlecht. Schließlich haut jeder einmal gründlich vorbei. Aber der Geist beider Bücher, der Geist — wenn man den vergleicht, hat man

erst den ganzen Jammer! Ein volles Herz in den „Verkommenen“, ein voller Magen in den „Familiensklaven“. Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.

Die „Familiensklaven“ sind natürlich Hauslehrer, Bonnen &c. Ort der Handlung: Berlin W, Kurfürstendamm; Haushaltungsvorstand: ein reicher Bankdirektor und seine unverstandene Gattin, die ihr „Fräulein“ malträtiert und wahlverwandtschaftlich-potiphärliche Neigungen für den Hauslehrer hegt. Dieser Jüngling jedoch, ganz in bürgerliche, auf die Nerven fallende Tugend und einen schwarzen, schlechtsitzenden Gehrock gewickelt, tritt ihr in Brusttönen der Überzeugung entgegen und verlobt sich mit dem von der Gebieterin so schnöde behandelten Fräulein. Eine zweite Tugend wird gleichfalls belohnt: die Haustochter kriegt ihren Leutnant, der ausgerechnet noch dazu des „Fräuleins“ Bruder ist. Das Laster jedoch, das der Tugend nachstellte, wird in Gestalt eines ungeratenen Sohnes bestraft und abgeschoben. Diesmal nicht nach Amerika, sondern nach — Spremberg. Und das ist die originelle Note des Romans.

Wer Kretzers letzte Werke las, die „Madonna im Grunewald“, die „Sphinx in Trauer“ und wie sie sonst hießen, schüttelte schon bedenklich den Kopf. Aber ein so ausgekochtes Stück Rindfleisch wie diesmal hat der Berliner Schriftsteller seinem Publikum doch noch niemals serviert. Alles ledern, matt, schablonenhaft, oberflächlich, nüchtern. Keine einzige Figur, die lebendig herausgearbeitet wäre. Man wird den Eindruck nicht los, daß das ganze Buch ohne die geringste Freude geschrieben ist. Gott, schließlich hat man seinen Beruf! Der eine verkauft Heringe, der andere fabriziert Filzschuhe und der dritte schreibt Bücher. Schlimm ist nur, daß ein Mann von solchem Talent wie Kretzer so weit gekommen ist.

Der Stil ist genau so gleichgültig und nachlässig behandelt wie alles andre. Ein Meister der deutschen Sprache ist gerade Kretzer ja niemals gewesen. Aber man konnte früher darüber hinwegsehen und sich mit Bleibtreu trösten, daß „er nicht immer die deutsche Grammatik beherrschte, wohl aber das Herz der Zeit“. Mit dem Schwinden der alten Vorzüge jedoch treten die alten Mängel doppelt stark hervor. Ich rede nicht von den groben Schnitzern, den grammatikalischen Fehlern. Denn sie könnte man schließlich in wenigen Minuten beseitigen, und eine falsche Konstruktion ist immer noch kein Beinbruch. Aber was man nicht beseitigen kann ohne Vernichtung des ganzen Buches, das ist das allgemeine, dünnflüssige, häßliche Papierdeutsch, jenes Wald- und Wiesendeutsch, das wie trockne Bohnenhülsen raschelt. Von dem leisen rhythmischen Abstimmen der Sätze, von feinerem Sprachgefühl hat Kretzer keine Ahnung. Niemals sucht er nach dem treffendsten Worte, nach dem besten Ausdruck — er nimmt, was ihm gerade in den Wurf kommt. So hat der Stil nicht die geringste persönliche Färbung, und das „ausgekochte Stück Rindfleisch“, um in das alte Bild zurückzufallen, schwimmt in der allgemeinen deutschen Reichssauce billiger Gasthäuser.

Wenn man von diesen „Familiensklaven“ zu *Arthur Schnitzlers* Büchlein „*Die griechische Tänzerin*“ kommt (Wien 1905, Wiener Verlag), so muß man doppelt vorsichtig wägen. Denn wer in Niederungen weilte, spricht einen Hügel leichtlich als Berg an. Arthur Schnitzler ist neben Hugo von Hofmannsthal der bekannteste Vertreter der jungwiener Schule. Auf unseren Bühnen ist er seit langem heimisch; mit frechgraziösen Dialogen hat er auch einen starken Bucherfolg erzielt. Wie alle Wiener, hat er ein wenig Luftwurzeln und etwas zu viel „Geist“, aber er ist ernster und energischer als die meisten anderen, die an der schönen blauen Donau ihre Federn spitzen. Seine Spezialität ist aber war bekanntlich das „liebe, süße Mädel“, das kleine Verhältnis mit dem herzigen Gemüt und dem Fehltritt, das auch er auf Kosten der übrigen Menschheit glorifizierte. Nun wird an dem kleinen Verhältnis selbst niemand etwas auszusetzen haben; aber bedenklich wurde die Sache durch die Verschiebung der Maßstäbe: das kleine Geschäftsmädel mit und ohne Sprößling wurde in der Darstellung dieser Art von Poeten gleichsam zur Krone der Gotteswelt und stand in Verklärung da, während Nacht und Schatten über den Niederungen und den Wohnungen der sogenannten anständigen Menschen lagen. Das war eine Fälschung des Weltbildes, ein Mangel an Augenmaß, ein schiefer Gesichtswinkel, unter dem die dargestellten Bilder wohl im einzelnen fein und scharf, im ganzen aber gleichfalls schief und unecht gerieten und geraten mußten. Es ward eine Verwirrung des Gefühls mehr oder minder durch sie herbeigeführt, und die Dichter selbst kamen zu der bekannten Moral mit dem doppelten Boden, zu einer Moral fürs Leben und einer andern für die Kunst. Denn ohne Zweifel hätte jeder die Zumutung, sein Kunstideal, den gefallenen Engel, bürgerlich zu heiraten, dankend abgelehnt.

Es ist ja überhaupt auffällig und bezeichnend, wie sich die jungwiener Literaten fast völlig auf das Pikant-Erotische festgelegt haben. Ob Wien daran schuld ist oder der dominierende Einfluß der Franzosen, sei dahingestellt. Sie leisten in diesem Genre auch an sich Vortreffliches, weil sie Geist, Grazie und eine gute Technik besitzen. Aber wir wollen uns freuen, daß unsre jungen reichsdeutschen Poeten andre Bahnen gehen. Denn jene Bücher und Büchlein, in denen sich alles um den einen Punkt dreht, die stets und ständig auf jene Szenen zusteuern, deren Schluß nur noch mit vielen Gedankenstrichen angedeutet wird, die immer einen Stich in das „Nur für Herren“ haben und verschwiegenste Alkovengeheimnisse aufdecken — sie sprechen doch trotz aller Feinheit der Mache, trotz aller daran verschwendeten künstlerischen Qualitäten von einer leisen Fäulnis. Arthur Schnitzler z. B., der ein kluger Mensch ist, weiß so gut wie jeder andre, daß der Erfolg seines auflagereichsten Buches „Reigen“ zum größten Teil eben ein Pikanterie-Erfolg ist. Etwas, was nicht jedermanns Sache wäre.

„Die griechische Tänzerin“ ist eine kleine Novelle, die neben drei anderen steht und nach schlechter Gewohnheit, trotzdem sie weder die erste noch die beste ist, dem ganzen Buche den Titel

gegeben hat. Gut und fein in der Erfindung sowohl wie in der Ausführung ist nur die Geschichte vom blinden Geronimo und seinem Bruder. Dieser Bruder Carlo, durch den Geronimo einst das Augenlicht verlor, büßt seine Schuld, indem er dem blinden Musikanten sein ganzes Leben weiht und ihn treulich als Führer auf seinem Bettel- und Wanderleben begleitet. Da macht sich ein Reisender, der den beiden ein Frankstück gespendet hat, den Witz, dem Blinden zuzuflüstern, er solle sich nicht betrügen lassen, denn er habe seinem Begleiter ein Zwanzig-Frankstück gegeben. Sehr hübsch und folgerichtig ist nun geschildert, wie das Mißtrauen in Geronima erwacht, wie er dem Bruder ins Gesicht schreit, daß er ihn betrüge und bestehle. Carlo ist ganz verzweifelt darüber. Er weiß keinen anderen Ausweg, als ein Goldstück zu stehlen und es dem Blinden zu übergeben. Das tut er, und sie wandern weiter, bis der Gendarm sie anhält und als des Diebstahls verdächtig abführt. Schweigend und langsam folgen sie. Plötzlich aber bleibt Geronimo stehen, tastet mit beiden Händen nach den Wangen des Bruders und küßt ihn. Er ahnt nun wohl alles und versteht ...

Von den übrigen drei Novellen lohnt es sich nicht zu sprechen. Man müßte immer dasselbe sagen: Ein elegant gemachtes Nichts! Das ist wenig und für Arthur Schnitzler auch zu wenig. Denn er hat doch bewiesen, daß er auch mehr und anderes kann, obwohl es nun einmal sein Schicksal ist, daß sich seine geistreiche Begabung am glänzendsten entfaltet, wenn er über schlüpfrige Grate balanciert, wo er das höchste Raffinement bei jedem Schritt aufbieten muß, um aus dem gerade noch Möglichen nicht ins — sagen wir: Unmögliche hinabzugleiten. Seiltänzerkunst, in der die Franzosen exzellierten, der man gewiß interessiert und entzückt zusehen kann, die aber deutschem Wesen nicht recht entspricht. Ich glaub' auch nicht, daß Arthur Schnitzler jemals etwas gegeben hat oder geben wird, was in das Allgemeinleben der Nation aufgehen könnte. Er hat, um zu uns zu kommen, einen zu weiten Umweg gemacht: er ist über Paris gefahren. —

Zwischen dem eleganten Wiener und der einfach herzlichen Hermine Billinger gibt es sa wenig Berührungspunkte, wie zwischen Ronacher und dem Schwarzwald. Man fühlt sich sofort freundlich angeweht, wenn man ein Buch dieser liebenswürdigen Erzählerin aufschlägt. Darin klopft immer ein gesundes Herz, da schauen klare, verständige Augen heraus, da wärmt ein heller Humor, und meistens ist auch die künstlerische Kraft zureichend, um das gut Geschaute und mit untrüglichem Gefühl Gewertete plastisch darzustellen. Gewiß, der Kreis, den Hermine Billinger beherrscht, ist nicht groß. Aber den beherrscht sie eben, der ist ihr eigen. Hat man je eine so prächtige Schulmädelgeschichte gelesen wie ihr „Knöpsche“ ist? Und hat nicht jeder bei den schönsten Szenen ihres „Binchen Bimber“ einen reinen und guten Atemzug getan? Wer mir aber das Herz so rein macht, sei's nun im großen mit dem Faust, sei's im kleinen mit einer bescheidenen Szene, der ist ein Dichter.

Der neue Roman von Hermine Billinger „Mutter und Tochter“ (Stuttgart 1905, Adolf Bonz & Ca.) setzt gleich höchst lebendig ein. Die Insassen des Armenpfründnerhauses stellen sich uns vor, und man weiß sofort: das kann die Erzählerin! Leute aus dem Volke versteht sie anzupacken. Ob sich die einzelnen Typen wiederholen, danach fragt man gar nicht, denn immer wieder ist es neues Leben, das uns bannt. Da ist hier die Appel, die alte Obstfrau — man fühlt, wie die Schöpferin ihr ganzes Herz an ihr Geschöpf gehangen hat. Und wie gern liebt man dann mit! Diese nur skizzierte, aber springlebendige Prachtgestalt steht in einem Kreise andrer, die auch nur mit raschen Strichen umrissen, aber trotz dieser Kürze doch fest auf die Beine gestellt sind. Das eigentliche Problem des Romans ist dann allerdings wenig sicher gegriffen: an den Nebenpersonen scheitert Hermine Billinger niemals, höchstens an den Hauptfiguren. Es passiert ihr nicht selten, daß ihr die Erzählung aus der guten Stube in die Küche rutscht. Hier ist es ähnlich: im „Salon“ der großen Schauspielerin fühlt sich die Dichterin nicht halb so wohl wie im Armenhaus, und es ist unstreitig nach dem Problem des Romans ein Fehler der Anlage, daß man eine Hauptpersan, die geniale Tochter, fast immer nur durch die Augen andrer sieht oder durch Briefe kennen lernt. Man wird auch sagen müssen, daß wir in psychologischer Beziehung nicht ganz auf die Kosten kommen, und die liebenswürdige Gewandtheit der Erzählerin da etwas fix über einige Lücken fortgeht. Doch immer wieder entschädigt für diese Mängel das Zutrauliche, Verständige, Klaräugige der Dichterin, die wohl selbst den guten und festen Grund der Heimat und des Hauses allem übrigen vorzieht, aber durchaus nicht philiströs ist und wohl weiß, daß es Vögel verschiedener Sarten gibt, auch solche, die als Enge und Schranke empfinden, was anderen Schutz und Schirm ist. Irreführend an dem Werkchen, das sonst so gar nicht verwirrt, ist nur die Deckadresse: Roman. „Erzählung“ wäre richtiger gewesen, denn nach Art der Billinger ist alles nur in jenen Grundzügen gegeben, nur skizziert. Die treue Gemeinde, die sich die helläugige Karlsruherin geschaffen hat, wird auch für diese neue Gabe dankbar sein.



Oswald Achenbach †. (Aufnahme von Constantin Luck in Düsseldorf.)

Illustrierte Rundschau.

Eine Menzel-Erinnerung. — Prof. Oswald Achenbach-Düsseldorf †. — Miniaturbildnisse von H. F. Füger. — Ölgemälde alter Meister: J. V. von Goijen, Lucas Cranach, Pieter Molijn. — Herrenzimmermöbel vom Architekten Albin Müller-Magdeburg. — Plaketten von Constantin Starck. — Stickereien von Elsbeth Faltin-Dresden. — Zu unseren Bildern.

Der Schnitter Tod hat wieder Ernte auf den Gefilden der Kunst gehalten. Doch es waren reife, reiche Leben, die seiner Sense verfielen, Künstlerleben, die auch äußerlich die Erfüllung eines langen, schweren und gesegneten inneren Werdeganges darstellen. Das wuchtigste aller künstlerischen Jahresereignisse wird neben der Fertigstellung des Domes zu Berlin unzweifelhaft Menzels Tod bleiben. Dem Andenken der großen kleinen Exzellenz, die Kaiser Wilhelm II. mit fürstlichen Ehren begraben hat — wobei er indes nur einen Teil der reichen Künstlerschaft Menzels, seine „fridericianische Kunst“, zu ehren beabsichtigte — ist in diesem Heft ein besonderer Artikel von seinem Freunde Ludwig Pietsch gewidmet. Ein originelles Blatt bringt es außerdem zw. S. 192 u. 193, ein launiges Aquarell von der Hand des Altmeisters aus dem Jahre 1858: Zuschauer beim Einzug des jungvermählten Kronprinzenpaares. Sein Malerauge, seine Phantasie und sein Bleistift ruhten nie, alles im Leben, selbst das Kleine und scheinbar Unbedeutende setzte sich in dem wunderbaren Manne in Kunst um, oder wenigstens in eine künstlerische Studie. Ob bei der nah bevorstehenden Hochzeitsfeier unseres jungen Kronprinzen auch wieder so ein zu Großem berufener Kunstjünger am Fenster der Festzugsstraße steht und mit ein paar genialen Strichen ein Gedenkblatt füllt, das fast ein halbes Jahrhundert später zum Gegenstand pietätvoller Erinnerung werden kann? Lebt und schafft der Nachfolger Menzels vielleicht schon? Wer wird der Erbe so gewaltiger Kunst und so großen Ruhmes sein? — Mit einem zweiten Patriarchen im Reich der Kunstwerkstätten, dem Professor Oswald Achenbach, der am Vorabend seines 78. Geburtstags in Düsseldorf das Zeitliche gesegnet hat — geboren war er ebendort am 2. Februar 1827 — ist uns ein Meister gestorben, der



Bildnis. Elfenbeinminiatur von H. F. Füger aus der Sammlung Figdor in Wien.

jahrzehntelang in fruchtbarem Schaffen dem romantischen Sehnsuchtsdrang der Deutschen nach dem Süden und nach der Sonne des Südens immer neue Nahrung zu geben wußte. Er hat auf seinen italienischen Kunstfahrten die Wiedergabe gerade jener Landschaften bevorzugt, die von jeher — auch im Laienurteil — für „malerisch“ galten. Schöne, harmonische Motive aus Rom und der Campagna, aus Neapel und von Capri hat er in edler Farbe dargestellt. Aus fast allen Gemälden Oswald Achenbachs tritt uns daher das glückliche, warme, strahlende, festliche Italien entgegen, wie sich's die Phantasie des schönheitsdurstigen Nordländers am liebsten erträumt: mit ewigblauem Himmel oder sternklarem Firmament, im Licht des silbernen Mondes oder farbensatter, stimmungsreicher Sonnenuntergänge. Eine heitere Kunst, bestimmt zu erheben oder wenigstens zu erfreuen. — Im neuesten Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen (G. Grotes Verlag 1905, 26. Band 1. Heft) ist dem Porträtminiaturisten Heinrich Friedrich Füger ein reich illustrierter Aufsatz aus der Feder des Bibliothekars bei den Königl. Museen Dr. Ferdinand Laban gewidmet. Als Probe der feinen Kunst Fügers bringen wir daraus ein Elfenbeinminiatur, das zarte Frauenbildnis, das die Figdorsche Sammlung in Wien besitzt, und die derselben Sammlung gehörigen, wenig bekannten Porträts der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes und Mitregenten, des Kaisers Josef II. Ein anmutiges Gruppenbild beschließt die kleine Folge der Miniaturbildnisse Fügers, ein Werk, das im neuen Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin aufgestellt ist: die Gräfinnen Thun. Aristokratische Ruhe liegt in diesem Bild, dem nur der kühle und doch seltsam anziehende Blick der charakteristischen Augen, die diese drei familienähnlichen, fein nuancierten Frauengesichter besitzen, ein gewisses



Kaiserin Maria Theresia.
Miniatur von H. F. Füger aus der Sammlung Figdor in Wien.



Kaiser Josef II.
Miniatur von H. F. Füger aus dem K. K. Österreichischen Museum in Wien.



Die Gräfinnen Elisabeth, Christiane und Marie Karoline Thun.
Elfenbeinminiatur von H. F. Füger im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.



Dorfstraße. Gemälde von Jan von Goijen.

inneres Leben verleiht. — Festtage für Kenner unter dem zahlungskräftigen Publikum des Berliner Westens und der ihm verwandten Kreise pflegen die Versteigerungen zu bilden, die Rudolph Lepkes Kunstauktionshaus abhält. Unter den „Ölgemälden alter Meister", die in diesem Frühjahr zur Versteigerung gelangt sind, befand sich manche Perle; trotzdem blieben die Preise auf verhältnismäßig leicht erschwingbarer Höhe. Das Gemälde „Dorfstraße" von Jan V. von Goijen (1596—1656), ein ganz vortreffliches Werk aus des Meisters früherer Periode, ging um 1820 Mk. an den Käufer. Der Fürst Kondacheff, der der Versteigerung beiwohnte, erwarb für 1200 Mk. den prächtigen Lucas Cranach, der in unserer Wiedergabe der lebensvollen, perspektivisch taktvollen und in allen Linien so überaus stimmungsreichen Landschaft des Holländers folgt. Das Werk von Lucas Cranach ist auf Holz gemalt. Es stellt eine symbolisch hübsche Szene in naiver Auffassung dar: die Jungfrau Maria, auf ihrem Schoß stehend das Jesuskind, das nach einer reifen Weintraube greift, die Johannes, als kleiner Heiliger dargestellt, ihm bietet. Das Werk Pieter Molijns (1600—1661), eine Landschaft, die nur den sechsten Teil des Goijenschen Gemäldes brachte, ist ganz in der ruhigen, vornehmen, alles Aufdringliche vermeidenden Art der alten Holländer gehalten. In seinem Aufbau und der Farbentechnik erinnert das Bild an die besten Arbeiten von Goijen, mit dem eine künstlerische Geistesverwandtschaft überhaupt unverkennbar ist.



Maria mit dem Christuskind und Johannes.
Gemälde von Lucas Cranach.

Seitdem Künstler und Architekten sich der Neubelebung und Durchgeistigung der Innendekoration zugewendet haben, der Hauskunst, die durch die schematische Möbelfabrikation und den in geistlosen Formen erstarrten Tapeziergeschmack der beiden Dezennien nach dem großen Kriege in so argen Mißkredit geraten war, vergeht keine Jahreszeit mehr ohne große, teils prunkvolle, teils schlichte, aber stets anregende Ausstellung von Hausgeräten jeder Art. Die Warenhäuser und die Kunsttischlereien haben scharfe Wettbewerbe eröffnet, und private künstlerische



Landschaft. Gemälde von Pieter Molijn.

Pflege und Neugestaltung all der häuslichen Dinge, zwischen denen wir den größten Teil unseres Lebens hinbringen, wirbt erfolgreich mit. Von dem Architekten **Albin Müller** in Magdeburg stammen mehrere neue Entwürfe zu einfachen und kombinierten Möbeln und allerlei Wandschmuck für Herrenzimmer. Die meisten Anregungen zur Umgestaltung unserer Innenräume sind von den englischen Vettern und Basen über den



Herrenzimmermöbel.
Von Architekt Albin Müller-Magdeburg.



Herrenschreibtisch, Sessel und Bücherschrank.
Von Architekt Albin Müller-Magdeburg.

Kanal zu uns herüber gekommen. Die Pflege häuslicher Gemütlichkeit ist in England viel wärmer und stärker entwickelt, als wir Deutsche gemeinhin annehmen, die wir zumeist nur eine recht wenig erquickliche Sorte steifer, kühl-egoistischer Misters und Misses auf Reisen kennen zu lernen pflegen. Die traulichen Plauderecken, deren eine auch dem Herrenzimmer von Albin Müller eine besondere Anziehung verleiht, sind mit ihrer Zusammenfügung von Schrank und Sofa und Aufsatzschränkchen so recht für die behaglichen Feierabendstunden geschaffen, die für den englischen Geschäftsmann nach einem Tag der Hast und der Hetze regelmäßig mit der Hauptmahlzeit beginnen. Diese Stücke haben nichts Steifes, nichts Zeremonielles, sie sind wirklich zum Gebrauch, zum Wohnen da, sie machen den Eindruck, bequem, praktisch und dauerhaft zu sein, und sie sind angenehm, dabei auch wechselvoll in den Linien, ohne sich in überhitzter Erfinderlaune zu jener allerneuesten Stilart von Möbeln verleiten zu lassen, die mit ihren grausam verzerrten Rücklehnen und verschrobenen Beinen nur für



Aus einem Herrenzimmer.
Von Architekt Albin Müller-Magdeburg.

Bachus. Hebe. Plastik. Handel. Ruhm.



Malerei. Musik. Kunstgewerbe. Architektur. Poesie.

Plaketten von Constantin Starck aus der Berliner Medaillen-Münze Otto Oertel in Berlin NO.

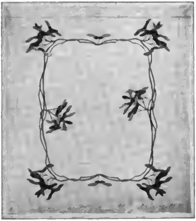
Karikaturen des Menschengeschlechts bestimmt zu sein scheinen.

Im Anschluß an die im vorigen Heft wiedergegebenen Proben der Medailleurkunst von Prof. R. Meyer-Karlsruhe bringen wir heute eine Sammlung Plaketten von Constantin Starck aus der Berliner Medaillen-Münze Otto Oertel in Berlin NO. Diese zehn symbolischen Reliefprofile sind so edel in den Linien, so klar und vornehm in der Prägung, vor allem aber so glücklich in der Erfüllung klassischer Formeu mit modernem Geist, daß man seine wahre Freude daran haben kann. Der preußische Staat hat die wertvollen Kleinodien für die Nationalgalerie angekauft. Vortrefflich ausgeführte Kopien — von den Originalstempeln geprägt — sind aber auch im Handel erschienen, in Silber, in 8- und 14 kar. Gold. Sie sind, mit Nadel oder Öse versehen, als Brosche oder als Anhänger, wohl auch als Krawattenschmuck verwendbar, diese „Oertelmünzen", die die Kunst des großen Charpentier auch auf deutschem Boden populär zu machen bestimmt scheinen. Den Schluß der Rundschau bildet ein Ausflug in das kunstgewerbliche Atelier von Elsbeth Faltin-Dresden. Die erste Abbildung stellt einen Teil einer Decke aus kupferrotem englischen Leinenbatist dar, der in origineller Nadelzeichnung mit pfaublauer und zartgrüner Seide bestickt ist. Grüne und hellbläuliche Seide dient für die leichte, duftige Stickerei der zweiten Decke, die aus zartlila englischem Leinenbatist hergestellt ist. Das Tablettdeckchen besteht aus weißem Leinen und ist mit brauner und goldgelber Seide bestickt, während für das Stuhlkissen graugrüner englischer Seidenbatist verwendet ist, den die Hand der Künstlerin mit Irisgarn in heller Kupferfarbe und zartem Grün bestickt hat. Es sind aparte kleine Kunstwerke, ebenso wirksam durch die fein zusammenstimmenden Farbentöne wie durch die originelle Zeichnung.



Decke (Teil davon) von Elsbeth Faltin-Dresden.

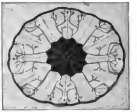
Das Titelbild dieses Heftes gibt den famosen Gelehrtenkopf wieder, der von der Staffelei des Münchener Professors Otto Seitz so lebenswirklich in die Welt hinaussieht, daß man meint, dem Original schon einmal in irgend einer nachdenklichen Stunde begegnet zu sein. Diese halbgeschlossenen und doch so klar und überlegen schauenden Augen mit dem BenAkiba-Zug des weltweise gewordenen Greises, die auf Energie deutende Nase, vor allem aber der zahnarme, etwas zusammengefallene Mund, um den ein resigniertes Lächeln schwebt, sind meisterlich auf die Leinwand gebracht, und das originelle Filzbarett bringt einen heiteren Nebenton in die Harmonie. — Zwei Ölstudien von Professor Eugen Bracht-Dresden folgen dem Seitzschen Gemälde. Die Motive hat dieser große Landschaftssinfoniker von seinen Nordlandsfahrten mitgebracht. Dort gibt es noch ein paar



Decke von Elsbeth Faltin-Dresden.

urwaldliche Strecken, so wie sie die großzügige Phantasie Brachts liebt. Es sind kleine Ausschnitte aus einem Hochmoor, aus einer wirren und wilden Gebirgslandschaft. Ein bedeutendes Kunstmittel der Brachtschen Konzeption ist stets seine glückliche Gewandtheit, aus einem weiten, mitunter fast zerfließenden Stoffgebiet sich ein eng begrenztes, gut umrissenes Stück herauszuholen, das einen künstlerischen Schwerpunkt besitzt, dem alle Nebendinge weichen müssen. Er gibt auch in seinen kleinen Studien immer viel, weil er nicht zu viel geben will.

Dem Artikel über Anselm Feuerbach, dem die Reproduktionen von drei seiner Werke beigegeben sind — der Studienkopf als Einschaltbild zw. S. 136 und 137, die Zeichnung „Iphigenie" S. 144 und 145, und S. 152 und 153 seine „Melancholie", ein Studienkopf, den der Künstler später in „Medeas Traum" verwendet hat — folgt eine kleine Bronze von Erich Schmidt-Kestner in Charlottenburg „Vor dem Melken". Die Neigung des störrischen Kopfes, das Muskelspiel des Kuhrumpfes, vor allem des Nackens, aber auch Haltung und Bewegung der blutjungen Dirn, die das Tier am Leitseil festhält, sind mit gutem Realismus wiedergegeben. — „Erste Kommunion" ist ein Gemälde, das alle Vorzüge der John Laveryschen Porträtierungskunst besitzt. Er ist einer der ersten modernen Schotten, die in Deutschland beifällig aufgenommen worden sind. Seine zarten Pastelltöne, seine in leichtem Dust schwimmenden Prospekte geben der Mehrzahl seiner bei uns bekannt gewordenen Bilder einen gewissen geheimnisvollen Reiz. Wie in der „Ersten Kommunion" so hat er auch in seinem Hauptwerk, dem berühmten „Tennispark", die Frische junger Gesichter und anmutiger Gestalten in äußerst zarten und diskreten, dabei doch wirkungsvollen Tönen wiederzugeben gewußt. In seiner „Ersten Kommunion" wendet der Künstler dieselbe Sorgfalt wie dem Kopf und dem Gesichtsausdruck so auch den verschiedenen Geweben zu, die bei weiblichen Bildnissen mit darzustellen sind. Ein Meisterstückchen ist die Wiedergabe des Schleiers, den die hübsche, scheue, kleine Konfirmandin trägt: wie das duftige, durchsichtige Gewebe über das weiße Kleidchen fällt und eine zartgraue Dämpfung der Untertöne hervorruft! — Als Schluß des Bildschmucks bringt unser Heft die „Zigeunerfamilie" von Gonzalo Bilbao y Martinez. Etwas skizzenhaft wirkt vielleicht die Alte, vielleicht ist auch der links am Rand des Gemäldes mit drollig-faunischem Grinsen herüberlugende olivenbraune Geselle und der auf dem lammfrommen, uralten Maultier halb in den Zweigen hockende Bambina nicht mit der bei der Sevillaer Schule gewohnten Adrettheit gemalt. Echt, vom blumenüberladenen Scheitel an bis in die gespreizte Fingerspitze der kokett das Kleid raffenden Hand, echt und meisterlich gemalt ist die Hauptfigur, die jugendliche Heldin dieser Zigeunerfamilie. Der werbende und doch zugleich warnende Blick, die tanzgeübte Haltung, der überladene Putz der bunt zusammengewürfelten Kleiderpracht — das gibt einen Zusammenklang, bei dem dem Beschauer unwillkürlich die kecksinnliche, prickelnde Melodie aus Bizets Carmen durch den Sinn zieht: „L'amour est enfant de bohème . . !" H.



Tablettdeckchen von Elsbeth Faltin-Dresden



Stuhlkissen von Elsbeth Faltin-Dresden.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.